GOTTFRIED KELLERS WERKE

BAND 7

ATLANTIS AUSGABEN

GOTTFRIED
KELLERS
WERKE

BAND 7

ATLANTIS AUSGABEN

GOTTFRIED KELLER

BRIEFE
TAGEBÜCHER
AUFSÄTZE

ATLANTIS VERLAG ZÜRICH

BUCHDRUCKEREI WINTERTHUR AG

VORWORT DES HERAUSGEBERS

In diesem Band sind in Ergänzung von Gottfried Kellers sonstigen Werken jene Äußerungen gesammelt, die in Veröffentlichungen aus dem Nachlaß, in Briefen, Zeitungen und Zeitschriften zerstreut sind. Es konnte sich dabei nicht darum handeln, noch einmal sämtliche Briefe abzudrucken, eine Aufgabe, die ja bis auf die wenigen inzwischen möglichen Ergänzungen bereits durch die Ausgabe von Emil Ermatinger trefflich gelöst ist. Auch die Gelegenheitsbeiträge Kellers in Zeitungen und Zeitschriften sind nicht alle über den zeitlichen Anlaß hinaus von Bedeutung. Freilich hat uns heute manche Äußerung Kellers, die unsere Väter nicht mehr beachteten, wieder etwas zu sagen, und so haben wir alles, was uns zugänglich war, für diese Auswahl neu geprüft. Wir haben dabei unter anderen die folgenden Werke herangezogen: die erwähnte Briefsammlung von Ermatiger, die von Bächtold in seinem großen Keller-Werk sowie in seinem Sammelband von Kellers Nachgelassenen Schriften vermittelten Texte, die im Verlag der Corona erschienenen, für Kellers Verhältnis zu seinen Verlegern so überaus aufschlußreiche Sammlung seiner Briefe an Viehweg, und das Werk von Kriesi über Keller als Politiker.

Aus den Briefen wurden jene Stellen herausgegriffen, die Kellers Persönlichkeit, Gedankenwelt und menschlichen Umgang spiegeln, oder in denen sich der große Erzähler in Miniaturbildchen verrät. Um den besondern Briefstil Gottfried Kellers sichtbar zu dokumentieren, wurde ein Teil der Briefe im vollen Wortlaut abgedruckt; sie sind mit einem Sternchen gekennzeichnet. Die Briefe an Theodor Storm sind um ihrer besondern Bedeutung willen alle vollständig wiedergegeben. Auch das Verhältnis zu seinem Mitbürger C. F. Meyer, wie es sich in den Briefen spiegelt, wurde zum Gegenstand eines besonderen Kapitels gemacht, ebenso die ausführliche Stellungnahme zu Heinrich Leuthold und Carl Spitteler. Wie die Briefe wurden auch die Aufsätze und andern Gelegenheitsarbeiten teils in vollem Wortlaut, teils gekürzt aufgenommen und die Kürzungen generell angedeutet.

Manche Äußerung Kellers scheint eine überraschende Beziehung zur Gegenwart zu haben. Wir werden indessen gut tun, in ihrer Heranziehung für heutige Verhältnisse vorsichtig zu sein; denn die Welt und die Menschen ändern sich, und auch bei Gottfried Keller selber haben sich Ansichten über einzelne Personen und Ereignisse geändert, wenn er sich auch in seinem Wesen als Mensch und Bürger stets treu – und darin Sinn- und Vorbild seines Volkes geblieben ist.

Martin Hürlimann

AUTOBIOGRAPHISCHES

Autobiographische Skizze von 1847

Brief an Gerold Meyer von Knonau mit dem Beitrag für das von diesem geplante biographische Lexikon der Zürcher Schriftsteller. Das Manuskript blieb zu Kellers Lebzeiten ungedruckt.

Hottingen, den 22. März 1847.

Hochgeehrter Herr!

Als ich seinerzeit Ihre Aufforderung zu biographischen Notizen für eines Ihrer vortrefflichen Werke erhalten hatte, setzte ich mich sogleich hin, Ihrer für mich nur zu ehrenvollen und eigentlich doch nicht verdienten Einladung nachzukommen. Ich war aber dadurch veranlaßt worden, mit ruhigem Blick auf den Gang meines bisherigen Lebens zurückzuschauen und so geschah es, daß ich mich über der Arbeit vergaß und für Ihren Zweck viel zu weitläufig wurde. Es wurde daher eine Reduktion notwendig. Jede Wiederholung derselben Arbeit, wenn sie auch noch so leicht ist, veranlaßt mich immer zu unverzeihlichem Zögern und Aufschieben. So geschah es auch hier, ich schob immer auf, bis ich die Sache aus den Augen verlor und zuletzt, als sie mir wieder in die Hände kam, hielt ich es für zu spät und verzichtete gänzlich darauf. Ihre wiederholte gütige Nachfrage beweist mir aber zu meinem großen Trost, daß ich wenigstens den Schein der Ungezogenheit, den ich durch meine Nachlässigkeit auf mich gezogen hatte, noch von mir abwenden kann, und ich bin so frei, Ihnen, geehrter Herr, anliegend die gewünschte Skizze zu übersenden. Sie ist auch diesmal etwas weitschweifig geworden; wenn es Ihnen aber nicht

zu viel Zeit raubt, selbige durchzulesen, so dürften Sie vielleicht desto bequemer das für Ihren Zweck Taugliche herausfinden. Indem ich Sie angelegentlich um Entschuldigung für meine Nachlässigkeit bitte, verbleibe ich mit hoher Achtung Ihr ergebenster

Gottfried Keller.

★

Ich bin im Jahre 1819 geboren. Mein Vater war ein Drechslermeister, von Glattfelden gebürtig, welcher sich in Zürich niederließ, ein aufgeweckter und wohlmeinender Mann; leider starb er schon, als ich kaum fünf Jahr alt war. Meine Mutter schickte mich in mehrere Schulen, zuletzt in die eben eröffnete Kantonsschule. Ich kam aber nicht weiter als bis in die dritte Klasse der untern Abteilung der Industrieschule, indem ich infolge von Unordnungen und Auftritten, welche sich die ganze Klasse gegen einen mißbeliebten Lehrer zuschulden kommen ließ, ziemlich unbegründet als Sündenbock ausgejagt wurde. Hierdurch wurde ein für allemal meine Schulerziehung abgeschnitten; denn meine Mutter hatte nicht die Mittel, mich in ein Privatinstitut unterzubringen. Wenn ich auch in der Schule nur in einem oder zwei Lieblingsfächern, z. B. in den sprachlichen, fleißig und eifrig gewesen war, so war ich doch während der Zeit außer der Schule immer vollauf beschäftigt; ich trieb eine heimliche unbewußte Schriftstellerei, welche in Dramatisierung der in der Schule vorkommenden geschichtlichen Aufsätze und den herkömmlichen Robinsonaden bestand. Mehr noch nahm mich eine wunderliche Malerei in Anspruch: was ich nur von Nürnberger Kinderfarben auftreiben konnte, wurde zur Nachbildung von Morgen- und Abendrot und anderer Himmelseffekte angewendet, welche dazumal meine Phantasie aufs dringendste beschäftigten. Eine Art von autodidaktischer Gewandtheit, die ich darin erlangte, erregte den sehnlichsten Wunsch in mir, Maler zu werden, und so

kam es, daß ich nach meiner Ausweisung aus der Schule es durchsetzte. Da meine Mutter aber gerade so wenig Einsicht als ich selbst in den Gang einer künstlerischen Ausbildung hatte und überdies von allem guten Rat entblößt war, so kam ich in die Hände unfähiger Leute, welche keinen Begriff von dem wahren Wesen der Kunst hatten. Ehe ich einen vernünftigen Strich zeichnen konnte, begann ich, meinem angeborenen Produktionstrieb folgend, allerlei Landschaften zu komponieren und derlei dummes Zeug zu treiben; man ließ mich aus Mangel an eigener Kenntnis und daher auch aus Mangel an Autorität gewähren, und ehe ich mich besann, war ich zwanzig Jahre alt geworden, ohne eigentlich etwas Rechtes zu können. Von Verdienen war keine Rede, denn bei aller Ungeschicklichkeit hatte ich immer einen unbändigen Künstlerstolz und wollte nichts beginnen, was nicht meinen inneren Wünschen und Begriffen entsprach.

Im Jahr 1840, als ich doch das Mißliche meiner Stellung bedenklich zu finden anfing, entschloß ich mich zu einem neuen Anfange. Ich ging mit einigen hundert Gulden, welche ich von väterlicher Seite her ererbt hatte, nach München. Die deutsche Kunst, welche hier einen Hauptsitz hat, machte gleich zu Anfang einen gewaltigen Eindruck auf mich, und mein Geschmack bildete sich ziemlich schnell aus. Ich war aber ohne Empfehlungen gekommen, lebte ohne nähere Bekanntschaft mit ausgezeichneten Künstlern, auf der Akademie war für die Landschaftsmalerei gar kein Lehrer, noch Raum: so war ich mir wieder selbst überlassen. Obgleich ich zwar mit mehr Überlegung und Wahl arbeitete, so blieb [ich] doch in technischer Ausführung zurück. Ich unternahm große Kartons und Bilder, welche ihres Gedankenreichtums wegen den Künstlern gefielen; fertigmachen aber konnte ich sie nicht, hatte auch keinen besondern Trieb dazu; wenn ein Bild gezeichnet, angelegt und in einige Beleuchtung und Haltung gebracht, somit der Hauptgedanke ausgesprochen war, so drängte sich mir schon wieder ein

anderes auf, und das erste blieb liegen. Dazu kam, daß ich durch die Stoffe der vielen Kunstwerke, die ich in München sah, auf die poetische Literatur geführt wurde. Das Nibelungenlied war mir neu und imponierte mir, Romantisches und Klassisches drang in verworrenen Massen auf mich ein, das persönliche Leben und der Umgang mit deutschen Künstlern, Künstlerfeste u. dgl. weckten und unterhielten Stimmungen und Anschauungen in mir, die ich vorher oft geahnt und nun in schönster Genüge hatte, aus denen ich aber zu klarem Bewußtsein herauszukommen strebte; und, unwillkürlich auf eine geordnetere und anhaltende Lektüre geraten, trieb ich meiner Kunst und meinen Verhältnissen ziemlich fremde Studien zu einer Zeit, wo ich mich doppelt hätte zusammennehmen müssen, um die Not, welche vor der Türe stand, abzuhalten. Diese brach wirklich herein und machte mein Leben auch in dieser Beziehung ziemlich pikant und poetisch. Zuletzt schlug die Sache aber allzusehr in Prosa über und ich war genötigt, die Zuflucht wieder ins mütterliche Haus zu nehmen, mit dem Vorsatze, sobald als möglich zurückzukehren und die Sache gescheiter als bisher zu treiben.

Ich befand mich in großer Niedergeschlagenheit, als ich im Herbst 1842 nach Zürich zurückkehrte, und mein einziges Trachten war München. Es wollte sich aber nichts zeigen, welches mir die Rückkehr möglich machte.

Da machte ich von ungefähr im Frühling 1843 einige Verse, die ersten fast in meinem Leben, und war sehr verwundert über die Leichtigkeit, womit sie mir gelangen. Sogleich fiel ich auf den wunderlichen Einfall, einen Band Gedichte herauszugeben und mit dem Gelde, welches ich dafür erhalten würde, nach München zurückzukehren. Ich dichtete den ganzen Sommer und Herbst über tüchtig darauflos. Die Zeitereignisse führten noch die Politik in den Kreis meines Bewußtseins. Als ich einen ziemlichen Pack Reimereien beieinander hatte, überschickte ich sie Professor Follen und bat ihn mit angstvoller Erwartung um Entscheidung über Sein

oder Nichtsein dieser Versuche, wie schon viele meiner Landsleute vor mir; denn er ist zu seiner großen Unbequemlichkeit das Orakel der poetischen Anfänger in der Schweiz geworden. Er fand das meiste meiner Sachen unbrauchbar, das übrige aber gut genug, mich zur entschieden poetischen Laufbahn aufzumuntern. Es wurde gleich einiges in einem Taschenbuche gedruckt, fand günstige Aufnahme und erwarb mir wohlwollende und belehrende Freunde. Ich fing an, mich gründlicher in der Geschichte der deutschen Literatur zu orientieren, und trieb mein eigenes Dichten besonnener als bisher. Insofern schien ich keinen üblen Tausch gemacht zu haben, als ich in der schreibenden Poesie weniger Zeit und Ausdauer zur Bekleidung eines Gedankens brauchte als in der malenden, was meinem Produktionstrieb sehr zusagte. Ob ich wirklich zum Dichter geboren bin und dabei bleiben werde, ob ich wieder zur bildenden Kunst zurückkehren oder gar beides miteinander vereinigen werde, wird die nähere Zukunft lehren. Wenn ich auch keine gelehrte Erziehung genossen habe, so ersetzt mir die Schule eines bewegten Lebens dasjenige, was sich nicht nachholen läßt.

Hottingen, den 22. März 47.

Autobiographisches

Erschienen 1876 und 1877 in «Die Gegenwart. Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben», herausgegeben von Paul Lindau.

I.

Die autobiographischen Belustigungen der «Gegenwart» fanden bisher, so viel ich wahrgenommen, fast nur unter Herren statt, welche über ihr Leben schrieben, insofern sie es überhaupt mit Schreiben zugebracht. Es handelt sich mithin um ein Bekenntnis, mit wie viel Lust oder Leiden man sich in diese schreibende Welt gestellt sehe, und wie man in dieselbe hineingeraten.

Forschen wir nach Stimmen über den Stand der Schreiber im allgemeinen, so tönen dieselben verschieden.

In einem alten Liede heißt es:

Ein feder hintern oren,
zu schreiben zugespitzt,
thut manchem heimlich zoren,
da vorn der schreiber sitzt
für andern knaben allen;
ob man ihn schreiber heißt,
so tuts den frewlein gfallen
und liebt ihn' allermeist.

Das scheint nicht ungünstig zu lauten; allein in einem andern Liede heißt es:

Mein mueterlein das fraget aber mich:
ob ich wolt ein' schreiber? «awe, nein!» sprach ich,
«näm ich denn ein' schreiber zu einem manne,
so hieß man mich Frau schreiberin
und ein dintenzetterin;
wär mir ein schande,
kein ehr im lande!»

Dies klingt schon weniger vorteilhaft. Freilich scheint es sich in beiden Zeugnissen mehr um Amts-, Rats- oder Gerichtsschreiber zu handeln, um eine Art kleinen Kanzlertumes. Und auch in dieser Richtung haben sich die Dinge geändert. Die Zeit ist lange dahin, da der Schreiber, das Tintenfaß am Gürtel, bei schönem Wetter Hexen und Ketzer verbrannte, einen Ratsschmaus einrichtete, mit Herold und Trompeter durch die Stadt ritt, die Frühlingsmesse auszurufen, oder gar mit dem Banner ausrückte, um als Feldschreiber die glorreiche Züchtigung der Widersächer an den Rat zu berichten. Von alledem ist nicht mehr die Rede. Jahr aus und ein sitzt man am stillen Schreibtisch und kämmt zerzauste Eisenbahnkonzessionen aus, oder paragraphiert Gesetzesentwürfe, wie sie aus den Zusätzen und Abstimmungen von einem oder zwanzig Dutzenden turbulenter Köpfe hervorgegangen sind, vielleicht in einem kurzen Jahrzehend zum zweiten und dritten Mal über denselben Gegenstand. Indem man die Promulgation des Neuesten besorgt und in dem abgegriffenen Handexemplar der Gesetzsammlung, das schon von den Randglossen entschlafener Vorgänger bedeckt ist, wieder Seite um Seite aufgehobener Bestimmungen durchstreicht, die man vor wenig Jahren vielleicht selbst in diesem papiernen Tempel aufgehangen hat, empfindet man nicht immer den rechten Respekt vor dem frischen Wehen des Lebens, dem stürmischen Vorschritt des Volkes, der solchen Wechsel bedingt. Der Schreiber fühlt sich nur als Danaide mit dem Wassersieb in der Hand, er sieht nur die Vergänglichkeit der Dinge, hört nur das Abschnarren eines Uhrwerkes, aus welchem die Hemmung weggenommen ist. Für seine Person wäre er friedlich und genügsam; er bedürfte nicht so vieler Änderungen, um mit seinen Nebenmenschen auszukommen, und so sehr er Freiheit und Recht liebt, so wenig liegt ihm an einem bißchen mehr oder weniger Detail, an der ewigen Topfguckerei. Wenn der alte Thorwaldsen etwa aufmerksam gemacht wurde, wie seine Marmorarbeiter die Modelle im einzelnen

zuweilen nicht sauber und genau genug ausführten, soll er geantwortet haben, er wisse das wohl, allein es komme ihm hierauf nicht an, er sehe auf's Ganze. Seine Werke seien hoffentlich so beschaffen, daß sie ein bißchen bessere oder schlechtere Ausführung ertragen können.

Mit diesem Gleichnis fallen wir freilich aus dem Ton, da es staatsrechtliche mit künstlerischen Verhältnissen zusammenwirft, wenigstens für das äußere Auge des richtigen Staatsrechtsbeflissenen. Allein es führt bequem aus der amtlichen Schreibstube, die ich nun fünfzehn Jahre bewohnt habe, in die andere, die literarische, hinüber, in die ich vor kurzem zurückgekehrt bin. Indem ich während jener Zeit die Stelle des Staatsschreibers des Kantons Zürich versah, befolgte ich den bekannten Rat, dem poetischen Dasein eine sogenannte bürgerlichsolide Beschäftigung unterzubreiten. Glücklicherweise war es aber weder eine ganze noch eine halbe Sinekure, so daß keine von beiden Tätigkeiten nebensächlich betrieben werden konnte, und das Experiment in Gestalt einer langen Pause vor sich gehen mußte, während welcher die eine Richtung fast ganz eingestellt wurde. Gewiß sind viele vortreffliche Einzelsachen und wirkliche Meisterwerke in den Mußestunden neben lebenslanger anderweitiger Berufserfüllung entstanden; es wird aber immer der Umfang oder die Natur solcher Werke die Mutterschaft bloßer Mußestunden von selbst dartun, und wer Volles und Schweres in der Vielzahl mußestündlich glaubt vollbringen zu können, wird, wenn er lange lebt und weise ist, seine Illusion selber noch zerrinnen sehen.

Bei meiner Wenigkeit hat sich nun ein Mittelweg herausgebildet, wenn auch ohne eigentlichen Vorbedacht, indem statt eines lebenslänglich verteilten prosaischen Berufswesens eine Konzentration auf eine Reihe von Jahren, mit Ausschluß jedes empfindsamen Mußelebens, sich eingestellt hat. Als die alte Republik Zürich, welche unter verschiedenem Regimente von jeher solchen mäzenatischen Anwandlungen unterlegen ist, mir das Amt ihres Schreibers

gab, mußte ich mich vom ersten bis zum letzten Augenblicke in den Geschäften tummeln und genoß zehn Jahre lang nicht einmal eines Urlaubes, und ich glaube, es ist mir das gesunder gewesen, als ein schläfriges System gemischter Bureau- und Mußestunden. Die Anlehnung an jene solide Bürgerlichkeit, an das Holzhacken Chamissos, hat einmal stattgefunden, ihren Dienst getan, und kann nun wieder mit einer andern, ungeteilten Existenz vertauscht werden, denn die Hauptsache besteht, nach gewonnener Haltung und Elastizität, nicht sowohl in den sicheren Einkünften, als in der entschlossenen Lebensäußerung.

Trete ich jetzt vielleicht mit hellerem Auge, als in meiner Jugend geschehen, neuerdings in die literarische Welt hinaus, so sieht es freilich auf den ersten Anblick bänglich aus. Der herrschende Industrialismus und die Wut der Maler und Dichter, sich im römischen Cäsarismus, in der sogenannten Dekadenz zu baden, lassen uns fast der Verse Juvenals gedenken:

Wir nun treiben es doch und ziehn im lockeren Staube
Furchen und werfen den Strand mit fruchtlos ackerndem Pflug um.
Suchtest Du auch zu flieh'n, Dich hält im Netze des eitlen
Übels Gewohnheit fest, unheilbar hält in den Banden
Viele der Schreibsucht Leid und verdorrt mit dem krankenden Herzen.

Allein es ist am Ende nicht so schlimm, als es aussieht, und mehr oder weniger stets so gewesen.

Auch bei uns sind, wie in allen Literaturen, jederzeit drei von vier böse Kerle vorhanden, die wohl wissen, was recht ist, aber unablässig das Gegenteil davon tun, arme Bursche, die einst ihren Eltern nicht gehorcht und später keine Zeit mehr gefunden haben, sich selbst zu erziehen. Diese quälen sich aber selbst am meisten, und man braucht ja nicht hinzusehen. Dagegen ist gewiß, daß noch jetzt jeder, der etwas Rechtes will und kann, in der Regel auch ein

anständiger und wohlwollender Gesell ist, der nach getaner Arbeit sein kluges Pfeifchen in Ruhe zu rauchen versteht und nicht immer von bösen Mücken geplagt ist. Diese Zunft bedarf gar keiner besonderen persönlichen Geheimbünde; ihre Mitglieder brauchen sich nicht gegenseitig durch fortwährendes Vergleichen und Zänkeln und Eifersüchteln zu ärgern, und es ist jedem vollkommen gleichgültig, ob sein Nebenmann ein großer Raphael oder ein kleiner Niederländer sei, wenn er nur weiß, daß der Mann seine Farben reinlich und ehrlich mischt.

II.

Betrachte ich nun meine geringfügige Gestalt, wie sie in der literarischen Gemeindestube in der Nähe der Türe sitzt, etwas genauer, so gehört sie zu jener zweifelhaften Geisterschar, welche mit zwei Pflügen ackert und in den Nachschlagebüchern den Namen: « Maler und Dichter » führt. Sie sind es, bei deren Dichtungen der Philister jeweilen beifällig ausruft: Aha, hier sieht man den Maler! und vor deren Gemälden: Hier sieht man den Dichter! Die Naiveren unter ihnen tun sich wohl etwas zu gute auf solches Lob; andere aber, die ihren Lessing nicht vergessen, fühlen sich ihr Leben lang davon beunruhigt und es juckt sie stets irgendwo, wenn man von der Sache spricht. Jene blasen behaglich auf der Doppelflöte fort; diese entsagen bei erster Gelegenheit dem einen Rohr, so leid es ihnen tut.

Die Frage des Berufenseins läßt sich nach meiner Meinung mit dem trivial scheinenden Satze beantworten: dasjenige, was dem Menschen zukommt, kann er bis zu einem gewissen Grade schon im Anfang, ohne es sichtlich gelernt zu haben, oder wenigstens ohne daß ihm das Lernen schwer fällt; dasjenige, dessen Erlernung ihm schon im Anfange Verdruß macht und nicht recht von statten gehen will, kommt ihm nicht zu. Unfähige Lehrer können allerdings manche täuschende Störung und Umdrehung dieses Ver-

hältnisses bewirken, indem sie im einen Falle unverdient einschüchtern, im andern aufmuntern: der schließliche Erfolg wird immer der gleiche sein. Daß das eigentliche Lernen erst dort beginnt, wo die Schulbank ihr Ende hat und die Stilfrage auftritt, ist eine Sache für sich.

In sehr früher Zeit, schon mit dem fünfzehnten Jahre, wendete ich mich der Kunst zu; so viel ich beurteilen kann, weil es dem halben Kinde als das Buntere und Lustigere erschien, abgesehen davon, daß es sich um eine beruflich bestimmte Tätigkeit handelte. Denn ein « Kunstmaler » zu werden, war, wenn auch schlecht empfohlen, doch immerhin bürgerlich zulässig. Der Zufall, daß nur angebliche Landschafter am Orte zugänglich für mich waren, entschied für die Landschaftsmalerei, bei welcher ich denn auch bis ungefähr ins dreiundzwanzigste Jahr verblieb, ohne jenes Selbstkönnen und Leichtlernen in den Anfängen und dazu noch stets übel beraten. Vor ein paar Jahrzehnten durfte man noch nicht eine glänzende Kleckserei für eine Landschaft oder überhaupt für ein Bild ausgeben. Dasselbe mußte mit Verständnis gezeichnet und technisch wohl vorbereitet und fertig gemacht sein. Auf der anderen Seite gerieten just um jene Zeit die gelehrten Landschaften, welche ohne Farbe mehr einen literarischen Gedanken als ein gutes Stück Natur darstellten, welcher Richtung ich mich eben wegen des Nichtkönnens mit Energie zuwendete, außer Kurs, und es war nicht mehr möglich, mit dergleichen zu Anerkennung oder gar zu einer akademischen Professur zu gelangen.

Während dieser ganzen Zeit und vielleicht schon vom zwölften Jahre an war ich ein fleißiger Leser und Schreiber; ersteres in der Weise, daß ich ganz früh von einem Buche zum andern literarhistorische Stichworte der damals schon verwichenen Periode ablauschte und die entsprechenden Schriften aufsuchte. Zu jener Zeit entleerten sich noch eine Reihe von alten Familienbibliotheken in die Auktionslokale der Antiquare, so daß aus dem reichen Erbe der Vergangenheit junge Adepten leicht zu Büchern gelangen konnten. Es

war dies jedoch keine spezifisch zürcherische Erscheinung. Noch jetzt kommen z. B. aus den alten Bergschlössern Graubündens zahlreiche Werke der französischen und spanischen Literatur des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts auf den antiquarischen Markt. Bern und Basel werden kaum nachstehen und im Ganzen wird man sagen können, daß das schweizerische Patriziat der alten Zeit mit Büchern gut versehen gewesen ist. Dagegen habe ich während meiner amtlichen Tätigkeit bei Steuer- oder Vormundschaftssachen, die vor die Regierung kamen, manche Nachlaßinventare reicher Leute der Gegenwart gesehen, in welchen für einige tausend Franken Silbergeschirr und für dreißig Franken Bücher figurierten.

Was die Schreiberei betrifft, so trat ich, wo sie nötig oder ich durch irgend einen Umstand gereizt wurde, ohne Besinnen jeden Augenblick ein, als ob sich das von selbst verstünde, und lieferte bei jedem Anlaß den verlangten Stiefel. Als ich im dreizehnten Jahr mit Nachbarssöhnchen die üblichen Puppenspiele betrieb und die Stücke zu fehlen begannen, erfand und schrieb ich ohne Anstoß sofort eine Anzahl kleiner Dramen, zu denen ich gleich die Szenerien herstellte. Das größte Vergnügen gewährte der Schmelzofen für einen « Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer ». Hinter dem schwarzen Ofenloch glühte ein rotes Feuermeer, hevorgebracht durch bemaltes Strohpapier und dahinten ein stehendes Lichtchen. Dort wurde der Bösewicht unnachsichtlich hineingeschoben. Dieser Effekt gefiel mir so gut, daß noch jetzt ein Manuskriptchen da ist, welches eine eigentliche Teufels- und Höllenkomödie enthält, deren Dekoration ganz aus feurigen Wänden mit einem dunklen Höhleneingange bestehen sollte, bekleidet mit Totengerippen usw. Das Titelblatt lautet: « Kleine Dramen. I. Der Hexenbund. Nebenspiel für kleine Theater. » Die drohende Fruchtbarkeit hielt jedoch nicht lange vor; denn in demselben Büchlein finde ich nur noch den Anfang eines Schauspiels « Fernando und Bertha oder Geschwistertreue », in

welchem ein Schildknappe Hugo gleich ins Zeug geht, indem er auftritt und zu einem andern sagt: « Nun willkommen also noch einmal, alter Waffenbruder! » und eine längere Rede verständig also endet: « Und nun laß uns fröhlich zusammen den vollen Becher leeren, wie wir vor sechs Jahren es taten! » Und schließlich erscheint noch ein « Plan zu einer Tragödie »: « Elinzene ». Der Plan besteht aber nur aus einem Personenverzeichnis, worunter ein « Osmann, Oberhaupt der Geistlichkeit, Mufti » und eine « Elinzene, seine einzige Tochter ». Etwa ein Jahr später wurde ich durch ein dramatisches Projekt « Herzog Bernhard von Weimar » in ernstere Aufregung gebracht. Ich war von einer vorzüglich geschriebenen Novelle, die in irgend einem Almanach stand, so erschüttert worden, daß ich dem Helden mit einem recht schönen Trauerspiele glaubte beispringen zu müssen, und die Anfertigung eines ausführlichen Szenariums nach Vorbild der Schillerschen Nachlaßwerke verursachte mir, wie ich mich deutlich erinnere, eine tragisch mitfühlende und gehobene Stimmung. Freilich ließ ich zur Abwechslung mir beikommen, unter meinen vierzehnjährigen Schulgenossen mit allerlei possenhaften Reimereien aufzutreten, was mir leider Beifall und Aufmunterung einiger bösen Nachbarn am Schwanzende der Klasse eintrug.

Mit allen diesen Kindereien war ich jedoch in einer gewissen Selbständigkeit und Ursprünglichkeit geblieben; es war daher keineswegs ein Fortschritt, als ich mit sechzehn Jahren als Kunstschüler einen schriftstellerischen Rückfall verspürte und, nachdem ich die « Emilia Galotti » gelesen hatte, plötzlich wochenlang ein dickes Manuskript mit der krassesten Nachahmung anfüllte. Alle Gestalten, der Fürst, der Höfling, die Maitresse usw. fanden sich vor. Nur war der Vater des virginischen Opfers ein furchtbar ernster Historienmaler mit republikanischer Gesinnung und Witwer, so daß er ganz allein über die Tochter wachen mußte. Indem mein Marinelli dem Fürsten den furchtbar ernsten Charakter des Alten beschrieb, hielt er ihm einen ziemlichen Vortrag

über den Unterschied zwischen der Historien- und der Landschaftsmalerei, wie diese ein sorgloses lustiges Völklein hervorbrächte, während jene nur von düsteren, wo nicht blutgierigen Graubärten betrieben würde, mit denen sich nicht spaßen ließe. Wenn das traurige Manuskript mir später in die Hände fiel, so war dies die einzige Stelle, welche mir einige Fröhlichkeit erregte. Noch eine Verbesserung habe ich anzuführen, die ich erfand. Statt Lessings Einer Orsina schuf ich zwei Maitressen, welche fortwährend miteinander zankten und sich Fußtritte versetzten.

Ebenso wenig original waren einige religionsphilosophische Aufsätze und idyllische Naturschilderungen, die ich in Gestalt Jean Paulscher Traumbilder in ein dickes Schreibbuch eintrug.

Ich könnte mich nun mit dem besten Willen nicht entsinnen, daß ich bei all diesen von niemand beachteten Schreibereien irgend einen Zukunftszweck oder eine geheime Hoffnung gehegt hätte. Es war vielmehr eine aus sich selbst geborne Übung, die nur um ihrer selbst willen existierte. Als einst das Namensfest eines jungen Mädchens gefeiert wurde und ich meiner kleinen Gabe ein Gedicht beizulegen wünschte, war mir die Angelegenheit so wichtig und feierlich, daß ich gar nicht daran dachte, dergleichen etwa selbst zu Stande zu bringen, sondern ein kleines Liedchen in einer Anthologie aussuchte und sorgfältig abschrieb.

Zehn Jahre später, als ein Bändchen lyrischer Gedichte von mir herausgegeben wurde, sah man in demselben Dutzende von Phantasie-Liebesliedern, denen es an jedem erlebten Gefühl gebrach, so daß ich sozusagen aus einem nichts hunderte von Strophen gebaut hatte. Da war ich nicht mehr so bescheiden und wunderte mich nicht einmal, daß einige davon nun ihrerseits in Anthologien übergingen. Jene erste Schreibepoche aber verlief endlich im Stillen, da das reifere Jugendalter nahte und die erwählte Berufsarbeit doch ihre Anforderungen geltend machen, namentlich der Gang in die Fremde angetreten werden mußte. Ohne etwas geworden zu sein,

mußte ich nach fast drei Jahren zurückkehren und gedachte mich in der Heimat neu zu kräftigen und durch kühne Erfindungen emporzubringen. Die Kartons zu ein paar poetischen Landschaften waren so umfangreich, daß ich dieselben in meinem alten Malkämmerchen nicht aufstellen konnte, sondern genötigt war, außer dem Hause einen eigenen Raum dafür zu mieten. Es war gerade Winter und jener Raum so unheizbar, mein inneres Feuer für die spröde Kunst auch so gering, daß ich mich meistens an den Ofen zurückzog und in trüber Stimmung über meine fremdartige Lage, hinter jenen Kartonwänden versteckt, die Zeit wieder mit Lesen und Schreiben zuzubringen begann.

Allerlei erlebte Not und die Sorge, welche ich der Mutter bereitete, ohne daß ein gutes Ziel in Aussicht stand, beschäftigten meine Gedanken und mein Gewissen, bis sich die Grübelei in den Vorsatz verwandelte, einen traurigen kleinen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an welcher Mutter und Sohn zu Grunde gingen. Dies war meines Wissens der erste schriftstellerische Vorsatz, den ich mit Bewußtsein gefaßt habe, und ich war ungefähr dreiundzwanzig Jahre alt. Es schwebte mir das Bild eines elegisch-lyrischen Buches vor mit heiteren Episoden und einem zypressendunkeln Schlusse wo alles begraben wurde. Die Mutter kochte unterdessen unverdrossen an ihrem Herde die Suppe, damit ich essen konnte, wenn ich aus meiner seltsamen Werkstatt nach Hause kam.

Als jedoch ein Dutzend Seiten geschrieben waren, gab es unversehens eine klangvolle Störung. Wie früher die Erzeugnisse der letztvergangenen Literatur, las ich jetzt diejenigen der zeitgenössischen. Eines Morgens, da ich im Bette lag, schlug ich den ersten Band der Gedichte Herweghs auf und las. Der neue Klang ergriff mich wie ein Trompetenstoß, der plötzlich ein weites Lager von Heervölkern aufweckt. In den gleichen Tagen fiel mir das Buch « Schutt » von Anastasius Grün in die Hände, und nun begann es in allen Fibern rhythmisch zu leben, so daß ich genug zu tun

hatte, die Masse ungebildeter Verse, welche ich täglich und stündlich hervorwälzte, mit rascher Aneignung einiger Poetik zu bewältigen und in Ordnung zu bringen. Es war gerade die Zeit der ersten Sonderbundskämpfe in der Schweiz; das Pathos der Parteileidenschaft war eine Hauptader meiner Dichterei und das Herz klopfte mir wirklich, wenn ich die zornigen Verse skandierte. Das erste Produkt, welches in einer Zeitung gedruckt wurde, war ein Jesuitenlied, dem es aber schlecht erging; denn eine konservative Nachbarin, die in unserer Stube saß, als das Blatt zum Erstaunen der Frauen gebracht wurde, spuckte beim Vorlesen der greulichen Verse darauf und lief davon. Andere Dinge dieser Art folgten, Siegesgesänge über gewonnene Wahlschlachten, Klagen über ungünstige Ereignisse, Aufrufe zu Volksversammlungen, Invektiven wider gegnerische Parteiführer usw., und es kann leider nicht geleugnet werden, daß lediglich diese grobe Seite meiner Produktionen mir schnell Freunde, Gönner und ein gewisses kleines Ansehen erwarb.

Dennoch beklage ich heute noch nicht, daß der Ruf der lebendigen Zeit es war, der mich weckte und meine Lebensrichtung entschied.

Ein Band Gedichte, zu früh gesammelt, erschien im Jahre 1846; er enthielt nichts, als etwas Naturstimmung, etwas Freiheits- und etwas Liebeslyrik, entsprechend dem beschränkten Bildungsfelde, auf dem er gewachsen. Ein freundlicher Kreis, in welchem ich aufgetaucht war, schlug, wie es zu gehen pflegt, weitere Wellen und Wellchen und fütterte mich mit den schönsten Hoffnungen. Kurz, ich lebte in gedrängtester Zeitfrist alle Phasen eines erhitzten und gehätschelten jungen Lyrikers durch und blieb wohl nur wenige von den Torheiten und Ungezogenheiten schuldig, die einem solchen anhaften.

Da kam das Jahr 1848 und mit ihm zerstoben Freunde, Hoffnungen und Teilnahme nach allen Winden und meine junge Lyrik saß frierend auf der Heide. Nur einige ernstere

Gelehrte und Magistrate, aus Deutschen und Schweizern gemischt, die still zugesehen hatten, zeigten sich und veranlaßten nun, daß ich mit einem Staatsstipendium auf Reisen gesandt wurde, um nachträglich auch noch etwas zu lernen. Mein Malkasten war längst zugeschlossen und jenes unheizbare Atelier verlassen, und so zog ich zum zweiten Male aus, um an deutschen Schulen, wo es gut schien, meinen Aufenthalt zu nehmen.

Auf diesen Fahrten nahm ich den einst angefangenen Roman wieder zur Hand, dessen Titel: « Der grüne Heinrich », schon existierte. Ich gedachte immer noch, nur einen mäßigen Band zu schreiben; wie ich aber etwas vorrückte, fiel mir ein, die Jugendgeschichte des Helden oder vielmehr Nichthelden als Autobiographie einzuschalten mit Anlehnung an Selbsterfahrenes und Empfundenes. Ich kam darüber in ein solches Fabulieren hinein, daß das Buch vier Bände stark und ganz unförmlich wurde. Ursache hiervon war, daß ich eine unbezwingliche Lust daran fand, in der vorgerückten Tageszeit einen Lebensmorgen zu erfinden, den ich nicht gelebt hatte, oder, richtiger gesagt, die dürftigen Keime und Ansätze zu meinem Vergnügen poetisch auswachsen zu lassen. Jedoch ist die eigentliche Kindheit, sogar das Anekdotische darin, so gut wie wahr, hier und da bloß, in einem letzten Anfluge von Nachahmungstrieb, von der konfessionellen Herbigkeit Rousseaus angehaucht, obgleich nicht allzu stark. Es gibt Leute, welche fast alle möglichen Untugenden in blinder Kindheit antizipieren und wie Kinderkrankheiten ausschwitzen, während z. B. zu wetten ist, daß ein recht fleißiger und solider Gründer, der Millionen stiehlt, als Kind niemals die Schule geschwänzt, nie gelogen und nie seine Sparbüchse geplündert hat.

Dagegen ist die reifere Jugend des « grünen Heinrich » zum größten Teile ein Spiel der ergänzenden Phantasie und sind namentlich die beiden Frauengestalten gedichtete Bilder der Gegensätze, wie sie im erwachenden Leben des Menschen sich bestreiten.

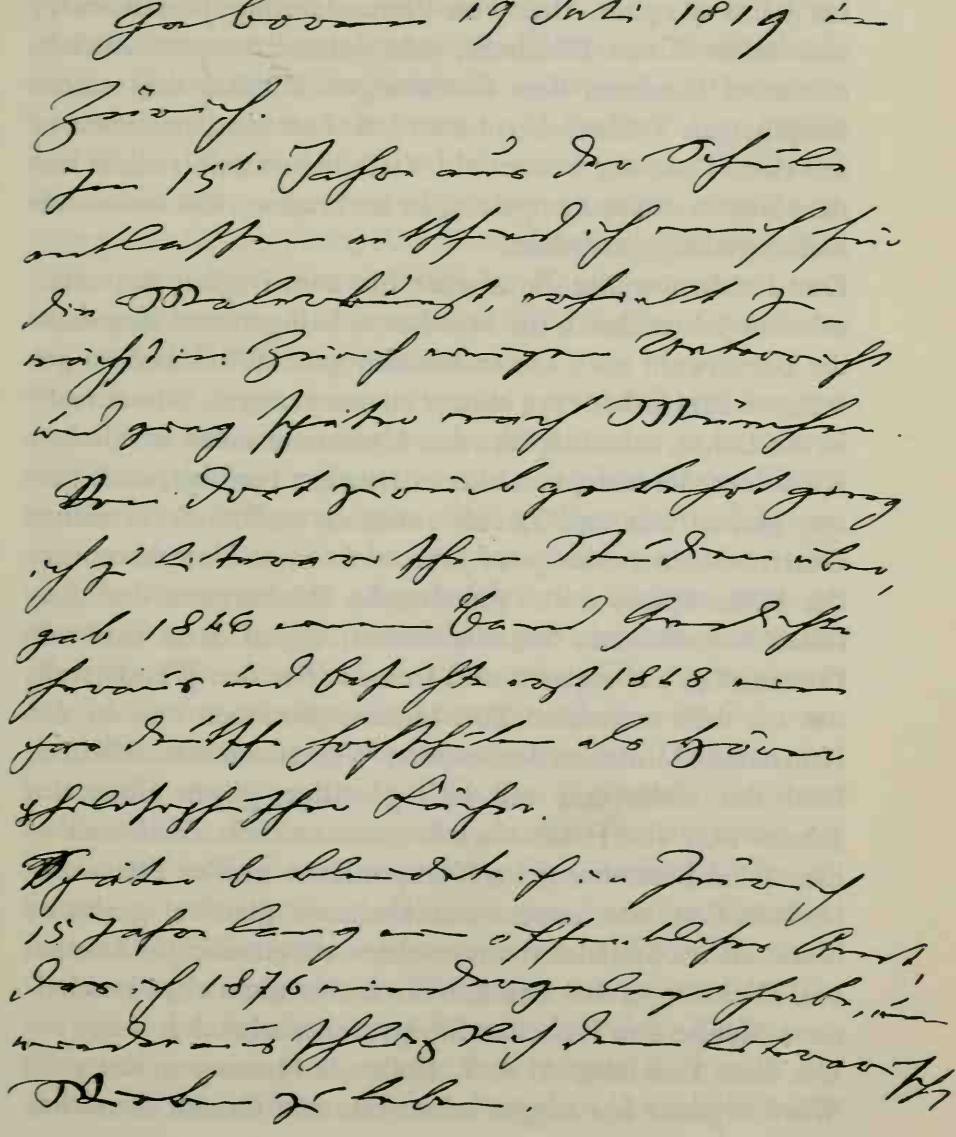
Endlich aber mußte das Buch doch ein Ende erreichen. Der Verleger, welcher sich erst über die unverhoffte Ausdehnung und das langsame Vorrücken desselben beschwert hatte, interessierte sich zuletzt für den wunderlichen Helden und flehte, als Vertreter seiner Abnehmer, um dessen Leben. Allein hier blieb ich pedantisch an dem ursprünglichen Plane hangen, ohne doch eine einheitliche und harmonische Form herzustellen. Der einmal beschlossene Untergang wurde durchgeführt, teils in der Absicht eines gründlichen Rechnungsabschlusses, teils aus melancholischer Laune. Ich nahm die Sache auch insofern von der leichten Seite, als ich dachte, man werde den sogenannten Roman eben als ein Buch nehmen, in welchem mancherlei lesbare Dinge ständen, wie man sich Lesedramen gefallen läßt. So wurde der grüne Heinrich also begraben.

Allein er schläft nicht sehr ruhig; denn wie ich höre wird der arme Kerl in den Mädchenpensionaten, wenn der Sprach- und Literaturlehrer auf das Kapitel des Romanes kommt, stets heraufbeschworen und vor die unaufmerksamen Schülerinnen hingestellt, herumgedreht, hin- und hergeführt und muß als abschreckendes Beispiel dienen, wie ein guter Roman nicht beschaffen sein soll, und es hilft gegen diese grausame Belästigung nicht der Umstand, daß der Aermste ja mittelst der eigenen Vorrede die Erklärung in der Tasche mit sich führt, daß er kein rechter Roman sei.

Wenn auch ein schlechter, so war ich bei der Dicke des Buches nun doch ein Schriftsteller und begab mich mit dieser letzten verspäteten Jugendstudie wieder über den Rhein zurück.

Biographische Notiz von 1884

Mit Brief vom 9. Februar 1884 an die Elwertsche Universitätsbuchhandlung in Marburg für die von dieser geplanten Literaturgeschichte.



Selbstbiographie

erschienen in der Chronik der Kirchgemeinde Neumünster von 1889.

Gottfried Keller ist geboren am 19. Juli 1819 in Zürich als Sohn des Drechslermeisters Rudolf Keller von Glattfelden, der 1817 nach der genannten Stadt gezogen war, aber schon im Jahre 1824 im Alter von dreiunddreißig Jahren starb, und seine Witwe Elisabeth, geb. Scheuchzer von Zürich, mit zwei Kindern, dem fünfjährigen Knaben und einem dreijährigen Töchterchen hinterließ. Letzteres, nachdem es seit dem Tode der Mutter ein Vierteljahrhundert allein mit dem Bruder zusammengelebt, ist im Herbst 1888 sechsundsechszigjährig gestorben.

Den Knaben wußte die Mutter bis zum Beginn des sechzehnten Jahres durch die Schulen zu bringen und ihm dann die Berufswahl nach seinen unerfahrenen Wünschen zu gewähren. Im Herbst 1834 kam er zu einem sogen. Kunstmaler in die Lehre, erhielt später den Unterricht eines wirklichen Künstlers, der aber, von allerlei Unstern verfolgt, auch geistig gestört war und Zürich verlassen mußte. So erreichte Gottfried sein zwanzigstes Jahr, nicht ohne Unterbrechung des Malerwesens durch anhaltendes Bücherlesen und Anfüllen wunderlicher Schreibebücher, ergriff dann aber mit Ostern 1840 auf eigenen und fremden Rat den Wanderstab, um aus dem unsichern Tun hinauszukommen und in der Kunststadt München den rechten Weg zu suchen. Allein er fand ihn nicht und sah sich genötigt, gegen Ende des Jahres 1842 die Heimat wieder aufzusuchen. Während er hier seine Bestrebung im Komponieren großer Phantasielandschaften von neuem aufzunehmen glaubte, geriet er hinter seinen Staffeleien unversehens auf ein eifriges Reimen und Dichten, so daß ziemlich rasch eine nicht eben bescheidene Menge von lyrischen Skripturen vorhanden war.

Um diese Zeit lebte A. A. L. Follen in Hottingen, der vom Wartburgfeste her wegen seiner schönen Gestalt deutscher

Kaiser genannt wurde, wie die Sage ging. Er war an der von Julius Fröbel gegründeten Verlagsbuchhandlung « Literarisches Comptoir in Zürich und Winterthur » beteiligt, welche später auch Arnold Ruge nach Zürich zog, als seinen Reformplänen dienend.

Follen, welchem Gottfried Keller nach Art junger Anfänger seinen Erstlingsvorrat vorgelegt, sichtete diese Papiere und veranlaßte die Aufnahme eines Teiles in das vom literarischen Comptoir herausgegebene « Deutsche Taschenbuch auf das Jahr 1845 », das poetische Beiträge von Hoffmann von Fallersleben, Robert Prutz u. A. brachte. Der zweite und letzte Jahrgang 1846 enthielt einen weitern Teil, und ein inzwischen entstandener Zyklus von Liedern erschien im Stuttgarter Morgenblatt. Aus diesen Bestandteilen redigierte Follen, der die Sache väterlich an Hand genommen und führte, den ersten Band von Gottfried Kellers Gedichten, der 1846 in Heidelberg erschien.

Um diesen Übergang zur Literatur zu bekräftigen, begann er ein und anderes Kollegium an der Universität zu hören, so Herbartische Psychologie und Geschichte der Philosophie bei Bobrik, und zwar ohne genügende Vorbildung, und tat sich auch sonst etwa bequemlich um, wie ungezogene Lyriker zu tun pflegen. Nur das Dichten trieb er, ebenfalls nach der Weise solcher, gewissenhaft weiter, als ob jeder Tag ohne Vers verloren wäre. Die Aufregungen des Sonderbundskrieges und der darauffolgenden Februar- und Märzrevolutionen verrückten aber den Dichtern den Kompaß und stellten die Zeitlyrik eine Weile kalt. Die Einen saßen in den Parlamenten, die Andern vertauschten die Poesie mit mißlichen Kriegstaten; für Gottfried Keller eröffnete sich der Ausweg, daß ihm von Seite der Kantonsregierung ein Reisestipendium behufs einer Orientfahrt zur Gewinnung « bedeutender Eindrücke » angeboten wurde, übrigens ohne bestimmteren Zweck. Um solche Reise nutzbringender zu machen, wurde ihm freigestellt, vorher ein Jahr zur Vorbereitung auf einer deutschen Universität zuzu-

bringen. Demnach begab er sich im Herbst 1848 nach Heidelberg; allein statt den ägyptologischen und babylonischen Dingen nachzugehen, ging er denjenigen nach, welche den Tag bewegten und von der Jugend gerühmt wurden. Bei Hermann Hettner, dem er persönlich befreundet wurde, hörte er dessen jugendlich lebendige Vorträge über deutsche Literargeschichte, Ästhetik und ein Publikum über Spinoza, bei Henle Anthropologie, bei Ludwig Häußer deutsche Geschichte, und als Unikum in seiner Art die Vorträge Ludwig Feuerbachs über das Wesen des Christentums, welche dieser, von einem Teil der Studentenschaft herberufen, auf dem Rathaussaale vor einem Publikum von Arbeitern, Studenten und Bürgern hielt. Durch all das geriet Keller so in den Fluß der Gegenwart hinein, daß er vor Ablauf des Winterhalbjahres schon nach Hause schrieb, ob er das zweite Reisejahr statt in Ägypten, Palästina und der Enden, in Deutschland, z. B. in Berlin zubringen dürfte, was ihm sofort bewilligt wurde. Wegen der politischen Ereignisse des Jahres 1849, vorzüglich des badischen Aufstandes, war in diesem Jahre aber in Ortsveränderungen nicht viel zu tun, als bei aller Teilnahme das Mitleid zu empfinden, das der Anblick abgefallener, in ihrem Bewußtsein irre gewordener Truppen unter allen Umständen erweckt, wenn sie von fremder Hand hin- und hergeworfen werden. So wurde es Ostern 1850, bis Gottfried Keller den Rhein hinunterfuhr und in Berlin anlangte mit der Befugnis, dort noch ein Jahr nach Gutfinden der Pflege seiner literarischen Instinkte zu leben, zu sehen und zu hören, was denselben entgegenzukommen schien. Es geschah aber nicht viel mehr, als daß er sich in dramaturgische Studien zu vertiefen suchte, indem er so oft als möglich in die Theater ging und nachher an Hand des mitgenommenen Zettels, den er aufbewahrte, eine Reihe von Betrachtungen und Folgerungen schrieb, die er für sich aufbehielt. Zugleich aber begann er den Roman « Grüner Heinrich » zu schreiben, zu welchem einige Anfänge vorlagen. Die vier Bände dieses Buches erschienen

1854, denn es wurde Herbst 1855, bis er von Berlin wieder heimreiste.

Im Jahre 1851 erschienen die neueren Gedichte, außerdem schrieb er in Berlin noch den ersten Band der « Leute von Seldwyla », der 1856 ans Licht trat. Manches wurde zwischen hinein getrieben und entworfen, so auch die ersten Kapitel des « Sinngedichtes », das aber erst in den Siebzigerjahren vollendet, d. h. im ganzen verfaßt wurde. Weil nun mit dem Jahre 1850 auch die Stipendiengelder zu fließen aufgehört hatten und damals die Honorareinnahmen für junge Leute noch spärlich waren, so geriet Gottfried Keller in allerlei Nöten von jener Art, die man nicht sieht, bis sie da sind.

Im Jahre 1855 kehrte er endlich nach Zürich zurück, ein erweitertes Bewußtsein mit sich nehmend und in Deutschland gewonnene Freundeskreise zurücklassend.

In Berlin hatte er noch die « Sieben Legenden » begonnen und schrieb sie nun zu Hause fertig. Gedruckt wurden sie erst 1872. Sodann schrieb er einen Teil der neueren Seldwyler Erzählungen, sowie für Berthold Auerbachs Volkskalender « Das Fähnlein der sieben Aufrechten », welches Opus als Ausdruck der Zufriedenheit mit den vaterländischen Zuständen gelten konnte, als Freude über den Besitz der neuen Bundesverfassung. Es war der schöne Augenblick, wo man der unerbittlichen Konsequenzen, welche alle Dinge hinter sich her schleppten, nicht bewußt ist und die Welt für gut und fertig ansieht.

Im Jahre 1861 war die Stelle des ersten Staatsschreibers neu zu besetzen. In Folge einer an ihn ergangenen Aufforderung bewarb sich Gottfried Keller, der nicht daran gedacht, um die Stelle und wurde von der Regierung mit fünf gegen drei Stimmen gewählt, was im gleichen Verhältnisse gebilligt und getadelt wurde. Er bekleidete das Amt während fünfzehn Jahren und legte es Anno 1876 in dem Augenblicke nieder, in welchem er sich überzeugt hatte, daß er die schwindenden Jahre mit besserem Erfolg als früher den literarischen Arbeiten widmen könne.

Diese wieder aufnehmend, gab er die « Züricher Novellen » heraus (1878), dann den umgearbeiteten Roman « Der grüne Heinrich » in einheitlicher autobiographischer Form und bedeutend gelichtet (1879), im Jahre 1881 den Novellenzyklus « Das Sinngedicht », 1883 die « Gesammelten Gedichte » und 1886 den Roman « Martin Salander », der durch Ungunst der Verhältnisse seines ausführlichen Schlusses ermangelte und statt desselben einem selbständigen Buche rufen dürfte.

Im Sommer 1889 begann die Ausgabe der gesammelten Werke Gottfried Kellers zu herabgesetztem Preise in zehn Bänden. Ferner dürften einige jener dramatischen Projekte aus den jüngern Jahren in Gestalt von Erzählungen erscheinen, um die so lange Jahre vorgeschwebten Stoffe oder Erfindungen wenigstens als Schatten der Erinnerung zu erhalten und zu gewahren, ob die Welt vielleicht doch ein ausgelöschtes Lampenlicht darin erkennen wolle. Sollte es der Fall sein, wäre der Schaden, wo die Bühne wie ein Dornröschen von dem abschreckenden Verfallsgeschrei umschanzt ist, nicht groß.

DER JÜNGLING

**An Heinrich Scheuchzer*

Zürich, den 3. Febr. 1837.

Werter Herr Onkel!

Sie werden dem Halunken von Ihrem Neffen verzeihen, wenn er Sie mit ein paar Zeilen belästiget. Daß ich an Spillmann einige Worte über Ihre Tochter schrieb, habe ich schon lange berauen, indem ich einsah, daß es eine Dummheit und unverzeihliche Grobheit war, durch welche ich aber weder Sie noch Ihre Tochter beleidigen wollte; denn daß Spillmann den dummen Brief in Ihr Haus brachte, war natürlich nicht meine Schuld. Auch ist es nicht meine Schuld, wenn Sie die nichtssagenden Worte mißverstanden, indem ich Herrn Spillmann weiter nichts damit sagen wollte, als daß Ihre Tochter affektiert und schnippisch und dadurch beleidigend wäre. Ich habe einmal das Unglück, daß bei mir alles impertinent grob herauskömmt. Es tat mir schon leid für diese Dummheit, ehe Ihr Brief kam, und bitte Sie, werter Oheim, herzlich um Verzeihung. Indessen dürfen Sie mich nur nicht für einen wüsten, undankbaren, aufbegehrenden Jungen halten, denn Sie mögen mich nun hassen oder nicht, ich werde dennoch die Achtung und die Liebe für Sie haben, die dem Bruder meiner Mutter gebührt, und wahrscheinlich mehr, als Ihre Tochter für meine Mutter hat. Auf alte Schulden häufe ich nicht gern neue, also werden Sie auf jeden Fall bei so bewandten Sachen vor meinen Besuchen sicher sein.

Verzeihen Sie Ihrem ergebensten Neffen

G. Keller.

In ein Stammbuch

Dort, wo der Weltgeist in stiller Größe waltet, immer neue Wunder schaffend, am Donner des schäumenden Wasserfalles oder beim Glanze jener leuchtenden Systeme, die über uns sich kreuzen, findet der wahre Mensch seine heiligsten Stunden. So auch Du, mein Freund! Du stehst am Eingange einer Epoche, die Dir tausend Genüsse in steter Abwechslung darbieten wird; aber über allen Wundern der Ferne vergiß nie die herrliche Natur, die silbernen Gebirge Deines Vaterlandes und den, der diese Zeilen Deinem Andenken schreibt.

Ostern 1837

*

An Johann Müller

Aus einem Briefwechsel mit dem Jugendfreund, der an das berühmte Buch J. G. Zimmermanns « Über die Einsamkeit » anknüpft.

Zürich, den 29. Juni 1837.

Dein Brief ist schön; und wenn es nicht etwa bloß sonntägliche affektierte Gefühle sind, die Du äußerst (was ich aber weder hoffe noch glaube), so sage ich Dir ganz kurz, daß sie mir zum Teil rein aus der Seele gegriffen sind.

Du fühlst ganz das Anziehende einer sanften Melancholie; Du fühlst es mit mir; aber ich möchte sie, so wie ich sie in mir finde, lieber ein eigensinniges wildes Leiden nennen, als ein sanftes süßes; so wie ich überhaupt den Ausdruck « süß » nicht wohl leiden mag. Was die Einsamkeit betrifft, so kann ich nicht begreifen, wie gewisse Leute Anspruch auf Geistesbildung oder auf Seelengröße und Charakter machen wollen, und doch nicht das mindeste Gefühl für das Alleinsein haben; denn die Einsamkeit, verbunden mit dem ruhigen Anschauen der Natur, mit einem klaren, heiteren Bewußtsein seines Glaubens über Schöpfung und Schöpfer, und verbunden mit einigen Widerwärtigkeiten von außen, ist, ich behaupt' es, die einzige wahre Schule

für einen Geist von edeln Anlagen; und wer nicht seine schönsten Träume in der Einsamkeit träumt, wer nicht so weit gekommen ist, daß er jede menschliche Gesellschaft, alle Zerstreuungen und allen Umgang der faden Welt, ja sogar den Umgang mit großen Seelen und wirklich guten Gemütern entbehren kann, wer sich nicht selbst genug, wer nicht die erste und beste Unterhaltung in sich selbst, in der Tiefe seines eigenen Ichs findet – der schiebe seine Ansprüche auf Geistesgröße bescheidentlich in die Tasche zu den übrigen Brotkrumen und Bettelmünzen, die dort befindlich sind, und schleiche sich fort aus dem Angesichte der heiligen Natur, der er doch nicht angehört. O wie oft habe ich mich nicht schon getäuscht, wenn ich einen gehaltvollen, der Einsamkeit getrauten, sich selbst kennenden Kopf gefunden zu haben glaubte und nur einen Getümmel suchenden Strohkopf entdeckte, in den sich ein Paar feurige Augen verirrt hatten! Ich fordre keinen scharfen, umfassenden Geist, keine berechnende, weitausschauende, entschlossene Kraft von einer großen Seele; es sind schöne Gaben, aber sie kann ohne dieselben bestehen. Hingegen fordre ich vom wahren Menschen jene hohe, große, majestätische Einfalt, mit der er den Schöpfer und seine Schöpfung, sich selbst, erforscht, anbetet, liebt. Ich fordre von ihm das Talent, sich in jedem Bach, an der kleinsten Quelle wie am gestirnten Himmel unterhalten zu können, nicht gerade um des Baches, der Quelle und des Himmels, sondern um des Gefühls der Unendlichkeit und der Größe willen, das sich daran knüpft. Ich fordre von ihm die Gabe, aus jeder Wolke einen Traum ziehen und der sinkenden Sonne, wenn sie ihr Feuer über den See wirft, einen Heldengedanken entlocken zu können; aber der kleinliche, spekulierende, kratzende, spottende, schikanierende, schmutzige Zeitgeist sei ferne von ihm, der keinen Menschen in Ruhe lassen und keines Menschen Würde erkennen kann; und ferne sei von ihm die Naseweisheit und die Frechheit des Jahrhunderts! Er sei edel und einfach, aber einfach mit

Geschmack, aus Achtung seiner selbst und nicht um andern zu gefallen! Den, der seinen Körper mit Absicht in einen schmutzigen Kittel steckt, verlache ich, und den, der sein Äußeres ekelhaft vernachlässigt, bemitleide ich; denn, wenn der das Gefühl der Schönheit für sich selbst nicht hat, so hat er's auch nicht für die Natur, und wenn er es für die Natur nicht hat, so hat er einen Riß in seinem Herzen, der ihn zum kleinen Menschen macht, ja sogar unter das Tier setzt, und wenn er sonst noch so gescheit wäre. Aber verstehe mich wohl, lieber Müller, ich mache einen großen Unterschied zwischen dem, der die Natur nur um ihrer Formen, und dem, der sie um ihrer innern Harmonie willen anbetet, und wahrhaftig der unschuldige Schwärmer ist mir lieber, der die Sonne um ihrer selbst willen bewundert, als der größte Dichter, der nur ihre Wirkung besingt, oder der feurigste Maler, der nur ihren Effekt vergöttert. Der Mensch, der der Natur und sich selbst angehört, bewahre in seiner Brust ein göttliches Gefühl von natürlichem Rechte, und auf der hellen hohen Stirn throne das hehre Bewußtsein der Freiheit! Aber verstehe mich wiederum wohl, mein Müller! Ich meine nicht die Freiheit des Pöbels, noch die politische, sondern jene Freiheit, die Gott selbst eigen ist und die den, der sie erkennt, keine schlechte Tat begehen läßt; aber die Erkenntnis dieser Freiheit wird nur erworben durch ein reines denkendes Herz, das seine Bestimmung aufsucht in der Welten harmonischer Wechselbewegung.

Um auf Deinen Brief zurückzukommen, so finde ich einen Satz in demselben, worin Du eben kein großes Zutrauen auf mich setzest. Du schreibst: « Auf Deiner Studierstube möcht' ich Dich festhalten, da Dich zu großen Absichten erwärmen und stärken, da Dir den edeln wünschenswerten Stolz geben, mit dem Du, nach wohlbenützter, keck und kühn durchgearbeiteter Jugend, denn auch im männlichen Alter [aus Welt und Menschen] nie mehr machen wirst, als sie wert sind! » O glaube mir, an großen schwärmerischen Absichten hat es mir nie gefehlt, und das ist nicht mein

Nutzen; denn je weiter ich aushole, desto weniger vorwärts komme ich, und während ich Plane auswerfe, schaffe ich nichts. Stolz habe ich nur zu viel, mehr, als ich verantworten kann, und aus Welt und Menschen machte ich mir schon nichts mehr, als ich noch so ein achtjähriges Teufelchen war. Sagte mir doch der Rektor der Industrieschule einst, als ich aus derselben weggejagt wurde: « Gib acht, Keller, Du wirst gewiß noch einen Stein finden, der Dir eine Beule in Dein eisernes Gesicht drückt ». Du darfst also getrost nach Zürich kommen, ich werde Dir für jede schwärmerische Tollheit zwei andere ins Gesicht werfen, und wir werden eins phantasieren, daß die Eichen ihre tausendjährigen Wipfel schütteln, unter denen wir wandeln. Doch Scherz beiseite, ich habe Dir noch was zu sagen. Wir betiteln uns ganz freundschaftlichst als Freunde. Nun wirst Du wohl schon in hundert erbaulichen Büchern gelesen haben, wie schwer ein wahrer Freund zu finden sei. Und das ist wahr, die meisten Freundschaften (welche aber manchmal ebenso schnell wieder vergingen, wie sie entstanden) beruhen auf gleichartigen sympathetischen Gefühlen, auf enthusiastischen Herzensergießungen und Mitteilungen (welche vielleicht lange verschlossen bleiben mußten und keinen Gleichgestimmten fanden bis diesen Augenblick), auf ähnlichen Neigungen und gleichen Leidenschaften usw. und da sind natürlich zwei solche feurige Jüngelchen, die einander treffen, gleich die intimsten Freunde. Aber wenn man sich dann nur nicht näher kennen lernte! Da findet sich eine schlechte Saite nach der andern an der anfangs so harmonisch gestimmten Geige; man hat sich schon alles gesagt, was man wußte; das Feuer verglimmt und raucht nur noch über den Kohlen; der eine oder der andere wird etwa arm oder kömmt in Verlegenheit und fordert vom andern die Dienste der Freundschaft. Das ermüdet, macht ungeduldig – kurz, ich mag nicht aufwärmen, was Du in alten und neuen Schriften über den Umgang mit Menschen viel besser liesest, als ich es zu sagen weiß. Das gilt aber alles

nicht von zwei wahren Freunden. Solche lieben sich nur aus Eigennutz, damit ihr teures Ich einen treuen Freund habe; d. h. sie sollen eigentlich nur Ein Ich haben, und dieses Ich soll jeder pflegen, unterhalten, wärmen, schützen; ihre Freundschaft ist also nichts als Eigenliebe, weil jeder seinen Anteil an dem gemeinschaftlichen Ich hat und denselben mit allem Interesse zu befördern sucht. Aber es ist ein göttlicher Egoismus, es ist der nämliche, der das Universum aus unseres Schöpfers Geist hervorrief; und einen Freund, der diesen Egoismus mit mir teilte, würde ich als das höchste Gut der Erde betrachten (wenn sich nämlich nicht noch ein Pendant vom andern Geschlecht daneben schliche). Wir wollen also einander ein wenig auskundschaften und sehen, ob wir uns fügen – nicht so, der Ausdruck ist schlecht – ich wollte sagen: ineinander schmelzen, prasseln, aufglühen, blühen, den Himmel über uns röten und miteinander in Asche zusammenfallen können. Wir würden dann leben, wie zwei Wesen, die einen unzerteilbaren Diamant, ein köstliches Gut besäßen, für dasselbe geboren würden, für dasselbe lebten, stritten, litten, für dasselbe sich freuten eines im andern und für dasselbe zu gleicher Zeit stürben. Doch ist es auf der andern Seite auch wieder erhaben, so ganz allein, ohne Freund, in dunkler Tiefe hienieden durchs Dasein zu wandeln, die heilige Flamme in verschlossner, von außen schwarzer, doch innen feuerheller Brust zu schüren und rein und unentweiht mit hinüber zu nehmen ins unnennbare Jenseits; aber ich glaube mich kapabel, einem Freunde Freund zu sein und würde die Gelegenheit also nicht verschmähen, aus Liebe für den Nächsten. Ich habe Dir noch was zu sagen. Du schreibst: « Mit den Tränen, die ich hier schon geweint habe, könnte man ein paar Sommerhosen waschen. » Schämst Du Dich denn nicht ins innerste Mark hinein, das zu sagen! fi! weinen – weinen! fi donc! Einer, der ein Mann werden will, der das Menschengeschlecht verachtet, spricht von weinen! Wenn das zehnte Jahr vorbei ist, so sollte der Mann sein ganzes Leben

hindurch nicht mehr so viel Wasser vergießen, daß eine Fliege darin ersaufen könnte, weder aus Ärger, noch aus Gefühl usw. Nicht, daß das Auge eines Helden sich nicht netzen dürfe; aber das sind seltene Fälle und köstliche Augenblicke. Wenn unaussprechlicher Gram um ein verlornes Seelengut, wenn bittrer Ärger über der Menschen Verworfenheit, erfahrner Undank, die Qual, seine hochfliegenden herrlichen Pläne nicht erfüllen zu können, seine glühende Gedankenfülle erdrücken und verschlucken zu müssen, wenn noch hundert andere Feinde vereint auf des Mannes oder des Jünglinges Brust einstürmen: dann kann eine schwere Träne den Weg zum Lichte finden. Wie pocht's dann mit lauten Schlägen an die Rippen, wie preßt's das Herz! Ein Zentner liegt auf ihm. Wie brennt's und kocht's und sprudelt und siedet es in der hohen, doch so beklemmten Brust, daß die Flammen hoch aufschlagen und die Hülle zu sprengen drohen! Starr wie ein Fels steht der Mann, aber das innere Feuer zehrt an ihm. Heiß wallt's hinauf, höher und höher aus dem zerknirschten Herzen, heiß wird die Wange und rot die hohe Stirn', und heiß dringt eine feuchte volle Zähr' ins finstre Auge. Betroffen will er sie zerdrücken, aber sie fließt schon hell die Wange hinunter. Verstohlen, wie wenn ein Mädchen den ersten Kuß verlor, wischt er sich das Aug', aber mit der Träne ist aller Jammer ausgezogen. Leicht und flüchtig atmet er, mild glimmt's noch im ausgebrannten Busen; eine düstre, doch weiche Melancholie haust noch in der verlassnen Brust und gibt dem Dulder den schönen, großen Blick, der den Schurken zu Boden drückt. Solch eine Träne ist göttlich und der Moment unschätzbar zu nennen; aber der Name weinen bleibe fern von ihr; denn nur das Weib darf weinen, oder der Tor, oder der Bösewicht. Ich bitte Dich also, Dir das Weinen abzugewöhnen, sonst ersaufen Deine edlen Gedanken in der trüben Flut.

Auch wünsche ich, daß Du an einem anderen Orte das Wort « tugendhaft » weggelassen hättest; denn der Mensch soll nicht tugendhaft, sondern nur natürlich sein, so wird die

Tugend von selbst kommen. Überhaupt ist das Wort « tugendhaft » ein kleinliches, ärmliches, frömmelndes Ding und soll vom Mann gar nie ausgesprochen werden, weil der, welcher die Natur in ihrem heiligen Walten verehrt und die Menschen gerade um ihrer Sünden willen bemitleidet, die Tugend sich nicht erst anzugewöhnen braucht, sondern sie ist sein Element. Er weiß nichts von ihr; denn sie ist ihm eigen wie jedem Tiere das Atmen, und wenn er noch so viele Fehler hätte, so entspringt jeder Fehler einer Tugend. (Freilich sind die Schwachheiten des großen Mannes und diejenigen des Schlechten von himmelweitem Unterschied!) Verzeih, daß ich Dir ein wenig mein Herz geleert habe, ich paßte schon lange auf eine Gelegenheit.

Zürich, den 20. Juli 1839.

Gestern bin ich unter einem schrecklichen Donnerwetter in mein einundzwanzigstes Jahr eingezogen. Nun bin ich volle zwanzig Jahre alt, und kann noch nichts, und stehe immer auf dem alten Flecke, und sehe keinen Ausweg, fortzukommen, und muß mich da in Zürich herumtreiben, während andere in diesem Alter schon ihre Laufbahn begonnen haben. Meinen gestrigen Geburtstag habe ich auf eigne Weise gefeiert. Ich saß eben trüb und verstimmt in meiner Kammer, und übersah mein bisheriges regelloses und oft schlecht angewendetes Leben, welches wie ein verdorrter und abgehauener Baumstrunk hinter mir im Dreck lag, und guckte neugierig in meine Zukunft, welche wie ein unfruchtbarer Holzapfelbaum ebenfalls vor mir im Dreck stund und mir durchaus keine erfreulichen Aspekten gewähren wollte; also in meiner Kammer saß ich und hegte grämliche Gedanken; da dacht' ich, was frommt dir das Grübeln und Murren? Du mußt hinaus und deinen Jahrestag feiern mit Glanz und Freude.

Und auf sprang ich und nahm Mütze und Stock; wie ich aber in meine Tasche griff und ich da unter Feuersteinen und abgerissenen Knöpfen bloß einen rostigen Batzen vorfand,

da verschwamm aller Glanz und Schimmer wieder in einen nichtigen stinkenden Rauch, und ich sank ganz mechanisch und langsam wiederum in meinen Sorgenstuhl zurück. Da wäre es mir bald weinerlich im Herzen geworden; von allen meinen Bekannten hatte sich heut kein einziger sehen lassen; denn wo kein Geld ist, da gibt's auch keine Freunde, das ist ein alter Satz, und ich mußte also meinen Geburtstag mit durstiger Kehle und niedergeschlagenem Herzen in meinem Kämmerlein versitzen.

So klebte ich auf meinem Sessel und schnitt jämmerliche Gesichter gegen meine Staffelei, auf welcher die große Linde im Schützenplatz angefangen stand, als der Föhn einige Wolken über die Sonne jagte und ein Gewitter verkündigte. Plötzlich stach ein wunderlicher Gedanke durch meinen Kopf, und ich sprang zum zweitenmal auf, die Treppe hinunter und hinaus über die Sihlbrücke und hielt nicht an, als bis ich oben auf der Spitze des Ütliberges stand. Dort setzte ich mich unter den großen Felsen am « Leiterli », stopfte etwas ruhiger meine Pfeife und fing mit langen, majestätischen Zügen an zu rauchen, daß ich hinter dem Dampfe die Ferne nicht mehr sah. Unterdessen hatte sich der Himmel ganz mit Gewölke überzogen, nur gegen die Alpen hin war es noch offen, obgleich dunkel. Bald begannen die Blitze sich zu kreuzen, und der Donner stimmte seine untersten Baßsaiten an zum bevorstehenden Konzerte. Ich merkte schon, daß ich nicht vergebens da hinauf gerannt sei, und freute mich inniglich auf das Schauspiel, das sich jetzt wirklich mit aller Pracht vor mir eröffnete. Rings um mich her breitete sich die weite Ferne aus, vom Gewitter verdunkelt, und nun denke Dir den göttlichen Anblick, wenn der rote Blitz auf einmal die ganze finstere Landschaft erleuchtete, so daß man einen Augenblick lang tief in die glühenden Schneeberge und Gletscher hinein sah und nördlich durchs ganze Limmattal hinunter und ins Rheintal hinüber alle die Kirchlein und Dörflein glänzend im rötlichen Lichte, bis wieder plötzliche Finsternis alles bedeckte; und dann im

Vorgrund die krachenden Eichen und Fichten und die schwarzen Nagelfluhmassen, unter denen ich saß. Ich sage Dir, es war ein himmlischer Anblick; und ich hätte mir diese Stunde um 100 Maß Bier nicht abkaufen lassen. Das Gewitter ging vorüber; die Sonne stach blutrot noch einmal durch Wolken hervor und sank dann hinunter, und ich humpelte ebenfalls wieder zufrieden und glücklicher, als ich gehofft hatte, den Berg hinunter. So habe ich diesen Tag gefeiert und mache Dir die Beschreibung davon, auf die Gefahr hin, daß Du mich als ein Kamel auslachst.

Lebe wohl und sei solid!

An die Mutter

Auf der Reise nach München.

Frauenfeld, den 1. Mai 1840.

Ich bitte Dich, liebe Mutter, Dir keine Sorge um mich zu machen, ich werde gewiß fortkommen; ich habe bereits hier gesehen, daß man in der Fremde weit mehr nach seinem wahren Werte geschätzt wird, als in seiner Heimat; man ist überall zuvorkommend gegen mich...

Ich danke Dir, liebe Mutter, nochmals für alles, was Du an mir getan, und bitte Dich, nicht zu denken, daß ich es nicht anerkenne, weil ich eine rauhe Außenseite habe; ich kann halt keine schönen Worte machen, aber deswegen empfinde ich gewiß alles, was ein rechter Sohn empfinden muß. Ich hoffe nur, Dir einst alles noch vergelten zu können.

Regula lasse ich vielmal grüßen, und es soll bei Dir bleiben und Dir helfen, wo es kann. Auch wirst Du ihm etwa eine kleine Freude nicht versagen, wo es keinen Nachteil bringt, und ich hoffe, Ihr werdet zusammen Euch das Leben so angenehm machen, als Eure Lage es gestattet.

BRIEFE AUS MÜNCHEN

1840—1842

Aus den Briefen an die Mutter

München, den 18. Mai 1840.

Liebe Mutter!

Endlich bin ich angekommen in dem gelobten Lande. Nachdem ich den Paß erhalten hatte, führte mich Müller in einer Chaise nach Konstanz, wo ich aber wegen neuer Unannehmlichkeiten mit dem Gepäck vier Tage warten mußte. Sonntags vor acht Tagen fuhren wir endlich, Steffen und ich, mit dem Dampfschiff nach Lindau oder wollten vielmehr nur; denn in Rorschach zerbrach die Maschine, und wir mußten dort wieder übernachten; indessen lud uns ein katholischer Kaplan zum Essen ein. Von Lindau aus fuhren wir mit einer Retourkutsche für neun Gulden bis nach München, mußten aber mehr übernachten als mit der Post, so daß es am Ende beinahe gleich herauskam, nur daß ich für die Effekten nichts zahlen mußte. So bin ich denn hier angekommen und, nachdem ich drei Tage im Gasthof logierte, im nämlichen Zimmer, welches Müller bewohnte, einquartiert. Es ist mitten in der Stadt und ganz bequem mit Sofa, gutem Bett, Kommode und zwei Tische; die Stühle sind gepolstert; dennoch kostet es nur vier Gulden Zürichgeld, wobei mir noch die Stiefeln und Kleider geputzt werden. Steffen hat ein kleines Dachstübchen in einer abgelegenen Gegend für den gleichen Preis. Die meisten Zimmer kosten sonst sechs, sieben bis acht Gulden monatlich. Ich mochte nicht mit Steffen zusammen wohnen, weil er ein wunderlicher Bursche ist, man kann nicht gut mit ihm nachkommen, indem man alles für ihn besorgen und bezahlen muß, und wenn man mit ihm abrechnet, so ist ihm alles zuviel;

indessen ist er ein guter Mensch. Ich befinde mich sehr wohl hier, man kann über die Straße gehen, ohne daß man von allen Seiten begafft oder für stolz ausgeschrien wird. Kein Mensch achtet auf den andern; alles geht bunt durcheinander; kommt man aber mit den Leuten in Berührung, so sind sie höflich und gefällig, nur die Weibsbilder von der bürgerlichen Klasse sind ungemein roh. Sie fluchen und schimpfen wie bei uns die Stallknechte und sitzen alle Abend in der Kneipe und saufen Bier. Sogar die nobelsten Damen gehen ins Kaffeehaus und trinken da – nicht Kaffee, sondern so zum Spaß eine Maß Bier bis zwei.

Die Reise und alle Ausgaben (ich mußte Staffelei, Leinwand, Farben usf. kaufen) haben mich mehr gekostet, als ich glaubte; z. B. mußte ich für die Aufenthaltskarte einen halben Gulden bezahlen, einen Gulden ins Krankenhaus für ein halbes Jahr, und so noch vieles; die Reisenden werden fürchterlich ausgesogen allenthalben. Jetzt habe ich mich aber eingerichtet und werde von nun an hausen.

Ich nehme gar nichts zu mir bis zum Mittagessen, obgleich ich im Anfang manchmal noch Hunger bekomme. Dann geh ich ins Speishaus und bekomme für sieben Kreuzer (etwa 4 ½ Schilling) Suppe, Fleisch und Gemüse, nach Verlangen zugerichtet; mit Bier kostet es zehn Kreuzer. Manchmal esse ich zu Nacht und manchmal nicht. Ich bin schon mit vielen Künstlern bekannt geworden und habe gesehen, daß selbst die mittelmäßigen sich gut durchbringen.

27. Juni 1840

... Was mich betrifft, so habe ich im Anfange gewaltig gegeizt, und bin nirgends hingegangen; wann ich an einem Tag etwas übers bestimmte Maß hinaus gebraucht habe, so fraß ich den andern gar nichts; allein das war sehr dumm. Ich muß mir die Fremde nicht nur in Hinsicht der Kunst, sondern auch in anderer, gesellschaftlicher Beziehung zu nutze machen; denn ich war von Hause aus in vielen Sachen noch sehr ungeschliffen und schüchtern, und das ändert sich

nicht, wenn man in der Fremde hinter dem Ofen hockt. Ich mische mich also unter die Leute und lerne von jedem, was zu lernen ist. Auch habe ich mich in den bayerischen Kunstverein aufnehmen lassen, was mich aber zwölf Gulden kostet alle Jahr; indessen ist der Nutzen weit größer; denn nicht nur lerne ich sehr viel dadurch; sondern ich kann später meine Sachen besser verkaufen.

Auch haben die schweizerischen Studenten und Künstler eine Gesellschaft hier, worin ich ebenfalls bin. Donnerstag hatten wir ein Leichenbegängnis zu begehen, da einer aus dieser Gesellschaft, Graf d'Affry von Freiburg, der einzige Sohn seiner Eltern, einundzwanzig Jahre alt, starb. Wir begleiteten ihn sämtlich zum Grabe. Es war ein schöner Zug. Voraus die Geistlichkeit mit Kreuz und Fahne und Rauchfaß usw. Dann der Sarg, von sechs Schweizern getragen, welche schwarze Kleidung mit weißen Florschärpen um den Leib trugen. Dann vier mit weiß und roten Schärpen; dann zweiundzwanzig mit allen Kantonsfarben und endlich die übrigen alle. So zogen wir um den Kirchhof herum und dann aufs Grab, wo eine Blechmusik von dreißig Mann aufspielten, nachdem die Geistlichen ihre Künste gemacht hatten. Dann hielt einer eine schöne Rede; wiederum Musik, und dann schmiß jeder von uns drei Schaufeln Erde ins Grab und bespritzte es mit Wasser, welches man uns in einem alten Kübel hergestellt hatte. Dann aber zogen wir in corpore auf unsre Kneipe, wo wir erst die rechte Totenfeier hielten. Es war wirklich ein herzerhebender Anblick, den ganzen Saal voll Schweizer zu sehen; jeder ein mächtiges Bierglas in der Hand, dasselbe in die Höhe streckend, und auf Kommando mit feierlicher Miene ausleeren[d] bis auf den Grund. Den Tag darauf wohnten wir sämtlich der Messe bei, welche dreißig Tage lang dem Toten abgehalten wird. Es brannten über zweihundert Kerzen und das Wappen des Verstorbenen war überall an den Altären in reichen Stickereien angebracht. Das bezahlen aber alles seine Eltern. Wir hingegen haben auch etwas Kosten; denn heute nachts

um zwölf Uhr bringen wir dem Toten einen Fackelzug mit Gesang und Musik aufs Grab. Das gilt aber nicht nur den Vornehmen und Reichen, sondern jedem Schweizer, der hier stirbt. So ist gestern schon wieder einer gestorben im Krankenhause hier. Die wenigsten haben ihn gekannt, und doch wurde sogleich beschlossen, ihm das gleiche Leichenbegängnis, wie dem Grafen, zu feiern. Überhaupt sind sehr viele Schweizer hier krank, und meistens sehr gefährlich am Nerven- und noch mehr am Schleimfieber. Die Münchner sagen zwar, wenn einer gleich anfangs sich ans Biertrinken halte, so werde man weniger krank; und das habe ich mir hinter die Ohren geschrieben. Indessen ist das Klima sehr ungesund hier; wenn den ganzen Tag die unerträglichste Hitze ist und es regnet ein wenig auf den Abend, so tritt auf einmal empfindliche Kälte ein; und die meiste Zeit über herrscht hier feuchtes, kaltes Wetter. Daher trägt man hier die Mäntel den ganzen Sommer hindurch, und ich bin sehr froh über den meinigen. Ich wünschte manchmal nur, daß Du und Regula hier wären und die Pracht alle sähen, die sich hier bei verschiedenen Gelegenheiten entfaltet. Wenn ich früher oder später einmal in einen guten Stiefel gerate, so muß auf jeden Fall so etwas eingerichtet werden.

14. Juli 1840

Den Brief samt Anweisung habe ich richtig erhalten und das Geld bezogen, worauf ich sehnlichst gewartet hatte; denn in Hinsicht des wohlfeilen Lebens habe ich mich sehr getäuscht; wenn einer hungern will, so kann man hier schon wohlfeil auskommen; lebt man aber ein wenig ordentlich, so kommt's halt mit Zürich so ziemlich aufs gleiche heraus. Doch genug hiervon; ich sehe schon ein, daß ich auf den Spätherbst selbst auskommen muß, und deswegen habe ich mich auch in den Kunstverein aufnehmen lassen, welches für einen Fremden und zudem für einen Anfänger der einzige Weg ist, seine Bilder zu verkaufen; so geschickte Männer es hier hat, und so sehr ich mich anstrengen muß, nur

einen Schatten von dem zu leisten, was jene, so werden doch häufig noch ziemlich schlechtere Sachen angekauft, als ich mir zu machen getraue. Sehr nützlich wäre es freilich, ich könnte den Winter hindurch noch für mich studieren, indem ich dann im Frühling um so sicherer auftreten könnte; denn je besser man hier arbeitet, desto mehr verdient man; und so viele Maler es hier hat (etwa 600), so leben die, welche etwas Tüchtiges gelernt haben, doch alle wie die Herren.

Die Mutter hatte Gottfried mitgeteilt, der Onkel Scheuchzer wundere sich, daß er so viel Geld brauche und zweifle an dem Bericht über seine Krankheit.

19. Oktober 1840

Liebe Mutter!

Daß Ihr zu Hause mich für fähig gehalten habt, eine Krankheit zu erlügen, um Geld zu erhalten, war mir eben keine große Erquickung, da ich eben damals, als ich den Brief erhielt, kaum noch auf den Beinen stehen konnte. Ich lag vier ganze Wochen im Bett und bekam nichts als Fleischbrühe und Wasser zu saufen, so daß Dein Traum ziemlich erfüllt war; denn ich war so abgemagert und schwach, als ich wieder ausgehen konnte, daß ich vor mir selbst erschrak, als ich in den Spiegel schaute. – Doch werde ich in Zukunft nichts mehr von dergleichen Sachen schreiben, es mag mir gehen, wie es will, da man zu allem Elende noch glaubt, ich lüge. Was das viele Geldbrauchen betrifft, so weiß ich am besten, für was ich es ausgebe, auf jeden Fall nicht fürs Lumpen, auch gehe ich nicht mit Lumpen, sondern einzig und allein mit Hegi von Zürich, welcher mein bester Freund hier ist, und wir sitzen meistens ganz allein beieinander.

Was Deine Meinung im vorletzten Briefe betrifft, daß ich nämlich wieder nach Haus kommen sollte, so traust Du mir da nicht viel Charakter zu. Die Leute würden ein schönes Gelächter haben. Ich habe einmal meine Bahn angetreten

und werde sie auch vollenden, und müßte ich Katzen fressen in München.

26. Oktober 1840

Ich gehe der Bewegung wegen auf den Fechtboden und auch wegen der Grobheiten und Schikanen, denen man hier ausgesetzt ist unter den vielen Studenten und Künstlern, wenn man nicht fechten kann. Doch braucht Ihr keinen Kummer zu haben, daß ich etwa totgestochen werde; denn sobald diese Renommisten sehen, daß man sie nicht fürchtet, so ziehen sie die Klauen ein.

21. November 1840

Liebe Mutter!

Immer vergeblich auf eine Nachricht und Geld wartend, bin ich endlich gezwungen, noch einmal zu schreiben und Dich zu bitten, die Sachen zu beschleunigen. Ihr scheint zu Hause zu glauben, daß man in München von der Luft leben könne; denn es ist jetzt schon manche Woche verflossen, seit ich geschrieben habe, daß ich mit meiner Barschaft fertig sei. Hätte ich nicht etwas verkaufen können, so wäre es mißlich gestanden; aber zudem habe ich dennoch schon von Bekannten etwas borgen müssen. Aber jetzt sind wir alle miteinander auf dem Hund, und es hat keiner nichts mehr. Ich male gegenwärtig an einem größern Bilde, das ich verkaufen werde; aber das kostet noch Zeit.

...Ich habe jetzt eine Kaffeemaschine bei mir und siede mir in derselben des Morgens Schokolade, des Mittags mache ich, wenn das Wetter zu schlecht ist, Stierenaugen darin, und des Abends Kaffee.

Sonst gehe ich in ein gutes Kaffeehaus zum Speisen, wo man sehr gut ißt, zwar etwas teurer als die gemeinen Kneipen, aber gesünder. Zudem kostet es in den ordinären Speishäusern ebensoviel, wenn man sich satt essen will, weil alles schlechter gekocht ist; so muß man natürlich mehr essen. Ich habe aber dennoch immer Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Ägyptens, d. h. nach einem guten Stücke Speck mit

gedörrten « Stückli », oder nach einer « Böllenwähe », oder zuletzt nur nach einem guten gesottenen Kartoffel; denn von allen diesen nahr- und schmackhaften Speisen kriege ich hier nichts zu sehen. Da ist nichts zu haben, als magere Gans-, Enten- oder Hasenbrätlein, schlechte Koteletten und dergleichen mehr, und die Kartoffeln kann man nicht anders essen, als gebraten oder sonst gekocht.

11. Januar 1841

Da Du meinen letzten Brief noch nicht beantwortet hast, so sehe ich mich veranlaßt, noch einmal zu schreiben und Dich [zu] bitten, mir doch das Geld, wenn es möglich ist, recht bald zu schicken; denn ich habe nichts mehr. Ich habe zwar zwei Bilder fertig gemacht, aber die kann ich nicht verkaufen, bis ich Rahmen dazu machen lassen kann. Ich habe auch eine Bestellung bekommen von einem Kunsthändler, die aber erst in vier bis fünf Wochen fertig sein wird. Ich verspreche mir ziemlich gewiß, meine Sachen verkaufen zu können, indem sie den Künstlern, die ich zu Rate ziehe, gut gefallen. Aber für jetzt bin ich verdammt auf dem Hund. Zum neuen Jahre wünsche ich Dir und Regula alles Gute, Gesundheit und Gottes Segen und daß ich Euch bald bessere Nachricht von mir geben könne. Ich hätte gerne aufs Neujahr geschrieben; allein ich dachte, für das Porto könnet Ihr etwa einen Schüblig essen. Ich bin sehr fleißig gegenwärtig.

13. August 1841

Der Anfang des folgenden Briefes ist nicht erhalten

– – so muß man heutzutage einem ehrbaren Mädchen immer mehr Zurückgezogenheit und Einfachheit wünschen, je weniger solche es noch gibt. Du hast daher gewiß auch alles Recht, Dein mütterliches Ansehen in dieser Hinsicht zu gebrauchen und scharf darauf zu sehen, mit wem Regula geht und wohin. Daß sie nicht in eine Mäusefalle gesteckt werden darf, versteht sich von selbst, allein das häufige Um-

herspazieren und Ausgehen, die Promenaden beim Mondschein etc. sind sehr verwerflich für ein bürgerliches Mädchen; und ich muß nur wiederholen, daß ich hier schon oft selbst gesehen habe, wie sich rechtliche Eltern täuschten, welche glaubten, eine brave Tochter zu besitzen, während diese sich unterdessen nicht auf die schönste Art aufführte, wenn sie unter ihren saubern Gespielen – – –

Nun komme ich zum zweiten Abschnitt, welcher von mir handeln soll, und wozu Du wahrscheinlich das Maul ein wenig verziehen wirst. Du fragst mich, wie es mir ergehe? Würde ich persönlich vor Dir stehen, so würde ich die Achseln zucken und ein weinerliches Gesicht schneiden; so aber kann ich Dir nur melden, daß es nicht so geht, wie ich es geglaubt habe, und daß ich mich darin getäuscht habe, daß ich glaubte, ich könne schon genug, um mich durchzubringen, d. h. als Künstler. Nun aber mußte ich zu meiner Demütigung erfahren, daß mir noch gar manches abgeht; und daß ich durchaus noch kein rechter Künstler bin. Ich weiß freilich alle Hauptsachen und habe auch Ideen und Auffassungskraft, habe hier vieles gelernt, aber es fehlt mir immer noch an Übung und derjenigen Vollkommenheit, die notwendig ist, um ein gutes Bild, das von Kennern gekauft wird, zu malen. Ich habe schon früher geschrieben, daß hier jeder, der etwas Tüchtiges leistet, sein gutes Auskommen findet. Nun haben meine Sachen von den ältern Künstlern und Kennern wohl Beifall, allein sie sind noch nicht vollendet genug. Denn die großen Herren wollen nicht nur Bilder haben, die viel Talent verraten, sondern auch wohlstudierte Bilder. Zu diesen fehlt mir jetzt eben noch sozusagen die letzte Feile, oder die letzte Übung. Ich sollte noch eine Zeitlang ungestört die Fehler noch zu entdecken und zu verbessern suchen, ohne von außen gestört zu werden.

Wie ich jetzt bin, so muß ich mir halt eben immer so knapp durchhelfen, manchmal habe ich etwas, manchmal nichts und muß mich oft mit meinen Kameraden behelfen. Indes-

sen geht die Zeit dahin, bei dem, was ich machen muß, lerne ich nichts. Die Kleider sind auch wieder kapores, und ich muß mir wieder Rock und Hosen machen lassen; denn so schäbig an der Sonne herumzusteigen, ist mir einmal nicht möglich. Und denn vollends die Aussichten! Auf diese Art muß ich immer am gleichen Fleck kleben und sehe nicht ein, wie ich mich ohne ein besonderes Glück höher schwingen kann. Auch ist mir diese Lage ganz unerträglich. Denn immer nur mit Wenigem hausen müssen, jeden Kreuzer zusammenstecken, damit man am Ende des Monats den Zins geben kann, ist mir durchaus nicht gegeben; es sollte zwar nicht sein, ich weiß es wohl, aber es ist mir einmal pur unmöglich, so ängstlich leben zu müssen. Wenn ich etwas Bestimmtes und Ordentliches zu verbrauchen habe, so kann ich mich recht gut einteilen, aber unter solchen Lumpenumständen kommt man zu nichts. Wenn ich mir nur Zeit lassen könnte, etwas recht gründlich durchzuarbeiten, so könnte ich mich schon bald herausschwingen, aber eben das ist das Pech, daß ich alles nur flüchtig und schnell machen muß, um wieder Geld zu bekommen. Jetzt ist schon der zweite Sommer, wo ich keinen Strich nach der Natur machen kann, und das gereicht mir zum größten Nachteil. Ich könnte wohl vielleicht kolorieren oder so etwas treiben; allein das werde ich nie und nimmermehr tun, lieber der Kunst ganz entsagen, denn nichts hasse ich so sehr wie das. Indessen habe ich einen Ausweg erdacht, den ich Dir zu reiflicher Erwägung vorlege. Vor allem muß ich Dich bitten, nicht etwa zu glauben, ich mache mit dem alten Leichtsinn noch leere Pläne und Entwürfe; denn ich habe in den fünf Vierteljahren, die ich nun hier bin, so allerlei an mir und andern erfahren, daß ich anfange, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Wenn ich also nur noch ein Jahr sorgenlos wäre und alles Mögliche anwenden könnte, mir das anzueignen, was mir noch fehlt, so könnte ich getrost der Zukunft entgegensehen. Nun wage ich ganz bescheidentlich an meine Mutter noch die Frage, ob sie sich ent-

schließen könnte, zu diesem Zwecke eine Summe aufzunehmen! – Ich will Dir alles sagen, was Du hierauf antworten wirst, und hernach meine Gegengründe aufzählen. Zuerst wirst Du sagen, daß ich schon öfters gesagt habe, daß dies das letzte Opfer sei, das man mir bringen müsse, und ich wolle nun schon fortkommen, aber jedesmal sei es wieder nichts, indem ich immer noch mehr Geld wolle; ebenso könne es auch dieses Mal sein, und wenn man mich noch ein Jahr lang unterstütze, so sei am Ende des Jahres vielleicht wieder die gleiche Geschichte. Auf das muß ich nun antworten, daß ich früher mich freilich immer geirrt habe aus Mangel an Erfahrung, daß ich aber jetzt die Umstände in und außer mir so gut erkenne, daß ich unmöglich falsch rechnen kann; und sollte dies dennoch geschehen, so würde ich dann auf der Stelle die Kunst verlassen und ein bürgerliches solides Auskommen suchen, was mir bei einigen Fähigkeiten, die man mir sonst zu solchen Sachen zugeschrieben hat, vielleicht besser gelingen würde.

Zweitens wirst Du sagen, daß man für mich schon viel getan habe, und daß meine Schwester zuletzt benachteiligt würde. Das wäre nun vielleicht so zu machen: wenn Du etwa 500 Gulden auf das Haus aufnähmest, so würde dies Euch gegenwärtig durchaus nicht in Eurer Haushaltung beschränken; die 20 Gulden Zins alljährlich könnte ich auf jeden Fall selbst zahlen; dadurch könnte ich dann so gut mich ausbilden, daß ich nachher gleich auf einen schönen Verdienst Anspruch machen (könnte), und in vier bis fünf Jahren wollte ich die ganze Schuld abzahlen; denn ich kenne hier Künstler von fünfundzwanzig Jahren, die sich jährlich schon ein Schönes ersparen und doch bequem leben. Du wirst hierbei lächeln, allein ich kann für jetzt nichts tun, als Dich versichern, daß dem so sei. Die Summe würde mir natürlich durch eine Schrift dergestalt enthoben, daß Regula an ihrem Anteil, weil man nun doch einmal davon sprechen muß, so viel voraus hätte.

Drittens wirst Du sagen, daß ich jetzt schon lang genug ge-

lernt hätte, um etwas zu verdienen, und daß ein solcher Schritt sehr leichtsinnig sein würde und der Ökonomie einer guten Familie ganz zuwider. Nun weißt Du, daß ich die Zeit in Zürich sehr schlecht anwenden konnte, indem es mir an aller Aufmunterung und Bekanntschaft mit bessern Künstlern fehlte. Mein erster Lehrer konnte selbst nichts, und der zweite prellte mich, dazwischen tappte ich wieder einige Jahre im Dunkeln herum. Sodann muß ich Dir nur sagen, daß man gewöhnlich meinen Beruf und Stand viel zu oberflächlich beurteilt und glaubt, er lasse sich so zunftmäßig in einigen Jahren erlernen; es gibt hier viele Künstler, die schon älter sind als ich und noch nicht selbständig sind, obgleich sie alles Talent haben. Das letzte, nämlich das Leichtsinnige eines solchen Schrittes betreffend, glaube ich, daß man sich heutzutage nur noch durch Opfer und Anstrengungen eine bequeme Existenz verschaffen kann, und daß es hierüber freilich sehr verschiedene Meinungen geben dürfte.

Ich kann ferner hoffen, daß ich unterdessen auch dies Jahr noch Verschiedenes verdienen kann, was alles eine desto sicherere Grundlage bilden wird. Schließlich nun erkläre ich, daß ich alles dieses nur zur Erwägung und Beratung an Dein mütterliches Herz lege, daß ich durchaus verlange, daß Du Dich darüber beraten lassest, um alles nach freiem Willen zu tun.

19. September 1841

Ich gehe öfter in die Kirche, aber nicht in unsere, sondern in katholische, griechische und in die Judensynagoge, wo ich, während sie ihre Künste treiben, auf meine Art andächtig bin. Ich habe immerwährend das Bedürfnis, mit Gott in vertrauensvoller Verbindung zu bleiben, aber dessenungeachtet ist es mir unmöglich, die nüchtern[en] und kalten Predigten unserer reformierten Pfaffen zu hören; und ihre alten, tausendmal aufgewärmten Gemeinsprüche, die doch so selten in unsere gegenwärtige Lage passen, zu wiederkäuen.

20. Dezember 1841

Die 150 Gulden habe ich richtig erhalten und danke Dir für Deine Güte und Mühe und Sorgen, die Du deswegen gehabt hast. Ich kann gut begreifen, daß Du viel Kummer haben mußt bei meiner jetzigen Lage, bin aber auch ebenso sicher, daß es mit der Zeit anders werden wird; und wenn kein Mensch sich meiner mehr annimmt, so muß ich freilich eine Zeitlang in kümmerlichen Umständen leben, werde aber über kurz oder lang desto unabhängiger sein; und ich werde allen zu danken wissen, was sie mir getan. – Was die Geschichte mit der Polizei betrifft, so kam das alles nur von meiner miserablen Hausfrau her, welche mich wegen 14 Gulden verklagt hatte. In München hat das gar nichts zu bedeuten, und ich bin deswegen durchaus nicht in Mißkredit, aber daß ein elender Polizeimann in Zürich seinen Senf dazugeben mußte, schmerzt mich nicht wenig. Daß ich in Schulden geriet, ist ganz natürlich, und es ist vor und mit mir schon so manchem tüchtigen Kerl passiert, die sich alle zuletzt wieder herausgebissen haben, daß ich mich gar nicht zu schämen brauche. Es ist ein Unterschied zwischen Schulden und Schulden, und die meinigen sind nicht die Folgen von Liederlichkeit, sondern Verdienstlosigkeit.

21. März 1842

Der Kunstverein hier kauft alljährlich eine Menge Bilder an, welche dann verlost werden. Die Verlosung war am 16. Februar. Der Verein hatte noch eine Summe Geldes übrig, welche noch verwendet werden mußte, aber es waren nicht genug Gemälde zum Verkaufe da. Man lud daher mehrere Künstler ein, etwas einzusenden, und ich wurde auch gefragt, ob ich vielleicht etwas Fertiges hätte, das ich zu verkaufen wünschte; wenn ich ein kleineres Bild zu 60–80 Gulden hätte, so wolle man es nehmen. Ich lief vergnügt nach Hause und sah nach, fand eine Landschaft, die ich vor mehreren Monaten schon gemalt hatte, und zeigte sie vor. Man fragte mich um den Preis; ich sagte

6 Louisdor, wurde angenommen; nur sollte ich noch eine kleine Abänderung machen. Ich pechierte wieder heim, pinselte schnell daran herum, und weil die Verlosung schon in zwei Tagen vor sich ging, so stellte ich das Bild an den Ofen, damit es schneller trockne, und verfügte mich darauf in die Kneipe, um ein Glas Bier auf den glücklichen Handel zu trinken. Ich sah das Bild nicht mehr an bis an dem folgenden Morgen, und als ich es da vom Ofen wegnehmen wollte, siehe – da war meine arme Landschaft von oben bis unten angebrannt! – Fahret hin, ihr teuren sechzig Gulden! Ihr könnt Euch denken, wie ich geflucht habe; denn ich hatte nichts anderes fertig, das ich statt des verbrannten hätte verkaufen können.

23. April 1842

Regula hatte den Wunsch ausgedrückt, sich einer Freundin anzuschließen, die als Putzmacherin nach München fuhr.

Was die Reisepläne meiner Schwester betrifft, so rate ich als Bruder, ganz ordentlich zu Hause zu bleiben und sich gut aufzuführen, wenn sie nicht in ökonomisches und moralisches Elend geraten will; beim Manne ist es eine Notwendigkeit, daß er in die Fremde gehe und ins Leben hinauskomme, weil er ganz andere Erfahrungen braucht, als die Weiber; aber aus Frauenzimmern, welche allein in der Fremde herumreisen, ist noch nie etwas anderes geworden, als was ich nicht sagen mag! Du wirst daher Deine mütterliche Kraft anwenden, die Mamselle sœur durchaus nicht von Dir zu lassen; Regula hat auf jeden Fall in Zürich mehr zu verdienen, als in München und sonst sehe ich nicht ein, was es hier tun will. Es scheint mir überhaupt nach dem, was Du mir früher geschrieben hast, daß Regula die Maskenbälle besuche usf., es sei aus dem stillen Kinde, wie man sie immer nannte, ein ziemlich flatterhaftes Geschöpf geworden; und ich muß Dich nur dringend bitten, daß Du sie nicht allein oder mit andern jungen Subjekten auf Tanzplätze gehen lässest, sondern nur mit ordentlichen Leuten, oder

wenn Du selbst dabei bist, denn ein ordentliches Mädchen läuft nie allein, ohne eingeladen zu sein, auf den Tanzböden herum.

24. Oktober 1842

Deinen letzten Brief habe ich durch Hrn. Werrenfels aus Basel empfangen, das Paket hingegen noch nicht, indem sein Koffer noch nicht angekommen ist; er erwartet ihn indessen alle Tage. Auch die früheren Briefe, worin Du mir über mein Bild geschrieben hast, habe ich seinerzeit erhalten und daraus ersehen, welche Mühe und Sorgfalt Du angewendet hast, um dessen Verkauf zu bewirken; wofür ich Dir meinen innigsten Dank abstatte. Leider hat's nichts genützt; denn ich habe mein Bild noch nicht verkauft, und ich wäre froh, wenn ich es nur so wieder hätte, um es hier wenigstens des Rahmens wegen verschachern zu können.

Ich habe meine Not einigen älteren Herrn geklagt, welche mir den Rat gaben, einige Monate nach Hause zu gehen, dort fleißig zu arbeiten, weil mich das Leben nicht so hart ankommt, wie hier, und nachher wiederzukommen. Ich fand diesen Rat ziemlich gut, besonders, da ich ein wenig Heimweh verspüre und eigentlich fast keine andere Wahl ist, wenn ich nicht ärger in die Tinte kommen will. Daß ich also heimkomme für ein paar Monate, ist ziemlich nötig, und Du wirst mir Deine Tore gewiß nicht verschließen; ich werde mein Möglichstes tun, daß Dir meine Anwesenheit nicht zu beschwerlich fällt. Es handelt sich hauptsächlich um das Reisegeld. Ich erwarte zwar alle Tage mein Bild aus Basel zurück, welches ich auf jeden Fall für 40 oder 50 Gulden einem Händler verkaufen kann, um Reisgeld zu bekommen; aber da es auf dem Hinweg so unsicher ankam, so könnte es sich jetzt leicht auch verzögern. Ich muß aber bis in zehn Tagen mein Logis räumen und möchte nicht gerne noch ein neues mieten vorher. Wenn es Dir also möglich ist, so bitte ich Dich, mir 30 Gulden zu schicken, damit ich dadurch nicht aufgehalten bin und sogleich fort kann; kommt mein Bild noch vorher, so bringe ich das Geld dafür

wieder heim, und kommt's nachher, so wird ein Freund von mir es besorgen und überschicken. Nur muß ich Dich bitten, mir sogleich es zu schicken, oder im Nichtfalle mir zu schreiben. Über alles weitere hoffe ich mündlich Dich zu besprechen und zu beruhigen, da Du alle Ursache hast, über diese neue, unverhoffte Lage der Dinge besorgt zu sein und zu glauben, es werde am Ende halt immer so gehen. Aber ich kann Dir nur versichern, daß es zwei Dritteln von den Künstlern so gegangen ist, die jetzt geborgen sind, und ich mache halt die Erfahrungen, die ein jeder gemacht hat. Besser ist's, man hat in der Jugend zu kämpfen als im Alter. Freilich quält's mich genug, daß Du am meisten dabei zu leiden hast. Wäre ich früher nach München gekommen, so wäre ich früher aus dem Pech; denn ich sehe immer mehr ein, daß meine Zeit und Lehrjahre zu Hause rein verloren waren.
Schreibe mir sogleich und sag' einstweilen noch niemanden nichts!
Ich grüße Euch, Dich und Regula, tausendmal.

Dein Sohn Gottfried Keller.

Aus den Briefen an Johann Salomon Hegi

München, den 21. Dezember 1840.
Schweizerei. Curti liegt an der Gicht so hart darnieder, daß er kein Glied rühren kann. Gämperli hatte vor seiner Abreise noch einen brillanten Abschied. Er hat alle gerauen und ist jetzt in Glarus, wie ich glaube. – Vor ungefähr vier Wochen versammelten wir uns, um die Gesellschaft solider zu konstituieren. Es waren ungefähr fünfzig anwesend. Ein Ausschuß hatte eine Verfassung von neunzehn Paragraphen vorgeschlagen, welche wesentlich in folgendem bestand: Die Gesellschaft hat einen Präses, dito Vize und einen Sekretär und drei Ersatzmänner. Die Chargierten bilden das Ehrengericht, vor welches allfällige Streitigkeiten, deren in der Kneipe keine ausgemacht wer-

den dürfen, gebracht werden. Die Gesellschaft hält sich einige Schweizerzeitungen und zu diesem Ende hin liefert jedes Mitglied monatlich einen Zwölfer. Die Fähigen halten sich einen Fechtboden, welcher jedoch nicht obligatorisch ist. Curti ist Präses, Hochstettler Vize, Andermatt Sekretär und Kassier, und Sidler, welcher sich wieder mit vollem Atem unter die Schweizer geworfen hat, ist Redakteur des Wochenblattes. Was die Neuangekommenen betrifft, so ist außer einem, der aber sogleich zu den Schwaben getreten ist, kein einziger Honoriger da, alles Brüller und unkultivierte Kerls. Diese haben, den Fischer von Schaffhausen an der Spitze, ihre Exkneipe im « Spitzer » aufgeschlagen, und führen sich dort so skandalös auf, daß die Schweizer das Stadtgespräch werden. Daher habe ich letzten Samstag in der allgemeinen Kneipe, nachdem lange gezankt und geschimpft worden ist, öffentlich erklärt, daß ich und alle Gleichgesinnten mich aller dieser Spitzerianer schäme, daß sie keine Ehre hätten usf., worauf sie alle zu unsrer Freude die Gesellschaft verließen, nachher aber schworen, mich abzuholzen, wo sie mich finden würden; einer namens Lamarqua, ein Welscher, drohte sogar mich zu erstechen; Du kannst Dir also vorstellen, in welcher Angst ich schwebe. (Fortsetzung folgt.)

Wir grüßen Dich alle.

Dein ergebenster G. Keller vulgo Strabo.

Ich schreibe diesen Brief bei Leemann und das Tintenfaß ist eine große Waschschüssel, in welcher ich ein wenig Tusch angerieben habe.
Morgen wird Doktor Wilhelm begraben.

25. Januar 1841

Die Schweizer sind nun völlig in zwei Teile geteilt; die Hälfte kneipt im « Spitzer » unter Fischer von Schaffhausen, die anderen unter Curti in der « Taube ». Gegenseitig werden die ärg-

sten Beschimpfungen ausgewechselt. Die Spitzerianer erklären, sie gehen nur auf Pistolen los, und das nimmt niemand an; sie sind bei den Franken, mit denen wir übrigens sehr gut stehen, im Verschiß, von den Knoten (Metzger u. dgl.) sind sie geholzt worden; Curti kaufte an der letzten Dult ein Paar hölzerne bemalte Pistolen und übersandte ihnen, den Spitzerianern, dieselben nebst einem spöttischen Sendschreiben. Sie glaubten, es komme von der ganzen Gesellschaft, und schickten das Paket mit dem Titel «Buben» in die «Taube» zurück, wodurch nun ein allgemeiner Comment suspendu entstanden ist und die größten Exzesse zu erwarten sind.

Allein so kommun sich diese Clique aufführt, so wenig Freude habe ich an unserer Tübligesellschaft erlebt. Es ging ganz ordentlich, seit Fischer mit seinem Anhange weg war. Man war und ist noch sehr fidel; aber der Teufel schlug wieder ein anders Gift in die Suppe, nämlich den ehrenwerten Herrn Sidler. Dieses zopfige Luder wird nämlich nicht nur gelitten, sondern ist nächst Curti der einflußreichste, und in der höchsten Gunst des ersteren. Er ist Redakteur des Wochenblattes, und da kannst Du Dir denken, wie das bestellt ist. Talent kann man Sidlern zwar nicht absprechen, hingegen ist er ein Schwein unter aller Kritik, was den Stoff seiner Sachen betrifft. So letzten Samstag. Den Anfang seines herrlichen Vortrages machte ein erbärmliches Gedicht von 101 Strophen; dann folgten einige Folioseiten von nichts als Zoten, die sich dazu noch persönlich auf Leemann bezogen. Leemann verbat sich solche Schweinereien, wagte aber nichts weiter zu sagen. Hierauf einige politische Salbadereien von Herrn Sidler und am Ende einige angebliche Korrespondenzartikel aus der Schweiz. Der wichtigste war die Nachricht, die Züricher hätten den Insurgenten im Aargau heimlich Munition geschickt oder schicken wollen, während sie der Regierung Truppen gegen dieselben zustellten. Diese Nachricht war nun noch mit einer Brühe von Sidler übergossen, wie z. B.

so etwas sei von Zürich ganz gut zu erwarten usf. Da stand ich auf und erklärte, das gehöre gar nicht in unser Wochenblatt. Die Handlung, welche den Zürchern zur Last gelegt werde, sei so niederträchtig, daß sie vorher als wahr begründet sein müsse, ehe er sie, nur etwa einem elenden Gerüchte zufolge, publizieren dürfe, besonders in einer Gesellschaft, welche mehrere Zürcher enthält. Zudem wies ich seine Nebenbemerkungen mit Verachtung zurück und verlangte Genugtuung. Da fuhr mir Curti und Konsorten übers Maul: Es sei eine Privatnachricht, welche man mitteilen müsse, dafür sei das Wochenblatt da usf. und ich solle schweigen. Ich erwiderte, daß ich weggehen würde, wenn Sidler nicht revoziere. Curti darauf: « Das sei Wurst! » Hierauf stand Bendel, der seit langem auf Curtis Einladung wieder einmal gekommen war, auf, sagte, wenn man honorige Mitglieder so behandle, so hätte er genug Schweizergesellschaft gehabt, nahm den Hut und ging. Darauf ging ich und nach mir Leemann. Das frappierte die Herren ein wenig, denn sie haben eben keinen Überfluß an alten Häusern und sonst fidelen Leuten. Brüller und Säufer sind zwar alle, aber sonst zu nichts tauglich. So stehen gegenwärtig die Aktien.

Nächsten Samstag werde ich ein kleines Bildchen auf den Kunstverein tun. Es ist die Aussicht auf das Limmattal vom Hottingerberg bei Zürich, Abend. Dann werde ich auch zwei Aquarellen ausstellen.

Heute habe ich eine Landschaft entworfen, die ich nächstens auch malen werde. Eine Felsschlucht mit der Aussicht auf einen Bergsee, welcher sich in schwarzen Tannenforsten verliert. Auf der Höhe rechts im Vorgrund ragt eine alte verknorrte Fichte in den Abendhimmel hinauf, welcher mit düsterm Rot hinter den entfernten Bergkuppen verglüht. Ferner arbeite ich gegenwärtig an einem großen Karton für eine Waldlandschaft, 5' 8" lang und 5' hoch. Vorn links sind große dunkle Baummassen, Linden, rechts ein Föhrenwald und in der Mitte durch die Waldlücke erblickt man die blaue

Ferne mit Schneegebirgen. Ich werde bei der Ausführung trachten, durch Luft, Ferne und Mittelgrund die schwüle Hitze des Sommers auszudrücken, während der dunkelgrüne, saftige Vorgrund mit einigem klaren Gewässer als erquickender Schatten kontrastiert. Auf den 15. Februar verlasse ich dies Logis und sobald ich ein tüchtiges Zimmer habe, werde ich zur Ausführung schreiten. Ich arbeite mit frohem Mut, denn meine Quarks fangen an zu gelingen. Der Kunstverein strotzt die Zeit her von hübschen Bildern aber meistens Landschaften; Lindenschmit hat zweimal ausgestellt. Das Jüngste Gericht von Merz ist fertig und hängt ebenfalls dort. Cornelius geht dieses Frühjahr nach Berlin; einige sagen, schon in sechs Wochen. Von Kaulbach weiß man nichts. Auf jeden Fall wird er hier bleiben.

26. Januar 1841

Was Deine Ideen von Italien betrifft, so wüßte ich mir kein größeres Vergnügen, als an Deiner Seite das alte Paradies zu durchwandern; allein für mich ist's noch zwei Jahre zu frühe und vielleicht für Dich auch. Denn ich habe mir vorgenommen, Italien nicht eher zu sehen, als bis ich meiner Kunst vollkommen Meister, und ich die göttliche Natur und alle Schätze dort im vollsten, unverkümmerten Maße genießen kann, und das wäre vielleicht auch auf Dich anzuwenden.

Hingegen möchte Düsseldorf und Paris für jetzt noch geeigneter sein. In Düsseldorf geht die romantische und poetische Malerei in hohem Schwange und in der Technik ist dort mehr zu holen, als in München. Jedoch ein Jahr noch in München zu sein, wird weder Dir noch mir zum Nachteil, eher zum Nutzen sein, besonders wenn Du Deinem Vorsatz, künftig nur ungeteilt der Kunst zu leben, getreu bleibst.

4. Februar 1841

. . . Diese Summe werde ich Dir, wenn Du solang willst Geduld haben, bei Deiner Zurückkunft erstatten, und Du wirst

vielleicht meinen pechiösen Zustand begreiflich finden, wenn ich Dir melde, daß ich von Hause die vergnügliche Nachricht erhalten habe, daß ich nichts mehr zu erwarten hätte, indem das hochzulebende Oberwaisenamt es für unnötig erachtet habe, daß ich länger Geld brauchen soll; ich könne jetzt schon etwas gelernt haben u. dgl. Meine Mutter schrieb es mir mit dem größten Kummer und bat mich, nach Hause zu kommen, wo ich bei ihr schon leben könne, hingegen in München könne sie mich mit dem ihr Zugemessenen nicht erhalten. Solche Nachrichten haben mich sehr belustigt, denn ich bin ganz plessierlich auf den Sand gesetzt und frei, wie der Vogel in den Lüften, oder vielmehr vogelfrei. Jetzt heißt's in die Hände gespuckt und geschafft; die Zeit der und Zwetschgenkuchen ist vorbei, und es ist erschienen die Zeit der Wagnerischen Würste mittags oder auch nur abends. Ich arbeite wie ein Neger in einer Zuckerplantage und das gerne. Ich wollte diese Woche vier Gegenstände ausstellen, da schlug der Teufel dazu, daß der Verein für dieses Jahr geschlossen und erst nach der Verlosung (am 14.) wieder geöffnet wird. Doch bitte ich Dich, meinen Bankerott juhee! noch niemanden zu erzählen, wenigstens keinem in München Lebenden, denn ich möchte den Übergang in meine Selbständigkeit ganz unbemerkbar machen, wegen der Charaktergröße, welche gewisse Leute in solchen Fällen besitzen.

Einige Neuigkeiten.

Fanny im « Wagner » ist gesegneten Leibes von einem obskuren Studentlein. Sie verläßt heute ihren Platz, und wir sind gespannt auf die Ersatzmännin. Hochstettler hat sich gänzlich von den Schweizern zurückgezogen, was ich ihm nicht verarge.

Neulich hat ein siebzehnjähriger polytechnischer Schüler drei Offiziere der königlich bayrischen Armee ausge-

schmiert. Der Fall war folgender: Es war Ball im Museum. Der Student stand mit seiner Schönen, welche nach jetziger guter Sitte ein ein wenig weit ausgeschnittenes Kleid trug, in der Reihe. Hinter ihm stand ein Offizier und schaute fortwährend mit gierigen Blicken auf den Busen der Dame. Endlich nannte ihn der Studio, der es schon lange bemerkt hatte, einen unverschämten, rohen und pöbelhaften Menschen und tanzte darauf weiter. Nach Beendigung des Tanzes kam der Offizier zu ihm und verlangte die Wiederholung seiner Ausdrücke, deren er sich vorhin bedient hatte, was der junge Mensch ganz frank tat und noch einige Zusätze beifügte. Darauf kontrahierten sie und zwei andere Laffen von Offizieren, die dabeistanden, forderten den Studenten ebenfalls. Bald darauf ging man los. Der erste bekam einen Schmiß übers ganze Gesicht herunter, von der Stirn bis zum Kinn; dem zweiten wurde der Arm halb weggezwackt und der dritte ebenfalls angeschissen. Der Student ging ganz frei aus. Von den Offizieren war der eine vom Stab, der andere Artillerieleutnant und der dritte ich weiß nicht was, ich glaube einer der Erzieher vom Kadettenkorps. Die Herren sind alle arretiert. Daß es unter den Studenten und Künstlern einen allgemeinen Jubel erregte, kannst du denken.

6. Februar 1841

Vor zwei Wochen habe Ich zum erstenmal zwei Aquarellen ausgestellt; doch wurden sie nicht gekauft, weil noch kein Schiedsgericht gewählt ist. Indessen soll ein Herr um meine Adresse gefragt haben; das Luder ist aber nicht gekommen. Du wirst wissen wollen, was man dazu gesagt hat? Ich weiß nicht! Wer mit mir davon sprach, schmeichelte mir sehr, aber auf das kann man nicht gehen. Einige haben mir gesagt, sie hätten's auch von andern rühmen hören. Als ich im Verein war, hörte ich die zerstreuten Worte fallen: Keck gemacht, artig komponiert und dergleichen mehr. Auf jeden Fall sind die Sachen zu unbedeutend, als daß sie einer eigentlichen Kritik würdig wären. Sobald das Schiedsgericht ge-

wählt ist, stelle ich wieder zwei Aquarellen aus nebst einem kleinen Ölbilde.

In München ist gegenwärtig das göttlichste Frühlingswetter, eitel Sonnenschein und blauer Himmel. Leemann und ich und Guignard wallfahrten oft des Nachmittags nach dem « Lettinger », dem « Franziskaner » usf. und führen ein beschauliches Leben mitten im ärgsten Hunde. Im « Wagner » pumpen bis an einen oder zwei alle Schweizer. Einen Spaß von gestern muß ich Dir doch noch erzählen. Leemann, Guignard, ein Deutscher und ich spazierten in der Au. An einem nicht gar hohen Fenster saß ein hübsches Mädchen und strickte. Leemann entdeckt sie; nun stehen alle vier vor dem Fenster still, lachen und strecken die Köpfe zum offenen Fenster hinein; das Mädel steckt das Köpfchen hinter den Vorhang und will sich verbergen; geht aber nicht fort; nun treiben wir die längste Zeit das reinste Schindluder vor dem Hause und scherzen mit dem Kinde, ohne zu achten, daß die Mutter desselben herzugekommen ist, daß sich hinter uns ein ganzer Kreis von Weibern und Kindern gesammelt hat, welcher auf einmal entsetzlich zu schimpfen und heulen anfängt: « Nu! Was is denn das, ihr rotzigen Lauser, ihr Saulümmel, glaubt ihr, wir seien lauter Schnaillen da » usf. Das Mädchen erschrickt, fängt an zu weinen und läuft vom Fenster weg. Wir aber erlangen endlich mit einiger Schwierigkeit unsern Rückzug und nun folgt uns die ganze Hatz nach bis zum Ende der Häuser, mit Schimpfen und Schelten, so daß wir die Bäuche halten mußten vor Lachen. Wie wir aber sahen, daß sich einige große, schmierige Kerls dazu schlugen, beschleunigten wir doch ein wenig unsere Schritte und verschwanden ganz spurlos im Franziskanerbräu.

10. April 1841

Curti wird Dir gesagt haben, daß wir ihn bis Augsburg begleiteten und dort noch sehr fidel waren... Dich selbst betreffend, hoffe ich Dich bald hier zu sehen, wo nicht, so dürftest Du mich leicht nicht mehr in München finden, denn

das Leben fängt alsgemach an, sich so ein wenig pechiös für mich zu gestalten. Schon habe ich dreimal was ausgestellt, Komplimente darüber eingesammelt, aber noch nie eine von jenen vermaledeiten Ankaufsnummern an meinen Bildchen entdeckt. Dabei kann meine liebe Alte mir nichts mehr schicken, ohne äußerste Einschränkung, und um ihr allen Kummer zu ersparen, schreibe ich ganz fidel nach Hause, als ob ich in größten Floribus lebte, indes ich ganz gemütlich auf dem räudigsten und schäbigsten Hunde reite, den es jemals gegeben hat. Meinen Bekannten sage ich immer, ich erwarte noch Geld von Hause, sonst hätten sie wahrscheinlich vermöge ihrer glänzenden Generosität mir längst nichts mehr gepumpt und ich wäre also schon längst krepiert. Du siehst also, daß ich die Sache ziemlich leicht aufnehme; ich lebe, wie der elendeste Windbeutel, in den Tag hinein, und setze meine Hoffnung immer auf die nächste Arbeit, die fertig wird, doch immer vergeblich, und so bleibt mir keine andre Aussicht, als heimzugehen, und Kopist bei Schultheß im « Rech » oder bei Pestalutz im » Steinbock » zu werden, oder als ein zweiter Andermatt in München zu florieren, ohne Zweck, ohne Mittel, ohne Aussicht, und endlich mit Schulden beladen heimgepeitscht zu werden. Dies die Schattenseite meiner gegenwärtigen Lage, die Lichtseite besteht lediglich darin, daß ich mir selbst sage: « Mut, Kellerchen, du hast dich ein wenig unbesonnenerweise ins Leben hinausgeworfen, bist ins Pech geraten; aber es wird schon wieder anders kommen; tue immer dein Möglichstes, und du wirst auch wieder herausgezogen werden, andere haben auch das nämliche Los gehabt, die jetzt der verdammten Hure von Glück im Schoß sitzen, und es dient vielleicht zur größeren Würze deines spätern Lebens, einst sagen zu können, das und das habe ich durchgemacht, und ich habe oft lange Zeit nur Disteln und stinkende Krötenblumen, statt Rosen und Lilien gepflückt. Das einzige, was mir Angst macht, ist die Furcht, ein gemeines, untätiges und verdorbenes Subjekt zu werden, und ich muß

mich ungeheuer anstrengen, bei dem immerwährenden Pech dies zu verhüten; und nur durch gute Lektüre habe ich mich bisher noch solid erhalten. Doch genug davon. Diese Materie muß Dich nur anwidern und daher versichere ich Dich, daß ich alles dessen ungeachtet alles mögliche mitmache und mit einer Art fidelen Unsinns jede Gelegenheit beim Schopf fasse, mich lustig zu machen, möge dieser Unsinn nur nicht in einen permanenten Zopf oder was gleich viel ist in eine Art harmlosen Wahnsinn ausarten. Ich mache gegenwärtig ein kleines Bildchen mit einer Gewitterluft und alten Eichen an einem Waldteiche und an der früher erwähnten großen Skizze. Schreibe mir bald, denn Briefe sind mir gegenwärtig ein großer Trost. Äußere mir auch unverhohlen Deine Ansichten, ohne Scheu, über meine Lage, denn ich versichere Dich, daß ich nicht einen Pfifferling mehr um die Kunst gebe, und es mir nicht die geringste Überwindung kostet, nach Haus zu gehen und Grämpler zu werden, wenn irgend jemand Verständiger es mir anratet, und damit lebe wohl.

Dein lustiger Keller.

23. April 1841

Dein letzter Brief ist eine treffliche Bewährung Deines Cerevisnamens « Morgenstunde », denn er strotzt von Gold, das Du aus Deinem nun wieder gut bezahnten Munde hast fließen lassen. – Das erste und eiligste, was ich zu bemerken habe, ist, daß ich bezopft war, als ich mein Geschreibsel absendete und daher, obgleich die Hauptsache sich gleichbleibt, doch das Ganze zu extrem erschien im nüchternen Zustande. Ich habe seither die Sache besser überdacht und gefunden, daß ich wenigstens diesen Augenblick noch keine Ursache habe, alle Hoffnung aufzugeben. Wohl habe ich noch nichts verkaufen können; allein die Sachen, welche ich bisher ausstellte, waren bloß Aquarellzeichnungen in sehr unscheinbaren Rahmen, und es ist also bei ruhiger Überlegung leicht zu begreifen, daß im Anfang des Jahres nichts

so Unbedeutendes angekauft wird. In Öl konnte ich bisher noch nichts ausstellen, weil ich noch keinen Rahmen machen lassen konnte. Auch habe ich noch nichts Bedeutenderes fertig. Die Hauptsache aber ist die: Ich habe bisher freilich immer etwas gearbeitet, aber nicht anhaltend und nicht mit dem rechten Ernst; immer angefangen und nichts vollendet; kurz, ich habe wirklich das Meinige nicht genügend getan. Daher will ich die stärksten Ausdrücke meines letzten Briefes noch revozieren, bis dies geschehen ist, und erst dann schimpfen, wenn ich ohne Erfolg einige Monate lang fleißig gearbeitet habe. Ich male jetzt von morgens sieben Uhr bis abends sieben Uhr mit wenig Unterbrechung und mit großem Genuß. Ich habe gefunden, daß der Hund und alle Entbehrungen weit erträglicher, ja gar nicht zu beachten sind, wenn man nur arbeitet. Vor meiner Staffelei vergesse ich alles, und wenn ich abends wieder ein gutes Stück meiner Leinwand beschmiert habe, so mache ich mit meiner Gitarre einen so tollen Lärm, als ob ich zehn Kapaunen zu Mittag gespeist hätte anstatt der Hundemahlzeit. Wenn nur der Teufel des Müßiggangs nicht wieder in mich fährt; aber ich will ihm schon das Loch vermachen; ich lasse ums Verrecken nicht nach; jeden Abend, wenn ich ins Bett gehe, schwöre ich heimlich bei meiner Ehre, morgen früh aufzustehen und zu schanzen, das muß natürlich gehalten werden und sitze ich dann nur einmal an der Arbeit, so harre ich schon aus. Daß man alle zwei Stund etwa die Nase in ein Buch steckt, kann nach meiner Meinung durchaus nichts schaden, eher nützen; indem man das Bild wieder weit besser übersieht, wenn es eine halbe Stunde aus dem Gesichte war. Ich mache jetzt eine Waldpartie an einem Sumpf oder Teiche fertig; nachher kommt eine felsige Gegend an die Reihe mit alten Fichten; in der Ferne hinter einem Vorgebirge sieht man das Meer, aber nur wenig; dies Bild ist untermalt und die Luft fertig; und endlich ist eine dritte Landschaft auf Leinwand schon entworfen. Es soll ein früher Morgen werden; eine stille, waldige Gegend mit

hohen Eschen im Vorgrund. Diese drei Sachen werde ich nun nacheinander fertig machen, Scheuchzers, Langes und anderer Urteil und Rat dabei benützen und hienach, wenn ich Rahmen auftreiben kann, ausstellen, und wann ich dann nichts verkaufen kann, so – – – mache ich halt wieder drei neue, und ist's wieder vergeblich, dann gebe ich wirklich keinen Pfifferling mehr für die Kunst; denn ich müßte ein Esel sein, wenn ich Märtyrer der Malerei werden wollte. –

*

Fabel

Handschriftlicher Beitrag für das «Wochenblatt der Schweizergesellschaft» in München.

Zur Zeit der Abenddämmerung saßen drei oder vier Leuchtwürmchen in einer Wiese unter den Kräutern und Blumen, und man sah wie sie geheimnißvoll die Köpfe zusammensteckten, emsig hin und her krochen und sich eifrig besprachen, so daß man glauben mußte, es sei etwas sehr Wichtiges im Werke. Als nun die Nacht auf die Felder und Fluren herniedersank und die Sterne am Himmel erglänzten, da erklommen sie einen hohen Grashalm und sprachen zu den Sternen: «Ihr lieben Sternlein! Ihr müßt gewiß sehr müde sein von eurem allnächtlichen Wachen, drum geht einmal ohne Sorgen schlafen, wir wollen indeß die Erde für euch beleuchten!» Die Sternlein lächelten einander an und verbargen sich zum Spasse hinter kleine Wolken; die Leuchtwürmchen aber glänzten die ganze Nacht hindurch aus allen Leibeskräften und am Morgen meinten die guten Tierlein, sie hätten die Erde erleuchtet.

Den 20. August 1841

Eintragung ins Schreibbuch. *August 1843*

MÜNCHEN

Ein liederliches, sittenloses Nest
Voll Fanatismus, Grobheit, Kälbertreiber,
Voll Heil'genbilder, Knödel, Radiweiber.

VERMISCHTE GEDANKEN ÜBER DIE SCHWEIZ

Als Entgegnung auf die Betrachtungen über «Deutschland und die Schweiz», die im Januar 1841 in der Augsburger «Allgemeinen Zeitung» erschienen, schrieb Keller im März 1841 für das «Wochenblatt der Schweizergesellschaft» in München diesen seinen ersten politischen Aufsatz.

Es möchte nicht ganz unpassend für uns junge Schweizer sein, wenn wir in einer Zeit, wo man angefangen hat, unsere Nationalität zu bestreiten, wo man uns geistig zwingen will, unser Vaterland nicht als helvetisches, sondern als deutsches, als französisches, als italienisches zu lieben, wo jeder fade, lumpige Winkeljournalist des Auslandes sich herausnimmt, über die Schweiz einen Mist herauszuschwatzen, der von nichts als von der lichtscheuen Unwissenheit desselben zeugt, wo in jeder Kaffernzeitung die Schweiz und ihre inneren Einrichtungen verhöhnt werden, wenn wir in einer solchen Zeit bisweilen unsere Gedanken nach diesem Vaterlande richten und unsere Gefühle in dem großen Kampfe der Grundsätze, der gegenwärtig Europa bewegt, zu ordnen suchen . . . Vor allem aus wenden wir unsere Blicke auf die neulichen Angriffe Deutschlands gegen unsere Nationalität. Ich hoffe, es wird keiner unter uns sein, der über diesen Punkt im geringsten verwirrt worden wäre, obgleich man in Deutschland von der unfehlbaren Richtigkeit dieser ungründlichen Behauptungen allgemein überzeugt zu sein scheint. Die Deutschen glauben uns dadurch hauptsächlich zum Schweigen zu bringen, das schweizerische Volk gehöre seiner Abstammung nach gar nicht zusammen, sondern die deutsche Schweiz gehöre eigentlich zu Deutschland, die französische zu Frankreich usf., kurz, jeder Teil unseres Landes gehöre zu dem seiner Abstammung entsprechenden Teil der angrenzenden Staaten, und das ist vorsätzliche Nichtbe-

achtung unseres Nationalcharakters. Denn zugegeben, daß wir den nämlichen Völkerstämmen entsprossen sind wie unsere Nachbaren, so tut das durchaus nichts zur Sache. Der Geist der Generationen verändert sich unendlich, und wenn wir jener Ansicht und der Bibel folgen müßten, so wäre die ganze Menschheit nur eine Nation und müßte folglich nur einen einzigen Staat ausmachen. Die jetzige Bevölkerung Englands ist entstanden aus Britanniern, Römern, Angelsachsen, Normannen, Kelten usf., die alle einander wechselweise besiegt, verdrängt und unterdrückt haben, und doch ist die englische Nation jetzt eine ganze, unteilbare, originell in ihrem Charakter und weder den jetzigen Franzosen noch Deutschen noch irgend einem Volke ähnlich. So ist's auch mit den Schweizern gegangen. Die Urkantone waren von jeher frei in ihren Bergen; man weiß von keinem Herrn, der sie gesetzlich jemals regiert hätte. Albrecht suchte sie mit Gewalt zu zwingen, und von da an schufen sie sich ihr eigenes Geschick, und an dieses knüpfte sich nach und nach bis auf unsere Zeiten, die ganze gegenwärtige Schweiz, teils aus innerem Drange und Neigung, teils aus äußerlichem Bedürfnis an, und durch die Verfassungen, die sie sich selbst gaben, sind sie eben so verschieden worden von denen, mit denen sie gemeinschaftliche Abstammung hatten. Der Nationalcharakter der Schweizer besteht nicht in den ältesten Ahnen, noch in der Sage des Landes, noch sonst in irgend etwas Materiellem, sondern er besteht in ihrer Liebe zur Freiheit, zur Unabhängigkeit, er besteht in ihrer außerordentlichen Anhänglichkeit an das kleine, aber schöne und teure Vaterland; er besteht in ihrem Heimweh, das sie in fremden, wenn auch den schönsten Ländern befällt. Wenn ein Ausländer die schweizerische Staatseinrichtung liebt, wenn er sich glücklicher fühlt bei uns als in einem monarchischen Staate, wenn er in unsere Sitten und Gebräuche freudig eingeht und überhaupt sich einbürgert, so ist er ein so guter Schweizer als einer, dessen Väter schon bei Sempach gekämpft haben. Und umgekehrt,

wenn ein Schweizer mit Frankreich oder Deutschland zu sehr sympathisiert, wenn er sich behaglich und glücklich findet als Untertan irgend eines fremden Souverains, wenn er fremde Gewohnheiten aus Neigung annimmt und heimatliche Sitten verachtet, so ist er kein Schweizer mehr; er ist ein Franzose, ein Östreicher oder wo ihn sein Herz hinzieht, und das kann man ihm nicht immer zur Sünde anrechnen; denn der Neigungen und Wünsche des Menschen sind so viele wie Sterne am Himmel. Während Schiller mit der ganzen Glut seines Herzens die feurigen Worte singt: « Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und wär' er in Ketten geboren! », läßt der Herr Geheimrat von Goethe in nobler Behaglichkeit seinen Tasso sagen: « Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein, und für den Edlen gibt's kein größer Glück als einem Fürsten, den er liebt, zu dienen. »
Wenn die zwei größten Schriftsteller unserer Zeit so verschiedene Worte sprachen, wie kann man es beschränkteren Sterblichen verdenken, wenn der eine da, der andere dort seine wahre Heimat sucht. Aber was der Mensch einmal als wahr empfunden hat, an das soll er halten; was er als sein geistiges und materielles Glück erkannt hat, von dem soll er nicht lassen, bis er eine andere Überzeugung bekommt. Nun hat der Schweizer einmal gefunden, daß die Unabhängigkeit des gesamten Vaterlandes, die Freiheit des Gedankens und des Wortes, die völlige Gleichheit der Rechte und Nichtgeltung des Standes und anderer Äußerlichkeiten das Bedürfnis seiner Seele ist. Diesem allem aber müßte er durch die Anschließung an andere, ihm ehemals verwandte Stämme nach den jetzigen Staatsverhältnissen entsagen, oder er müßte sein Prinzip geltend zu machen und auszubreiten suchen, und das liegt nicht im Wesen eines wahren Schweizers. Denn das eben war von jeher die schönste Tugend unseres Bundes, daß er nicht, wie Frankreich, überall Proselyten zu machen sucht, sondern sich an sich selbst begnügt, und es waren die blühendsten Zeiten der Schweiz, sie war am geachtetsten, als sie in der Einfalt ihrer alten

Sitten und in der Nichtachtung fremder Händel stark war. Der Schweizer spricht gern von seiner Freiheit; aber er sucht sie niemandem aufzudringen, und warum sollte er nicht mit Liebe davon sprechen? Spricht doch jeder gute Untertan ebenso gern von seinem König, und unser König ist einmal die Freiheit; wir haben keinen andern. Möchte es immer die wahre, die unzweifelhafte Freiheit sein; aber eben das war immer der Stoff zu den innern Zwistigkeiten unseres Landes, daß sie von dem einen Teile in dieser, von andern in jener Form gesucht und heftig bestritten wurde. Die einen glauben sie nur in der aristokratischen, die andern in der demokratischen Verfassung zu sehen, und letztere werden wieder, während sie die Wahrheit zu besitzen glauben, arg in der Irre herumgeführt von einer Kaste, die hoch über beiden Parteien stehen sollte; ich meine die Geistlichkeit. Es hat Republiken gegeben, wo die Aristokratie geeigneter war fürs Wohl des Volkes als die Demokratie; allein jene Aristokraten liebten ihr Volk, sie achteten es und erkannten ihren wahren Beruf. Von den unsrigen kann man es nicht sagen. Die jetzigen Überreste und Anhänger der Patrizier in den meisten Kantonen, vorzüglich in Zürich und Basel, sind selbstsüchtig, geldgierig, schmutzig, zopfig; sie lieben das Volk nicht, suchen nur aus Privatinteressen und Herrschsucht das Ruder zu halten, sind oft in der stupidesten Spießbürgerei versunken und ermangeln ganz jener feinern Bildung und höhern Kultur des Geistes, welche sonst die Aristokraten anderer Republiken so sehr auszeichnete; kurz, was ihre Haupteigenschaft sein sollte, sie sind nicht nobel. Hievon gibt es einige sehr ehrenwerte Ausnahmen, aber deren sind so wenige, daß sie keine Wirkung unter der Masse machen. Obgleich ich keinen der jetztlebenden Souverainen kenne, dessen Untertan ich sein möchte, so hat es doch schon solche gegeben, deren Herrschaft ich lieber ertragen hätte als diejenige unserer Regierungen im 17. und 18. Jahrhundert, der Zeit der geistigen und körperlichen Unterdrückung, der totalen Seelenfinsternis im

Volke, wo die herz- und geistlosen Regenten das Licht unter ein Scheffel stellten und darauf saßen, den steifen Zopf im Nacken, wo ihre Weiber und Töchter die Habe der sogenannten Bauern und Gewerbsleute in seidene und damastene Kleider verwandelten und frech darin herumbuhlten, wo die Pfaffen die besten Alchimisten waren, indem sie den Schweiß des Volkes in eitel Gold zu verwandeln wußten, das sie in schweren Ketten um die immer durstige Kehle hingen und in dicken Ringen an die habsüchtigen Finger steckten. Doch diese Zeit ist, Dank sei es dem, der die Nacht haßt und den Tag liebt, längst vorbei; sie hat wie ein drückender Alp auf dem Herzen des Volkes gelegen; aber es hat sich geregt und hat frischen Atem geholt und die Augen geöffnet dem ewigen Lichte, das ins Land leuchtete. Noch nicht überall kann es dies Licht vertragen, obgleich es kein neues ist; denn unsere Väter haben es schon gesehen; aber es wird sich wieder gewöhnen daran, wenn es das scheue Geschlecht der Nachtvögel vertreibt, die das Licht umflattern und auszulöschen trachten.

Die Zeit ist da, wo die geistigen Elemente unseres Landes im heftigsten Kampfe verwickelt sind. Beinahe feindselig stehen sie sich gegenüber, und unter ihren Vertretern sehen wir auf beiden Seiten tüchtige Männer, aber auch auf beiden Seiten viele bloße Maulhelden. Wir werden wahrscheinlich die Krise noch erleben; geben wir uns der schönen Hoffnung hin, daß jeder redliche Schweizer in ihr sein wahres Heil erfüllt sehen werde. Zu dieser Hoffnung ist aber nur der berechtigt, der auch an sich selbst nichts fehlen läßt, was dem Ganzen frommen kann, der unparteiisch und unbestechlich den Nutzen jeder Meinung still bei sich selbst erwägt, und hat sie sich als gut bewährt, sie annimmt, komme sie von einem Aristokraten oder Demokraten, passe sie in sein bisheriges System oder nicht. Nun können wir uns aber nicht leugnen, daß auch auf unserer liberalen und radikalen Seite nicht immer alles so war. Unsere Radikalen sind oft so schroff, so verblendet, so intolerant als nur ein eingefleisch-

ter Aristokrat es sein kann. Die Freiheitsliebe ist gar nicht selten in eine gedankenlose Schreierei ausgeartet, die religiöse Gedankenfreiheit zum kalten Hohne und Wegleugnen jedes religiösen Prinzipes und zum frechen Spotte alles Heiligen geworden. Es sind zwar nur einige wenige, denen man dies nachsagen kann; aber traurigerweise sind diese gerade die talentvollsten Köpfe. Ebenso hat man einigemale zu wenig bedacht, daß nicht alles Neue gut, nicht alles Alte untauglich und schlecht geworden sei. Während man dem Geist immer mehr Nahrung gibt und die Köpfe erhellt, läßt man nicht selten das Herz erkalten. Man ist zu prosaisch geworden in vielen Sachen. Dazu gehört hauptsächlich die gänzliche Vernachlässigung der schönen Wissenschaften und Künste und die schroffe Abtrennung vom Ausland. Denn in dieser Hinsicht ist uns Deutschland weit voran, und es schadet unserer politischen Nationalität durchaus nichts, wenn wir das in Kunst und Literatur höherstehende Ausland zum Muster nehmen. Nur dadurch, daß wir jeden guten Gedanken in uns aufnehmen, komme er von wem er wolle, daß wir die Wahrheit an jeder Partei zu schätzen wissen, daß wir in unsern Gegnern nicht die Person, sondern nur die falschen Grundsätze hassen und selbst während dem hitzigsten Kampfe die Versöhnung im Herzen tragen, dadurch daß wir ohne allen Dünkel gerne anerkennen, daß auch der Bürger anderer Staaten glücklich sein könne, dadurch endlich, daß wir niemals den göttlichen Funken der Ewigkeit in unserer Brust ersticken und nie das heilige Vertrauen zu jenem verlieren, der die Sterne lenkt; nur dadurch können wir dem Sonnenaufgange der alleinigen Wahrheit ruhig und gefaßt entgegensehen; sie wird vielleicht blutrot aufgehen, diese Sonne; in düsterem Purpur werden vielleicht die Firnen und Eiskuppen unseres freien Vaterlandes glühen; aber der kristallhelle Tag wird dennoch anbrechen und sein glückliches reines Blau über unsere silbernen Berge ausbreiten.

TAGEBUCH

Zürich 1843

Tagebuch

Eröffnet den 8. Juli 1843 in Zürich.

« Ein Mann ohne Tagebuch (er habe es nun in den Kopf oder auf Papier geschrieben) ist, was ein Weib ohne Spiegel. Dieses hört auf Weib zu sein, wenn es nicht mehr zu gefallen strebt und seine Anmut vernachlässigt; es wird seiner Bestimmung gegenüber dem Manne untreu. Jener hört auf, ein Mann zu sein, wenn er sich selbst nicht mehr beobachtet und Erholung und Nahrung immer außer sich sucht. Er verliert seine Haltung, seine Festigkeit, seinen Charakter, und wenn er seine geistige Selbständigkeit dahin gibt, so wird er ein Tropf. Diese Selbständigkeit kann aber nur bewahrt werden durch stetes Nachdenken über sich selbst, und geschieht am besten durch ein Tagebuch. Auch gewährt die Unterhaltung desselben die genußvollsten Stunden. »

Diese Worte habe ich vor fünf Jahren, im Heumonat 1838, in meinem neunzehnten Jahre, niedergeschrieben, ohne daß ich bis jetzt irgend einmal ein Tagebuch angefangen hätte. Ich denke aber, es geht mir nicht allein so, und ich habe schon oft geahnt und an mir selbst erfahren (ich müßte denn eine tüchtige Abnormität sein), ich habe schon oft bemerkt, sage ich, daß in der Welt sehr viel Schönes, Wahres, sehr gründlich und solid Scheinendes, dem, der es sagt, zur Ehre Gereichendes gesprochen, geschrieben und behauptet wird, ohne daß es dem Autor im mindesten in den Sinn käme, das mit so viel Energie Geäußerte auf sich selbst anzuwenden oder auszuüben.

So ist es mir nun auch mit meinem Tagebuch gegangen, und ich habe die so lehrreiche Zeit meines ersten Ausfluges in die Welt, die drei Jahre, welche ich in München zu-

brachte, samt allen Eindrücken, die ich dort empfangen, das heitere, schöne Künstlerleben, die bangen sorgenvollen Tage, die ich erlebt, und sonst noch so vieles, was mein Gemüt lebhaft ergriffen; die Rückkehr und Flucht ins mütterliche Haus: das alles habe ich handelnd und leidend an mir vorbeiziehen lassen, ohne eine Silbe darüber niederzuschreiben.

Ich habe mir zwar das ganze Bild in seinen Umrissen und mit seinen Lokalfarben ziemlich treu bewahrt, und wenn ich einst aus mir selbst heraustreten und, als ein zweites Ich, mein ursprüngliches eignes Ich in seinem Herzkämmerlein aufstören und betrachten, wenn ich meine Jugendgeschichte schreiben wollte, so würde mir dies, ungeachtet ich bis jetzt nie ein Tagebuch führte, und nur früher, vor bereits sechs Jahren, dann und wann, aber sehr selten, einzelne abgerissene Vorgänge der Außen- und Innenwelt aufzeichnete, dennoch ziemlich gelingen. Aber wie viele, viele Gedanken und Ideen, wie sie Sonne und Mond uns bringen, gingen mir nicht verloren? Wie viele Erfahrungen und Erlebnisse hatten keinen oder nur wenigen Nutzen für mich, weil ich sie mir nicht genugsam einprägte?

Wie viele poetische Motive und künstlerische Erscheinungen gingen wie Traumbilder, auf die man sich beim Erwachen nicht mehr besinnen kann, an mir vorüber? Und wie viel reizende und bedeutungsvolle Geschichten, Vorfälle und Anekdoten verweben sich dem sinnigen Menschen in sein tägliches Leben, aus denen er oft die schönsten Geistesblumen ziehen könnte, und die meistens spurlos verloren gehen, wenn er nicht einen gehaltvollen Briefwechsel oder ein Tagebuch führt!

Der Hauptgrund aber, der mich zur Führung eines solchen trieb, liegt in der Beschäftigung an sich selber, die sie mir verleiht. Das Tagebuch wird mir ein Asyl sein für jene grauen, hoffnungslosen Tage, die mir oft in stumpfem Nichtstun vorübergehen und spurlos in die dämmernde

Vergangenheit verschwinden. Es sind dies die Tage, welche man, gehemmt durch äußere, widerliche, oft miserabel kleinliche Umstände, oder durch innere Erschöpftheit, Rat- und Mutlosigkeit dahinbrütet, ohne einen frischen Entschluß zur Arbeit fassen zu können. Ich weiß wohl, es gibt Leute, welche diese Tage nicht kennen; sondern jahraus jahrein, vom Morgen bis Abend, arbeiten können; ich meine hier nicht die Handarbeiter, sondern die Geisteshandlanger, die glücklichen Wesen, welchen materiell kein Augenblick verloren geht, den sie nicht benutzen können, wie man Nadel und Zwirn, Waschwasser u. dgl. benutzt, welche mit der unerträglichsten, selbstzufriedenen Emsigkeit die Werkel- und Schmutztage hindurch fuseln und schlampen und am Sonntage mit fetter Behaglichkeit nichts tun, nichts denken, nichts sehen; sondern ihren Gänsebraten verzehren und mit Weib und Kind hinausschlendern, nicht um Wald und Au zu sehen, vielmehr um Basen und Gevattern anzutreffen, und den feinen, wohl konservierten Sonntagsrock zu lüften; welche nur sprechen: Heute ist Feiertag! und sich dann vor allem Denken so wohl verwahren können, wie man sich vor dem Sonnenscheine schützt, indem man nur in den Schatten tritt. Glücklich sind diese Leute, und ich bin geneigt zu glauben, daß diese Behaglichkeit, verbunden mit einem geregelten, ersprießlichen Fleiße, mit den spätern Jahren auch feurigern und kräftigen Naturen, wenn sie lange genug gelitten und gekämpft haben, zuteil werden könne. Denn jeder Mensch wird am Ende Philister, nur mit dem Unterschiede, daß es der eine innerlich, der andere äußerlich, der dritte aber traurigerweise total wird.

Ich aber bin noch nicht, noch lange nicht so weit, daß alle meine Entwürfe, oder nur der kleinere Teil derselben, so gediegen, klar und unabänderlich wären, daß nicht Tage, ja Wochen und Monate der Unterbrechung und der Niedergeschlagenheit kämen, wo nichts ans Sonnenlicht dringen will in freudiger Klarheit. Es gibt Zeiten, wo man, ge-

schweige einen warmen Menschen, nicht einmal ein warmes, lebendiges Buch zur Hand hat, an dem man sich bereichern und erquicken könnte. In diesen Zeiten soll das Tagebuch mein Trost sein! Wenn ich einen lieben langen Tag nichts Bleibendes getan habe, so will ich wenigstens dies hineinschreiben, und dann wird das Buch mir entweder einige Gedanken geben, oder einige entlocken, so daß doch etwas, daß doch einige Worte zurückbleiben von der luftigen Blase, der Zeit.

Aber nicht bloß in Tagen der Mutlosigkeit – nein! auch in Tagen der festlichen, rauschenden Freude will ich stille Momente verweilen und ausruhen im traulichen Schmollwinkel meines Tagesbuches. Ich will die schönsten Blüten erlebter Freude hineinlegen, wie die Kinder Rosen- und Tulpenblätter in ihre Gebetbücher legen; und wie sie sich dann in späteren Jahren wehmütig erfreuen, wann ihnen so ein verblichnes Blumenblatt in einem alten Buche zufällig wieder in die Hände fällt: so will ich mich in meinen letzten Erdentagen erfreuen an den Bildern entschwundener Freuden. Wann dann zwischen dreihundertfünfundsechzig Regentagen des Leidens nur ein Sonnentag der heiteren Freude und des Mutes hervorlacht, so will ich alle jene Regentage vergessen und mein dankbares Auge nur auf diesen sonnigen Freudentag heften und den Herren preisen, daß er mir wenigstens diesen gegeben hat. Wann ein junger Mensch in die Fremde hinauszieht, so gibt man ihm ein Wanderbuch mit, durch dessen Blätter alle sich eine gefärbte Schnur schlingt, die auf dem letzten Blatte mit einem Siegel befestiget ist. Dies Tagebuch soll mein Wanderbuch sein, das ich bei jeder neuen Station meines Lebens meinem höchsten Tribunale, dem Gewissen, vorweisen werde, und der grüne Faden, der dasselbe durchzieht, ist die Hoffnung, und das Siegel, das diesen grünen Faden abschließt, ist der Tod mit dem Bildnis der Ewigkeit. Ich werde vertrauend hoffen und immer hoffen, bis meine Augen brechen; und wann dann die Menschen mich auslachen und sagen werden:

« Siehe, du hast umsonst gehofft, du stirbst arm und verlassen, wie du geboren wurdest », so werde ich zu ihnen sagen: « Ihr Toren! jetzt geht die Hoffnung erst recht an! » Dann soll man mein Wanderbuch mir in den Sarg geben und unter mein Haupt legen, daß es darauf ruhe. Das Papier und das Irdische, Schwere darauf wird mit meinem Leibe verwesen; das Bessere aber wird mit dem Geiste hinaufschweben, wo das neue, hellere Leben beginnt. Werden dann nicht die Erfahrungen und Ahnungen dieses Lebens, geläutert und gereinigt in dem verborgnen Feuer des Grabes, unser neues und schöneres Gewand bilden, in welchem wir die ewige Reise unsers Seins fortsetzen?!

Den 9. Julius

Heute habe ich Hoffmanns Biographie von Hitzig fertig gelesen. Letzterer, welchen ich zuerst in Chamissos Werken kennen lernte, ist mir ordentlich lieb geworden. Welch ein vortrefflicher Freund von so Vortrefflichen, und dabei welch eine edle Bescheidenheit! Was nun Hoffmann und sein Leben selbst betrifft, so habe ich mich sehr daran erbaut und gestärkt. Denn das Leben großer Männer, welche dabei unwandelhaft, klar und ohne hindernde Schwächen ihren Weg gingen, ist uns wohl Vorbild, zur Bewunderung und Nachahmung reizend, so Schiller, Jean Paul und andere; ein Leben, wie Goethes, das ohne materielle Sorgen und Kummer, in heiterer Ruhe, behaglichem Wohlstand und klarem Selbstbewußtsein fortfließt, höchstens von selbgeschaffenen Geistesstürmen aufgeregt, vermag uns mehr niederzubeugen als aufzurichten. Ein Leben aber, wie Hoffmanns, voll Mangel, Not und Nahrungssorgen, denen immer zur rechten Zeit die Hilfe nahe war, ein Leben, das mit großen Schwachheiten, die wir oft auch kennen, zu kämpfen hat und ihnen manchmal unterliegt, dient uns zum lebendigen Beispiel, zur Stärkung, zum Trost; und, weil es einem Manne angehört, den wir sonst lieben und achten und seiner Schwächen halber bemitleiden, so zeigt es uns

besser und eindringender, was wir zu tun und zu lassen haben, als alle Moral.

Ich, der ich zu jeder Zeit einen vollen Pokal, verbunden mit dem Rundgesang fröhlicher, braver Gesellen liebte und demselben meine schönsten und freudigsten Stunden, bisher wenigstens, verdankte, ich habe nun gesehen, wohin es führt, wenn man sich diesen Freuden der Geselligkeit systematisch überläßt, und das herrliche Sonnenkind, den Wein, als Zweck und nicht als Mittel zur Freude betrachtet. Nein! Diese goldenen Becherstunden müssen nur wie seltene Meteore mit ihrem Sang und Klang in unsere Erdennächte hineinleuchten, wenn sie uns das sein sollen, wozu sie uns gegeben sind. Wie wehe muß es Hoffmanns besseren Freunden getan haben, ihn zum fast gemeinen Weinschmecker und Stammgast einer Kneipe hinabsinken zu sehen! Zu ihrem Troste war aber Hoffmann ein Mensch, den man durch alle Schwächen und Verhältnisse hindurch liebte und nie aus den Augen verlor. Anders ist es, wenn ein unserm Herzen Angehöriger sich innerlich verschlechtert, wenn er sich verhärtet gegen die Wahrheit und zum Apostat wird am Allerheiligsten, zum Verräter am Geiste, wie es auch schon welche unter den großen Genies gegeben hat. Diese zwingen uns, sie zu hassen und zu bekämpfen.

Den 10. Juli

Trostloser Regentag! Nach wenigen blühenden Lenztagen ging der Mai in einen nassen, regnerischen Sommer über, welcher bis jetzt in ewigem Weinen trauerte, einige Sonnentage ausgenommen. Wenn es so fortfährt, so dürfte es einen traurigen Herbst und Winter geben, da man eine Teurung befürchtet. Verdrießliche, hoffnungsarme Stimmung. Dazu kommt noch das geheime, unheildrohende Gären und Motten des Kommunismus und die kecken, öffentlichen Äußerungen desselben. Das Nachdenken über diese wichtig werdende Zeitfrage macht mich konfus. So viel scheint mir gewiß, daß mehr Elend, als je, auf Erden ist, daß der

Kommunismus viele Anhänger gewinnt und schon hat, und daß es nur einer Hungersnot bedürfte, um demselben mit aller Macht auf die Beine zu helfen. – Ein Prediger desselben, der Schneidergeselle Weitling, welcher ein Buch «Garantieen der Harmonie und Freiheit», mit Geist und Feuer, darüber geschrieben hat, ist hier arretiert worden. Die Arrestation hat bei der liberalen Partei Unwillen erregt, da sie gewalttätig aristokratisch ausgeführt und die freie Presse durch eine mitternächtliche Untersuchung zugleich beleidigt wurde. Indessen könnte ich dem Kommunismus des Weitling und seiner Freunde keine gute Seite abgewinnen, da er einerseits in Hirngespinsten besteht, welche unmöglich auszuführen wären, ohne das Elend größer zu machen, weil sie die ganze gegenwärtige Ordnung der Dinge nicht nur außen, sondern bis in unser Innerstes hinein, umstürzen würden; anderseits mir aber nur die Folge einer immer mehr um sich greifenden Genuß- und Bequemlichkeitssucht zu sein scheint; hauptsächlich aber scheint es mir ein kurzsichtiger und gieriger Neid dieser guten Leute gegen die Reichen dieser Welt zu sein. Sie wollen nicht, wie Weitling deutlich sagt, bloß zu essen, sie wollen es vollauf, üppig und gut haben; sie wollen auch einmal an die Reihe. O ihr Toren! – Wenn ihr ganz gleichmäßige Erziehung vom Staate aus, Sorge für allgemeinen Verdienst vom Staate aus, allgemeine Versorgung der Verdienstunfähigen und Hilflosen, vom Staate aus verlangt: dann bin ich mit Leib und Seel' bei euch! – So aber, mit euren wirklich fanatischen, weltstürmenden Gedanken bleibt mir vom Halse, schert euch ins Tollhaus, wenn ihr's aufrichtig, und zum Teufel, wenn ihr es nur für euren werten Bauch gemeint habt!

Den 11. Juli

Das Wetter heitert ein wenig auf. Heute faßte ich plötzlich den Entschluß, einige Gedichte zusammenzupacken und einer Zeitschrift, etwa Lewalds «Europa» zuzusenden mit einem sentimentalen Katzenjammerbriefe. Ich habe zwar die

« Europa » lange nicht mehr gelesen und weiß nicht, was sie für eine Tendenz hat; aber ich muß einmal etwas wagen, um den Karren aus dem Schlamm zu bringen. Geht es, so geht es und ist gut. Werde ich abgespeist, so habe ich das Meinige getan und kann mit mehr Gelassenheit das Schicksal oder die Vorsehung walten lassen.

Ich habe nun einmal großen Drang zum Dichten; warum sollte ich nicht probieren, was an der Sache ist? Lieber es wissen, als mich vielleicht heimlich immer für ein gewaltiges Genie halten und darüber das andere vernachlässigen. Eine leichte Erzählung, die erste, wurde heute erfunden und angefangen, die ich vielleicht mit an Lewald nach Wien schicke, da sich solche Sachen als Beiträge eignen möchten. Zwei reisende Freunde finden im Irrenhause einer Stadt am Rhein einen originellen Wahnsinnigen, den ein großes Schicksal verfolgt hat. Sie gewinnen sein Vertrauen, besuchen ihn in seinem Kerker, und das gibt den Raum zu dem Hauptzwecke der Erzählung, zu märchenhaften, phantastischen und traurigen Szenen.

Den 12. Juli

An obiger Erzählung geschrieben. Dann dem Leichenbegängnisse des Altbürgermeisters Melchior Hirzel beigewohnt. Er war ein edler Gefühlsmensch, sein Leben lang für Ideale kämpfend, ein Mann und Freund des Volkes und der Volksschule, für welch letztere er sehr viel getan und geopfert hatte. Aber er war weniger praktisch; so wurde er Anno 1839 durch seinen Stichentscheid über die Berufung des Dr. Strauß ein Haupturheber der unseligen Septembertage und ihrer Nachgeburten. Er hatte dem Teufel ein Plätzlein bereitet, wo er seinen Schwanz drauf legen konnte. Große Enthusiasten sind auch den größten Irrtümern unterworfen; dieser Satz bewährte sich an Hirzel.

Den 14. Juli

Endlich habe ich etwas von Anastasius Grün bekommen: « Schutt, Dichtungen ». Schüchterne und furchtsame Bemer-

kungen, daß die Zeit der Balladen, niedlichen Romanzen und wenigsagenden Tändeleien in elegantem Stil vorbei sein dürfte, und daß der Dichter mit tiefen Gedanken, großer, nobler Phantasie und schlagender, überquellender Sprache auftreten muß, mehr als je. Er muß, so glaube ich nun bemerkt zu haben, gleich im Anfang Klänge ertönen lassen, welche sich dem besten schon vorhandenen vergleichen lassen können, wenn er Aufmerksamkeit erregen will. Artige und gute Gedichte fliegen einem jetzt in allen Blättern vor den Augen herum, ohne daß man sich oft nur die Mühe nimmt, nach dem Verfasser zu sehen.

Besonders aber muß sich nun der Dichter mit den großen Welt-Fort- oder Rückschritten beschäftigen, mit den ernsten Lebensfragen, die die Menschheit bewegen. Welch eine poetische Blütenfülle diese aus dem geweihten Dichter hervorzurufen vermögen, beweist Anastasius Grün. Solange die Sache der Menschheit, die Freiheit, solche Sänger hat, darf man die Hoffnung nicht verlieren.

Den 16. Juli

Diese Kommunisten sind wie besessen. Ich habe mich zwei Stunden mit einigen herumgezankt; es waren Schneidergesellen, samt ihrem Meister, und ein etwas studiert scheinender Bursche mit guter Zunge. Die Schneider waren durchaus nicht dazu zu bringen, aus dem Kommunismus und seinen Ideen herauszutreten und ihn unbefangen von außen anzusehen; und wann sie sich nicht mehr ausdrücken konnten, oder sich vergaben, so rückte schnell der Studierte mit Sukkurs heran und baute mit geläufiger Zunge ein Gebäude auf, bei dem man ihm fast jeden Stein sozusagen anerkennen mußte, und welches man am Ende nur mit den Worten wieder umstoßen konnte: « Es wird und kann halt nicht sein! » freilich nicht zu seiner Überzeugung. Der Meister aber ist ein heftiger Demokrat und ehrlicher Republikaner, welcher vom Kommunismus endliche Besiegung aller Aristokratie und ihrer Sippschaft hofft und darum an ihn glaubt.

Den 5. August

Mein vierundzwanzigster Geburtstag, der 19. Juli, ist regnerisch und stürmisch an meinem Innern vorübergezogen. Meine Hoffnungen sind um nichts besser geworden, und wenn ich etwas Weiteres gelernt habe, so muß es durch inneres Anschauen und durch von Erfahrung gestärkte Auffassungskraft geschehen sein; denn in der gedrückten, kummervollen Lage, in welcher ich mich fortwährend befinde, kann ich wenig mit meinen armen Händen arbeiten und mutig zutage bringen. Schreiben oder lesen kann ich immer, aber zum Malen bedarf ich Fröhlichkeit und sorglosen Sinn.

Die Zeit ergreift mich mit eisernen Armen. Es tobt und gärt in mir wie in einem Vulkane. Ich werfe mich dem Kampfe für völlige Unabhängigkeit und Freiheit des Geistes und der religiösen Ansichten in die Arme; aber die Vergangenheit reißt sich nur blutend von mir los. Ich habe in den letzten Tagen Schriften der deutschen politisch-philosophischen Propaganda gelesen, viele Überzeugung daraus geschöpft, aber ich kann mich mit dem zersetzenden, höhnischen Wesen derselben noch nicht aussöhnen; denn ich will eine so zarte schöne Sache, wie das Christentum ist, auch mit Liebe behandelt wissen, und wenn es zehnmal auch ein Irrtum wäre; nicht der Pfaffen und Vorrechtler, sondern des armen Volkes wegen, dessen fast einziger Reichtum, wenn auch durch die heillosen Volksblutigel freilich mehr zu seinem Schaden, das Christentum bis dato noch ist. – Indessen werde ich mich aller etwaigen Differenzen ungeachtet dennoch an die Propaganda anschließen; denn lieber will ich keinen Glauben herrschend wissen, als den schwarzen, keuchenden, ertötenden Glaubenszwang. Im ersten Falle kann am Ende jeder Mensch, jede wärmere Seele sich aus sich selbst erheben und den Weg zu ihrem Schöpfer suchen, was mir die festeste und reinste Religion zu sein scheint; während der denkende Mensch im letzten Falle gerade durch den erdrückenden Glaubenszwang immer in negative Haltung und

Bitterkeit zurückgedrängt, der nicht denkende Mensch aber von den Verrätern der Seele und des Leibes, von den Finsterlingen, mißbraucht und mißhandelt wird.

Den 6. August

Das Morgenlied « Die Morgenwolken glimmen in düstrer Glut » gemacht. Abends bin ich in den Verein der « Union fédérale » aufgenommen worden und habe lebhaften Anteil an einer Diskussion genommen über die Frage, in welches Verhältnis wir Schweizer uns zu der neuern deutschen Propaganda zu setzen hätten. Alle Teilnehmer sprachen sich in verschiedenen Nüancen entschieden freisinnig aus.

Den 7. August

Jean Pauls « Hesperus » fertig gelesen. Jean Paul ist mir ein reicher, üppiger Blumengarten und segenvolles, nährendes Fruchtfeld zugleich. Wenn ich einen ganzen Tag nichts tue, als in ihm lesen, so glaube ich doch gearbeitet oder etwas Reelles getan zu haben. Er ist beinahe der größte Dichter, welchen ich kenne, wenn man die Natur mit ihren Wundern und das menschliche Herz als die ersten und größten Stoffe oder Aufgaben der Poesie anerkennt. Nur läßt er seine Helden allzuviel weinen, und seine Tränen- und Blutstürze, sowie die Gestirne und die Sonne sind gar zu oft auf dem Schlachtfeld. Auch unterbricht er sich selbst manchmal in den schönsten Stellen durch seinen Witz, welcher, sei er noch so gut und schön, doch manchmal dem Leser ein wenig Ungeduld verursacht. Bewundernswert ist die unerschöpfliche Quelle seiner treffenden Gleichnisse aus allen Zweigen des Wissens.

Den 8. August

Morgenspaziergang. Das Wetter ist rein und sonnenklar. Große Erquickung nach so viel traurigen Regentagen. Ich sollte eigentlich sparsam tun mit solchen Morgenpromenaden; denn da kommen mir die Ideen haufenweise hergetrollt und tummeln sich in wilder Anarchie in mir herum,

so daß ich ihrer nicht mehr Meister werde und es mir schwer fällt, alles zu ordnen, besonders das schon Angefangene ruhig zu beenden. Was mich am meisten in immerwährender Aufgeregtheit erhält bei solchen Gängen, ist die Natur, die sich mit ihren tausend Bildern und Schönheiten immer zwischen die innern Ideen drängt; und doch muß ich jetzt, so weh es mir tut, für einige Monate die Malerei in den Hintergrund stellen, wenn ich in der Dichterei etwas tun will, um mir eine freiere und äußerlich ruhigere Zukunft zu verschaffen.

1. Gedichte: Der Philosoph mag seine Wissenschaft zum Gotte machen, der Dichter aber muß ein positives Element, eine Religion haben. Gerade aber, weil er Dichter ist, so sollen seine religiösen Bedürfnisse frei von aller Form und allem Zwang sein, und er muß für diese Freiheit kämpfen.

2. Die Propaganda irrt sich, wenn sie glaubt, die Dichtkunst sei nur für die Tat und zu politischen oder reformatorischen Zwecken geschaffen. Der Dichter soll seine Stimme erheben für das Volk in Bedrängnis und Not; aber nachher soll seine Kunst wieder der Blumengarten und Erholungsplatz des Lebens sein.

3. Die Wissenschaft soll endlich dem Volk helfen, in Tat übergehen. Wenn die Philosophen ihre Resultate nicht populär machen, so werden die Pfaffen und Finsterlinge schon Sorge tragen, dieselben dem Volke auf eine Art zu übersetzen, welche in ihren Kram dient.

Es geht nichts über ein Kämmerlein, wie das meinige, wo die Aussicht über die Gärtchen und Hühnerhöfe geht, welche die englischen Gärten und Hinterparadiese der stillen Bürgerhäuser sind. Die wohlbekannten Frauen und Nachbaren hängen ihre Wäsche in die Sonne, die Hühner gackern, und die Hausväter lassen dann und wann ihre Flüche und Ordnungsmandate ertönen.

Wie lieblich und unschuldig aber klingt der Gesang einer benachbarten Mädchenschule zu mir herüber. Wie mächtig ergreifen mich diese wohlbekannten und doch längst ver-

gessenen Kinderlieder, aus denen des Schulmeisters leitende Stimme ganz patriarchalisch herausschallt. Ein bißchen Berg und Wald guckt kümmerlich noch über die alten Dächer, hinter denen das Kind einst die Welt abgeschlossen glaubte. Das kleine Stück Berg war mir dann ein fernes, unerreichbares Amerika oder Ostindien. Wie anders jetzt, wo mir die glückliche Ruhe und Stille der Kindheit und die Abgeschiedenheit des Vaterhauses ewig unerreichbar geworden sind! – Und doch war eigentlich das Kind auch nicht ruhig und befriedigt; aber das friedliche Ergeben war sein. –

O klinge nur, du alte Orgel, an welcher auch ich einst gesungen habe; ich glaube, es waren die Kirchenlieder, die ich damals mit der größten Andacht sang; und jetzt??? O Kinderzeit! O Zukunft! Zu meiner Zeit war es eine Knabenschule; und wann wir zwischen den Lehrstunden im Hofe herumsprangen, dann zeigte ich den andern Buben das Vaterhaus und sagte: « Dort wohn' ich, in dem schwarzen Haus mit den roten Balken! » Dann sagten die Knaben wohl: « ‚Ist das Dein Vater, der dort herausschaut?' » und ich antwortete: « Nein, mein Vater ist gestorben. Der herausguckt, ist ein fremder Mann, der bei uns wohnt, und meine Mutter ist in der Küche! » – –

Ich schaue jetzt zu dem gleichen verwitterten Fenster hinaus, und im Hofe des Schulhauses sind kleine Mädchen, die sehen mich und scheinen zu sagen: « Wer ist denn der Kerl mit dem Schnurrbart dort? Der macht ein trauriges Gesicht! » Ich glaube, sie lachen mich aus. – –

Den 10. August

Das zweite Sonett an Herwegh gemacht; ein altes Lied geendigt und ein neues angefangen; Gedichte ins Reine geschrieben, weidlich geraucht und große Unruhe und Unbehaglichkeit empfunden. Die Sache ergreift mich an allen Fibern. Ob sich wohl meine äußerlichen und ökonomischen Hundstage in innerliche, geistige Gewittertage verwandeln werden? Irgend etwas wird mich mein ganzes Leben hin-

durch peinigen, und vielleicht alles zusammen! Komme, was da wolle!

Den 14. August

Unter dem blauen Himmel herumgelaufen, herrliches Wetter, im Kaffeehause vegetiert, Zeitungen gelesen. Die vielen Berichte von Zensurgeschichten und Bücherkonfiskationen, alle die Wutanstrengungen der dunklen Brut haben mich baß aufgeregt und mit neuen Entschlüssen zum heißen Kampfe geschwängert.

Einige Verse gemacht unter dem Titel: « Die tausendjährige Feier der deutschen Unabhängigkeit » und das Sonett: « Der deutsche Befreiungskrieg ».

Börnes « Briefe » unter die Klauen gekriegt. Es ist eine verfluchte Plackerei für einen armen Teufel, der sich gern um allerlei Erscheinungen der Zeit und der Literatur bekümmern möchte, jahrelang von verschiedenen Dichtern und Skribenten schwatzen hört und dieselben nie zu lesen bekommt; warum? Weil er isoliert ist, weil kein Mensch weiß, daß er ein verkanntes, verflucht hoffnungsvolles Genie ist, und weil er lauter Plebs und Mistfinken in seiner Umgebung hat. Bücher kann er keine kaufen, höhere Bibliotheken stehen ihm keine offen, und wenn in der Leihbibliothek sich wunderbarerweise ein verdauliches Buch findet, so muß er monatelang warten, bis er's endlich einmal bekommt.

Wenn die große Befreiung realisiert würde und ich ein Steuermann derselben wäre, so würde ich zuerst die Leihbibliotheken alle verbrennen lassen, um sie neu herzustellen. Aller Schund von namenlosen oder sonst schlechten Romanen- und Dramaschreibern würde total zerstört und lauter gute Nahrung angeschafft. Ich würde das Volk zwingen, entweder etwas Gutes, Belehrendes, oder gar nichts zu lesen. Ich würde auch eine Zensur einführen; aber nur für geistlose und mittelmäßige Bücher. Welch ein Vorteil für die großen Talente. Wenn keine andern, als gute Bücher verkauft und gekauft werden könnten, wie herrlich würden sich das Volk und die Schreibenden stehen!

Ebenso würde ich's mit dem Theater halten. Alle Ritterschauspiele, alle Kotzebubereien, alle erbärmlichen Lustspiele abgeschafft. Lauter klassische Stücke dürften gegeben werden; entweder müßte das liebe Publikum zu Hause bleiben, oder etwas Gutes anhören und endlich angewöhnen und verstehen!

Den 15. August

Ich habe das « Pfingstgedicht » noch verlängert. Das Herz klopfte mir hörbar während dem Schreiben, es wurde mir eng und schwer. Es wurde mir klar, was es heißt, gegen zweitausendjährigen, positiven Glauben zu kämpfen; ich bedachte, was am Ende der Mensch mit allem seinem Wissen sei, und daß die größte, tiefste Philosophie zuletzt Irrtum und konsequente Blindheit sein könne, wie der Aberglauben eigentlich nur eine Konsequenz des positiven Christenglaubens ist. Daher ist es eigentlich Unsinn, wenn gute Christen gegen Gespenster- und Hexenglauben eifern. Ich werde ein positives religiöses, aber für den Menschen unerklärliches Element festhalten, aber ich werde, wenn ich je zu einer Stimme komme, mit aller Macht dagegen streiten, daß die Gottheit von Menschen mißbraucht und ausgelegt werde. Jeder Mensch soll sich seine religiösen Bedürfnisse selbst ordnen und befriedigen, und dazu sollen Aufklärung und Bildung ihm verhelfen. Ich werde indessen die christlichen Dogmen, so wenig als diejenigen irgend einer andern Religion, verspotten; aber die Schurken, welche dieselbe mißbrauchen, und die Fanatiker oder Schwärmer, welche vermittelst derselben Andersdenkende verfolgen und verdächtigen, werde ich mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln angreifen.

Börne ist ein ordentlicher Goethefeind. Von der Seite, wie er ihn angreift, muß man ihm freilich vieles zugeben. Es ist Goethen aber auch von keiner andern Seite beizukommen. Ich weiß nicht, was mich eigentlich an ihm ärgert. Ob, daß einer, der den « Faust », « Tasso », « Iphigenie » usw. geschrieben, so ein egoistischer Kleinkrämer sein kann, oder

daß ein solcher Hamster den « Faust », « Tasso » usw. mußte geschrieben haben? Ich weiß nicht, schmerzt es mich mehr, daß Goethe ein so großes Genie war, oder daß das große Genie einen solchen Privatcharakter oder vielmehr Privatnichtcharakter hatte. Ich weiß nicht, hasse ich Goethen und mißgönne ihm seine Werke, oder liebe ich ihn um seiner Werke willen und verzeihe ihm seine Fehler? –

Den 16. August

In Börnes « Briefen » gelesen. Ich kam auf den Gedanken, auch solche Briefe aus der Schweiz zu schreiben, für den Fall, daß ich etwas drucken ließe. Der Vorwurf der Nachahmung suchte mich zwar auf der Stelle heim, ward aber abgespeist. Erstlich liegt an der Form nichts und an den ausgesprochenen Gedanken alles, und zweitens soll man heutzutage den leichtesten und einfachsten Weg ergreifen, um mitzuwirken, und durchaus nicht ängstlich an Originalität usw. hangen. Die alten Wahrheiten müssen ihnen tausend und abertausendmal frisch in die Ohren gerufen werden. Ich habe sogleich daran angefangen.

Ich bade mich schon mehrere Abende mit der größten Lust in der Sihl. Es ist eine große Wohltat, im klar fließenden Wasser, zwischen Buchen- und Tannengrün, im Abendsonnenschein herumzuschwimmen und in den lieblich kosenden Wellen die Not und den Staub der Zeit abzuschütteln und zu vergessen!

BRIEFE AUS ZÜRICH

1843–1848

An Johann Salomon Hegi

Zürich, den 1. April 18 leider schon 43! Vergangenen Montag wurde das Sechseläuten gefeiert, regnete aber den ganzen Tag. Dessenungeachtet fand ein Zug statt, der sehr hübsch geworden wäre, wenn nicht die Vornehmen und die Alten geschalkt hätten, weil sie ungehalten waren, daß viele Fremde, Studenten und Ansässen zugezogen wurden. Es wurde das Wallensteinische Heer, nach Schillers Lustspiel, vorgestellt, und das Kostüm und Bewaffnung sehr gut gegeben. Buttlerische Dragoner eröffneten den Zug, dann folgten Musketiere, Arkebusiere, dann sehr stattlich die Pappenheimer, Konstabler mit altem Geschütz, holkische Jäger usf. Der Troß, Zigeuner usf., war trefflich, am meisten gefielen aber die Kroaten zu Fuß und zu Pferd, welche wirklich über meine Erwartung gut verstanden worden waren. Den Bratwurster und Bäckerladen, welche am Passe waren, erging es dabei sehr übel. Die einzigen Fehler waren, daß die Degen oder Seitengewehre meistens entweder zu alt oder zu neu waren, und daß das Fußvolk die Kostüms von Perkal machen ließ, was sehr lumpig aussah. Auch hatten die Pappenheimer sämtlich viel zu dünnes und lumpiges Leder an den großen Stiefeln, so daß dieses Hauptmerkmal an den Gestalten jener Zeit gänzlich verloren ging. Um 7 Uhr wurde in das Lager gezogen, welches vor dem Stadthause aufgeschlagen war. Man wollte dort allerlei Schillersche Witze aufführen; das Wetter stäubte aber bald alles auseinander. Auf dem « Weggen » wurde eine dramatische Bagatelle losgelegt, welche den Zürchern viel Jubel erregte. Ein kleines Theater stellte die un-

tere Brücke mit den jetzigen Umgebungen vor, worauf der alte Bürgermeister Brun, wie ein heraufbeschworener Schatten, mitten unter modernen Stutzern, Bauernratsherren, welche aufs Rathaus gingen usf., promenierte, und dabei seine Glossen machte. Er jammerte erbärmlich über das neue Wesen und zog wacker über die Liberalen los; zuletzt aber freute er sich doch noch, daß seine Zünfte wenigstens noch bestanden. Die guten Leutchen haben sich aber ihren Mann schlecht gewählt, um ihren Groll an den Tag zu legen; sie scheinen nicht bedacht zu haben, daß Brun ein sehr übler Repräsentant für Vorrechte und Herrentum ist, daß er die Zünfte zu seiner Zeit als volkstümliche und liberale Institutionen schuf, und nicht als solche, wie sie jetzt verstanden werden, und daß Brun, seinem Leben und Charakter nach, wahrscheinlich Anno 1830 auch auf der Bühne zu Uster gestanden wäre.

Die Studenten fangen an sich zu fühlen hier. Es gibt öfters Kommerse, Ständchen mit Fackelzügen usf., auch Paukereien fallen nicht selten vor. Letzthin fuhren sie in sechzehn Wagen, worunter vier vierspännige, und mit acht Berittenen in vollem Wichs, kurze Samtröcke, weiß und rote Cerevismützen und Schärpen, Schlägern und Kanonenstiefeln, nach Winterthur. Ich habe schon mehrmals mit ihnen gekneipt, muß aber sehr vorsichtig sein darin, um nicht meine pechiösen Angelegenheiten noch pechiöser zu machen.

**An Julius Fröbel*

Hochgeehrter Herr!

Sie werden mich gewiß nicht abweisen, wenn ich in einer Angelegenheit, die mir viel Unruhe macht, und in welcher ich mich in meiner Isoliertheit an niemanden wenden kann, als gerade an einen Mann, der durch sein Wirken und seinen Ruf mir alle Aufmunterung dazu gibt, [mich] zu-

trauensvoll an Sie wende, und mich um Ihren gütigen Rat bewerbe!

Ich habe mich nämlich, von der Zeit heftig angeregt, diesen Sommer mit anliegenden Dichtungsversuchen beschäftigt. – Da nun aber einerseits meine Verhältnisse mir nicht gestatten, mich mit absichts- und zwecklosen Tändeleien herumzutreiben, andrerseits ich aber über die Tauglichkeit dieser Versuche und überhaupt über meine Fähigkeit dazu in einem trostlosen Dunkel bin: so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen, verehrtester Herr! einen Teil dieser Gedichte zu übersenden, mit der etwas unbescheidenen Bitte, dieselben, so weit es Ihre Zeit erlauben dürfte, gelegentlich durchzusehen, und mir dann, wenn ich Ihnen so viel Mühe machen darf, durch ein paar Worte zu berichten, ob und wann ich die Lieder mit Ihrem Urteile bei Ihnen abholen dürfe?

In dem Falle, daß Sie mir nichts Tröstliches darüber sagen können, werden Sie es gewiß nicht übel nehmen, wenn ich Sie innigst ersuche, die Sache mit Stillschweigen zu übergehen?

Verzeihen Sie mir indessen, hochgeehrter Herr! diese Belästigung, und genehmigen Sie meine vollkommene Hochachtung und Ergebenheit!

Gottfried Keller.

Zürich, den 17. August 1843. Rindermarkt Nr. 325.

An Rudolf Leemann

16. September 1845.

Mein liebster Leemann!

Du bist in Deinem schwarzen Habit und mit Deinen schwarzen Haaren die dunkle Gestalt, an die sich meine meisten Erinnerungen an eine graue, kummervolle Zeit knüpfen, an eine Zeit, wo ich Jugend und Leben beinah für verloren hielt, und ich darf Dir jetzt schon sagen, daß ich damals, in meinem Zimmer an der Schützenstraße, manchmal trost-

los auf meinem Bette herumgekugelt bin. Ich muß hier dankbarst den Witz und den Leichtsinn hochleben lassen, die uns durch diese greulichen Drangsale hindurchhalfen. Ein guter Witz geht immer für ein Stück Brot und ein leichter Sinn ersetzt manchen Becher Wein.

Mich und meine Umsattlung anbetreffend, ist die Geschichte kürzlich folgende: Als ich vor nun bald drei Jahren in Zürich ankam, hoffte ich soviel Geld auftreiben zu können, als nötig sei, um wieder nach München zurückzukehren und meine Studien mit besserem Erfolge fortzusetzen. Aber alle Kräfte waren erschöpft. Ich vegetierte den Winter hindurch ziemlich langweilig und elend. Im Frühling 1843 wachte mein Schöpfungstrieb wieder auf; da ich aber im Malen keinen Trost und Erfolg empfand, verfiel ich unwillkürlich und unbewußt aufs Versmachen und entdeckte höchst verwundert, daß ich reimen könne! Ich machte Gedichte die schwere Menge und faßte den Entschluß, sie herauszugeben, damals nur, um eine Summe zu erschwingen, um nach München zu kehren, wohin alle meine Gedanken noch gerichtet waren. Es war aber dummes und schlechtes Zeug, das ich machte, das längst beiseite geworfen ist. Einzelnes davon verschaffte mir aber Aufmunterung, bis ich zuletzt eine Sammlung besserer Sachen beisammen hatte, welche ich kompetenten und einflußreichen Personen mitteilte. Sie wurde hin und her beguckt und geworfen; endlich hieß es, ich sei ein « Dichter », und von da an kam ich in ausgezeichnete ehrenvolle Gesellschaft, und begann literarische Studien. Das Malen ist nun an den Nagel gehängt, wenigstens als Beruf. Was von mir gedruckt wurde, erschien nur als Beitrag in Zeitschriften und Taschenbüchern, und die Hauptexpedition, die Herausgabe eines Buches, wird erst nächsten Frühling stattfinden. Daneben habe ich dramatische und andere Spukereien die Menge im Kopf, und, falls es nicht ein Strohfeuer gewesen ist, eine schöne Zukunft. Diese wird auch teilweise von der Gestaltung der politischen Dinge abhängen, denn Du mußt

wissen, daß ich ein erzradikaler Poet bin, und Freud und Leid mit meiner Partei und meiner Zeit teile.

*

Zeitgemässe Betrachtungen

«Der Bote von Uster» vom 3. Oktober 1845.

Welch eine tiefe Wahrheit das Christentum gegenwärtig ist, hat sich wieder ein Mal bei Gelegenheit der Kartoffelseuche gezeigt. Wenn man diesen panischen Schrecken, dieses Verzagen, Jammern, Rennen und Winseln auf der einen Seite gesehen hat, und auf der andern dieses hastige Einkaufen, Überbieten, Ansichreißen, was zu bekommen ist, so muß man billig fragen: Wo ist nun Euer christlich Gottvertrauen, Eure Gelassenheit, Eure Ergebenheit in einen höhern Willen? Wo ist Eure Nächstenliebe, Eure Aufopferungsfähigkeit, die dem Bruder auch Was zu beißen übrig lassen will? – Wenn der Herr plötzlich einen kleinen Schrecken über solch einen christlichen Staat des 19ten Jahrhunderts schickt, dann überrascht man ihn in seiner ganzen Armut und Unwahrheit, wie eine alte Buhlerin, der man die Schminke und die falschen Haare genommen hat! Da brechen alle Erbärmlichkeiten, die Feigheit, die Selbstsucht, die Habsucht, jählings durch den dünnen Nebel des Maulheldentums und das Ungeheuer steht nackt da; man möchte mit mehr Grund rufen als jemals: Rettet die Religion! Aber wo Nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren.

So kam uns leider der religiöse Staat vor! Und der ökonomische? – Wir haben das Treiben und Jagen gesehen und werden es vielleicht noch länger sehen! Da stürzt sich der kleine Haufen der Geldmenschen oder vielmehr der Geldtiere auf den ganzen vorhandenen Nahrungsstoff, wie eine Schar russischer Wölfe auf eine Viehherde, und reißt an sich, was da ist. Der Wucher bläht sich auf und spinnt seine Fäden, wie eine giftige Spinne, die freilich ihr privilegiertes

Kreuz auf dem Rücken trägt; in wenig Tagen ist der Platz rein gefegt und das große arme Volk steht da mit leeren Händen und leeren Körben; denn es hatte augenblicklich natürlich nicht so viel Geld, um auf ein ganzes Jahr einkaufen zu können. So entsteht die Hungersnot und die Staatsgewalt, mit dem stumpfen Schwerte in der Hand, die Vertreterin eben dieser hungernden Mehrheit, steht ohnmächtig und verhöhnt im Hintergrund mit ein paar schwindsüchtigen Maßregeln, die, wie Senf nach dem Essen, erlassen worden sind?

★

An Johann Salomon Hegi

28. September 1845

Zur Beruhigung meines Gewissens kann ich Dir sagen, daß [ich] im Begriffe war, Dir zu schreiben, und daß Dein Brief dies nur um zwei oder drei Tage beschleunigt hat. Ein sauberes Imbegriffsein! wirst Du denken, wenn noch zwei oder drei Tage Beschleunigung möglich sind. Es ist nun einmal so, und eher wird der Nordpol zum Südpol werden, ehe ich von meiner Natur und Art ablassen kann; Gott helfe mir! Du willst also nach Paris? Ich wünsche Dir Glück und glaube wirklich auch, es wird sich finden, denn in solchen Situationen halte ich die kühneren Entschlüsse für die klügeren. Deine Mutter ist wirklich ein Muster von Noblesse und gibt der meinigen nichts nach. Gottes Segen komme über alle solche Mütter, wenn auch die Söhne nichts taugen!

Mich betreffend bin ich immer noch im alten Wogen und Treiben und Vegetieren und mein einziges Trachten ist, meinen ersten Band Gedichte zusammenzubringen, was mit einem Schlage alle meine Verhältnisse ändern wird. Alles Bisherige war nur sicher vorbereitend und ich werde mit jedem Tage strenger und einsichtiger gegen mich selbst, um nichts zu übereilen; denn es ist heutzutage notwendig, wenn man sich über den Kot erheben will.

Den politischen Teil Deines letzten Briefes muß ich leider aus Mangel an Zeit unbeantwortet lassen; aber ich sage Dir nur kürzlich, daß er durchaus nichts taugt und von einem unpraktischen und zu niedrigen Standpunkt aus geschrieben ist. Die Frage ist einfach, Ja oder Nein, Wahr oder Unwahr, Recht oder Unrecht, Weiß oder Schwarz? Auf die Vertreter und die Streitenden, auf die Personen kommt es nicht an, durchaus nicht an! Die gute Sache muß die Streiter allmählich machen und veredlen, nicht die Streiter die Sache. Die Frage ist schon entschieden, sie steht schon fest seit Jahrhunderten, an ihr kann nichts geändert werden; wenn zurzeit ihre Vertreter noch schwache Menschen sind, so darf sie um so weniger aufgegeben und verlassen werden.

10. Mai 1846

Liebster Hegi!

Ein nachlässig geführter Briefwechsel hat auch seine gute Seite: er bringt einem oft angenehme Überraschungen und Dein Brief, den Amrhyn brachte, war mir eine sehr erquickliche Überraschung. Über Dein langes Schweigen sage ich nichts, ich kenne das Ding schon; nur war ich etwas besorgt, Du möchtest die Gedichte nicht empfangen haben. Daß aber Dein Nichtschreiben seinen Grund auch in gedrückter Gemütsstimmung hat, berührt mich sehr schmerzlich, und doch muß ich wiederum lachen, indem ich mich durch eigene Erfahrung daran gewöhnt habe, alle Misere dieses Lebens als unbedeutend und vorübergehend zu betrachten und fest an die Zukunft zu glauben. Dann habe ich mich auch überzeugt, daß nur rauhe Bewegung und wechselvolles Geschick einen tüchtigen, d. h. nach allen Seiten hin tüchtigen Charakter hervorbringen kann. Darum leben hoch Ebbe und Flut, Freude und Leid, Glück und Elend!

Daß meine Liebeslieder Dir gefallen, freut mich sehr; sie haben auch anderwärts so ziemlich gefallen und das beweist

mir, daß ich eine gute Phantasie habe, denn es ist das meiste erdichtet, also wenig Wahres daran. Zwar als ich sie machte, glaubte ich selbst, sie wären so ziemlich erlebt; denn diese Jugendliebe oder erste Liebe usf. war allerdings vorhanden; es ist aber eine ferne, unbestimmte und verblaßte Geschichte, ein verblichenes Bild, dessen Farblosigkeit ich erst bemerkte, als ich mich, nicht lange nach Beendigung der Lieder, wirklich mit aller Macht verliebte und einsah, daß ich eine Menge Gefühle vorher nie gekannt habe. Das war nun freilich eine andere und hitzigere Affäre. Doch ich sehe Dich hier mit verzwicktem Muskelspiel um Mund und Augen eine höhnische Rauchwolke ausblasen, und das vielleicht noch von maliziösem französischem Tabak; ich will also nur gleich alles beichten.

Den 12. Mai

Werdmüller, der Überbringer dieses Briefes, paßt auf denselben. Ich muß daher, die Liebesgeschichte übergehend, zum Schluß eilen. In dem nächsten Briefe will ich dieselbe nachholen, unterdessen aber muß ich Dir noch kurz anzeigen, damit Du keine falschen Vorstellungen fassest, daß es dabei zu keinerlei Verhältnis gekommen ist, und der Verlauf einzig, soviel mir bewußt, einzig auf meine Seite, im verborgensten Innern, stattfand. Da es nun Frühling ist und ein grün strahlender Mai in aller seiner Glorie herrscht, so muß ich wenigstens noch von der Freiheit schreiben, da ich es nicht von der Liebe kann.

Wisse also (und wenn Du es schon weißt, so wärme ich es Dir übermütig wieder auf), daß das Zürcher Volk im schönen Monat Mai 1846, in einer ruhigen Zeit, ohne Umtriebe und Aufregung, ohne Hitze und Zorn, kühl und vernünftig und still einen Großen Rat gewählt hat, der selbst in den dreißiger Jahren nie so radikal bestellt war. So hat sich der 6. September gerächt; er ist verschwunden und überwunden wie ein Dampf. Wird man bald sehen und merken, was Wurzel fassen will und was nicht? Was sein muß und was

nicht und wo es hinaus will? Man schiebt es zwar bequem dem sogenannten Zeitgeist in die Schuhe; aber was ist denn eigentlich Zeitgeist? Ist es etwas anderes, als die Geschichte selbst, in ihrem jeweiligen Moment? Wer will sie im voraus richten? Mit ihrer Vergangenheit aber kann sie tun, was ihr beliebt, denn sie ist Herr im Haus.

An Ferdinand Freiligrath

5. Februar 1847

...Die Zeitungspolemik, welche gegen Heinzen in der Schweiz geführt wurde, war allerdings nicht nobel; die Ausweisung aber war nicht zu vermeiden. Heinzen hat eine Broschüre über dieselbe geschrieben, worin er über das Asylrecht ganz unrichtige und schiefe Grundsätze kundgibt, sowie er denn in praktischen Dingen so wenig Takt zeigt, als Ruge. Hauptsächlich vergißt er, daß unsere Regierungen, als Repräsentanten des Schweizervolkes, gegenüber den andern Völkern es nicht mit diesen selbst, sondern mit den Herren Metternich usf. zu tun haben. Solang dieselben mit ihren Vollmachten als Vormünder in den Händen vor uns erscheinen, haben wir uns an sie zu halten, wenn ein Geschäft abzutun ist, und wenn sie allerlei schlechtes Zeug in ihrem Geschäftsprogramm vorbringen, so können wir nur beklagen, daß ihr Volk sie nicht absetzt, aber zu ändern ist es nicht. Darunter leiden leider die einzelnen, besonders die Flüchtlinge. Wir könnten freilich sagen: Packt euch mit eueren Anforderungen, sie liegen nicht im Völkerrechte, weil euer Volk selbst nichts davon weiß und will, und bei uns ist die Freiheit Mode! Aber dann müßten wir die Garantie haben, daß sich die deutschen Liberalen, Kammern und Volk, wie ein Mann erheben und eine gewalttätige Intervention gegen die Schweiz zu verhindern wenigstens suchen würden. Das haben wir nicht einmal von den Franzosen zu erwarten, viel weniger von den Deutschen.

Nach Dir habe ich oft das Heimweh, und es ist mir überhaupt seit einiger Zeit kurios zu Mute. Ich suche oft mit großer Ängstlichkeit ein besseres und feineres Glas Wein als gewöhnlich und trinke es unter wunderlichen und fremden Gedanken. Ich bin auch unter den Leuten fremd. Da die Poeten nichts anders sind, als eigentliche Menschen und folglich letztere alle auch Poeten sind, so sehen sie doch einen sogenannten Dichter scheu von der Seite und mißtrauisch an, wie einen Verräter, welcher aus der Schule schwatzt und die kleinen Geheimnisse der Menschheit und Menschlichkeit ausplaudert. In einigen Wochen lasse ich etwa vierzig Gedichte drucken, und nachher werde ich endlich meinen Roman fertig machen, welcher den Titel « Der grüne Heinrich » bekommen wird.

**An Luise Rieter*

Verehrteste Fräulein Rieter!

Erschrecken Sie nicht, daß ich Ihnen einen Brief schreibe und sogar einen Liebesbrief, verzeihen Sie mir die unordentliche und unanständige Form desselben, denn ich bin gegenwärtig in einer solchen Verwirrung, daß ich unmöglich einen wohlgesetzten Brief machen kann, und ich muß schreiben, wie ich ungefähr sprechen würde. Ich bin noch gar nichts und muß erst werden, was ich werden will, und bin dazu ein unansehnlicher armer Bursche: also habe ich keine Berechtigung, mein Herz einer so schönen und ausgezeichneten jungen Dame anzutragen, wie Sie sind, aber wenn ich einst denken müßte, daß Sie mir doch ernstlich gut gewesen wären, und ich hätte nichts gesagt, so wäre das ein sehr großes Unglück für mich, und ich könnte es nicht wohl ertragen. Ich bin es also mir selbst schuldig, daß ich diesem Zustande ein Ende mache; denn denken Sie einmal, diese ganze Woche bin ich wegen Ihnen in den Wirtshäusern herumgestrichen, weil es mir angst und bang ist, wenn ich

allein bin. Wollen Sie so gütig sein und mir mit zwei Worten, ehe Sie verreisen, in einem Billett sagen, ob Sie mir gut sind oder nicht? Nur damit ich etwas weiß; aber um Gotteswillen bedenken Sie sich nicht etwa, ob Sie es vielleicht werden könnten! Nein, wenn Sie mich nicht schon entschieden lieben, so sprechen Sie nur ein ganz fröhliches Nein aus, und machen Sie sich herzlich lustig über mich; denn Ihnen nehme ich nichts übel, und es ist keine Schande für mich, daß ich Sie liebe, wie ich es tue. Ich kann Ihnen schon sagen, ich bin sehr leidenschaftlich zu dieser Zeit und weiß gar nicht, woher all das Zeug, das mir durch den Kopf geht, in mich hineinkommt. Sie sind das allererste Mädchen, dem ich meine Liebe erkläre, obgleich mir schon mehrere eingeleuchtet haben; und wenn Sie mir nicht so freundlich begegnet wären, so hätte ich mir vielleicht auch nichts zu sagen getraut. Ich bin sehr gespannt auf Ihre Antwort, ich müßte mich sehr über mich selbst verwundern, wenn ich über Nacht zu einer so holdseligen Geliebten gelangen würde. Aber genieren Sie sich ja nicht, mir ein recht rundes grobes Nein in den Briefeinwurf zu tun, wenn Sie nichts für [mich] sein können; denn ich will mir nachher schon aus der Patsche helfen. Es ist mir in diesem Augenblick schon etwas leichter geworden, da ich direkt an Sie schreibe und ich weiß, daß Sie in einigen Stunden dieses Papier in Ihren lieben Händen halten. Ich möchte Ihnen so viel Gutes und Schönes sagen, daß ich jetzt gleich ein ganzes Buch schreiben könnte; aber freilich, wenn ich vor Ihren Augen stehe, so werde ich wieder der alte unbeholfene Narr sein, und ich werde Ihnen nichts zu sagen wissen.

Soeben fällt es mir ein, daß man mir vorwerfen könnte: ich hätte wegen einiger scherzhaften Beziehungen und mir erwiesener Freundlichkeit nicht gleich an ein solches Verhältnis zu denken gebraucht; aber ich habe lange genug nichts gesagt und einen traurigen und müßigen Sommer verlebt, und ich muß endlich wieder in mich selbst zurückkehren. Wenn mich eine Sache ergreift, so gebe ich ihr

mich ganz und rücksichtslos hin, und ich bin kein Freund von den neumodischen Halbheiten. Aber ich muß schließen. Nochmals bitte ich Sie, verehrtes Fräulein, sich nicht an der Verworrenheit dieses Briefes zu stoßen: es ist gewiß nicht Mangel an Dezenz oder Respekt, sondern nur mein Gemütszustand. Im glücklichen Falle werde ich dann schon einen vernünftigen und klaren Brief schreiben, denn ich bin eigentlich sonst ganz vernünftig. Wollen Sie also die Güte haben, ein Zettelchen mit zwei Worten in den Briefeinwurf zu tun und das so bald als möglich; denn, wie gesagt, ohne sich im mindesten zu bedenken, wenn Sie ungewiß zu sein glauben; das Zukünftige wird sich dann schon geben. Leben Sie wohl, und grüßen Sie die verehrte Frau Professor Orelli von mir, und halten Sie einem armen Poeten etwas zu gut!

Ihr ergebener Gottfried Keller.

Hottingen im Oktober 1847.

**An Frau Orelli-Breitinger*

Hottingen, den 21. Oktober 1847.

Verehrteste Frau!

Am letzten Samstag mißbrauchte ich Ihre Güte, der Fräulein Luise Rieter einen Brief zukommen zu lassen, dessen Inhalt Ihnen vielleicht bekannt ist, da Fräulein Rieter Sie in ihrer Antwort ihre mütterliche Freundin nennt. Wenn er es nicht ist, da Fräulein Rieter vielleicht zu verletzt war, um Ihnen denselben mitzuteilen, so wird es sich aus diesen Zeilen ergeben, welche annehmen und lesen zu wollen für mich eine Wohltat wäre; und darzutun, daß ich derselben nicht so unwert bin, wie es den Anschein hat, ist der Zweck dieses Briefes.

Jene Antwort ist nämlich der Art, daß ich mir nicht erlauben darf, noch ein unmittelbares Wort an die Schreiberin derselben zu richten, obgleich ich zu meiner Rechtfertigung und zu ihrer Beruhigung diese unglückliche Geschichte nicht

abschließen kann, ohne noch zwei Punkte zu berichtigen. Denn trotz der Herzensgüte, welche aus ihren Worten hervorleuchtet, blickt doch ein geheimes Beleidigtsein dazwischen hervor, und das mit Recht; nur zwei Äußerungen hat sie mißverstanden auf eine Weise, welche meinem Bewußtsein wehe tut. Sie, erstens, um Nachsicht zu bitten, verehrte Frau, daß ich auch Ihr stilles Leben auf eine Stunde stören muß, und zweitens darum, daß Sie Fräulein Rieter meine Rechtfertigung in beiden Punkten auf die geeignetste Weise sagen möchten, kann ich nicht vermeiden, weil ich sonst keinen Weg kenne. Ich schrieb ihr, daß nur die Freundlichkeit, mit welcher sie mir begegnet sei u. dgl. mir den Mut gebe, ihr mein Herz zu eröffnen. Das hat sie so ausgelegt, als ob ich auf eine unverschämte Weise ihre angeborne Freundlichkeit zu meinen Gunsten ausgelegt hätte, und doch ist es nicht so. Ich wollte nichts anderes sagen, als, daß ich ihr überhaupt ein gutes Herz zuschrieb, welches mich nicht so hart und schnöd abweisen würde, weil sie mich nicht so grob und nüchtern ansah wie andere Mädchen. Ich verlange gewiß nichts weniger, als, daß diese kokettieren sollen, aber viele dürften dreinschauen, wie ihnen die Augen gewachsen sind, ohne daß sie befürchten müßten, ein Unheil anzurichten wie Luise Rieter. Ich hatte mich in meiner Voraussetzung ungeachtet des Mißverständnisses und nicht zu meiner größeren Ruhe auch nicht getäuscht.

Sodann war sie schmerzlich überrascht, daß ich in den wenigen Augenblicken, wo wir uns sahen, eine solche Leidenschaft für sie gefaßt haben sollte. Sie glaubte der unschuldige Gegenstand einer mutwilligen und oberflächlichen Neigung geworden zu sein, und daß sie das so sehr beleidigte, anstatt ihr zu schmeicheln, bewies mir wieder ihr reines und gesundes Gemüt. Ich muß gestehen, daß es allerdings den Anschein hat, als habe ich mich auf eine leichtsinnige Weise in diese Liebe hineinphantasiert, allein es ist doch nicht so. Es ist hauptsächlich der Klang der Stimme, welche an den Frauen für mich entscheidend ist, und ich erkenne ein wahr-

haft schönes und gutes Frauenherz fast augenblicklich daran. Bei Fräulein Rieter hörte ich diesen Ton, welcher mir immer Heimweh erregt. Als ich sie im Garten und in Ihrer Wohnung im letzten Frühling sprechen und lachen hörte, ohne sie gesehen zu haben, fragte ich die Schulzische Magd augenblicklich, wer unten sei, und als ich sie nachher sah, es war eben Mai und das schönste Wetter, man erzählte mir viel von ihr und nachher fand sich eben nichts vor, das mir die erwachende Neigung verleidet hätte. Deswegen aber war ich doch nicht blind und als ich sie zum erstenmal in Ihrer verehrten Gesellschaft sah, bemerkte ich, als man vom Zeichnen sprach, einige kleine Fehler des Geschmackes an ihr, die ich alsobald die heftigste Begierde verspürte, ihr abzugewöhnen.

Ich wünsche nicht, hochverehrte Frau Professor! daß Sie dies alles ihr sagen, sondern nur, wenn Sie können und wollen, daß Sie glauben, ich hätte sie als ein guter und ordentlicher Mensch aufgefaßt und geliebt.

Sie fragen mich wohl, wie ich denn dazu gekommen sei, jenen freien und maßlosen Brief zu schreiben? Da ich in Ihrem Hause mir die Tölpelei habe zuschulden kommen lassen, so erlauben Sie mir gewiß noch einige Worte darüber, obwohl diese Zeilen sich schon nur zu sehr angehäuft haben; Sie können ja, wenn Sie dieselben gütig aufnehmen wollen, dazu beitragen, daß ich die unselige Leidenschaft mit Besonnenheit vergesse und begrabe, und dies liegt wenigstens in einem äußern Interesse Ihrer jungen Freundin. Wenn man mich hingegen nicht hören will und ich das letzte Wort unbarmherzig verschlucken muß, so bin ich noch auf Wochen hinaus zerstört und elend, und überdies sind mir alle Kreise, die im entferntesten an den Ihrigen grenzen, sogar die Schulzische Wohnung, verschlossen. Ich hatte die Nacht schlaflos zugebracht und befand mich am Morgen sogar körperlich unwohl, das Herz war mir fortwährend wie zugeschnürt und der Kopf heiß. Auch der demütigste Mensch glaubt und hofft innerlich immer mehr

als er auszusprechen wagt, und ich bin keiner von den demütigsten, vielmehr habe ich manchmal einen recht sündlichen Hochmut in mir zu bändigen. Ich erging mich an jenem Morgen in den glühendsten Hoffnungen, ich spann einen Roman um den andern aus, und mitten in meinem Rausche erinnerte ich mich gehört zu haben, daß sie heute abreisen und ich sie also auf lange Zeit, vielleicht für immer, aus den Augen verlieren würde. Eine tiefe Angst kam über mich und so entstand der Brief, während meine Gedanken bei ihr waren, schrieb meine Hand die ungeschliffenen Worte. Ich habe lange schon vorausgesehen, daß es mir einst so gehen würde, darum habe ich mich bei den zwei andern Mädchen, die ich in meinem Leben schon liebte, so gesträubt, etwas zu sagen, und es war mein gesunder Takt. Indessen ist der Schlag, der mich aus meinem Himmel warf, nur wohltätig für mich. Eine Menge Eitelkeiten und Oberflächlichkeiten habe ich in diesen bittern Tagen abgelegt und die Erschütterung hat mich aus einem heillosen Schlendrian herausgerissen. Es liegt etwas so unerklärlich Heiliges und Seliges in der Liebe, sie macht so nobel und lauter, daß in demjenigen, der fruchtlos und unglücklich liebt, etwas Unwahres und Unrechtes sein muß, sei es was es wolle, und dieses in mir aufzufinden, ist jetzt eine Beschäftigung für mich, die mich zugleich hebt und beunruhigt. Sie sehen, verehrte Frau, daß ich die Sache schon ziemlich objektiv ansehen kann und ich müßte lügen, wenn ich nicht sagte, daß ich mich bereits auf der Besserung befinde. Im schönen Mai erschien mir Luise Rieter, im Herbst entschwand sie mir für immer und ich kann wohl in jeder Beziehung und ohne alle Ausnahme sagen, daß es trotz allem Leid der schönste Sommer und der lieblichste Traum meines Lebens gewesen ist und ich hoffe, denselben recht lang in ruhiger Seele festzuhalten; aber es wäre kindisch und unvernünftig von mir, im voraus zu behaupten, daß er sich niemals verwischen werde.

Genehmigen Sie, hochverehrte Frau! wenn Sie meine ver-

trauensvollen Worte nicht mit Ungeduld gelesen haben, die Versicherung meiner innigsten Dankbarkeit, in jedem Falle aber meiner tiefsten und wahrsten Ehrerbietung.

Ihr ergebenster Gottf. K.

Hottingen, den 28. Oktober 1847.

Hochverehrte Frau!

Ich danke Ihnen tausendmal für Ihren milden und wohlwollenden Brief und wünsche nur, daß jeder und jede, die eine ähnliche Krise, wie ich, zu überstehen haben, auch eine solche Hilfe finden möchten; viel ernstes und närrisches Unheil würde dadurch im Keime erstickt werden. Wenn ich bedenke, daß ich (wie ich doch darauf bestehen muß) eine große Unbesonnenheit abzubüßen hatte, so bin ich noch glücklich und bereichert aus der Verwirrung hervorgegangen, indem ich mir eine so köstliche und edle Teilnahme erworben habe, und ich fühle mich gedrungen, Ihnen zu bekennen, daß noch wenige Ereignisse mich so sehr veranlaßt haben, mich zusammenzunehmen, als eben das durchlebte, und in demselben hauptsächlich Ihre gütige Teilnahme.

Ich hatte bewußtlos und hastig alles, was ich innerlich besitze, alles Wünschen und Hoffen, alles Entschiedene und Unentschiedene in die Erscheinung Luisens niedergelegt, mein ganzes Wesen hatte ich in die liebliche Form gezwungen und als ich das schöne Gefäß plötzlich mußte fallen lassen, glaubte ich zugleich meine ganze Habe, mich selbst verloren zu haben. Nur Ihr aufrichtendes Benehmen machte es mir leichter, eine Kostbarkeit nach der andern wieder aus dem Namen Luise herauszusuchen und wieder dahin zu bringen, wo sie vorher gewesen ist, und ich hoffe immer noch so viel zu retten, daß ich damit erreichen kann, daß weder Sie noch das teure Kind sich je dieser Tage zu schämen haben. Dies ist keine Phrase von mir, sondern mein voller Ernst, denn obschon ich recht gut weiß, daß ich Talent habe, so habe ich doch noch nichts getan, um mich

in der Gesellschaft mit der nötigen Sicherheit bewegen zu können, wenn in zarteren Dingen Konflikte entstanden sind; deswegen wird es mir auch erst möglich sein, Ihrer gütigen Einladung zufolge, Sie und Herrn Professor zu besuchen, wenn ich imstande bin, einigen Humor über Vergangenes hervorzukehren, weil im Grunde die beiden Geschlechter gewissermaßen in einer Urfeindschaft stehen, welche, an sich reizend und interessant genug und die Grundlage der schönsten Erscheinungen bildend, doch das persönliche Zusammentreffen gênant und unbehaglich macht, bis gewisse Risse durch Neues und Heiteres geheilt und überwachsen sind. Jedes, wenn es verletzt ist, flüchtet sich zu seiner Armee, so verkehre ich jetzt am liebsten mit den Männern, nicht um bei ihnen zu plaudern und zu klagen, sondern mich an ihrer Härte zu stärken und mich bei ihnen wieder selbst zu finden.

Inzwischen gebe ich mich der angenehmen Hoffnung hin, verehrte Frau Professorin! für eine bessere Zukunft bei Ihnen die Einkehr in ein Haus wahrer Freundschaft suchen und finden zu dürfen und so erlauben Sie mir jetzt, Ihnen nochmals meinen herzlichsten Dank auszudrücken, mich dem Herrn Professor auf das angelegentlichste zu empfehlen und endlich über die Veranlassung dieser Korrespondenz den schweren Schleier einer unwiderruflichen Vergangenheit zu ziehen. Mit aller Verehrung und Ergebenheit

Ihr G. K.

An Eduard Döȝekel

Hottingen, den 25. Mart. 1848.

Es gehen jetzt in der Welt Dinge vor, welche man gehörig und kuhwarm studieren muß, auf daß man dereinst, wenn man ein alter Mann wird und Kinder hat, denselbigen etwas erzählen kann. Selbst der Unbedeutendste muß jetzt fest auf der Wache stehen und die Nase hoch in die wehende Frühlingswitterung hinausrecken und nicht allein ein

Winteresel bleiben im allgemeinen Rosensturm. Schönes Wort, Rosensturm! Man sollte meinen, ich wäre ein sentimental revolutionierender Leipziger. Ungeheuer ist, was vorgeht: Wien, Berlin, Paris hinten und vorn; fehlt nur noch Petersburg. Wie unermeßlich aber auch alles ist: wie überlegen, ruhig, wie wahrhaft vom Gebirge herab können wir arme kleine Schweizer dem Spektakel zusehen. Wie feingliederig und politisch raffiniert war unser ganzer Jesuitenkrieg in allen seinen Phasen und Beziehungen gegen diese freilich kolossalen, aber abgemäßigen Erschütterungen!

Selbst daß unsere Leute weniger Todesverachtung gezeigt haben, als fast alle diese verschiedenen Städte, ist mir lieber und beweist (ohne Schindluder treiben zu wollen) die feinere Kultur, das Bewußtsein, daß es eben gehen muß und soll, ohne sich allzu toll zu gebärden. Sobald die Gefahr, das böse Prinzip, uns wieder einmal turmhoch überragte, wie es jene armen Teufel seit langem tat, würden wir schon bei der Hand sein.

Zürich, den 29. September 1848.

*Liebwertester Freund!

Endlich kann ich Dir eine bestimmte Nachricht geben über die Wendung meines Geschickes für die nächsten paar Jahre. Als Regierungsrat Bollier mit Regierungsrat Eduard Sulzer sprach wegen einer für mich auszufindenden Stelle, hatte dieser, sonst konservativ und mir gänzlich fernstehend, den ganz hübschen Gedanken: man wolle mich doch nicht jetzt schon für immer festbinden und isolieren, und ließ mich zu sich kommen, um mich zu fragen, ob ich nicht auf Staatskosten eine größere Reise, etwa nach dem Orient usf. machen wolle? Es seien alle bereitwillig, mir dazu zu verhelfen; nachher könne man noch immer wieder für mich sorgen. So kurz, wie ich Dir, lieber Freund, dieses berichte, so kurz entschloß ich mich dazu. Im Verlaufe

des Gespräches aber, als Sulzer nach meinen weitern poetischen Tendenzen sich erkundigte und ich von dramatischen Plänen sprach, ging er mit großem Interesse darauf ein und drückte den lebhaftesten Wunsch aus, mich in derlei Bestrebungen tätig zu sehen. Er schlug mir daher vor, ehe ich jene größere Reise anträte, noch etwa ein Jahr nach Heidelberg zu gehen, um einige historische, besonders Quellenstudien zu treiben, die Reise würde dann in doppelter Beziehung gewinnreich für mich sein. Obgleich ich nun für meine speziellen dramatischen Geschäfte gerade keine historische Gelehrsamkeit brauche, vielmehr lediglich auf mein Herz, meinen Kopf und auf die reine Menschlichkeit angewiesen bin, so ist es doch niemals zu verachten, wenn man etwas lernen kann; auch habe ich ein sorgenfreies Jahr mehr vor mir, nebst der erfreulichen Aussicht auf jene Reise. Ich gab mich somit gefangen. Vorige Woche hat der Regierungsrat 800 Franken für den Heidelberger Aufenthalt ausgesetzt, nach Verfluß desselben wird das weitere vorgenommen werden, und so bin ich dahin gelangt, auf den 15. Oktober nach sechsjährigem Stillesitzen, vorerst wieder nach dem seligen oder unseligen Deutschland, diesem armen Dornröschen, hinauszusteuern. Wenn Du dann auf einen Tag einen Trunk Wein, einen Bissen Brot und ein freundliches Gespräch für mich übrig hast, so werde ich bei Dir einkehren und so das Versprechen meines Besuches endlich erfüllen; zwar nur auf der Flucht, aber desto adäquater unsrem ganzen tollen Leben.

Weiteres mündlich. Dein

Gottfr. Keller.

*

Glocken-Inschriften

für das neue Geläute der Kirche von Obfelden (Zürich), 1848.

GROSSE GLOCKE:

Ich singe, wenn die Sonn' am höchsten steht,
Mit starkem Ton des Herren Majestät.

ABENDGLOCKE:

Wenn die Sonne sinkt, so ruft mein Erz:
Bleibe klar und treu, o Menschenherz!

DRITTE GLOCKE:

Bin eine Glock' im Schweizerland
Und ruf': Es steht in Gottes Hand.

VIERTE GLOCKE:

Hilf Dir selbst in Deiner Not!
Hilfst Du Dir, so hilft Dir Gott!

*

TRAUMBUCH

Tagebuch Zürich 1846–1848

Traumbuch 1846

Nacht vom 5. auf den 6. August 1846.

Ich legte mich um elf Uhr etwas unwohl zu Bette und glaubte einiges Fieber zu haben; es war sehr schwül. Kaum war ich eingeschlafen, so weckte mich die Feuerglocke; vom Mondschein und dem geröteten Himmel war die Kammer seltsam erhellt; ich stieg aber zu oberst unter das Dach hinauf, um das Feuer zu sehen. Es war auf dem Lande. In der Gegend der Limmat stieg die rote Rauchsäule feierlich zum Himmel. Die Luft war lau und das Mondlicht fast wie berauschend; von der unmittelbaren Säule hinweg sammelte sich der Rauch in eine horizontale Schicht und trieb wie eine große Streifwolke weit gegen Westen hinaus oder vielleicht gegen Osten her, ich weiß es nicht mehr, wenigstens hing er am westlichen Himmel. Nachdem ich das Zusammenstürzen des Daches, welches sich immer durch ein letztes gewaltiges Auffahren von Rauch und Glut auch in der Ferne bemerklich macht, vergeblich hatte abwarten wollen, ließ ich Feuer und Mondnacht und eilte wieder hinunter ins Bett. Befangen und aufgeregt und unwohler als vorher, fürchtete ich, daß mir die noch immer fortwährende Feuersbrunst in Schlaf und Traum hineinbrennen und eine schlimme Nacht verursachen möchte. Ich hatte gegen Morgen folgenden Traum:

Den 15. September 1847 fortgesetzt, der Traum ist mir noch ganz gegenwärtig.

Ich stand in der Dämmerung auf dem Rathausplatze unter einem jener großen Volkshaufen, die sich zu versammeln

pflegen, wenn irgendein Verbrecher auf die nahe Hauptwache geführt wird. Es war schon dunkel, als langsam ein Wagen durch das Gedränge gefahren kam, auf welchem eine unkenntliche schlanke Weibsperson saß, quer auf den Knien lag ihr ein totes Kind, sie aber saß aufrecht und reglos. Da kommt die Kindsmörderin, summte das Volk, in einer halben Stunde wird sie geköpft. Als ich die hohe Gestalt über den Häuptern der Menge dahinschwanken sah, hatte ich, wie ich mich ziemlich bestimmt erinnere, das Gefühl: ich wünschte ihr noch, daß das genossene Liebesglück kein gemeines und so groß gewesen sein möge, als das gegenwärtige Leid, dann sei es schon gut. Es war jetzt ganz Nacht geworden. Eine weiche, weiche Hand faßte die meine. Ein ganz unbekanntes fünfzehnjähriges Mädchen, dessen Augen ich in der Dunkelheit funkeln sah, flüsterte mir ins Ohr: Gottfried Keller, komm, wir wollen zu mir heim gehen! und zog mich geschickt und sachte aus dem Gedränge. Wir gingen durch allerlei dunkle Gäßchen, die ich in Zürich bisher gar nicht gekannt hatte und die auch nicht existieren. Das Mädchen schmiegte sich an mich und war ein unsäglich buseliges und liebliches Wesen, welches mich ungemein behaglich machte; ich verwunderte mich auch nicht, als auf einmal ihrer zwei daraus wurden, deren jede an einer meiner Seiten hing. Sie waren ganz gleich, nur mit dem Unterschiede einer etwas jüngeren und älteren Schwester. Als wir in einem Sackgäßchen angekommen vor einem hohen, schmalen Hause standen, hießen mich die Kinder leise und behutsam gehen. So stiegen wir viele enge und steile Treppen hinan, jeden Tritt berechnend in der schwarzen Finsternis, sie führten mich an beiden Händen, oftmals hielten wir an, und die guten Mädchen suchten dann mein Gesicht und küßten mich herzlich, aber vorsichtig auf den Mund; sie konnten, wie mich dünkte, die Küsse sehr gut und vollkommen ausprägen, ohne Geräusch zu machen, sie fielen von ihren Lippen, wie neue goldene Denkmünzen auf ein wollenes Tuch, ohne zu klingen.

Darum brauchten wir eine lange Zeit, bis wir endlich oben, in einem kleinen Dachkämmerchen, waren. Dasselbe war ganz vom Monde erhellt. Die runden Scheiben der Fensterchen waren auf den Boden gezeichnet. Sogleich zogen wir alle die Schuhe aus, um nicht laut aufzutreten. Man sah aus dem Fenster, vor welchem ein hohes Dach hinabging, über viele Dächer hinweg, unter denen man kaum die Fenster als schwarze Vierecke erkennen konnte; der Mondschein schwamm auf den Dächern, die Stadt war eingeschlafen und still, wir waren auch mäuschenstill, denn die Mädchen sagten, daß viele alte, böse Weiber in den benachbarten Dachkammern wohnten, welche ihnen immer aufpaßten und jede Freude zu verbittern suchten, wenn eine aufwache und uns höre, so seien wir des Todes. Wir saßen an einem kleinen Tischchen zwischen dem Fensterlein und dem Bette, welches mit einem schneeweißen Tuche sehr ordentlich und glatt bedeckt war. Wir durften natürlich kein Licht machen und saßen auch lieber so im Halblichte. Wir aßen und tranken etwas, aber ich weiß nicht mehr was, nur daß wir vergnüglich und leise die blinkenden Gläser aufhuben und wieder absetzten; und wenn etwa eines an einen Teller stieß, so zuckten wir ängstlich zusammen. Als eines der guten Kinder aufstand, das Bettuch abnahm und sehr sorgfältig zusammenlegte und dabei sagte: Wenn wir schläfrig werden, so können wir uns nun gleich aufs Bett legen und rechtschaffen schlafen: da durchfuhr mich ein ganz seliges Gefühl, aber nicht eigentlich sinnlich. Sie setzte sich wieder ans Tischchen und bot mir ihre weißen jungen Schultern zum Liebkosen, da fuhr sie plötzlich zusammen und sagte: Herr Jesus, die Weiber kommen! Halbtot vor Schrecken duckten sich beide fast in mich hinein und ich umfing sie, indem wir alle drei atem- und lautlos aufhorchten. Wirklich hörte ich deutlich, wie jemand über das Dach hinschlarpte, an einem benachbarten Dachfenster anklopfte, wie dort ebenfalls jemand herausstieg auf das Dach, dann sahen wir verschiedene Schatten vor unserm Fenster vorbeihuschen,

es war offenbar, die alten Weiber weckten und versammelten sich; die Ziegel rasselten unter ihren schlurfenden Füßen, es kam immer näher über unsern Köpfen, es flüsterte: « Langt nur 'nein, sie haben gewiß einen bei sich! » Ein Ziegel wurde aufgehoben, eine lange, magere Hand langte herein, tappte herum und erwischte meine Haare, welche gen Berg standen, das Blut schien in meinen Adern zu gerinnen, als ich erwachte und tief aufatmete. Der bleibende Eindruck des Traumes war aber ein angenehmer und ich bin froh, daß es so abgebrochen wurde. Dieser Traum hatte mich erquickt für viele Tage, wie wenn ich das artige Abenteuer wirklich erlebt hätte.

15. September 1847

Heute nacht besuchte ich im Traum meine Mutter und fand eine große Riesenschlange auf dem Tabouret zusammengeringelt liegen, wie früher unsere rote Katze, welche gestorben ist. Die Schlange bildete eine ordentliche Pyramide auf dem kleinen Stühlchen, auf dem obersten engsten Ringe lag der kleine Kopf, und neben ihm ragte das spitzige Schwanzende empor, welches aus dem hohlen Innern des Turmes vom untersten Ringe her aufstieg. Da ich erschrak, so versicherte meine Mutter, es sei ein ordentliches gutes Haustier, und sie weckte dasselbe. Wirklich entwickelte sich die Schlange sehr gemütlich, gähnte und reckte sich nach allen Seiten, wobei sie die schönsten Farben schimmern ließ. Dann spazierte sie in hohen Wellenbewegungen in der Stube umher, über den Schreibtisch und über den Ofen hin, stellte sich auf den Schwanz und fuhr mit dem Kopfe, da sie sich bei weitem nicht ganz aufrichten konnte, rings an der Stubendecke umher, als ob sie Raum suche. Dann folgte sie der Mutter in die Küche und auf den Estrich, wo sie hinging. Auch ich tat bald vertraut mit dem Tier und rief es gebieterisch beim Namen, den ich vergessen habe. Plötzlich aber hing die Schlange tot und starr über den Ofen herunter und nun fürchteten wir sie erst entsetzlich und

flohen aus der Stube. Da wurde sie wieder munter, putzte sich, lachte und sagte: « So ist es mit euch Leutchen! Man muß immer tot scheinen, wenn man von euch respektiert werden soll. » Wir lachten auch, spielten mit ihr und streichelten sie. Da stellte sie sich wieder tot, sogleich wichen wir entsetzt zurück; sie machte sich wieder lebendig und wir näherten uns wieder, sie erstarrte nochmals und wir sprangen immer wieder fort. So trieb sie das Spiel, während ich mich in andere Träume verlor, die sehr schön waren; denn es reut mich sehr, daß ich alles vergessen habe. Ich glaube, ich träumte von der Winterthurerin, weil mich immer noch eine Sehnsucht treibt, diese Träume auszugrübeln, aber es ist vergebens. Man sollte sich während besonderer Träume bestimmte Kennzeichen machen können. Dies erinnert mich an einen Traum, den ich vor einigen Jahren hatte, wo ich, von schrecklichen Bildern gequält und gepreßt, mich kurz und gut entschloß, mich an der Nase zu zupfen, damit ich erwache. Dies geschah auch und ich fühlte beim Erwachen noch deutlich den Druck des Daums und Zeigefingers an meiner Nase. Als ich diesen lustigen Vorfall erzählte, machten die Leute ungläubige Gesichter, obgleich ich durch ihre eigenen Erzählungen ähnlicher Träume dazu veranlaßt war. Sie stießen sich auch nicht am Sonderbaren, sondern nur am Zutreffenden und Passenden dessen, was ich zum Gespräche und Stoff desselben beitrug. Weil viele Schwätzer die Gewohnheit haben, von jeder Sorte von Erfahrungen und Merkwürdigkeiten, die gerade verhandelt werden, auch eine noch auffallendere besitzen zu wollen, so schienen die Leute mich auch in diese Klasse zu stellen. Aber da mir sonst immer der Vorwurf der Einsilbigkeit und mürrischen Wesens gemacht wird, bewies mir dies nur wieder die beleidigende Gedankenlosigkeit der meisten Leute. Auch dem Schulz werde ich beim Frühstücke keine Träume mehr erzählen, weil er den Verdacht aussprach, daß ich dieselben vorweg ersinne und erfinde. Er kennt nur die einfachsten Träume als: heut träumte ich von einem Sarg, oder

von Rauten, oder: ich fing Fische, oder: ich sah einem die Nägel abschneiden usf. Weil er keine Phantasie hat, welche auch im Schlafe schafft und wirtschaftet, so hält er einen wohlorganisierten Traum, der einen ordentlichen Verlauf und schöne künstlerische Anschauungen hat, für unmöglich. So geht es! Der gute Schulz kann mit mir darüber zanken, daß ich in religiösen Dingen noch weniger Glauben haben will, als er, er kann sich sogar im Eifer in dogmatische Redensarten verirren: aber das Nächste und Einfachste, an einen schönen Traum glaubt er nicht, weil er ihm anspruchslos beim Frühstück erzählt wird und nur drei Schritte von ihm geträumt worden sein soll, vielleicht auch, weil sich keinerlei Bedeutung daraus ergibt, wenigstens für ihn nicht; denn in diesem Punkt ist er sehr gläubig und verlangt unsere Aufmerksamkeit für die abgeschmacktesten Dinge, welche er behauptet. Es ist doch sonderbar, wie auch der vortrefflichste Mensch solche Eigenschaften haben muß, gleich einem stolz segelnden Schiffe, welches Ballast braucht, um zu seiner guten Fahrt gehörig schwer zu sein.

Was habe ich für Ballast! – – o weh mir armen Treckschuite! eigentliche Kalkblöcke, die noch so greulich brausen, wenn das Meerwasser hereindringt! Als mein Lebensschiff aus Ostindien zurückging, nachdem es seine Ladung abgegeben, wurden ihm als Ballast ausgestopfte Krokodile und wüste Seetiere, Tiger und Hyänen mitgegeben für die Raritätensammlung in Europa, um wenigstens einigen Nutzen mit der Fracht zu verbinden. Schwere Kisten voll wunderlicher Schnecken und Muscheln und Stachelpflanzen pfropfte man in die tiefen Räume und als man das Schiff immer noch zu leicht befand, nahm man noch eine Truppe sündhafter nackter Bajaderen in die Kajüte, welche nach Paris bestimmt waren! Aber es fällt mir ein, daß es ein schlechter Spaß ist, mit seinen schlimmen Eigenschaften und Fehlern und gar mit seinen Sünden zu kokettieren; denn es ist kokettiert, wenn man witzige Bilder braucht, um sie zu bezeichnen, und vor einer höheren Einsicht ver-

schwinden diese Seifenblasen der Phantasie. Nur eins noch! Es könnte viel Kummer und Verdruß verhütet werden, wenn jeder Mensch sich dreimal besänne, ehe er gute Ladungsstücke eines andern für Ballast und diesen letzteren als gute Fracht erklärt. Wenn man sich selbst ein wenig auf die Eisen geht, so kann man entdecken und muß gestehen, daß man sich vieler Dinge eigentlich zu schämen hat, welche an einem gelobt werden und umgekehrt. Das erstere tut unserer elenden Eitelkeit freilich nicht so weh, wie das letztere. Ich weiß nicht, welches empfindlicher ist: um gewisser Eigenschaften willen, die gerade nicht jedermann hat und daher für originell gelten, nichtsdestoweniger aber Schwachheiten sind, auf die zudringlichste Weise immer hervorgezogen und ausgezeichnet, oder um einiger Schroffheiten und Unebenheiten willen, die einem guten und löblichen Boden entspringen, immer getadelt zu werden.
Studiere dich selbst, jetzt und immer, deine Vergangenheit und Gegenwart, vergleiche deine strengen Betrachtungen mit dem, was andere, Freunde und Feinde, von dir halten, und du wirst zu zweierlei Resultaten kommen: entweder wirst du milder und friedlicher und umgänglicher – oder feiner und strenger und gewinnst an Stärke über die Gedankenlosen, je nach deinem Grundcharakter, in beiden Fällen aber wirst du, wie mich dünkt, nur gewinnen.

Ich schlenderte heute vormittag über den Fischmarkt. Weber, der Kupferstecher, lief mir nach und forderte mich auf, einen Frühtrunk zu nehmen. Ich hatte ihn vor vielen Wochen einmal in einer Kneipe, als wir in später Nacht ziemlich warm waren, verhöhnt, daß er immer sauren Wein söffe, was ihn fürchterlich aufbrachte, so daß wir uns ziemlich laut zankten beim Nachhausegehen und er mir endlich einen Stoß gab, daß ich auf den Hintern purzelte, worauf ich wütend auf- und ihm an den Kragen sprang. Die Freunde fuhren zwischen uns, die Polizeier und Nachtwächter umringten uns – kaum aber hatte mich einer dieser letzteren

erkannt, so schrie er seinen Gesellen zu: « Fort mit uns! Das ist einer von den ‚Freien Stimmen'. Da werden wir in dem Saublatt herumgezogen! » Worauf sie sämtlich sich zurückzogen und uns ungeschoren ließen. Ich bin nämlich stark verdächtigt, Mitarbeiter jenes Spott- und Schmähblattes zu sein, was mich nicht sehr freut. Diesmal aber rettete uns dieser Verdacht; da die konservativen Spießer von Zürich, vom Patrizier bis zum Nachtwächter, nichts so fürchten, wie die Öffentlichkeit, rettete uns dieser Verdacht vor unwürdigen Polizeiaffären, worein uns unsere Torheit, die wir schon lange abgelegt glaubten, zu verwickeln drohte.

Weber kam mir heute versöhnlich lachend entgegen, ich hatte ihn seither nicht mehr gesehen. Er erzählte mir von einem Weinschenk, der kürzlich aus Neapel zurückgekehrt, ein Faß Sizilianer Wein mitgebracht hätte, welches er wohlfeil verzapfe. Wir gingen hin und fanden einen aufgeweckten Mann, der als Mechanikus im Süden hantiert hatte. Alle Wände hingen voll greller Gouachebilder, der speiende Vesuv glühte wohl in zwölf verschiedenen Variationen, dazwischen Palermo, Sorrent, Salerno, Capri, Amalfi, Messina, Catanea, kurz alle lieben Namen und Orte von hüben und drüben, diesseits und jenseits der Meerenge bunt durcheinander, übertrieben und bunt, aber sonnig gefärbt. Dazu schleppte der Wirt einen alten Hut voll Laven, Bimsstein und Tropfsteinbrocken her; alle diese hundertmal gelesenen, besprochenen und geahnten Dinge, so naiv und abgelegen sie hier erschienen, machten doch in Verbindung mit dem südlichen ahnungsvollen und sehnsuchtweckenden Weine ihren gehörigen Eindruck. Der Wein erwies sich indessen als zu schwer und ungeheuerlich, ich dachte auch an jene südlichen Weiber, an die Hitze, an die Skorpionen, so daß sich mit dem Sprichwort: Bleib im Land und nähre dich redlich, in mein Herz das Verlangen nach einem feinen heimischen Liebesglücke in bestimmtester nobelster Form einschlich.

Weber fing an von meinem Freunde Ruff, dem anderen Kupferstecher, zu sprechen, mit dem ich seit mehreren Wochen auf unerklärliche Weise erkältet bin. Weber ist genial liederlich, unzuverlässig und unstät – Ruff ist talentvoll, geistreich, gewissenhaft, fleißig und vorsichtig. Beide kommen zu nichts. Aber Ruff bringt sich ehrenvoll durch die Welt, lebt mit ihr, äußerlich, im Frieden und hat immer sein gutes Glas Wein auf dem Tisch; aber er wagt nicht viel – Weber hingegen übernimmt eine Menge Arbeiten, läßt sich Geld darauf geben und beendigt sie nicht oder spät. Er lebt mit allen Kunstunternehmern in einem ewigen Intrigenkrieg und nennt dies Lebensklugheit und Erfahrung. Er verliert sich in die größten Unregelmäßigkeiten und genießt wenig Achtung, weil er nie bares Geld hat und liederlich aussieht. Ruff bringt auch die undankbarsten Arbeiten immer anständig und mit Geschick zu Ende, Weber schmiert und sudelt und ist höchst ungleich. – Nun war es sehr ergötzlich, die Beschwerden Webers anzuhören: Ruff sei ein Tüftler und Rechner und gehe einen falschen Weg. Man müsse heutzutage intrigieren und den Kunsthändlern die Spitze bieten, man müsse in einen gewissen Jargon des Geschäftslebens eingehen, das fleißige Sitzen tue nicht alles – kurz, es war der ganze Zorn eines Zerfahrenen und Zerstreuten gegenüber einem Ruhigen und Bewußten, es war das Brummen und Sträuben des bösen Gewissens, oder milder und richtiger gesagt, des verkommenen Bewußtseins. Da ich merkte, daß der arme Teufel gern die ganze Sache auf Genie usf. hinausgespielt hätte, so half ich ihm, Ruffs Interessen unbeschadet, nach, und gab eine Menge kleiner Züge und Eigentümlichkeiten an, welche ich aus eigener Erfahrung und Beobachtung kenne und die dem Genie, oder wie man es nennen will, ankleben, aber leider ihm mehr schaden, als nützen. Ich konnte als Poet und Büchermensch dies alles natürlich und ziemlich gut vorbringen, so daß der gute Kerl ganz feurig und angenehm überrascht wurde, wie ich alles das so schön sagen könne,

was er schon tausendmal gedacht habe. Ich muß leider gestehen, daß ich doch einige wirkliche Fehler Ruffs mit zutage bringen half und kann mich nur damit entschuldigen, daß dieselben just in seinem nörgelnden und überkritischen Wesen bestehen, das sich dann doch wieder inkonsequenterweise mit weniger als nichts begnügt, was nämlich die Gesellschaft betrifft. Übrigens wird die Zukunft lehren, was in diesem sonderbaren Menschen eigentlich steckt, dem ich mich so plötzlich während der letzten zwei Jahre meines Lebens rückhaltlos und durchaus angeschlossen habe, und der mir ebenso schnell zu entschwinden scheint. Sollte er eine Bestie sein, so fahre er zu den Vorfahren; vielleicht aber ist er spröd, verschämt und zu Mißverständnissen geneigt, wie ich. Es ist grauenhaft, wie man so ungewiß werden kann über Menschen, mit denen man jahrelang das Geheimste verhandelt hat.

Den 16. September

In den Zeitungen gelesen, daß der Publizist und Jurist Ammann in Schaffhausen, den ich vor einem Jahre am Winterthurer Schießen beohrfeigt habe, im Schaffhauser Großen Rat den Antrag gegen Exekution des Tagsatzungsbeschlusses bringen und eine demagogische Wühlerei im Schaffhauser Volk anfangen will. Verletzte und unbefriedigte Eitelkeit soll den Esel dahin treiben und das Gelingen nicht ganz unmöglich sein. Ich hatte doch einen guten Instinkt damals und ich segne den Wein, der mich veranlaßte, dem widerlichen Ohrfeigengesicht sein Recht angedeihen zu lassen. Feig war er auch, denn er ist stärker als ich, und ließ sich doch prügeln.

Einige Stunden mit Baumgartner zugebracht. Er spielte mir einige schöne Phantasien von Liszt und Thalberg und eine von sich, nachher Lieder von Schumann, die wir zusammen sangen. Die « Lorelei » (Heine) von Silcher hat mich gewaltig gepackt und ich singe sie immer vor mir her. Dies Lied drückt sehr viel aus, wo einen der Schuh drückt,

und was nicht gerade romantisch, sondern nur rein menschlich ist. Baumgartner hat auch ein paar Lieder von mir komponiert, die mir gefielen. « Ich will spiegeln mich in jenen Tagen » scheint mir in Rhythmus und Weise mit dem Gesumme zusammenzutreffen, mit welchem ich das melodische Lied einst, leise singend, gemacht habe. Während Baumgartner eine große Phantasie spielte, machte ich die Bemerkung, daß schöne Musik immer dem Hörenden diejenigen Phantasien hervorruft, welche ihm das, was er wünscht, nach seinem individuellsten Charakter, vorspiegeln. Eine prächtige Ouvertüre wird den einen als Triumphator in das Geräusch eines kriegerischen Siegeszuges versetzen, während sie den andern auf grüne Berge an die Seite einer Heißgeliebten führt; der dritte wird einen Roman ausspinnen, aus welchem er, zuerst verkannt und mißhandelt, zuletzt als glänzender Held hervorgeht und vor denen erscheint, welchen er imponieren möchte. Welch eine ungeheure Welt der verschiedensten Träume und Empfindungen zertrümmert in einem gefüllten Hause der letzte Bogenstrich eines großen Tonstückes! Doch das geht nur die Masse der Nichtkenner an, worunter ich gehöre. Ein Musikverständiger wird sich an der unabhängigen Kunst und Schönheit eines Werkes erfreuen. Zum Haufen der Nichtkenner gehören aber eine Menge Leute, welche über Musik faseln. Baumgartner versicherte mich, daß alles, was Gutzkow, Heine, Laube usf. über Musik geschrieben haben, wohl angenehm zu lesen, aber durchaus willkürlich und ganz laienhaft sei. Es ist die nämliche Erscheinung, wie bei allen Künsten. Nur die Kunstbeflissenen, ein enger Kreis stiller Künstler selbst, genießt die verschiedenen Werke in ihrer ganzen Tiefe, und jedesmal nur diejenigen, welche er selbst auch hervorzubringen sich bemüht. Alles andere ist mehr oder weniger untauglich; besonders aber das plastische Vergleichen und Schwadronieren führt zu nichts. Ich weiß wohl, daß die schreibenden Ästhetiker sich mit Spott und Galle gegen diese Behauptung verwahren; es ist aber doch

so. Ein Schriftsteller kann wohl viel Gründlicheres über die Kunstgeschichte sagen, als ein Künstler, er kann den Geist der Richtungen und Schulen erforschen, vergleichen und beurteilen; aber das einzelne Produkt wird er nie verstehen und genießen, wie der Künstler, dafür hat dieser einen ganz eigenen Witz. Auch geht dem Federmenschen die schöne Pietät ab, welche die Künstler auch für überwundene Richtungen und Phasen bewahren, und welche ihnen dafür mit so manchem reinen Genusse lohnt.
Als Baumgartner spielte, wünschte ich wunderschön spielen und singen zu können der Luise Rieter wegen. Mein armes Dichten verschwand und schrumpfte zusammen vor meinen innern Augen, ich verzweifelte an mir, wie es mir überhaupt oft geht. Ich weiß nicht, was schuld ist, aber immer scheint mir mein Verdienst zu gering, um ein ausgezeichnetes Weib zu binden, vielleicht kommt das von der wenigen Mühe, welche meine Produkte mir machen. Strenge Studien, wenn sie mir auch nicht unmittelbar nötig sind, würden mir vielleicht mehr Gehalt und Sicherheit geben. Ein Herz allein gilt heute nichts mehr.

Mit meiner Schwester geht es körperlich besser, aber Geist und Gemüt scheinen von der Krankheit gelitten zu haben, sie ist verwirrt ohne Fieber. Dabei aber zeigt sie Witz und die Tiefe eines zarten und liebebedürftigen Gemütes tritt zum erstenmal zutage. Die Mutter wacht nun ganz allein schon vierzehn Nächte bei ihr, ich kann nichts helfen, ich bin die unnütze Zierpflanze, die geruchlose Tulpe, welche alle Säfte dieses Häufleins edler Erde, das Leben von Mutter und Schwester aufsaugt. Wenn mir Gott über diese warnende Probe hinaus hilft, so soll es anders werden. Indessen bin ich stolz auf unser verborgenes Leiden und auf die Stärke und Kraft meines armen alten Mütterchens und auf den stillen Wert meiner Schwester. Das übertrifft alle Fraubasereien meiner öffentlichen Beziehungen.

Den 17. September 1847

Heute bekam ich ein artiges Gedicht in Terzinen von der Ostsee her, von einem gewissen Bruno Bucher aus Köslin. Ich habe schon mehr dergleichen bekommen, dies freute mich aber ein wenig, darum, weil es in einer traurigen Stunde kam und mir sagte, daß ein Unbekannter am fernen Meer mich achte und liebe. Meine Eitelkeit erregte es nicht im mindesten, worauf ich genau acht gab. Einzig wünschte ich, daß es die Winterthurerin wüßte, die Liebe klammert sich an alle Würzelchen, welche helfen können.

Den 20. September

Herrlicher Morgen auf dem Zürichberg. Ich stieg durch den Nebel hinan und strebte in den Sonnenschein, den ich auch bald erreichte, als ich auf die Höhe kam. Die Nebel wogten im Tale auf und ab, See und Stadt waren unsichtbar, aber das Gebirge tauchte aus den weißen Wolken, die Gletscher und Firnen schienen, hell bestrahlt, viel größer und näher, da der ganze Mittelgrund fehlte. Sie verschmolzen sich aufs schönste mit den vom Winde getriebenen Nebelmassen, welche wie ein flüssiges Silbermeer in gut gedachte Wolken und Flocken ausliefen und wechselnd das Gebirge bald ganz, bald halb verschleierten. Ich sah die prächtigsten Bilder, wo der triefende frische Wald die wunderbare Ferne einfaßte. Oft sah ich den Nebel in feinen blauen und durchsichtigen Wallungen wenige Schritte vor mir durch die Tannen fahren. Schön war es, wenn hie und da eine schwanke junge Föhre oder Birke einzeln sich vom klaren hellen Grunde abhob und ihre dunkle, vom Feuchten blitzende Krone auf einer kaum unterscheidbaren blassen Schneekuppe spielte. Meinen Lieblingsvogel, den Weih, sah ich seit Wochen wieder zum erstenmal kreisen. Wie kommt es, daß ich diesen Sommer so wenig allein hinausgehe?

Auf dem Heimwege kam ich an dem alten kleinen Kirchhofe des Siechenhauses Spanweid vorbei. Ein kleiner Junge schrie und deutete immer dahin und sagte zu seinem Vater,

der im Felde arbeitete: « Schau den Toten dort, es geht ein Toter herum! » Ein alter siecher Mann spazierte auf den Gräbern herum, man sah nur seinen Kopf mit der weißen Zipfelkappe hinter der Mauer sich hin und her bewegen; ich konnte mich recht gut in die Vorstellung des Knaben versetzen. Im Walde auf den schönen einsamen Wegen, dachte ich fort und fort die Luise an meine Seite. Eine junge Birke sah ich so schlank und tadellos gewachsen, wie sie, dieselbige badete sich im Silberduft und schwankte einsam mutwillig hin und her, als ob sie nichts bedürfte. Gestern fand ich im botanischen Garten eine Georginenart, deren Blumen mir ganz ihr Wesen auszudrücken schienen. Sie war weiß von eigentümlicher Reinheit, die Hälfte der Blume verlor sich ins Fleischrosenfarbene, ganz blaß. Die Blätter waren so schön gereiht und gebaut, das Ganze so zierlich munter und aufgeweckt, so frisch und unbeschädigt, verglichen mit den schweren, plumpen dickroten und trübvioletten Dahlien, die in der Nähe standen, an denen viel Hängendes, Willkürliches und Auswüchsiges das Auge beleidigte.

Heute im Wald wünschte ich ein gewandter Jäger zu sein, ich schoß ein junges, zartes Reh in Gedanken und überschickte es ihr, wozu ich mir ein Sonett ausdachte: Ich möchte sie nähren und kleiden mit allem, was die Erde trägt, und ihr Leben ganz allein tragen. Sie solle aber von der wilden, blutigen Gabe nicht auf ein rauhes, hartes Herz schließen. Im Liebesunmut schoß ich, fern von ihr, das junge Reh. – Da sie, wie ich höre, auch dichtet, so dachte ich mir ein Antwortsonett aus. Wenn ich auch nicht gerade wünsche, daß sie sehr schöne Verse mache, so fiel das Sonett doch sehr gut aus, von der Gegenliebe eingegeben. Hierauf kehrte ich zurück und traf sie auf dem Wege an, die Begegnung, ihre und meine Kleidung, die erste Verlegenheit, alles wurde aufs ausführlichste ausgeheckt und eine artige Novellette gemacht.

Wenn ich übrigens diese kindischen Phantasien nicht zum Dichten gut brauchen könnte, so wäre ich allerdings ein eitler

Esel. Ist es aber mir armem Teufel nicht zu gönnen, wenn ich von der Ware, welche ich offiziell verfertige und verkaufe, im geheimen selbst ein bißchen nasche und konsumiere?

Zwei stattliche, sonnengebräunte Bauern pflügen mit starken Ochsen auf zwei Äckern, zwischen welchen ein dritter großer brach und verwildert liegt. Während sie die Pflugschar wenden, sprechen sie über den mittleren schönen Acker, wie er nun schon so manches Jahr brach liege, weil der verwahrloste Erbe desselben sich unstet in der Welt herumtreibe. Frommes und tiefes Bedauern der beiden Männer, welche wieder an die Arbeit gehen und jeder von seiner Seite her der ganzen Länge nach einige Furchen dem verwaisten Acker abpflügt. Indem die Ochsen die Pflüge langsam und still weiterziehen und die beiden Züge hüben und drüben sich begegnen, setzen die beiden Bauern eintönig ihr Gespräch fort über den bösen Weltlauf, führen dabei mit fester Hand den Pflug und tun, jeder, als ob er den Frevel des anderen nicht bemerkte. Die Sonne steht einsam und heiß am Himmel.

Schulz schreibt sehr gute Artikel in die « Deutsche Zeitung », über die Jesuitenfrage. So erweist es sich wieder, daß ein Mann, der hier still und anspruchslos lebt und von unsern Matadoren wenig beachtet zu werden scheint, unserer Sache im Auslande die realsten und trefflichsten Dienste leistet. Inzwischen erfüllt mich das Benehmen unserer Regierungsmänner, von Furrer, Rüttimann usw. mit der größten Achtung. Ich bin ganz im geheimen diesen Männern viel Dank schuldig. Aus einem vagen Revolutionär und Freischärler à tout prix habe ich mich an ihnen zu einem bewußten und besonnenen Menschen herangebildet, der das Heil schöner und marmorfester Form auch in politischen Dingen zu ehren weiß und Klarheit mit der Energie, möglichste Milde und Geduld, die den Moment abwartet, mit Mut und Feuer verbunden wissen will. Daß Begeisterung und die frische Tatkraft, eine einmal erkannte Fessel zu brechen oder mit an-

dern Worten der Sinn für die rechte und notwendige Revolution darüber nicht verloren gehen, bin ich versichert. Übrigens wird die Revolution von Tage zu Tage unzulässiger und überflüssiger, in einer Zeit, wo das lebendige Wort sich fast überall Bahn zu brechen weiß, besonders aber bei uns, wo die Gerechtigkeit immer eklatanter nach jeder Verfinsterung auf dem gesetzlichen Wege siegt. Ja, wir werden bald alle Revolution verdammen und verfolgen müssen, weil sie, da bald überall gesetzliche Anfänge der Freiheit gegründet sind, das Erbe des Absolutismus wird. Vielleicht ist das etwas jesuitisch gedacht, aber item, es hilft. Daß es keine Revolution ist, wenn die Italiener sich von Östreich oder die Polen von Rußland, wenn auch auf die blutigste Weise, losmachen wollen, versteht sich von selbst.

Man klagt immer, die antike Tugend sei verschwunden, während wir die glänzendsten Beispiele, nur im modernen Gewand in nächster Nähe haben. Bürgermeister Furrer genoß als Advokat eine jährliche Einnahme von etwa zehntausend Gulden. Als Bürgermeister bezieht er eintausend und nur, wenn Zürich Vorort ist, dreitausendfünfhundert, um die Etikette zu bestreiten. Mit tausend Gulden kann aber eine Familie, wenn sie einigen Anstand beobachten will, nur knapp leben. Welches Opfer hat er also gebracht! Tausend Annehmlichkeiten muß er nicht nur sich, sondern auch Frau und Kindern entziehen, die Hauptsache ist aber: er kann für die alten Tage und für seine Kinder nicht dasjenige Vermögen ersparen, nach welchem ein Mann von seinen Verdiensten, Einsichten und Kenntnissen mit Recht trachten darf und soll. Denn wir haben weder Pensionen noch große Stipendienfonds. Die Ehre ist keine persönliche Entschädigung, weil Furrer nicht im mindesten ehrgeizig ist. Während er auf diese Weise im wörtlichsten Sinne für den Staat Entbehrungen trägt, hat er auf der einen Seite mit der niederträchtigsten gewissenlosesten und kleinlichsten Opposition zu kämpfen, auf der andern aber mit den steten Vorwürfen und Anfeindungen der eigenen Parteiextreme.

Nichtsdestoweniger führte er seine Aufgabe mit seinen Freunden ruhig und standhaft, ohne Ostentation zum Ziele, so daß nun Zürich wieder moralisch an der Spitze der Bewegung steht. Ähnlich verhält es sich mit Rüttimann, welcher zwar eine reiche Frau hat, der aber durch unbegreifliche eiserne Arbeitstätigkeit sich auszeichnet. Ein erbaulicher Charakter anderer Art ist Alfred Escher; der Sohn eines Millionärs, unterzieht er sich den strengsten Arbeiten vom Morgen bis zum Abend, übernimmt schwere weitläufige Ämter, in einem Alter, wo andere junge Männer von fünf- bis achtundzwanzig Jahren, wenn sie seinen Reichtum besitzen, vor allem aus das Leben genießen. Man sagt zwar, er sei ehrgeizig; mag sein, es zeichnet nur eine bestimmtere Gestalt. Ich meinerseits würde schwerlich, auch wenn ich seine Erziehung genossen hätte, den ganzen Tag auf der Schreibstube sitzen, wenn ich dabei sein Geld besäße.

Den 1. Oktober, 12 Uhr nachts

Ich komme soeben aus der Gesellschaft, ziemlich gebeugt von achttägiger Liederlichkeit, die doch wiederum höchst unschuldig ist, wenn ich andere Personen und Verhältnisse betrachte. Ich glaube mich immer schlechter und schwächer als andere und finde mich am Ende immer ein klein wenig besser. Wahrscheinlich aber werde ich mit meiner naiv beschaulichen und müßiggängerischen Weise zugrunde gehen, während die praktischen und emsigen Korruptions- und Schlendriansmenschen florieren.

Habe mich auf die ehrbarste Weise an der lieblichen Braut eines Quidam gefreut und dachte an die X – selbst X, noch einmal selbst X. Ich bin auch nicht von Stroh.

Gute Nacht, mein liebes Herz, du verlierst sehr viel, wenn du nicht aushältst!

Den 3. Dezember

Heute Nacht träumte mir von einem Weih. Ich schaute in einem Hause zum Fenster hinaus, im Hofe standen die Nach-

barn mit ihren Kindern, da flog ein großer, wunderschöner Gabelweih über den Dächern einher. Er schwebte eigentlich nur, denn seine Flügel waren dicht geschlossen und er schien vor Hunger krank und matt, indem er immer tiefer sank und sich mit Mühe wieder erheben konnte, aber nie so hoch, als er vorher gesunken war. Die Nachbarn mit ihren Kindern schrien und lärmten und warfen ungeduldig die Mützen nach ihm, um ihn ganz herabzuwerfen. Er sah mich an und schien, sich auf und nieder bewegend, mir sich nähern zu wollen. Da lief ich schnell weg in die Küche, um etwas Speise für ihn zu holen. Ich fand mit Mühe etwas, und als ich hastig damit wieder am Fenster erschien, lag er schon tot am Boden in den Händen eines kleinen lausigen Jungen, welcher die prächtigen Schwungfedern ausrupfte und umherwarf und endlich ermüdet den Vogel auf einen Misthaufen schleuderte. Die Nachbarn, welche ihn endlich mit einem Steine herabgeworfen hatten, waren unterdessen auseinander- und an ihre Geschäfte gegangen. Dieser Traum machte mich sehr traurig; hingegen ward ich wieder sehr vergnügt, als ein junges Mädchen kam und mir einen großen Strauß Nelken zum Kaufe anbot. Ich wunderte mich sehr, daß es im Dezember noch Nelken gebe, und handelte mit dem Kinde; sie verlangte drei Schillinge. Ich hatte aber bloß zwei in der Tasche und war in großer Verlegenheit; ich verlangte, sie sollte mir für zwei Schillinge von den Blumen absondern, indem nur so viel in meinem Champagnerglas, in welchem ich die Blumen gewöhnlich aufbewahre, Platz hätten. Da sagte sie: « Lassen Sie mal sehen, sie gehen schon hinein. » Nun stellte sie eine Nelke nach der andern bedächtig in das schlanke glänzende Glas, ich sah ihr zu und empfand jenes Behagen und Wohlgefühl, welches immer in einen kömmt, wenn jemand vor unsern Augen eine leichte Arbeit still, ruhig und zierlich vollbringt. Als sie aber die letzte Nelke untergebracht hatte, wurde es mir wieder angst. Da sah mich das Mädchen freundlich und schlau an und sagte: « Sehen Sie nun? Es sind aber auch nicht so viel, wie ich

geglaubt habe, und sie kosten nur zwei Schillinge.» Es waren indessen doch keine eigentlichen Nelken, aber von einem brennenden Rot und der Geruch war außerordentlich angenehm und nelkenhaft.

Den 10. Januar 1848

Vergangene Nacht befand ich mich in Glattfelden. Die Glatt floß glänzend und fröhlich am Hause vorbei; aber ich sah sie in eine weit fernere, fast unabsehbare Ferne fließen, als es wirklich der Fall ist. Wir standen am offenen Fenster gegen die Wiesen hinaus, da flog ein mächtiger Adler durch das Tal, hin und wieder; als er sich drüben an der Buchhalde auf eine verwitterte Föhre setzte, klopfte mir das Herz auf eine sonderbare Weise. Ich glaube, ich empfand eine rührende Freude darüber, zum erstenmal einen Adler in seiner Freiheit schweben zu sehen. Nun flog er ganz nah an unserm Fenster vorbei, da bemerkten wir genau, daß er eine Krone auf dem Kopfe trug, und seine Schwingen und Federn waren scharf und wunderlich ausgezackt, wie auf den Wappen. Wir sprangen, mein Oheim und ich, nach den Gewehren an der Wand und postierten uns hinter die Türen. Richtig kam der riesige Vogel zum Fenster herein und erfüllte fast die Stube mit der Breite seiner Schwingen; wir schossen und am Boden lag anstatt des Adlers ein Haufen von schwarzen Papierschnitzeln, worüber wir uns sehr ärgerten. Es nimmt mich eigentlich wunder, warum ich diese kindischen Träume aufschreiben mag. Jedoch kommt es von der glücklichen Stimmung, in welche mich diese einfachen Spiele der träumenden Seele auch noch nach dem Erwachen versetzen. Wenn ich auch einst nichts Lesenswertes mehr in dem Aufgeschriebenen finde, so wird mich doch beim Anblick der jeweiligen Daten eine dunkle süße Erinnerung befallen eines still genossenen schuldlosen Glückes.

Auffallend ist es mir, daß ich hauptsächlich, ja fast ausschließlich, in traurigen Zeiten, wo ich den Tag über in kummervollem Brüten dahinlebe, solch heitere und einfach liebliche Träume habe.

Den 15. Januar 1848

Träumte die halbe Nacht von einem silbernen Armband. Das Mittelstück desselben bildete ein alter feiner Zürcher Gulden, auf welchem die alte Stadt Zürich mit ihren Türmen geprägt war; das übrige Band bestand aus künstlich gearbeiteten Kettchen und Gliedern von den schönsten Formen und Verhältnissen. Ich spielte sehr vergnügt mit diesem sonderbaren Schmuck und schämte mich nicht, mein Handgelenk damit zu zieren, gleich einem Mädchen. Gegen Morgen wollte mir jemand das Band wegnehmen und ich zankte darum, bis ich erwachte.

Übrigens erinnere ich mich jetzt wirklich eines silbernen Armbandes von zwei Jahren her, an welches sich Beziehungen knüpfen.

Sah auch eine herrliche Landschaft, wo die Ströme leuchteten, wie Edelsteine, die Berge und die Vegetation waren von den wunderbarsten Formen. Als ich in der Nacht mitten aus dieser Natur aufwachte, glaubte ich alle Linien so fest in mir bewahren zu können, daß ich sie am Morgen nur gleich zeichnen möge; aber nachher schlief ich wieder ein, und jetzt habe ich nichts mehr, als den allgemeinen angenehmen Eindruck. Wenn ich am Tage nichts arbeite, so schafft die Phantasie im Schlafe auf eigene Faust; aber das neckische liebe Gespenst nimmt seine Schöpfungen mit sich hinweg und verwischt sorgfältig alle Spuren seines spukhaften Wirkens.

Den 2. Februar 1848

Der Frühling hat mich armen Teufel letzte Nacht besucht und getröstet, auf jeden Fall habe ich dies Jahr den ersten Vorgeschmack des Lenzes genossen.

Ich ging in einem großen schönen Garten, welcher dazu noch mein gehörte. Er war im « Platz » gelegen, wo jetzt der Bahnhof steht, und füllte den ganzen obern Raum zwischen den beiden Flüssen, der Limmat und der Sihl, aus. Die Blumenbeete waren ländlich unregelmäßig, ohne Einfassungen, von den zufälligsten Formen, die Wege schlän-

gelten sich weich und glatt hindurch und verloren sich und trafen sich wieder zwischen den herrlichsten Blumengebüschen. Der Garten verlor sich ohne Scheidewand oder Hecke in die schattigen Anlagen des « Platzspitzes », welche im glänzendsten Grün standen, die beiden Flüsse schimmerten in der Sonne, blau und grün, wie mutwillige Schlangen, ich schlürfte alles mit dem reellsten Genusse und Bewußtsein in mich hinein. Weiße Schmetterlinge von der Größe einer Taube wogten langsam auf den blauen und roten Blumenfeldern herum. Ich wollte mir einen fangen, indem ich mir dachte, es müsse ein prächtiges Dekorum für mein Zimmer abgeben, stopfte und zündete eine Pfeife Tabak an, um den Vogel mit dem Tabaksafte schnell zu töten; aber, indem ich einige Züge rauchte, schämte ich mich, erstens den Blumen- und Lenzduft zu verunreinigen und zweitens einen Schmetterling zu töten; über diesen Betrachtungen verschwand der Garten und die Farbenpracht; Grau umhüllte mich, und ich sah nichts mehr, als eine mächtige silbergraue Weide, welche mit dem heftigsten Sturmwinde rang. Sie war ein Bild der tiefsten Zerknirschung. Wie rasend schlugen ihre Äste um sich und brausten und sangen mit solchen herzzerreißenden Tönen, daß ich voll Schrecken, doch mit einem wollüstigen Zittern zuhörte. Doch die Windstöße kamen immer stärker und schienen den Baum gänzlich brechen zu wollen. Ich erwachte; der Südwind ging mit mächtigem Wehen und schmolz den Schnee von dem Dache, unter welchem ich schlief; er tropft heute den ganzen Tag zur Erde.

Am Abend des 1. Mai 1848

Gern genieße und feire ich die heiteren unter den christlichen Festtagen mit; wenn am Ostermorgen, am Himmelfahrtstag oder in der Pfingstfrühe die Glocken durch die klare Luft tönen, die stille Sonne und das alte treue Himmelblau auf der blühenden Erde liegen, wenn die gedankenleichten, unbekümmert frommen Leute auf Wegen und

Stegen den Kirchen zueilen, dann tue ich mein Fenster weit auf und lasse meine Seele auf der allgemeinen behaglichen Andacht ausruhen, und die Ruhe, welche ich finde, beweist mir, daß ich wohl nicht zu den Schlimmen gehöre, ungeachtet der Scheidewand, welche zwischen mir und dem betenden Volke besteht. Aber wie ich seit einiger Zeit ängstlicher auf den Wechsel der Jahreszeiten achte, und wie mich der kommende Vollmond jedesmal sorglicher und gedankenvoller findet, so habe ich besonders auch für den ersten Mai eine größere Pietät gewonnen, als für alle anderen Tage im Jahre. Das kommt vom Schneide der Jugend. Je älter wir werden, desto mehr lernen wir den Frühling verstehen und schätzen; dem unbewußten Genießen und Sehnen folgt die bestimmte Absicht, keinen der flüchtigen Lenztage des Lebens mehr zu verlieren, und, obgleich wir fühlen, daß der Geist ewig jung bleibt, so möchten wir doch neben seinen Früchten noch einige Blüten der leiblichen Jugend glänzen sehen.

Ich bin heut früh ins Freie gegangen; aber es war ein wunderlicher erster Mai. Die Natur prangte in ihrem schönsten Schmucke, das Grün war frisch und schön, die Sonne schien hell vom Himmel; aber es wehte ein so scharfer und rauher Ostwind, daß es einen mitten im Glanze fror und schauerte. Oft flogen schwarze Schatten über die Lenzfelder, von jagenden Wolkenmassen geworfen; die Wolken wurden immer dichter; doch der Wind wehte mit großem Geräusche so heftig und wild, daß sie vorweg zerrissen wurden und die Sonne immer da war; der Staub wirbelte in Säulen auf den Heerstraßen, wälzte sich über das Wiesengrün und füllte die zarten Blumenkelche in den Gärten. Es war eine peinliche und frostige Unruhe, und man konnte des Frühlings nicht froh werden.

Ich ging in die Stadt, wo Jahrmarkt war. Es war viel Volk hereingekommen und trieb sich emsig herum, doch war sein Verkehr mehr scheinbar; denn alles klagte über den großen Geldmangel und die schlimme Zeit. Am fröhlichsten waren

die jungen Soldaten, welche in ihren neuen Uniformen der Not und der Bestürzung des Tages vergaßen und singend umherzogen. Wann werden die Frühlinge nahen, wo diese blutroten Menschenblumen nicht mehr jedesmal mit den tausend andern Blumen hervorkriechen und ihre unheilvolle Pracht an der Sonne spiegeln?

Am meisten niedergeschlagen waren die Künstler und die Besitzer von Merkwürdigkeiten, weil fast niemand um ihre Produktionen sich bekümmern mochte. Da standen sie in ihren traurigen bunten Jacken vor den Buden und stießen unsicher und klagend in die schadhaften Trompeten, daß einem die Tränen in die Augen traten. Weil das Volk kein Geld hatte, so spottete es zum erstenmal über diese Herrlichkeiten, welche es sonst bewunderte, und die Gaukler standen scheu und schlotternd vor ihren gemalten Wundern.

Ich trat in ein Wachskabinett; die Gesellschaft der Potentaten sah sehr liederlich und vernachlässigt aus, es war eine erschreckende Einsamkeit, und ich eilte durch sie hin in einen abgeschlossenen Raum, wo eine anatomische Sammlung zu sehen war. Da fand man fast alle Teile des menschlichen Körpers künstlich in Wachs nachgebildet, die meisten in kranken, schreckbaren Zuständen, eine höchst wunderliche Generalversammlung von menschlichen Zuständen, welche eine Adresse an den Schöpfer zu beraten schien. Ein ungeheuer großes Herz, welches seinen Eigner getötet hatte, führte das Präsidium, und ein sehr schön ausgebildeter Magenkrebs schien der Sekretär oder Schriftführer zu sein. Ein ansehnlicher Teil der ehrenwerten Gesellschaft bestand aus einer langen Reihe Gläser, welche vom kleinsten Embryo an bis zum fertigen Fötus die Gestalten des angehenden Menschen enthielten. Diese waren nicht aus Wachs, sondern Naturgewächs und saßen im Weingeist in sehr tiefsinnigen Positionen. Diese Nachdenklichkeit fiel um so mehr auf, als die Bursche eigentlich die hoffnungsvolle Jugend der Versammlung vorstellten. Plötzlich aber fing in der Seiltänzerhütte nebenan, welche nur durch eine dünne Bretterwand

abgeschieden war, eine laute Musik mit Trommel und Zimbeln zu spielen an, das Seil wurde getreten, die Wand erzitterte, und dahin war die stille Aufmerksamkeit der kleinen Personen, begannen sie zu zittern und zu tanzen nach dem Takte der wilden Polka, die drüben erklang; das große Herz mochte noch so geschwollen aussehen, der Magenkrebs noch so rot werden vor Ärger, es trat Anarchie ein, und ich glaube nicht, daß die Adresse zustande kam. Die einzige Merkwürdigkeit des Marktes, welche einigen Zuspruch erhielt, war ein Rhinozeros. Das Schicksal dieser antediluvianischen Bestie ist eng mit dem Fall des Königtums in Frankreich verknüpft, indem sie für den Jardin des plantes in Paris bestellt, aber von der provisorischen Regierung wieder abbestellt wurde, weil man dort jetzt das Geld sonst brauche. Heimatlos irrt das altmodische Tier nun in der Schweiz umher, doch ist es nicht brotlos, da seine Seltsamkeit und sein Horn auf der Nase ihm ein hinlängliches Auskommen sichern. Wohl jedem, der in diesen Zeiten etwas Rechtes gelernt hat!

Als vollends in diesem verworrenen Treiben einige verwehte Republikaner aus Baden erschienen mit zerknickten schwarzrotgoldenen Kokarden, da flüchtete ich mich auf den Lesesaal, wo die hundert Zeitungen und Flugblätter vor kurzem noch als weiße Blüten des papiernen Völkerfrühlings lustig geflattert haben. Aber ach! auch über diesen Lenz ist ein Frost gekommen. Die Sonne scheint wohl noch, aber der Wind heult kalt und schneidend darunter hin. Ein unerquicklicher, schamloser Hader ist erwacht, die niedergetretenen Feinde der Menschheit lachen bereits wieder in ihrem Staube. Jeder Philister weist grinsend nach Frankreich hin, wo sich das liebe Volk unbesonnen in Not und Sorge gestürzt hat; es ist eine abscheuliche Freude, welche alle Welt über dieses Exempel empfindet, das eine Nation an sich selbst statuierte, sie freuen sich nicht darüber, daß diese noble Nation auf ihre Kosten eine Erfahrung für alle Völker machte, sondern sie freuen sich überhaupt, daß, wie sie nun

erwiesen meinen, der Armut nicht geholfen werden könne, daß sie nun aufs glänzendste wieder für ein Jahrtausend gründlich gesetzt sei. Und sie kleiden ihren inneren Jubel in widerliche heuchlerische Klagen.

Ein Korrespondent der «Allg. Augsb. Zeitung» erzählt schadenfroh, wie in Galizien hunderttausend Mistgabeln und Sensen erhoben seien, um die polnischen Edelleute und überhaupt alle fashionablen Schnürröcke zu spießen und zerhacken, welche von der Befreiung Polens etwa zu reden kämen. Dieser Mann verhüllte seine Freude in eine warme Teilnahme für die früher mißhandelten Bauern, welche ganz recht hätten, nicht mehr in jenes feudalistische Elend zurückkehren zu wollen; das haben sie allerdings, und dieses Recht ist um [so] leichter zu behaupten, als jenes Elend unmöglich mehr zurückkehren kann.

Die Polen selbst benehmen sich wie ungeratene Jungen, welche ihren Freunden eitel Herzeleid und Kummer verursacht. Während sie nur durch die neuen Lehren des einfachsten Naturvölkerrechtes wieder aufleben können, durch die Vernichtung der schuldiplomatischen Gebietsfresserei, ergehen sie sich in den Redensarten gerade dieser verfaulten lasterhaften Zeit und sprechen von der Herstellung eines antediluvianischen Reiches auf Kosten des deutschen Volkes; liebenswürdig ist einzig die Unverschämtheit, mit welcher sie dies tun zu einer Zeit, wo sie noch keine Handhabe zu dem Messer besitzen, dessen Klinge noch in Rußland vergraben ist. Aber es tut nichts, die nächsten Jahre werden sie eines Besseren belehren wie alle Völker, welche sich vernunftwidrig gebärden. Übrigens, wenn die Polen lauter unbrauchbare Teufel wären, so müßte Europa dennoch den letzten Vers zu dem Lied singen, welches man ihnen seit siebenzehn Jahren täglich vorgesungen hat, und Deutschland so gut wie die andern, Deutschland, das seit eben diesen siebenzehn Jahren keinen Dichter hervorbrachte, welcher nicht mit dem herkömmlichen Polenliede debütieren mußte.

Ich sah auch Deutsche, sonst bewährte Männer, welche mit finsterem Blicke die Nachrichten von den Fortschritten der Italiener lasen. In ihrem Grolle sah man nicht klar, ob er nur von dem Einfalle in Welschtirol herrührte; denn schon vorher beschuldigten viele die Italiener des Undankes und des Verrates, weil sie erst nach der Wiener Revolution noch ihren Schild erhoben – als ob ein Volk innert seiner heiligen Grenzmarken unter allen Umständen irgend eine Verpflichtung hätte, die Möglichkeit seiner Befreiung unbenutzt vorbeigehen zu lassen!

Am meisten aber quält mich das ewige Kriegsgeschrei deutscher Essigsieder gegen Frankreich. Kaum war der erste Freudenschrei, der über den Rhein kam, verhallt, kaum war die ungeheure Lawine, welche er in Deutschland erweckte, im Schuß, so hieß es zum Danke wie aus einem Mund: Rüstet euch gegen den Erbfeind! Als Antwort darauf erschien das Manifest Lamartines; es wurde verhöhnt; nach abgemessenen Pausen ertönt der monotone widerliche Ruf fort: Sie kommen, sie kommen heut, sie kommen morgen, oder gewiß übermorgen – und drüben rührt sich keine Seele. Und wenn sie auch endlich kämen, so wäre die Ungerechtigkeit ihrer Sache der beste Schutz gegen sie, denn das Volk, welches jetzt zuerst den Krieg ohne goldschwere Ursache über seine Grenzen hinauswälzt, wird den Fluch und das Unglück zu seinem Erbe haben. Wer aber ohne Grund und vor der Zeit den Teufel eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland an die Wand malt, der streift mit roher Hand dem Lenzflore des Jahres 1848 seinen schönsten Blütenstaub ab.

So weht ein rauher unfreundlicher Hauch überall durch den Geistesfrühling dieses jungen Jahres. Das Göttliche ist erwacht auf Erden und bricht in tausend goldenen Flammen hervor; aber zugleich sammelt sich alle menschliche Schwachheit und Unvollkommenheit in eine qualmende Staubwolke, und wenn jene Flammen nicht zusammenschlagen können, so scheint diese dunkle dämonische Wolke sich

um so leichter zu verdichten und den Schatten auf die irrenden Augen zu legen. Solange es Winter ist, ertragen wir den Schnee, aber schmerzlich verletzt er die Augen, wenn er nach warmen Frühlingstagen wieder rückfallend unversehens auf den grünenden Fluren liegt.
Doch nein! nein! Es wird Sommer, heißer, glühender Sommer! Das neunzehnte Jahrhundert, das verhängnisvolle, läßt uns nicht zuschanden werden, und haben wir nicht seine sommerliche Mitte erlebt? In zwei Jahren zählen wir 1850. Was kann da nicht alles reif werden und sich vorbereiten zur großen Wendung unserer Geschichten!

Den 2. Mai

Der Wind hat sich gelegt, die Wolken sind verschwunden. Rein und tief wölbt sich der kristallene Himmel, die Sonne flammt still, groß und sicher an ihm. Und ebenso still, groß und sicher leuchtet das Gestirn unseres Schicksales und unserer Tage über der tosenden Verwirrung dieses Frühjahres. Ja, es ist ein gewaltiges Gestirn, und deutlich lesen wir in ihm, daß unsere äußere Lebensruhe dahin ist, und daß wir [nur] durch rastloses Ringen und riesenmäßige Arbeit die Ruhe unserer Seele erkämpfen können. Die goldenen Lokken unserer Jugend werden in diesem Kampfe ergrauen, mit dem Schwerte in der Hand wird sie ihre Erfahrungen sammeln und unter den Waffen ihre Studien vollenden, und sie wird gedrängte Tage an das verwenden können, wozu die Väter lange Jahre brauchten. Das ganze zarte Geschlecht der Jungfrauen von heute wird unter Sturm und Gewitter verblühen und in kurzen fliegenden Augenblicken die heitere Freude haschen, welche es sonst in langen Lenzmonden schlürfte; aber diese Minuten werden schwerer, feuriger, seliger sein als jene langen ruhigen Jahrszeiten der müßigen Lust. Der Reiz seiner Unschuld wird die glühende Tugend der Jünglinge zieren, welche sich dem Vaterlande weihen. Die Mütter werden unter schweren Sorgen ihre Söhne aufziehen, aber jede hat dafür die stolze Hoffnung, dem Vater-

lande einen Retter zu schenken; denn es wird keinen überflüssigen und unnützen Bürger mehr geben. Die Greise aber werden noch am Rande ihres Grabes die Summe ihres langen Lebens verdoppeln können und die Erfahrungen und Früchte eines Jahrhunderts mit hinübernehmen. Mein Herz zittert vor Freude, wenn ich daran denke, daß ich ein Genosse dieser Zeit bin. Wird dieses Bewußtsein nicht alle mitlebenden Gutgesinnten als das schönste Band einer allgemein gefühlten heiligen Pflicht umschlingen und am Ende die Versöhnung herbeiführen?

Aber wehe einem jeden, der nicht sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeinschaft bindet, denn er wird nicht nur keine Ruhe finden, sondern dazu noch allen inneren Halt verlieren und der Mißachtung des Volkes preisgegeben sein, wie ein Unkraut, das am Wege steht. Der große Haufe der Gleichgültigen und Tonlosen muß aufgehoben und moralisch vernichtet werden, denn auf ihm ruht der Fluch der Störungen und Verwirrungen, welche durch kühne Minderheiten entstehen. Wer nicht für uns ist, der sei wider uns, nur nehme er teil an der Arbeit, auf daß die Entscheidung beschleuniget werde.

Den 3. Mai

Nein, es darf keine Privatleute mehr geben!

ALS STIPENDIAT IN HEIDELBERG

1848–1850

**An Mutter und Schwester*

Heidelberg, den 31. Oktober 1848.

Liebe Mutter und Schwester!

Endlich komme ich dazu, Euch Nachricht von meiner Reise und von meiner Ankunft hieher zu geben. Ich verweilte einen Tag bei meinem Freunde Oberrichter auf seinem Landgute bei Aarau, den andern Tag begleitete er mich nach Aarau, wo wir miteinander über Nacht blieben, denn er hat des Obergerichtes wegen ebenfalls eine Wohnung in der Stadt; man war in Aarau, wo ich in die Gesellschaft der Regierungshäupter geführt wurde, sehr artig und freundschaftlich gegen mich, es machte viel Aufsehen, daß es hieß, die Regierung wolle mich auf weite Reisen schicken, was mein Freund überall austrompetete, um sich selbst ein Ansehen zu geben.

In Basel traf ich wieder Bekannte, welche mich dermaßen aufhielten, daß ich die deutsche Eisenbahn, mit welcher ich noch am gleichen Tage nach Heidelberg gekommen wäre, verfehlte und daher mit der französischen nach Straßburg gehen mußte. Das kostete mich zwar ein Nachtlager mehr, reute mich aber nicht; denn ich sah einmal das lebhafte französische Leben, das adrette Militär, besonders aber den wunderbaren Münster, welcher einen so gewaltigen Eindruck auf mich machte als Dichter und Künstler, daß ich um vieles nicht wollte, daß ich ihn nicht gesehen hätte; der Turm ist gerade noch einmal so hoch als der Fraumünsterturm in Zürich; aber da ist kein rotes dummes Dach, sondern bis zu oberst hinauf ist alles steinernes Blumen- und Bildwerk, überall durchbrochen, wie wenn es gehäkelt

wäre, so daß allenthalben der Himmel durchscheint. So ist die ganze ungeheure Kirche gebaut, kein Fuß breit ist, der nicht mit ausgehauenen Blumen und Bildern überdeckt wäre. Es sind aber auch 500 Jahre daran gebaut worden. Am Sonntag mittag endlich, dem ersten nach meiner Abreise aus Zürich, fuhr ich mit dem Dampf weiter nach Heidelberg, wo ich dann abends acht Uhr ankam. Ich blieb drei Tage im Gasthause und machte meine Besuche. Die Professoren Pfeufer und Henle, welche früher in Zürich waren und jetzt Hofräte sind und zu den angesehensten Personen der Universität gehören, nahmen mich freundlich auf, führten mich in Gesellschaft und in ihrem Hause ein und gaben mir sonst guten Rat; man muß aber viel verschlucken, indem hier überall über die Schweiz geschimpft wird, und die Herren, welche früher sehr radikal waren, sind gewissermaßen alle konservativ geworden. Es ist ihnen indessen nicht zu verargen, denn wenn man die Radikalen und Republikaner hier sieht, besonders das gemeine Volk, so bekommt man gehörigen Respekt davor; unsere Kellenländer sind noch ansehnliche Männer dagegen. Mein Buchhändler Winter, welchen ich auch besuchte, ist ein sonderbarer Kauz. Er war ganz artig und freundlich, erwähnte aber mit keiner Silbe meiner Gedichte, was er für Geschäfte damit gemacht hätte usf. Dagegen studiert hier ein Sohn meines Braunschweiger Buchhändlers, des Herrn Vieweg, welcher sagte, daß sein Vater in acht Tagen selbst hier durchreisen werde, was mir ganz gelegen kommt; ich habe schon Vorsorge getroffen, daß ich ihn sogleich sehe, wenn er kommt.

Über den Luxus des Zimmers, welches ich bezogen habe, könntest Du Dich nun nicht beklagen, wenn Du es sehen würdest, liebe Mutter; es gehört zu den einfachsten, welche hier aufzutreiben sind, bei armen Leuten; ein kleines Zimmer mit einem Schlafzimmerchen (wie es hier nicht anders zu haben ist) und kostet mich 30 Gulden das Halbjahr (ungefähr 27 Zürcher Gulden). Das Frühstück läßt man sich

im Hause geben, Kaffee und ein Brötchen, des Mittags geht man in ein Gasthaus und ißt da für 20 Kreuzer (5 Batzen) sehr gut; des Nachts nimmt man gar nichts, oder kauft beim Bratwurster für 6 Kreuzer (4 Schilling) etwas, nimmt's in den Sack und geht entweder ins Wirtshaus damit, wenn man ausgehen will, oder man geht heim und frißt's dort. Übrigens gehen nur die jungen Studenten abends in ihre Kneipen; gesetztere Leute hocken zu Hause oder besuchen Privatgesellschaften. Ich bin, seit ich hier bin, erst ein einziges Mal um elf Uhr heimgekommen, als ich in eine Gesellschaft geladen war. Ich habe ein halbes Klafter Holz gekauft, welches mit Hacken und Tragen 6 Gulden 45 Kreuzer kostet; die Heizeinrichtung ist miserabel hier; im vornehmsten, wie im kleinsten Hause sind lausige eiserne Öfelchen, welche nicht einmal einen Schieber haben; es ist merkwürdig, wie dumm in dieser Beziehung so eine ganze Stadt sein kann. Überhaupt ist hier ein lumpiges liederliches Volk, alles lebt ganz und gar von den Studenten, die halbe und dreiviertels Bevölkerung sind unehliche Studentenkinder und läuft in Fetzen herum.

Was meine türkische Reise betrifft, so habe ich seit meiner Abreise allerlei Gedanken gehabt, und ich glaube schwerlich, daß ich sie machen werde.

Wenn irgend etwas vorgefallen ist zu Hause, so schreibt mir es sogleich und überhaupt bald, damit ich weiß, wie es um Euch steht. Vielleicht fahre ich morgen mit Professor Henle, welcher Schulz auch kennt, nach Darmstadt und am Abend wieder zurück. Politisches braucht Ihr mir nichts zu schreiben, ich lese hier alle Tag die Zürcherzeitung. In der festen Hoffnung, daß Ihr Euch gesund und wohl befindet, verbleibe ich mit tausend Grüßen

Euer getreuer Sohn und Bruder
Gottfr. Keller.

Adresse: D 281 in Heidelberg.

Im Hause lasse ich alle grüßen.

An Johann Salomon Hegi

28. Januar 1849

Ich segelte über Straßburg, und genoß einen schönen Herbstsonntag hindurch den Münster auf alle Weise. Außen und innen, unten und oben, mit großem republikanischen Militärgottesdienste und leer, wie das Heidelbergerfaß. Ich bin überzeugt, daß man, trotz allem schon Geschriebenen, immer noch ein ganz neues schönes Buch über diesen Wunderbau schreiben könnte. Das Auf- und Absteigen am Turme ist allein eine der interessantesten Reisen, die es gibt. Es ist ein Tempel auf den andern gebaut, bis in die Wolken. Oben ist eine Tafel in der Mauer, worein Goethe und seine Studiengenossen in Straßburg ihre Namen hauen ließen. Man spricht dabei immer nur von Goethe, obgleich eine Menge deutscher Notabilitäten, wie Herder, Jung-Stilling u. dgl. darunter sind, auch unser wackere Lavater. Es ist etwas Problematisches um die Gesellschaft eines solchen Schlingels, wie Goethe ist, man wird von dem ungeschlachten vordringlichen Herren allzu leicht verdunkelt; doch auch beleuchtet manchmal. Ich glaube positiv, daß man von Lavater noch weniger sprechen würde jetzt, als es geschieht, wenn er sich nicht soviel an Goethe gerieben hätte, und wenn dieser nicht eine solche Menge wunderlicher Liebhabereien gehabt hätte.

Hier in Heidelberg treibe ich hauptsächlich moderne Philosophie und Literaturgeschichte, auch Physiologie. Im Sommer werde ich, neben der Geschichte, auch etwas Physik studieren, da hier ein vortrefflicher Lehrer derselben ist. Du wirst denken, das rieche nicht sehr nach der orientalischen Reise und hast auch recht. Ich habe nämlich nicht übel Lust, statt derselben noch ein Jahr in Berlin, oder am Ende auch hier zuzubringen, denn ich bin jetzt im besten Zuge, mir diejenige allgemeine Bildung zu erwerben, die mir leider bisher noch abging. Dazu ermuntert mich die Leichtigkeit, mit welcher ich es tun kann bei den vortrefflichen mündlichen Vorträgen, welche man hier hat. Dazu kommt,

daß ich in Deutschland eine Menge der wichtigsten Bekanntschaften schließen kann, ich bin auf dem eigentlichen Platze der Literatur, welcher ich mich einzuverleiben zur Lebensaufgabe machen muß.

Ich habe hier, zur Vervollständigung meiner Umgebung, auch ein paar Künstler aufgetrieben. Der eine ist ein famoser Landschaftmaler, Fries, welcher sich seit unserm Münchnerleben aufgetan hat und bereits viel Renommee besitzt; er war lange in Italien und hat auch aus der Schweiz ganz grandiose Zeichnungen mitgebracht. Er wird nächstens zwei kolossale Bilder malen zu Goethes Lied: « Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn », ein italienisches und ein schweizerisches Gebirgsbild, zu welchem letzteren er das Motiv vom Monte Rosa hernimmt. Ich werde ihm helfen untermalen und hantieren dabei, zu Nutz und Vergnügen, an müßigen Nachmittagen.

Der andere ist das schnurgerade Gegenteil des ersten. Dieser ist ein großer schöner Mann, voll Feuer und Leben, und lebt ganz in der neuen Zeit und Welt; jener ist ein Männchen von 3 ½ Fuß mit einem Höcker und eisgrauen Haaren und lebt in einer entschwundenen Welt. Er hat seinerzeit die ganze Boisseréesche Sammlung restauriert; er erzählte mir die ausführliche Geschichte derselben, denn Stück für Stück ist durch seine Hände gegangen. Er malt sonst auch Landschaften, wie man sie noch vor Philipp Hackert malte, ist ein Goethescher Feinschmecker und höchst konservativer Ästhetiker; in unserer Künstlergesellschaft wäre er ein Prophet und venerierter Patriarch. Herr Köster schreibt auch über Kunst in einem komischen, Goethisch sein sollenden Stile und komponiert Musik. Er kennt alle Berühmtheiten der entschwundenen Jahre und sucht sich väterlich der aufkeimenden Talente anzunehmen, um sie womöglich in jene Geschmacksgleise zurückzuführen. Er haßt meinen andern Freund, den Fries, furchtbar, und es drückt ihm das Herz ab, wenn ich boshaft genug bin, zu erzählen, daß ich direkt von jenem herkomme. Indessen ist auch von

diesem ehrwürdigen Überreste einer vergangenen Periode noch vieles zu lernen, und ich gehe gerne zu ihm.
Ich alter Narr habe immer noch meine Freude an dem Studentenvolk; auf dem Café, wo die Schweizer nach Tisch hingehen, sind auch die Vandalen (Hansestädter usf.), unter welchen es einige prächtige Gestalten gibt. Ich habe auch, um alles zu sehen, einigen Duellen an der Hirschgasse zugeschaut. Es finden täglich welche statt, und man geht hin, wie man etwa an eine Gant geht, um zuzusehen. Ich hatte das Glück, die renommiertesten Schläger zu sehen; übrigens ist es eine greuliche Schinderei. Es trägt hier alles große Wasserstiefeln und Kapuzen von allen Farben über den Kopf gezogen, was zugleich sehr malerisch und praktisch ist. Übrigens herrscht unter den hiesigen Studenten bei weitem nicht der feine Ton, den ich vermutete. Allnächtlich wird beim Nachhausegehen auf den Straßen kontrahiert mit großem Lärm und Gebrüll und nicht selten geholzt. Aber auch unter den Hofräten und Professoren herrscht Streit und Zank; Du hast vielleicht von der gegenwärtigen Zänkerei gelesen, wo sie sich gegenseitig ausschimpfen, wie die Mitglieder einer fahrenden Schauspielerbande.

An Eduard Dößekel

8. Februar 1849

Lieber Dößekel!
Ich habe zwar die Schweiz und Euch Einwohner nicht vergessen, doch bin ich seit meinem Hiersein solchermaßen in eine neue Bahn geworfen worden, daß ich mich auch jetzt noch förmlich zusammenraffen muß, um endlich nur einigermaßen meine Pflicht gegen meine heimatlichen Freunde zu erfüllen; denn wer unerwartet auf einem neuen, aber noch nicht ganz sichern und bestimmten Wege wandelt, an dessen Ziele aber eine klare, heitere Aussicht zu hoffen ist: der schaut nur höchst ungern zurück und hat

kaum Lust, seine frisch angeknüpften Fäden auch rückwärts zu reichen, seine neue empfangene Parole auch rückwärts zu rufen, ehe er weiß, wie sie dort aufgenommen werden, ehe er auch die ganze Geschichte und Entwicklung zugleich mitgeben kann. Ich hatte in Zürich so viel als versprochen, hier vorzüglich Geschichte zu treiben, und nun bin ich fast ausschließlich in die Philosophie hineingeraten.
Fast zufällig besuchte ich einmal Henles Vorlesung über Anthropologie; der klare, schöne Vortrag und die philosophische Auffassung fesselten mich, ich ging nun in alle Stunden und gewann zum erstenmal ein deutliches Bild des physischen Menschen, ziemlich von der Höhe des jetzigen wissenschaftlichen Standpunktes. Besonders das Nervensystem behandelte Henle so geistreich und tief und anregend, daß die gewonnenen Einsichten die beste Grundlage oder vielmehr Einleitung zu dem philosophischen Treiben abgeben. Ein aufgeweckter junger Dozent, Dr. Hettner, auch vorzüglicher Literarhistoriker und Ästhetiker, las über Spinoza und die aus ihm hervorgegangene neue Philosophie bis auf heute. Endlich kam noch Ludwig Feuerbach nach Heidelberg und liest hier auf ergangene Einladung öffentlich über Religionsphilosophie. Bald kam ich persönlich mit Feuerbach zusammen, sein tüchtiges Wesen zog mich an, und machte mich unbefangener für seine Lehre und so wird es kommen, daß ich in gewissen Dingen verändert zurückkehren werde. Ich habe keine Lust, jetzt schon schriftlich eine Art von Rechenschaft abzulegen. Nur so viel: wenn es nicht töricht wäre, seinen geistigen Entwicklungsgang bereuen und nicht begreifen zu wollen, so würde ich tief beklagen, daß ich nicht schon vor Jahren auf ein geregelteres Denken und größere geistige Tätigkeit geführt und so vor vielem gedankenlosem Geschwätze bewahrt worden bin.
Für die poetische Tätigkeit aber glaube ich neue Aussichten und Grundlagen gewonnen zu haben, denn erst jetzt fange ich an, Natur und Mensch so recht zu packen und zu fühlen, und wenn Feuerbach weiter nichts getan hätte, als daß er

uns von der Unpoesie der spekulativen Theologie und Philosophie erlöste, so wäre das schon ungeheuer viel. Übrigens bin ich noch mitten im Prozesse begriffen und fange bereits an, vieles für meine Individualität so auf meine Weise zu verarbeiten. Komisch ist es, daß ich kurz vor meiner Abreise aus der Schweiz noch über Feuerbach den Stab gebrochen hatte, als ein oberflächlicher und unwissender Leser und Lümmel; so bin ich recht aus einem Saulus ein Paulus geworden. Indessen kann ich doch für die Zukunft noch nichts verschwören; es bleibt mir noch zu vieles durchzuarbeiten übrig; aber ich bin froh, endlich eine bestimmte und energische philosophische Anschauung zu haben. Nebenbei treibe ich noch Literaturgeschichte und arbeite an meinem unglückseligen Romane, welchen ich, da ich einen ganz andern Standpunkt und Abschluß meines bisherigen Lebens gewonnen habe, erst wieder zu zwei Dritteln umschmelzen muß. Wenn der Sommer schön wird in dieser schönen Landschaft, so werde ich ein Schauspiel darin schreiben, das mir durch den Kopf geht. Was nächsten Winter aus mir wird, kann ich noch nicht sagen, jedenfalls gehe ich nicht nach dem Orient; ich habe mehr Lust in Deutschland zu bleiben; denn, wenn die Deutschen immer noch Esel sind in ihrer Politik, so bekommen mir ihre literarischen Elemente um so besser.
Ich habe mehrere ganz angenehme Bekanntschaften gemacht hier, worunter auch Künstler, einige hübsche und gescheite Mädchen stehen für den nahenden Frühling zu poetischen Ausflügen in Aussicht. – Begnüge Dich einstweilen mit diesen paar ungeschlachten Brocken und berichte mir doch bald von Deiner Seite, denn ich habe einen wahren Heißhunger nach Briefen aus der Schweiz. Ich habe erst einen einzigen an meine Mutter geschickt, und zwei von ihr erhalten; sonst ist kein Sterbenswörtchen zwischen mir und dem Vaterlande gewechselt worden. Ich bin zum großen Ärger der Deutschen oft bei meinen jungen Landsleuten, den Schweizerstudenten; denn unser Nationalismus ist allen, den reaktionären wie den radikalen, ein Dorn im

Auge. Ich werde aber diese sogenannte Borniertheit wohl lebenslänglich behalten; hier stehe ich auf eignen, festen Füßen und kann mir die Theorie selbst machen.

An Wilhelm Baumgartner

28. Januar 1849

Das Merkwürdigste, was mir hier passiert ist, besteht darin, daß ich nun mit Feuerbach, den ich einfältiger Lümmel in einer Rezension von Ruges Werken auch ein wenig angegriffen hatte, über welchen ich grober Weise vor nicht langer Zeit auch mit Dir Händel anfing, daß ich mit diesem gleichen Feuerbach fast alle Abende zusammen bin, Bier trinke und auf seine Worte lausche. Er ist von hiesigen Studenten und Demokraten angegangen worden, diesen Winter hier zu lesen; er kam und hat etwa hundert eingeschriebene Zuhörer. Obgleich er eigentlich nicht zum Dozenten geschaffen ist und einen mühseligen schlechten Vortrag hat, so ist es doch höchst interessant, diese gegenwärtig weitaus wichtigste historische Person in der Philosophie selbst seine Religionsphilosophie vortragen zu hören. Ich besuche auch ein anderes Kolleg über Spinoza und sein Verhältnis zu unserer Zeit (zugleich neuere Philosophiegeschichte) von Dr. Hettner, welches sehr klar, eindringlich und gescheit gelesen wird und mich trefflich vorbereitet hat zu Feuerbach selber. Wie es mir bei letzterem gehen wird, wage ich noch nicht, bestimmt auszusprechen oder zu vermuten. Nur so viel steht fest: ich werde tabula rasa machen (oder es ist vielmehr schon geschehen) mit allen meinen bisherigen religiösen Vorstellungen, bis ich auf dem Feuerbachischen Niveau bin. Die Welt ist eine Republik, sagt er, und erträgt weder einen absoluten, noch einen konstitutionellen Gott (Rationalisten). Ich kann einstweilen diesem Aufruf nicht widerstehen. Mein Gott war längst nur eine Art von Präsident oder erstem Konsul, welcher nicht viel Ansehen genoß, ich mußte ihn absetzen. Allein ich kann nicht schwören,

daß meine Welt sich nicht wieder an einem schönen Morgen ein Reichsoberhaupt wähle. Die Unsterblichkeit geht in den Kauf. So schön und empfindungsreich der Gedanke ist – kehre die Hand auf die rechte Weise um, und das Gegenteil ist ebenso ergreifend und tief. Wenigstens für mich waren es sehr feierliche und nachdenkliche Stunden, als ich anfing, mich an den Gedanken des wahrhaften Todes zu gewöhnen. Ich kann Dich versichern, daß man sich zusammennimmt und nicht eben ein schlechterer Mensch wird.

Dies alles, lieber Baumgartner, hat sich in der Wirklichkeit nicht so leicht gemacht, als es hier aussieht. Ich ließ mir Schritt für Schritt das Terrain abgewinnen. Ich übte im Anfange sogar eine Kritik aus über Feuerbachs Vorlesungen. Obgleich ich den Scharfsinn seiner Gedanken zugab, führte ich doch stets eine Parallelreihe eigener Gedanken mit, ich glaubte im Anfange nur kleine Stifte und Federn anders drucken zu können, um seine ganze Maschine für mich selber zu gebrauchen. Das hörte aber mit der fünften oder sechsten Stunde allmählig auf und endlich fing ich an, selbst für ihn zu arbeiten. Einwürfe, die ich hegte, wurden richtig von ihm selbst aufs Tapet gebracht und oft auf eine Weise beseitigt, wie ich es vorausahnend schon selbst halb und halb getan hatte. Ich habe aber auch noch keinen Menschen gesehen, der so frei von allem Schulstaub, von allem Schriftdünkel wäre, wie dieser Feuerbach. Er hat nichts als die Natur und wieder die Natur, er ergreift sie mit allen seinen Fibern in ihrer ganzen Tiefe und läßt sich weder von Gott noch Teufel aus ihr herausreißen.

Für mich ist die Hauptfrage die: Wird die Welt, wird das Leben prosaischer und gemeiner nach Feuerbach? Bis jetzt muß ich des bestimmtesten antworten: Nein! im Gegenteil, es wird alles klarer, strenger, aber auch glühender und sinnlicher. – Das weitere muß ich der Zukunft überlassen, denn ich werde nie ein Fanatiker sein, und die geheimnisvolle schöne Welt zu allem Möglichen fähig halten, wenn es mir irgend plausibel wird.

Ästhetische Notiz. Ich wohnte jüngst einer Operation in hiesigem Spital bei. Einem alten Manne, welcher den Arm gebrochen hatte, mußten ein paar Stücke aus dem Ellebogen gesägt werden. Der Mann wurde, ich weiß nicht aus welchem Grunde, nicht narkotisiert, so daß er dem ganzen Schmerze ausgesetzt war. Er fing ganz allmählig, wie man ihn in die Kur nahm, an zu klagen und stöhnen, und ich erwartete ein unartikuliertes, wildes Geschrei. Allein, als die Messer beiseite gelegt und die Säge ergriffen wurde und der Schmerz immer höher stieg bis ins anscheinend Unaushaltbare, da wurde der Mann freilich immer lauter, aber er wandte sich an seinen Gott und gab seine Pein in wohlausgesprochenen Worten und Anrufungen kund, welche immer schöner, ausgeprägter und ergreifender wurden, je tiefer die Säge drang, er wurde zuletzt eigentlich beredt und erging sich in den auffallendsten Äußerungen, welche, sowie der Schmerz abnahm, in wehmütige Betrachtungen übergingen, bis zuletzt alles verbunden war und er wieder still wurde. Der Mann sah eben nicht intelligent aus und ich möchte fast behaupten, daß er noch nie in seinem Leben so gut und ausdrucksvoll, oder auch nur so klar bewußt gesprochen habe. Ich weiß nicht, ob sich alle Unglückliche, welche höchstem physischem Schmerze unterworfen werden, so benehmen: aber hier wenigstens habe ich gefunden, daß der höchste Schmerz zugleich sich in der schönsten Form äußern kann, was zwar eine alte Geschichte ist, aber für den Hausgebrauch durch eigene Anschauung vortrefflich aufgefrischt wird.

21. Februar 1849

Die Professoren sind doch ein wunderliches Volk. Henle wird nun von hier fortgehen, weil ihm der geheime Hofrat Tiedemann auf der Anatomie in einem Wortwechsel gesagt hat, er sei ein unverschämter Judebub! Hofrat Henle selbst hat, nachdem er vor wenigen Wochen zu mir und anderen gesagt hatte, er teile durchaus Feuerbachs Grundsätze, nur nicht sein Auftreten: dieser gleiche Henle hat letzter Tage

in seiner Anthropologie den lieben Gott wiederhergestellt, weil er vermutlich nicht in den Verdacht kommen will, mit dem Demokraten Feuerbach irgend etwas Gemeinsames zu haben. Dieser letztere wird mir täglich lieber, vielleicht auch ein wenig darum, weil er ein Glas Roten nicht verachten tut.

10. März 1849

Hier haben wir schon die herrlichsten Frühlingstage gehabt; heute nacht ist zwar ein Schnee gefallen, aber die Sonne brennt ihm diesen Augenblick, da ich dieses schreibe, tüchtig auf den Pelz. Es gärt wieder ziemlich unter dem Volke hierzulande; ich wünsche aber kaum, daß nächstens etwas losgeht, wenigstens möcht' ich nicht in Heidelberg sein während einer Revolution; denn ein roheres und schlechteres Porletariat habe ich noch nirgends gesehen, als hier; man ist nachts seines Lebens nicht sicher, wenn man allein über die Straße geht; die unverschämtesten Bettler fressen einen fast auf, und dabei brummen diese unglückseligen Geschöpfe fortwährend von Republik und Hecker. Die so genannten « Führer » sind aber auch darnach, nämlich die Redakteure der Winkel- und Lokalblätter usw. Borniertere und brutalere Kerle sind mir noch nicht vorgekommen, als die deutschen Republikaner zweiten und dritten Ranges; alle bösen Leidenschaften: Neid, Rachsucht, Blutgierde, Lügenhaftigkeit nähren und pflegen sie sorgfältig im niederen Volke. Sie haben auch ihre guten Freunde in der Schweiz. Heute las ich in einem hiesigen Blatte, der « Republik », eine Korrespondenz aus Bern, worin der sämtliche jetzige Bundesrat Volksverräter, Furrer, Ochsenbein usw. Buben und Schufte genannt werden, der italienischen und deutschen Flüchtlinge wegen.

Nun geht es endlich mit Macht an meinen Roman, von Anfang bis zum Ende wird er umgeschrieben, und über die Ferien soll er fertig werden. Es geht mir aber auch an den Kragen, denn ich habe nur noch 200 Franken von der Regierung zu beziehen, um welche ich jetzt schreibe; wenn

sie mir dieselben nur schnell schicken! Mein Honorar für das Buch bekomme ich erst, wenn das Ganze abgeschickt ist.

Behalte übrigens den philosophischen Teil dieses Briefes ein wenig beieinander, damit nicht jeder Esel in Zürich den Senf dazu gibt, eh' nur das Fleisch auf dem Tische steht. Wie hält sich denn die « Eidgenössische Zeitung »? Ist der Spyri immer noch ein Problem, oder fängt er an, auf eine Seite überzuschnappen? Sein Patron Bluntschli wird in Bayern wohl die gleiche Rolle spielen, wie Dr. Keller in Berlin. Es ist wundersam: Deutschland schickt der Schweiz Demagogen und Kommunisten, und die Schweiz sendet dafür reaktionäre Staatsmänner nach Deutschland. Ein liebreicher, wohlriechender Handel!

An die Mutter

16. März 1849

Gegenwärtig bin ich sehr auf dem Hund und nehme auch ein anderes Zimmer, da die Leute, wo ich bin, sehr unordentliches Volk sind. Gestern hat die Frau, ein altes Weib, der Magd, welche ihren Unterrock noch flicken wollte, befohlen, sie solle ins Bett gehen, denn sie brauche das Licht zum Flöhfangen, worauf die Magd schimpfte. Da nahm die Frau den Nachttopf und warf ihn der Magd an den Kopf und diese hinwiederum packte die Frau und schmiß sie hinter den Ofen, worauf der Mann aus dem Bett sprang und auf beide zusammen loshieb. Solche Geschichten passieren alle Tage und ich möchte daher nicht länger dableiben. Ich muß aber den Zins bezahlen und schreibe darum dem Regierungsrat Sulzer, daß er mir die übrigen 200 Franken schicken möchte.

Auf den Sommer werde ich Hemden machen lassen, denn ich habe doch zu wenig an sechs Stück; ich muß schon jetzt, im Winter, alle Augenblick waschen lassen. Ich habe hier schon Feuer- und Wassernot gehabt. Einmal, als ich

lang in die Nacht aufblieb, geriet mein Sofa, wahrscheinlich durch die Pfeife, in Brand, was ich erst merkte, als ich schon zwei Stunden geschlafen hatte und der Rauch mich weckte. Ich sah eine große Glut und glaubte im Schrecken, der ganze Boden brenne. Ich erstickte beinahe und konnte des Rauches wegen die Türe nicht finden. So eilte ich zum Fenster und warf dasselbe, um Lärm zu machen, auf die Straße, schrie feuerjo! und schmiß auch noch den Jalousieladen hintendrein. Es war übrigens nur ein einziges Kissen verbrannt, was aber einen höllischen Rauch machte. Kurz darauf gab es eine Überschwemmung, so daß ich zwei Tage lang im Schiff vom und zum Haus fahren mußte. Für den Brand bekam ich eine Rechnung von 7 Gulden.

11. April 1849

Ich lebe jetzt ziemlich wohlfeil. Es ist hier Sitte, daß man seine Besuche am Abend nach 7 Uhr macht, wo man dann mit den Leuten Tee trinkt und etwas Wurst oder Schinken ißt. Da ich in mehreren Häusern eingeführt bin und alle Wochen einmal hingehen muß, so habe ich mir dies gemerkt und studiere nun jeden Abend, wo ich hingehen wolle. Dabei unterhalte ich mich besser als im Wirtshaus. Als Dichter muß ich immer neben der Hausfrau sitzen; denn die Deutschen ästimieren diese Menschengattung viel mehr als die Schweizer.

An Eduard Dößekel

Pfingsten 1849

Obgleich ich ein schlimmer Heide bin, so liebe ich doch die schöneren unter den christlichen Festtagen, wie Ostern und Pfingsten. Diesmal sind letztere besonders gut geraten, das schönste Wetter im Neckartal, alle Straßen voll revolutionären Volkes, welches Blumen und Waffen und rote Bänder an den Hüten trägt, vor der Türe die lärmenden Landsleute, welche mich nach Schwetzingen hinauskutschieren wollen,

allwo des Großherzogs Wasserkünste zum erstenmal vor dem souveränen Volke republikanisch aufspielen müssen – dies alles mag mich entschuldigen, daß ich Dir durch Professor Bolley ebenfalls nur einen flüchtigen Gruß schicke, und noch kürzer als der Deinige.

Von Freiligrath habe ich endlich auch wieder ein Lebenszeichen empfangen. Er schickte mir von Köln aus seine neuesten Gedichte, alle blutrot, aber ein wenig schwerfällig. Ich hoffe ihn, wenn die Reaktion in Preußen noch eine Weile fortgeht, in diesen Gegenden etwa als Flüchtling wiederzusehen.

An Wilhelm Baumgartner

14. Juni 1849

Hier in Heidelberg ist gegenwärtig großer Hallo, fallende und steigende Erwartungen, Furcht und Hoffnung. So viel ist gewiß, wenn Württemberg noch lange schwankend bleibt und im feindlichen Heere nicht eine unerwartete Renitenz ausbricht, so ist Baden verloren. Heute heißt es zwar, es komme in Württemberg doch noch zum Entscheide, aber es ist nichts Bestimmtes da. In Heilbronn sollte die Bürgerwehr entwaffnet werden vorgestern, die Soldaten halfen aber den Bürgern selbst und es sollen darauf 4000 Mann nach Stuttgart aufgebrochen sein. Bis dato sind zwischen den Badern und den Hessen und Mecklenburgern verschiedene Grenzgefechte vorgefallen, wobei die Hessen immer so viel Verlust hatten als die Badenser. Nur haben diese letztern die verdammte Untugend, daß sie mit Mann und Maus nach jeder kleinen Schlappe nach Heidelberg sechs Stunden weit hereinretiriert kommen und alles in Angst und Schrecken versetzen. Es existieren schon viele Bataillone junger Volksmannschaft, welche ganz ordentlich einexerziert sind und, in blaue Blousen gekleidet, ganz couragiert revolutionär aussehen, ein ganz guter Kern für eine rabiate Revolutionsarmee. Man sieht die prächtigsten Ge-

stalten darunter. Sie marschieren, ihre Bündel auf dem Rükken, wie die baren Teufel einher. Die Soldaten, die bewaffnete Jugend und das arme Straßenvolk sind noch ganz guten Mutes, die sogenannten Bürger aber und die solide Bauerschaft sind nicht sauber. Wenigstens will kein Mensch mit Geld hervorrücken. Der größte Übelstand ist, daß es an Offizieren fehlt. Bei der Linie sind eine Menge eingeschlichene reaktionäre Offiziere und die avancierten Unteroffiziere können die Disziplin nicht immer halten. Dann und wann heißt es, es seien wieder einige Offiziere verschwunden und so ist es ein unheimlicher Durcheinander, das Volk schreit nach Verrat und sieht überall Spionen, so daß man sich sehr in acht nehmen muß, nicht unvorsichtigerweise zu fragen oder etwa in Zerstreuung um eine Kanone herumzuschleichen.

Mieroslawski hat nun den Oberbefehl übernommen. Man sagt, daß er die Armee hinter dem Neckar aufstellen wolle, vorzüglich von Heidelberg bis Mannheim, was auch geraten scheint; denn an der Grenze, gegen die Rheinpfalz und Baden steht nun bereits ein formidables Heer mit weit überlegener Artillerie und die Kavallerie allein ist vielleicht so stark als die badische Infanterie, während auf unserer Seite bloß etwa dreißig Stück Geschütz und zwei Regimenter Dragoner sind. Wenn Heidelberg angegriffen wird, so kann ich auch Pulver riechen, indem ich gleich neben der Neckarbrücke wohne, hart am Fluß. Schon mehrere Male hat man Kanonen dicht unter mein Fenster gestellt, als man den Feind auf den Fersen glaubte.

Es sind dieser Tage viele Schweizer hier, welche, teils als Offiziere, teils als Gemeine, bei der 600 Mann starken Fremdenlegion aus der Schweiz stehen. Es mögen etwa hundert Schweizer dabei sein. Ich habe bedauert, daß sie in Karlsruh sich in den Juniputsch mischten, welchen Struve und Konsorten jüngst versucht haben; wenn diese Kämpfe in der Zukunft auch nicht ausbleiben werden, so ist es doch töricht, die jetzige sonst so prekäre Lage noch dadurch zu ver-

schlimmern. Struve hat gar keinen Boden im Volk, er ist in die konstituierende Versammlung nicht einmal gewählt worden und wollte die Regierung stürzen! Dagegen schreit alles nach Hecker, wie der Hirsch nach einer Wasserquelle; wenn er jetzt käme, so würde die moralische Wirkung so groß sein, daß das Volk in seinem Namen alle Hindernisse besiegen würde. – Ich meinerseits hoffe nur noch auf irgend eines jener wunderbaren Ereignisse, welche in der neuen Zeit so ungerufen kommen; ich hoffe um so mehr darauf, als es ganz bestimmt heißt, der preußische König wolle nach der Niederwerfung der süddeutschen Revolution auch ein Wort mit uns Schweizern sprechen. Von der artigen Reaktionsclique Preußen, Österreich und Rußland ist das Allerärgste zu erwarten. Indessen hofft man hier in diesem Falle, daß die Schweiz, so wie sie den Anstoß zu der ganzen Geschichte gegeben hat, auch, wenn sie angegriffen würde, einen guten Schlußstein setzen und dem Dinge eine andere Wendung geben würde, und dies hoffe ich, als guter Schweizer, ebenfalls mit Zuversicht.

★

Die Romantik und die Gegenwart

Eine Grille

Aus einem von Keller nicht veröffentlichten Aufsatz.

Heidelberg, Juni 1849.

Ich ging auf den grünen Bergen zu Heidelberg spazieren, wo man in die Hardt hinüber sieht, zu meinen Füßen die herrliche Ebene, weiterhin der schimmernde Rhein, an ihm südlich der Dom von Speyer und nördlich die Türme von Worms, und zu hinterst der blaue schöne Gebirgszug der Hardt. Hinter mir hervor aber kam der Neckar, dem gebrochenen Bergpalaste vorbei und schlängelte sich ebenfalls in das flache Land hinaus. Er brachte aus seinen Tälern hervor die schwäbischen Erinnerungen mit, während der

Odenwald mit seinen Sagen sich fast bis unter die Füße heranschob. Ich spekulierte just über die Art von Sehnsucht, welche das Anschaun eines schönen Landstriches in uns erweckt; denn schon oft glaubte ich beobachtet zu haben, daß die schönste Landschaft, gerade weil sie so schön ist, noch irgend eine Befriedigung unerfüllt läßt und irgend einer unbekannten Ergänzung mangelt. Besonders die blaue Ferne tut dies aller Orten, so wie fern glänzendes Wasser. Ebenso überkommt einen dies Gefühl in einem tüchtigen stillen Wald, wenn man allein ist. Wie ich also darüber nachdachte, was dies Fehlende wohl sein möge, gingen Fremde an mir vorüber und ließen das Wort « romantisch » in meine Ohren fallen.

Wie ein heller Glockenton ertönte alsobald das Wort Romantik in mir wieder. Ich hatte seit Jahr und Tag dieses Begriffes nicht mit Liebe gedacht, obgleich ich alle Jahre wenigstens Einen seiner Vertreter wieder lese; aber in diesem Augenblicke war es mir, als ob er dasjenige sein müßte, was zum Genusse des vor mir liegenden Landes gehört, wie Salz zum Brote...

Gegenwärtig aber ringt alle Welt nach einem neuen Sein und nach einem neuen Gewande. Ein Teil sucht dies im Vergangenen; von oben herab möchte man am liebsten sich ganz wieder zurückstürzen und wird es im ersten besten günstigen Momente versuchen; von unten herauf will man vorwärts, in ein neues Leben. Jeder möchte frei und ganz, ein voller Mensch, ein Mann der Tat, durch das Leben schweifen, ohne Vormundschaft und ohne Rücklehne, nach allen Seiten seine vorteilhafteste Seite herauskehren, nur durch eine geschworne Gleichheit seine kühnsten Wünsche beschränkend. Bloß eine blutlose Bourgeoisie möchte bleiben, wo und wie wir sind, an dem halbverdorrten Zweige hangend mit der ganzen Last und seine paar Beeren benagend, bis er reißt und der ganze Klumpen in den Abgrund purzelt. Wahrlich, wenn ich nicht zu gut wüßte, daß die Philister eben Philister sind, so müßte ich sie für die leicht-

sinnigsten allerpoetischsten Käuze halten; denn nur solchen kann es eigentlich in einer solchen zweideutigen Lage wohl gefallen. Doch komme es, wie es wolle: aus der Reibung dieser verschiedenen Tendenzen ist schon Handlung und Poesie die Fülle entstanden, und mithin sind die bisherigen Surrogate entbehrlich in Hinsicht der poetischen Bevölkerung unserer Räume. Die Junitage zu Paris, der ungarische Krieg, Wien, Dresden und vielleicht auch Venedig und Rom werden unerschöpfliche Quellen für poetische Produzenten aller Art sein. Eine neue Ballade sowohl wie das Drama, der historische Roman, die Novelle werden ihre Rechnung dabei finden. Daß man sie aber auch unmittelbar im Leben selbst findet, habe ich nun in der badischen Revolution gesehen.

Wie « deutsch » eigentlich nichts anderes heißt als volkstümlich, so sollte auch « poetisch » zugleich mit inbegriffen sein, weil das Volk, sobald es Luft bekommt, sogleich poetisch, d. h. es selbst wird.

Als die Waffenvorräte aus Karlsruh und Rastatt nach den Pfingsttagen durch das ganze Land verbreitet wurden, kamen große Züge Landvolk in die Städte, um sie in Empfang zu nehmen. Da glaubte man öfter wandelnde Gärten zu sehen: alle Hüte und die Mündungen der Gewehre waren mit den ersten Mairosen und andern roten Blumen vollgesteckt, so daß ganze Straßen von Blumen wogten, und darunter hervor tönten die Freiheitslieder. Andere Züge hatten sich mit grünen Zweigen und Farrenkräutern geschmückt, so daß man, gleich Macbeth, den Birnamswald nahen zu sehen glaubte. Einem solchen marschierenden Park ging ein Jüngling mit einer Kindertrommel, einem andern ein alter lustiger Geiger voran. Nach und nach verschwand dies liebenswürdige Volk wieder, um sich in den Gemeinden einzuüben. Dafür erschienen aber bald die geordneten Bataillone, die Offenburger Volkswehr und Freischaren. Die Blumen waren zwar weg, aber die keckste malerische Tracht und Behabung in der größten Mannigfaltigkeit da: der Tur-

nerhut in der größtmöglichsten Auswahl von Aufstülpungen und mit Bändern aller Art geschmückt, die blaue Blouse, dreifarbig oder rot gegürtet, Ränzel und Bündel in den kühnsten Lagen an Hüften und Rücken; kampflustige frohe Gesichter und bei alle dem Durcheinander eine feste kriegerische Haltung, nur durch den feurigsten Willen so bald erworben, machten viele dieser Scharen zu einem Paradiese für Maler und Romanschreiber, freilich auch zu einer Hölle für Herrn Bassermann. Es gab köstliche Gruppen, wo man stand und ging. Da halten einige Führer zu Pferd, etwa Metternich und Böhning: der erstere jung, den braunen Bart bis auf die Brust, in Reiterstiefeln und Lederhose, Blouse und Hut; der zweite ein alter Philhellene mit grauem herrlichem Bart und fliegenden grauen Locken, ebenfalls in der Blouse; zu Fuß stehen andere Offiziere bei ihnen, auf schwere Säbel gestützt, mit roter wallender Feder und breiten Feldbinden, und nicht weit davon endlich als Schildwache ein dünner spitziger, aber entschlossener Schneidergeselle, eine zerrupfte Hahnenfeder auf dem alten Seidenhut, begeistert salutierend. Gutmütige Bummler, welche ihr Blut spottwohlfeil anschlugen und sehr humoristisch anzusehen waren, tranken zum permanenten Schrecken der Heidelberger Gelehrten sehr viel Bier. Die Hitze war auch darnach, und man hätte es ihnen wohl gegönnt; wenn man nur hätte nachweisen können, daß sie das Kupfer dazu gestohlen hätten.

*

An Mutter und Schwester

24. Juli 1849

Ich weiß nicht mehr, ob ich Dir, liebe Mutter, den Empfang der 50 Gulden angezeigt habe? Wenn es nicht geschehen ist, so habe ich es über dem Kriegslärm vergessen, welcher sich lange um Heidelberg herumzog. Es wurde in der Nähe von zwei Stunden kanoniert und gepülvert, und ein paarmal kamen die Feinde bis vor die Stadt, daß wir sie auf dem Berg herumlaufen sahen. Sie schossen in unsere Gassen

herein, über 2000 Schritt weit, und ein Soldat fiel tot um, nicht weit von mir, auf der Brücke. Hierauf fanden wir, die nichts da zu tun hatten, für gut, uns ein wenig zurückzuziehen. Die Preußen haben halt auch Scharfschützen. Ich verfügte mich auf mein Zimmer, aber da war es noch ärger. Die Hausleute flüchteten ihre Habe, weil das Haus am Wasser steht, es waren Kanonen dicht unter meinem Fenster aufgefahren, welche über den Neckar den Feind abhalten sollten, welcher, im Fall er ernsthaft angegriffen hätte, wahrscheinlich diese Kanonen samt dem Haus, vor welchem sie standen, auch ein wenig berücksichtigt haben würde. Die badischen Soldaten mußten indes die Stadt verlassen, weil im Rücken eine Schlacht verloren war, und am andern Morgen rückten die Preußen vor Sonnenaufgang ein. Ihr habt übrigens die ganze Bescherung jetzt selbst auf dem Hals. Wenn man nur ordentlich umgeht bei Euch mit den badischen Soldaten; denn es sind sehr brave Kerle und haben sich tapfer gewehrt. Die Preußen haben ihren Sieg teuer erkaufen müssen, obgleich sie die Übermacht hatten. Besonders die badischen Kanoniere haben sich heldenmäßig gehalten. Sie arbeiteten, da es sehr heiß war, im bloßen Hemd, wie die Bäcker vor dem Backofen, bei ihren Kanonen, und waren noch forsch und wohlgemut dabei. Ihre Verwundeten haben sie selbst völlig totgeschossen, damit sie den Preußen nicht in die Hände geraten.

Die Freiheit ist den Deutschen für einmal wieder eingesalzen worden; doch wird es nicht lange so bleiben, und der König von Preußen wird sich wohl hüten, mit der Schweiz anzufangen. Wahrscheinlich werden nächstens die deutschen Fürsten selbst einander bei den Köpfen nehmen. Das Volk haben sie gemeinschaftlich abgetan, aber nun setzt es beim Leichenmahl Händel ab.

Oktober 1849

Ich esse hier viel Trauben mit einer schönen und noblen Jungfer, welche mich in ihrem Garten und Weinberg herumführt.

An Alfred Escher

30. Oktober 1849

Hochverehrter Herr Bürgermeister!

Sie haben wiederholt mir das gütige Wohlwollen erwiesen, von den Beschlüssen des hohen Erziehungs- und Regierungsrates mir freundlichst Kenntnis geben zu wollen. Seither habe ich auch die amtliche Anzeige durch die Staatskanzlei, sowie die Summe für das bevorstehende Semester erhalten und bin dadurch in den Stand gesetzt, ferner auf freie und bequeme Art meiner literarischen Entwickelung nachleben zu können. Möchte es mir im Laufe dieses Jahres gelingen, einigermaßen zu beweisen, daß das Vaterland nicht umsonst sein Vertrauen in mein Talent und in meinen Fleiß gesetzt hat.

**An Johanna Kapp*

Heidelberg, den 7. Dezember 1849.

Teure Freundin!

Obgleich ohne Berechtigung, war ich doch in einer Art unbestimmter Erwartung, daß ich heute oder morgen noch etwas Freundliches von Ihnen empfangen würde. Die bittere Notwendigkeit zwang mich zu diesem instinktmäßigen Hoffen, und kein liebevoller Gruß hat je seine Sendung besser erfüllen können, als Ihr letzter vor Ihrem Scheiden. Die Gewißheit, daß nichts Konventionelles in Ihrer Handlungsweise sein kann, hat mir seine Wirkung noch versüßt. Trotz des leidenschaftlichen Lebens, welches ich seit einiger Zeit geführt habe, hätte ich doch nicht geglaubt, daß es mir noch so elend zu Mute sein könnte, als es mir vergangene Nacht und den Morgen darauf gewesen ist. Ich war die letzten Wochen hindurch sozusagen glücklich gewesen, ich kannte nichts Wünschenswertes mehr, als einige Stunden mit Ihnen zuzubringen, und war ich bei Ihnen, so dachte ich in glücklicher Vergessenheit weder an die Zukunft noch an die Vergangenheit, nicht an mich

selbst und nicht einmal an Sie. Ich hatte von der ganzen Welt genug, wenn ich auf den Bergen hinter Ihnen oder neben Ihnen hergehend Ihre Stimme fortwährend hörte und manchmal in Ihr Gesicht sah oder im Zimmer auf Ihre Hände schauen konnte, wenn Sie etwas arbeiteten. Es war gerade kein rühmlicher Zustand, und es ist vielleicht unschicklich, daß ich Sie noch mit diesen Klagen in die Ferne verfolge, Sie, welche genug selbst zu tragen haben. Aber erstens kann ich den heutigen Tag nur dadurch erträglich zubringen, daß ich irgend etwas an Sie schreibe; und dann werden Sie auch, wenn Sie diese Zeilen erhalten, überzeugt sein können, daß es mir wieder frischer und besser zu Mut ist. Ich will Ihnen zukünftig nie mehr von meiner Liebe schreiben, sondern ganz vernünftig von Menschen und Dingen, die ich sehe, und mit tausend Freuden von Ihnen selbst und Ihrem Schicksale, wenn ich Ihnen auf Ihre Aufforderung irgend etwas Gutes oder Aufmunterndes sagen kann. Nur muß ich Sie bitten, immer und so lange zu leiden und zu glauben, daß mein Herz an Ihnen hängt, auch wenn ich nichts mehr davon sage, bis ich Ihnen selbst meinen Abfall verkündige; und ich werde fröhlichen Sinnes der erste sein, welcher die drückende Last von Ihnen und mir zugleich nimmt. Daß dies jedoch bald geschehen werde, daran zweifle ich selbst. Meine Jugend ist nun vorüber, und mit ihr wird auch das Bedürfnis nach einem jugendlich poetischen Glücke schwinden; vielleicht, wenn es mir in der Welt sonst gut geht, werde ich noch ein fröhlicher Mensch, der diesen oder jenen Winterschwank aufführt. Mein Herz aber einem liebenden Weibe noch als bare Münze anzubieten, dazu, dünkt mich, habe ich es nun schon zu sehr abgebraucht und werde es noch ferner abbrauchen, bis es nur von Ihnen frei ist. Und was sollte ich auch mit den heiligen und süßen Erinnerungen anfangen, müßte ich nicht jeden traurigen oder glücklichen Moment, welchen ich früher verlebt, wie etwas Gestohlenes verbergen und verschweigen? Es wäre mir ganz ärgerlich, zu denken, daß

ich z. B. die letzte Nacht umsonst so traurig gewesen wäre und sie ganz aus meinem Gedächtnisse vertilgen müßte.

Ich hatte ganz fest geschlafen bis gegen Morgen; aber um halb drei Uhr erwachte ich, wie wenn ich selbst verreisen müßte. Während ich munter wurde, kam es mir nach und nach in den Sinn, warum es sich handelte. Ich ging ans Fenster und sah jenseits des Neckars Licht in Ihrem Zimmer; es strahlte hell und still durch die helle Winternacht und spiegelte sich so schön im Flusse, wie ich es noch nie gesehen. Obgleich von Schlaf keine Rede mehr war, so hätte ich doch um keinen Preis ein Licht angezündet, aus Furcht, Sie möchten es bemerken; und ich wollte Ihnen mein armseliges Bild nicht noch aufdrängen bei Ihrer sonstigen Aufregung. Nach einiger Zeit glaubte ich einen Wagen hinausfahren zu hören, und bald darauf rollte er zurück über die Brücke. Jetzt geht sie, dachte ich, drückte mein Gesicht in das Kissen und führte mich so schlecht auf wie ein Kind, dem man ein Stück Zuckerbrot genommen hat. Den ganzen Vormittag war ich dumpf und tot und sagte nur: diese Zeit wird auch vorübergehen! Ja, sonderbarer Weise mischte sich in meine Trauer ein Ärger über jene kahlen Jahre, wo ich, wie ich vorauszusehen glaubte, über meinen jetzigen Schmerz lächeln würde. Und gerade aus diesem Ärger lauschte eigentlich nur meine einzige Hoffnung, die Hoffnung auf jene Zeit der Ruhe und Unbefangenheit. Es war der altbekannte Strohhalm des Ertrinkenden.

Da brachte mir Max nach Tisch Ihr allerliebstes Briefchen, welches mir wie eine Sonne aufging. Ihre lieben Worte versetzten mich bald in die Normalstimmung, in welcher ich nun längere Zeit bleiben werde. Ich wurde so aufgeweckt, daß ich singend in meinen Papieren zu kramen anfing und Sie auf eine Viertelstunde rein vergaß! Darauf machte ich einen tüchtigen Spaziergang und wurde wieder traurig; und nun schreib' ich an Sie. Ich kann Ihnen nicht sagen,

wie weich und lind mich Ihr Wunsch überkommen hat, daß ich Ihnen unter allen Lebensverhältnissen gut bleiben möchte! Das ist doch halbwegs das, was ich gewünscht habe, eine Heimat in einem edlen und verständnisreichen weiblichen Herzen, und mehr will ich jetzt nicht. Ach, ich glaub', ich schreibe immer das gleiche, das ist ein sehr langweiliger Brief für Sie; aber ich schreibe ihn nur für mich, Sie brauchen ihn nicht auf einmal zu lesen, und wenn es Ihnen unbequem ist, denselben aufzubewahren, so verbrennen Sie ihn sogleich. Ich will künftig über andere Dinge schreiben und nicht mehr so viel. Heut' abend will ich zu Hettners gehen, damit ich doch etwas von Ihnen sprechen höre. Wenn man Durst hat, so ist schlechtes Wasser besser als gar keines. Sie werden jetzt in Stuttgart sein, leben Sie recht wohl!

Den 11. Dezember

Ich weiß noch nicht, wenn dies Papier fortkommt, und will es noch voll schreiben. Ich war seit Ihrer Abreise schon zweimal in Ihrem elterlichen Hause, habe aber nur Ihre Mutter gesehen, indem Ihr Vater, von früheren Besuchen ermüdet, auf seinem Zimmer war, und ich ihn durchaus nicht stören mochte. Ihre Mutter spricht zu meinem großen Vergnügen sehr viel von Ihnen.

Bei Hettners habe ich letzthin schlechte Geschäfte gemacht. Ich traf Moleschotts dort. Herr Moleschott las einen Abschnitt aus einem diätetischen Werke vor, das er schreibt, das Kapitel über Hunger und Durst. Es kam darauf hinaus, daß man sterben müsse, wenn man nichts mehr esse und trinke, was mich sehr frappierte. Allerlei häßliche physiologische Ausdrücke trug er, um die Pille zu vergolden, mit einer Sorte von süßem Pathos vor, welche mir, trotz meines Elendes, einen abscheulichen Lachkrampf verursachte, was mir fast übel bekam. Von Ihnen aber wurde kein Wort gesprochen, als einmal flüchtig, daß Sie nun in München sein werden; und als ich sagte, Sie seien erst heute fort, so bedauerten sie, nicht noch einen Besuch bei Ihnen ge-

macht zu haben. So mußte ich durstig wieder abziehen, und die guten Leute haben mich unbewußt am besten bestraft für meine geheime Feindseligkeit und für meinen Undank.

Für Ihre Veilchen danke ich herzlich; sie liegen in Ihrem Brieftäschchen, und wenn der Ort, wo dieses liegt, eine Ruhestätte genannt werden kann, so haben die Blumen allerdings eine solche gefunden. Ich hatte sie dazumal in einer melancholisch widerspenstigen Stimmung fast absichtlich auf Ihrem Fenstersims liegen lassen und es nachher sehr bereut; nun habe ich sie doch noch bekommen. Ich mache mir manchmal Vorwürfe, und ich weiß nicht, ob ich sie meinem ganzen Geschlecht machen soll, daß ich so wenig Geschick für einen unbefangen anmutigen Verkehr habe, daß ich erst durch bittere Schmerzen lernen mußte, mein Gefühl in Bande zu legen und mich in einer schönen Freundschaft froh zurechtzufinden, statt gleich Liebe zu begehren und geben zu wollen. Es kommt übrigens vielleicht von dem verhältnismäßig kleinen Begriff, welcher sich in Beziehung auf Freundschaft überhaupt nach und nach in mir ausgebildet hat. Ich muß wirklich offen gestehen, daß mir die Freundschaft keine große Lücke in meinem Leben ausfüllt. Es versteht sich bei mir von selbst, daß alle tüchtigen und offenherzigen Leute sich gegenseitig gut sind, daß die Gleichgesinnten zusammenwirken, daß man sich hilft, wo man kann, sich duldet und seine Meinungen liebevoll austauscht. Was aber hierbei für die tiefsten und innersten Herzensbedürfnisse Genügendes herauskommt, das seh' ich nicht recht ein. Man wird so oft getrennt; ich erwerbe mir neue Freunde, welche mir so lieb werden, wie die früheren; diese ihrerseits tun das gleiche und so entsteht ein großes Gewebe von guten und mannigfachen Charakteren, welche voneinander hören und oft eine gemeinschaftliche Sympathie haben. Aber gerade dadurch wird die Freundschaft mehr öffentlich, sozial und mich dünkt, das, was sie sein soll und am besten ist. Es mag eine Zeit gegeben haben,

wo die großen leidenschaftlichen und idealen Freundschaften gerechtfertigt waren; jetzt aber, glaube ich, sind sie es nicht mehr. Unter den Männern wenigstens scheint es mir je länger je mehr unpassend zu werden, wenn zwei so etwas recht Besonderes und Exquisites unter sich haben wollen; es ist unbürgerlich und unpolitisch. Es ist schön, wenn sich Jugendfreunde ihr ganzes Leben durch so lang als möglich aufmerksam und treu bleiben, aber der innerste heiße Hunger des Herzens hat davon nichts, bei mir wenigstens nicht. In Beziehung auf Frauen ist es etwas anderes, aber auch da muß ich, wenn ich für eine einzelne eine recht hingebende Freundschaft bekommen soll, zuerst geliebt haben, oder vielmehr ich kenne hier keinen Unterschied zwischen beiden Neigungen, und das Wohlwollen, das ich für die Frauen im allgemeinen empfinde, ist durchaus keine Freundschaft, wenn sie mir auch noch so nah stehen, es ist nur Artigkeit. Zu meinem Nachteil vermisse ich leider eine gesellschaftliche Tugend, jenes unschuldige Kokettieren und Freundlichtun bei kaltem Blute, womit viele junge Leute sich sonst das Leben angenehm machen.

O je, was ist das für eine langweilige Predigt! Es ist, wie ich es überlese, doch nicht alles wahr! Aber ich kann mich jetzt nicht recht ausdrücken. Ich danke sehr für Ludwig Feuerbachs Gruß. Bei diesem Anlaß möchte ich Sie bitten, nicht so entschieden resigniert in die Zukunft zu blicken; zwei, drei nächste Jahre können solche Veränderungen und Umwälzungen in weiten wie in engeren Verhältnissen hervorbringen, daß viele Rücksichten von selbst schwinden, andere aber zur Seite zu werfen, die erste Pflicht werden kann. Es kann einen solchen Durcheinander geben, daß alles, was sich liebt, fest aneinander klammern muß, ohne daß die andern deswegen schlimmer dran sind. Nur die Halbheit hat gar keine Zukunft. Legen Sie mir dies nicht als Leichtsinn aus, ich bin eben sehr bekümmert für Sie. Leben Sie so glücklich und heiter als möglich, Sie können es gewiß und sagen es ja selbst! Ich hoffe bald von Ihren

Fortschritten in der Kunst zu hören; ob ich wohl jemals etwas von Ihnen zu sehen bekomme?

Ihr ergebenster Gottfr. Keller.

An Ferdinand Freiligrath

4. April 1850

Wie ich mit dem lieben Gott stehe? Gar nicht! Ludwig Feuerbach und die Konstitutionellen in Frankfurt nebst einigen groben physiologischen Kenntnissen haben mir alle luxuriösen Träume vertrieben. Die rationelle Monarchie ist mir in der Religion so widerlich geworden wie in der Politik.

Als ich Gott und Unsterblichkeit entsagte, glaubte ich zuerst, ich würde ein besserer und strengerer Mensch werden, ich bin aber weder besser noch schlechter geworden, sondern ganz, im Guten wie im Schlimmen, der Alte geblieben und also auch, falls Du mich so noch brauchen kannst, für Dich, lieber Freund, und gedenke es nächstens in Figura zu zeigen.

BRIEFE AUS BERLIN

1850–1855

An Ferdinand Freiligrath

Berlin, den 30. April 1850.

Die Düsseldorfer haben mich nach Deiner Abreise noch mit Maitrank getötet, und ich bin erst in Berlin wieder lebendig geworden. Nun bin ich ein Muster von Nüchternheit und Melancholie, esse weltschmerzlichen Apfelkuchen neben lesenden Blaustrümpfen und gehe um neun Uhr ins Bett. Die Konstabler haben mich sehr auf dem Korn und halten mich für einen Wühler. Am ersten Tag kam ich im Fremdenblatt als Kunstmaler, und nachher, nachdem ich auf der Polizei weitläufig meine Tendenz und Existenz auseinandergesetzt hatte, als: Staatsstipendiat aus Zürich, was mir Spott und Hohn vonseiten meiner hiesigen Landsleute zuzog.

An Eduard Vieweg

Zur Verlags-Übergabe des Grünen Heinrich.

3. Mai 1850

Die Moral meines Buches ist: daß derjenige, dem es nicht gelingt, die Verhältnisse seiner Person und seiner Familie im Gleichgewicht zu erhalten, auch unbefähigt sei, im staatlichen Leben eine wirksame und ehrenvolle Stellung einzunehmen. Die Schuld kann in vielen Fällen an der Gesellschaft liegen und alsdann wäre freilich der Stoff derjenige eines socialistischen Tendenzbuches. Im gegebenen Falle aber liegt sie größtenteils im Charakter und dem besondern Geschicke des Helden und bedingt hierdurch eine mehr ethische Bedeutung des Romans. Unternehmung und Ausführung desselben sind nun nicht etwa das Resultat eines

bloß theoretischen tendenziösen Vorsatzes, sondern die Frucht eigener Anschauung und Erfahrung. Ich habe noch nie etwas produziert, was nicht den Anstoß dazu aus meinem innern oder äußern Leben empfangen hat, und werde es auch ferner so halten; daher kommt es, daß ich nur wenig schreibe, und weiß wirklich gegenwärtig nicht zu sagen, ob ich je wieder einen Roman schreiben werde oder nicht. Einige Novellen ausgenommen habe ich für die Zukunft nur dramatische Arbeiten im Auge.

Mein Held ist ein talent- und lebensvoller junger Mensch, welcher, für alles Gute und Schöne schwärmend, in die Welt hinauszieht, um sich sein künftiges Lebensglück zu begründen. Er sieht alles mit offenen klaren Augen an und gerät als ein liebenswürdiger lebensfroher Geselle unter allerlei Leute, schließt Freundschaften, welche seinem Charakterbilde zur Ergänzung dienen, und berechtigt zu großen Hoffnungen. Als aber die Zeit naht, wo er sich in ein festes, geregeltes Handeln, in praktische Tätigkeit und Selbstbeherrschung finden soll, da fehlt ihm dieses alles. Es bleibt bei den schönen Worten, einem abenteuerlichen Vegetieren, bei einem passiven ungeschickten Umhertreiben. Er bringt dadurch sich und seine Angehörigen in äußerstes Elend, während minder begabte, aber aufmerksame Naturen aus seiner Umgebung, welche unter ihm standen, reüssieren und ihm über den Kopf wachsen. Er gerät in die abenteuerlichste, traurigste Lage, abgeschnitten von aller Welt. Da wendet sich das Geschick plötzlich günstiger; er tritt in einen Kreis edler Menschen, erholt sich, erwirbt sich, gewarnt und gewitzigt, eine feste Haltung und betritt eine neue Lebensbahn, auf welcher ihm ein schönes Ziel winkt. So rafft er sich zusammen, eilt mit goldenen Hoffnungen in seine Heimat, um seine Mutter aufzusuchen, von welcher er seit geraumer Zeit nichts mehr gehört hat, so wenig als sie von ihm. Er stößt vor den Toren der Vaterstadt auf ihr Leichenbegräbnis, mischt sich unter die Begleiter auf dem Kirchhof und hört mit an, wie der Pfarrer in seiner Leichen-

rede den Tod der verarmten und verlassenen Frau dem « ungeratenen » in der Ferne weilenden Sohne beimißt. – Da er im Grunde ein ehrenhafter und nobler Charakter ist, so wird es ihm nun unmöglich, auf den Trümmern des von ihm zerstörten Familienlebens eine glückliche, einflußreiche Stellung im öffentlichen gesellschaftlichen Leben einzunehmen. Das Band, welches ihn nach rückwärts an die Menschheit knüpft, scheint ihm blutig und gewaltsam abgeschnitten und er kann deswegen auch das lose halbe Ende desselben, das nach vorwärts führt, nicht in die Hände fassen und dies führt auch seinen Tod herbei. Dieser wird noch tragischer dadurch, daß ein gesundes schönes Liebesverhältnis, welches ihm nach früheren krankhaften Liebesgeschichten aufgegangen war, gebrochen und zerstört wird. – Ein Nebenzug in seinem Charakter ist eine gewisse aufgeklärte, rationelle Religiosität, eine nebulose Schwärmerei, welche darauf hinausläuft, daß in einem unberechtigten Vertrauen auf einen Gott, an den man nur halb glaubt, von demselben genialer Weise die Lösung aller Wirren und ein vom Himmel fallendes Glück erwartet wird. Nach dieser Seite hin ist die Moral des Buches das Sprichwort: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! und daß es gesunder sei, nichts zu hoffen und das Mögliche zu schaffen als zu schwärmen und nichts zu tun.

Die zweite Figur, oder vielmehr an Bedeutung auf der gleichen Linie stehend mit dem Helden, wenigstens in meiner Intention, ist die Mutter desselben. Eine einfache bürgerliche Frau von wenig Mitteln, hält sie es doch für ihren einzigen Beruf, die Hoffnungen ihres längst verstorbenen Gatten hinsichtlich dieses einzigen Kindes erfüllen zu helfen. Sie kann es aber nur dadurch, daß sie alles und sich selbst aufopfert, und tut dies im ungebrochenen Glauben an Vater und Sohn, ohne übrigens eine Einsicht in das Streben des letztern zu haben. Diese unbeschränkte Hingabe tritt um so stärker hervor als sie sonst äußerst sparsam, ängstlich und fast beschränkt ist. In dieser Partie ist der Mutterliebe einer

lebenden Frau ein Denkmal gesetzt und sie wird die sentimentale Seite des Buches bilden.
Da, wie gesagt, der Roman ein Produkt der Erfahrung ist, ausgenommen die unglückliche Katastrophe am Schlusse, so glaube ich mir schmeicheln zu können, daß er kein fades Tendenzbuch sein wird. Es ist wohl keine Seite darin, welche nicht gelebt und empfunden worden ist.

An Hermann Hettner

29. Mai 1850

Ich bin also in Berlin. Meine erste Tat in dieser Stadt war, daß ich für die Bekanntschaft der Fanny Lewald um einen Tag zu spät kam. Ich fand zwar noch eine Weibsperson vor, welche sagte, sie würde ihr Briefe nachschicken; ich gab derselbigen meinen Brief ab, unterließ aber aus purer momentaner Dummheit, die drei Taler beizufügen. Man sagte, Fräulein Lewald werde bis zum Oktober wieder erscheinen und da ich dann jedenfalls hier bin, so werde ich das Geld bis dahin behalten, im Falle Sie nichts anderes inzwischen verfügen. Ich hatte nun, wollte ich in Berlin in literarische Kreise kommen, keinen anderen Weg, als zu Varnhagen zu gehen und zu sehen, ob er sich meiner noch erinnerte. Bis jetzt bin ich aber – nicht gegangen, und es hat sich der Eigensinn in mir festgesetzt, den Sommer über ganz still und unbekannt zu bleiben; auch denke ich, Varnhagen werde nun ebenfalls verreist sein. So beschränkt sich also mein Umgang auf das abendliche Zusammensein mit studierenden Schweizern und – preußischen Leutnants! nämlich in der Armee dienenden Neuenburgern höchst aristokratischen Aussehens, welche aber trotzdem gute Kinder, artige Gesellschafter und patriotische Landsleute sind. Sonst befinde ich mich insofern wohl hier, als man ungestört und anhaltend für sich sein und arbeiten kann, der großen Einsamkeit wegen in der großen Stadt; und ist man müde, so findet man, auch wenn man allein ist, außer dem Hause bald Zerstreuung. Ich wohne

sehr angenehm in einem Eckhause der Mohrenstraße, dicht neben der Dreifaltigkeitskirche, auf welcher es im Anfange des Romanes « Prinz Louis Ferdinand » sieben Uhr schlägt. Gegen Osten ragt das Dach des Schauspielhauses über die Häuser empor und das auf seinem westlichen Giebel stehende Flügelpferd, das mit dem Vorderfuße scharrt, scheint mir manchmal auf italienische Weise freundlich zuzuwinken; indessen kehrt mir Apollo, auf dem östlichen Giebel, den Rücken zu, und er hat doch den Kranz in Händen! Eine zweifelhafte Konstellation. Soll ich mich umquartieren und unter seinen Augen wohnen? Dann vernachlässige ich den Gaul, welcher mich einzuladen scheint, hinter dem Rücken des Gottes aufzusitzen. Ich will mich an Herrn Rötscher wenden.

Was das Theater betrifft, so bin ich erstaunt und erschreckt über die Art, wie das geschriebene Wort des Dichters in Berlin, nachdem die deutsche Kritik über ein halbes Jahrhundert gewütet hat, mißverstanden oder beliebig aufgefaßt wird, und wie an einer Anstalt, wie das hiesige Hoftheater, neben einigen routinierten, gut zu nennenden Personen die vollendetsten Stümper existieren können. Nur einige Beispiele. Im « Hamlet » werden gerade diejenigen Szenen gestrichen, welche seine Unentschlossenheit, Tatlosigkeit, kurz den eigentlichen Angelpunkt des Stückes am deutlichsten darstellen, z. B. wo Hamlet dem tatenfrohen Fortinbras gegenüber sich die erschütternden Vorwürfe macht. Der Schauspieler selbst gibt den Hamlet zu lebendig und unklar geräuschvoll, so daß man, alles zusammengenommen, gegen den Schluß das Pathos und Tragische gar nicht motiviert findet, wenn man das Stück nicht sonst studiert hat. In Hebbels « Maria Magdalena » spielt der Tischlermeister in seiner Art vortrefflich, aber für die Rolle viel zu bewegt und bunt, der Sohn Karl erscheint als ein roher Lump aus irgend einer Wienerposse, während man ihm doch deutlich den, wenn auch leichtsinnigen, Sohn aus einem guten Hause und besonders das Schoßkind einer guten vor-

trefflichen Hausfrau in Kleidung und Benehmen noch ansehen sollte.

Solche oberflächliche krasse Auffassung stört mich peinlich; zu was dienen die Hunderte von Theaterzeitungen, die Jahrbücher, die Monographien, all das endlose Gewäsche, wenn nicht einmal die einfachsten wichtigsten Grundsätze und Typen unverletzlich festgestellt werden können? Und welch blindem Ungefähr ist das Schicksal eines Produktes preisgegeben! Um so ärgerlicher, wenn man bedenkt, daß die Schauspieler nur durch die wohlverstandenen schönen Worte des Dichters ihre Triumphe feiern können, und daß sie trotz des besten Spieles immer nur dann zum Beifallssturme hinreißen, wenigstens den großen Haufen, wenn der Text recht schön und imponierend ist. Indessen, um nicht ungerecht zu sein, liegt wieder ein großer Trost darin, daß vieles, was in trockener Laune geschrieben wurde, durch die lebendige Darstellung einen Eindruck macht, den man nie geahnt hätte. Diese meine Bemerkungen scheinen nach dichterischem Egoismus zu riechen, der die Schauspieler nur als ein Mittel betrachtet, wie es diese oft mit uns umgekehrt zu halten pflegen. Ich bin aber von dieser Schnödheit frei und möchte jedesmal den Kerlen, besonders aber den Damen, um den Hals fallen, wenn sie recht gut und verständig gespielt haben. Nur verlange ich, daß sie originell und ursprünglich seien und mir mein Werk in einem neuen Leben, gleichsam einer zweiten Natur wieder vorführen, damit ich in ihnen eine andere selbständige Kraft achten und ehren kann. Diejenigen aber, welche die Glanzstellen eines Stückes nur dazu benutzen, durch abgedroschene Mittel und Effektmacherei momentane wohlfeile Siege unter den Eseln zu erringen, sind mir zuwider, wie schlechter Tabak. Es sind dieses alte Geschichten; ich muß aber alles neu und von vornherein erleben.

Über «Prinz Louis Ferdinand» von Fanny Lewald.

Ich benutze jetzt die Nächte, mich mit Fanny Lewalds Ar-

beiten näher zu befreunden. Wenn man den Roman das moderne Epos nennt, so hat sie allerdings das Recht gehabt, mit dem Tode des Helden abzubrechen. Dann hätte sie aber auch dem Gedichte mehr epische Breite geben sollen, weniger dilettantische Geschichtschreibung und mehr Beschreibung und Poesie hineinlegen sollen. Die Lewald hat einen scharfen Verstand, aber wenig Phantasie und Wärme. Sie läßt uns zu wenig allein in den Verkehr und Haushalt ihrer Personen hineinsehen. Ich möchte sagen, daß es eine angenommene gelehrte Vornehmheit ist, welche sie von einem liebevollen freudigen Ausarbeiten und Ausfüllen ihrer Schriften abhält und sich mehr einem kalten Räsonnement hingeben läßt in flüchtigen Umrissen, welche sie mehr als eine femme spirituelle, als eine Dichterin erscheinen läßt. Wenn ich ein Gedicht lese, so will ich mich sättigen an der Begeisterung und Phantasie, am technischen und musikalischen Genie des Verfassers und nicht immer hinweggetrieben werden, wenn eine interessante Situation kaum angegeben ist.

Plan des Trauerspiels «Therese».

Meine wunderliche Tragödie muß noch ein wenig theatralische Färbung bekommen; ich glaube nicht gegen die Natur eines Trauerspiels zu sündigen, wenn ich in den ersten Akten einige Heiterkeit hineinbringe, und halte mich manchen Kritikern zum Trotze an Shakespeare hierin. Wie der Humor oft auf dem dunklen Grunde der größten Trauer seine lieblichsten Blüten treibt, nach allbekannter Erfahrung, so darf, oder muß vielleicht sogar die Tragödie im ganzen und allgemeinen diesen Charakterzug beibehalten und zwar nicht nur in humoristischen oder ironischen Auslassungen der einzelnen Personen, sondern an rechter Stelle in lustspielartiger Wendung ganzer Szenen. Doch genug hierüber! Weiß ich doch nicht bei meiner geringen Belesenheit, ob alles, was ich vorbringen kann, nicht schon besser und gründlicher besprochen ist.

16. September 1850

Ich komme soeben von einem Abendgang im Tiergarten zurück und weiß in meiner gottvergessenen Einsamkeit nicht, was ich anfangen will, da ich zum Schriftstellen nicht aufgelegt bin. Drei Referendare, welche neben mir wohnen und sich den ganzen Tag über gegenseitig Pandekten in den Kopf treiben, hämmern in diesem Augenblick auf einem Klavier herum und das Echo, das ihre indiskreten Finger in den nur zu willfährigen Tasten finden, erweckt auch in mir die Lust, mich mitzuteilen, und da fällt es mir ein, daß ich ein wenig auf Ihrer Geduld Klavier spielen könnte, indem ich Ihnen einen Brief fabriziere, ohne erst eine konventionelle Antwort auf den jüngst abgesendeten erhalten zu haben. Da es mir rein selbstsüchtig ums Plaudern zu tun ist, so brauchen Sie das Geschreibsel nicht auf einmal zu lesen. Ich genieße endlich das Vergnügen, die Druckbogen des « Grünen Henri » zu korrigieren, welcher in drei Bänden, jeder von ungefähr sechzehn Bogen, erscheinen wird. Vieweg wird Ihnen den ersten Band zuschicken, sobald er gedruckt ist, damit Sie nach dem unendlichen Geschwätz endlich die Spur einer Tat sehen. Das « Werk » liegt wie ein Alp auf mir und ich werde zu keinem frischen und raschen Vorwärtsschreiten kommen, bis es endlich ganz aus dem Hause gefegt ist. Inzwischen treibe ich mich in den Theatern herum, was aber mit einer eigentümlichen Strapaze verbunden ist, indem die guten Berliner Bürgersfrauen und Jungfrauen, zwischen welche ich einsamer Fremdling im Parkett gewöhnlich zu sitzen komme, so stark von allen erdenklichen kostbaren Parfüms duften, daß ich manchmal ganz betäubt werde. Doch erhole ich mich wieder durch die Augen und ich würde mir bald getrauen, einem ansehnlichen Putzmachergeschäft würdig vorzustehen vermittelst der genauen Studien, welche ich in den Zwischenakten an Häubchen und Halskrausen allerart vornehme. Ich habe letzthin auch den « Tasso » gesehen und er hat mir sehr viel Vergnügen verursacht und viel dramatischer geschienen, als das handlungs-

lose Stück mich vermuten ließ. Dies mag daher kommen, daß er sich jenen Charaktertypen der modernen Welt, wie wir sie im « Hamlet » und « Faust » besitzen und welche die alte Welt durchaus nicht kannte, zu ihrem Glücke, gelungen und meisterhaft anreiht. Diese Unzufriedenheit und Hypochondrie des Genies, sein persönliches Ringen nach unerreichbarem Lebensglücke und das ungeschickte Verfehlen desselben sind ebenfalls eine Spielart dieser modernen Tragik, welche Goethe hier im glücklichen Wurfe vervollständigt und damit manchem aus der Seele geredet hat. Die Geschichte der Sappho, welche man einwenden könnte, gehört meines Erachtens gar nicht hierher. Übrigens ist der Berliner Tasso (ein vielbewunderter Herr Hendrichs) ein höchst trauriger Mensch. Die Rachel habe ich einige Male gesehen und fast Lust bekommen, mich zu entnationalisieren und Französisch zu lernen. Sie hat viel Manier, ist aber trotzdem eine großartige Person und die oder vielmehr der größte Künstler, den ich kenne. Am besten hat sie mir in Racines « Athalie » gefallen, wo sie eine altorientalische, tyrannische und blutbefleckte Königin so darstellte, wie es nur ein Weib kann, die in der Wirklichkeit und in den gegebenen Verhältnissen das Original selbst gewesen wäre. Sie spielte nur den zweiten Akt und diesen fast ganz in einem Sessel sitzend, in einem prägnanten, glanzvollen Kostüm mit großen ergrauten Locken. Ihre Bewegungen waren so kolossal einfach, derb und fast männlich, und doch so majestätisch, wie man es sich von einem Königsweib aus der Pyramidenzeit nur denken kann; es lag auch so viel wilde Majestät und Größe in ihr, daß man für sie Partei nahm gegen die frommen, aber langweiligen Priester Jehovas, wenigstens ich.

Während Rachels Aufenthalt haben eine Menge Literaten Veranlassung genommen, in alter Weise über das altfranzösische Theater zu salbadern, was mich sehr geärgert hat. Seit Lessing glaubt jeder Lump in Germania über Corneille und Racine schlechte Witze machen zu dürfen,

ohne zu bedenken, daß Lessing die Aufgabe hatte, das französische Theater als ein Hindernis für eine nationale eigene Entwicklung wegzuräumen und daß diese Aufgabe nun längst gelöst, also das Hindernis nicht mehr da und der Anerkennung wieder Raum zu lassen ist, wohl zu eigenem Frommen. Schiller hat selbst die « Phädra » übersetzt und Goethe sogar den « Mahomet », wie überhaupt der wahre Meister jederzeit mehr Pietät für alles Tüchtige hat, als der Pfuscher und Lauser. Die Franzosen seien Phrasenmacher, heißt es immer! Macht einmal solche Phrasen, die so durchgehend mit der Handlung verwebt sind, wenn ihr könnt! Wenn es in gleicher Mühe zugeht, so will ich doch lieber schöne Worte hören, als triviale! Sie hätten die Griechen schlecht nachgeahmt! Das ist nicht wahr, sie sind eben die Franzosen ihres Zeitalters geblieben und die ganze Gesinnungsweise, Manier und Form ist originell und sowohl Shakespeare als Calderon, sowohl Sophokles als Goethe und Schiller gegenüberstehend, berechtigt und unbefangen zu genießen. Erst jetzt, da wir sie nicht mehr nachzuahmen brauchen, sind sie auch für uns wieder schön geworden. Besonders wenn ich ihre Zeit und Umgebung betrachte, beneide ich sie doppelt um ihre edle Einfachheit und moralische Frische, um ihre kindliche und doch so männliche Naivetät und hauptsächlich um ihre reine, wahre Tragik. Es wird auch bei uns der Tag erscheinen müssen, wo der junge Dramatiker nicht mehr glaubt, er dringe am sichersten durch, wenn er ein recht verzwicktes und verkünsteltes Motiv zu Markte führe.

Es sind diesen Sommer schon mehrere Wiener Komiker hier als Gäste aufgetreten und ich gehe deswegen auch in das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater und vergnüge mich alldort in allen möglichen Dummheiten der Wienerpossen. Wenn die tragische Schauspielkunst täglich mehr in Verfall gerät, so hat sich dafür in der sogenannten niedern Komik eine Virtuosität ausgebildet, welche man früher nicht kannte. Unabhängig vom Text der Stücke werden mit allen mög-

lichen Organen Possen, Schlingeleien und Faxen ausgeführt, welche einen unendlichen Jubel erregen und alt und jung aufheitern; bald ist es ein Bein, bald der ganze Körper, bald nur das Gesicht oder gar ein einzelner Ton, gleich dem Krähen eines jungen Hahnes, was unser Lachen erregt. Diese Wienerpossen sind sehr bedeutsame und wichtige Vorboten einer neuen Komödie. Ich möchte sie fast den Zuständen des englischen Theaters vor Shakespeare vergleichen. Auch hier sind schon eine Menge traditioneller, sehr guter Witze und Situationen, Motive und Charaktere und es fehlt nur die Hand, welche den Stoff reinigt und durch geniale Verarbeitung und Anwendung den großen Bühnen aufzwingt. Ein vortreffliches Element sind auch die Couplets, welche von den Hauptpersonen gesungen werden und gewöhnlich politische oder soziale Anspielungen enthalten. In halb wehmütiger, halb mutwilliger Melodie, begleitet von den wunderlichsten Gesten und Sprüngen, werden diese anzüglichen Verse gesungen und es ist jedesmal ein befriedigender Moment, wenn während des rauschenden Beifalls, den das Volk reichlich spendet, zwei tolle Käuze zusammen als Refrain einen ergötzlichen Tanz aufführen und die zierlichen Waden auf die lächerlichste Art herumschlenkern. Der deutsche Michel, Belagerungszustand, deutsche Einheit usf. sind meistens der Gegenstand dieser Couplets und ziemlich erbärmlich zusammengereimt, und doch ist in alledem mehr aristophanischer Geist, als in den Gymnasialexerzitien von Platen und Prutz. Die Schauspieler oder befreundete Literaten machen diese Verse immer nach den Tagesbedürfnissen neu und wechseln damit ab in den Stücken; das Volk bekommt davon nie genug und fordert den Komiker jedesmal, wenn er endlich abtreten will, auf, noch mehr vorzutragen, worauf er mit komischen Verbeugungen zurückkehrt, während das Volk in lautloser Spannung wartet und denkt: nun kommt's, nun bringt er gewiß den Hassenpflug! nun kommt der Haynau usf. Der Schauspieler spielt endlich den letzten Trumpf aus und bleibt dann gewöhnlich entweder der Po-

lizei oder eigenen Unvermögens wegen hinter den Erwartungen zurück; aber es ist rührend anzusehen, wie unverkennbar hier Volk und Kunst zusammen, unbewußt, nach einem neuen Inhalte und nach der Befreiung eines allmählich reif werdenden Ideales ringen...

Was ich denn eigentlich tue? Ich kann Ihnen nichts sagen, als daß ich immer allein bin, etwas schreibe, lese, spekuliere, tüftle oder träume und die Zeit abwarte, wo das rasche Fertigmachen endlich sich einstellen will; denn ich muß Ihnen statt aller andern Aufklärung sagen, daß ich, schon ehe ich nach Heidelberg kam, in einer großen und trübseligen Mauser begriffen war, herbeigeführt durch mehrere Verhältnisse. Dieser sonderbare Zustand ist endlich im Verschwinden. Statt der Federn, welche den Vögeln während der Mauser ausgehen, sind mir alte Freunde ausgegangen und neue haben sich bereits angesetzt und im ganzen bin ich froh, daß ich dreißig Jahre alt geworden bin, ohne schon zehn Bände hinter mir zu haben, die ich nur widerrufen müßte.

An Ferdinand Freiligrath

22. September 1850

...Sonst weiß ich nichts von Euerem Tun und Lassen, das zweite Heft Deiner politischen Gedichte ist nicht erschienen, obgleich ich es wünschte, weil ich, angeregt durch Dein « Zwischen den Garben », der miserabeln Tageskritik ein wenig unter die Arme greifen und einen Aufsatz über Deine Sämtlichkeit fabrizieren möchte. Das einseitige und unbefugte Gewäsche hat mich neuerlich wieder bei Lenaus Tode geärgert; da hört man immer die gleichen, einmal angegebenen Phrasen und Schlagwörter, und von dem, was einen am meisten freut, über das man Gleichgesinntes vernehmen möchte, wird keine Silbe gesagt. Lenaus Leichenbegängnis habe ich um so stiller und ernster in meinem Herzen gefeiert, als ich weder in irgend einem ästhetischen Kränzchen

noch sonst mit einer literarischen Seele ein Wort darüber wechseln konnte, da ich in einer totalen Abgeschiedenheit lebe, stumm und nüchtern, wie eine Schildkröte. « Bringen Sie Wasser herein! Die Speisekarte! Ich habe keine Kerzen mehr! Ich wünschte ein Dutzend Zigarren! » sind so ziemlich die einzigen Worte, welche manchmal wochenlang über meine Lippen kommen; ich spekuliere aber desto mehr innerlich und lache in die Faust, wenn meine Gönner glauben, ich sei eingeschlafen. Es wird ein schreckliches Erwachen sein für dieselben, wenn meine schwarzen Taten endlich das Licht erblicken. « Der grüne Heinz » ist endlich unter der Presse, und ich habe die ersten acht Bogen korrigiert. Er wird, höre und zittere! drei Bände stark werden, aus Rücksicht für – die Leihbibliotheken, welche übrigens damit angeschmiert sind; denn der Stil des Buches ist noch ziemlich breit und willkürlich und der Inhalt monoton und trübselig. Um so mehr freue ich mich auf ein forsches lebensfrohes Schaffen, das nun beginnen soll, nachdem es allmählich in mir reif geworden ist. Das subjektive und eitle Geblümsel und Unsterblichkeitswesen, das pfuscherhafte Glücklichseinwollen und das impotente Poetenfieber haben mich lange genug befangen. Ich lobe nur mein Phlegma, welches mich nicht noch mehr Dummheiten begehen ließ, als ich schon begangen habe zum Gaudium der andern Esel. Vieweg will nun aus freien Stücken doch noch meine Gedichte drucken, und ich bin deshalb in Verlegenheit; wenn ich nicht das Geld brauchte, so gäbe ich sie ihm nicht, da sie zum Teil auch noch stümperhaft sind. Es ist mit der Lyrik eine eigene Sache; sie duldet nur selten eine rivalisierende Tätigkeit neben sich und erfordert ein ganzes und ungeteiltes Leben, um aus dessen edelstem Blute als unvergängliche Blüte hervorgehen zu können. Jedes gute Lied kostet einen schrecklichen Aufwand an konsumierten Viktualien, Nervenverbrauch und manchmal Tränen, vom Lachen oder vom Weinen, gleichviel: und dann wird es einem bogenweise berechnet! Und die sechs Strophen füllen nicht

einmal zwei Seiten – da geh' einer hin und werde Lyriker! An genugsamer Aufregung und Bewegung fehlt es mir zwar nicht, aber ich habe bei meiner wunderlichen Lebensart erst angefangen, kräftig und wahr zu empfinden, nachdem die erste und reichste Singlust schon verpufft und verkünstelt war. Ich muß erst jetzt lachen, wenn ich daran denke, wie sehr die guten Schulze, Eßlinger usf. jene gemachten und wässerlichen Liebeslieder protegierten und für bare Münze nahmen. Entweder verstanden sie sich nicht auf die Poesie, oder nicht auf die Liebe, und beides ist in diesem Falle gleich schauerlich; doch will ich annehmen, und das zu ihrem Ruhme, das erstere sei der Fall. Doch hatte ich den Schaden davon, indem ich auf den mir unbefugterweise erteilten Lorbohnen ausruhte, anstatt zu machen, daß ich etwas Ordentliches erlebte. Doch ich will weder undankbar noch lümmelhaft sein und entflamme deshalb in diesem Augenblicke die Friedenspfeife in gutem türkischem Tabak und rauche sie allen guten Freunden zu. An die liebe Karoline denke ich oft und an ihren Hasenbraten; er kostet zwar in Berlin nur sechs Silbergroschen die Portion, ist aber nicht so gut gekocht, und die Tischgesellschaft ist abscheulich: lauter Referendare und Doktoren, welche Klavier spielen!

Auch Dichter gibt's eine Menge, an jedem Tische einen, welche überlaut vom Handwerk sprechen, ohne zu ahnen, daß in meiner Person ein gefährlicher und ehrgeiziger Nebenbuhler aus der gleichen Schüssel ißt. Sie essen ungeheuer viel, erscheinen jedoch unregelmäßig bei Tische, da sie oft geladen sind und es den Tag nachher erzählen: « Gestern bei Geheimerats » usf. Daher sieht man gegen ein Uhr eine Menge dieser Leute über die Gassen rennen, den wunderbaren Frack zugeknöpft, nur ein Endchen weißer Weste unten hervorragend, oft, wenn es warm ist, den Hut in der Hand tragend und die blonden Locken fliegen lassend. Als ich sie zum ersten Male sah, glaubte ich, es wären elegante Schneider, welche zu ihren Kunden

gehen, merkte aber, daß es Kunden sind, welche zu ihrem Vorschneider gehen. Manchmal, wenn es noch nicht ganz die Stunde ist, treten sie schnell in eine Konditorei und durchfliegen geschwind die « Europa » oder das « Morgenblatt », um etwas Stoff mitzunehmen; dazu essen sie ein zierliches Baiser und wechseln den unabänderlichen Taler, den sie immer bei sich führen. Ihr Lieblingsgetränke ist das sogenannte Bayrische Bier, eine abscheuliche Brühe, welche krank macht, und von welchem sich übrigens auch die hiesige Demokratie nährt. Ich habe es im Anfang auch getrunken, verspürte aber bald ein verdächtiges asiatisches Mouvement in meinen Eingeweiden und faste jetzt lieber so lange, bis der Betrag einer halben Flasche Rotwein erspart ist, wozu ich dann jedesmal aus der Privatschatoulle meiner Liederlichkeit die andere Hälfte füge und still und vergnügt eine Ganze trinke. Dies gibt mir Veranlassung, bessere Gesellschaft zu sehen in den Weinstuben, wo vernünftige Weinländer mit dicken Bäuchen und jovialen Gesprächen zusammensitzen, denen ich gern zuhöre in einer Ecke, den heimatlichen Lauten besserer Zonen lauschend.

10. Oktober 1850

Zu den Nachrichten über die erfolgreichen Kämpfe des Tscherkessenhäuptlings Schamyl gegen die Russen:

Was sagst Du zu der Tscherkessengeschichte? Ist es nicht ein Stücklein nach Deinem Geschmack und eine gute naturwüchsige Erscheinung gegenüber dem passiven Widerstand und dem preußisch-östreichischen Verkehr und den Pariser « Ereignissen »? Die blasierten Berliner interessieren sich zwar wenig für die armen Teufel, und die großen Logiker und Konsequenzstecher behaupten, diese Tscherkessen seien eben bloße unbewußte Bestien, welche ihr Schicksal an den Ungarn verdient hätten. Was wissen aber diese wackeren Kaukasier von unsern unnatürlichen europäischen Sauereien? Und ich fasse sie auch nicht als poli-

tische Parteigänger, sondern als naive kriegerische und tatkräftige Naturen auf, welche der Welt und der Poesie wieder einmal einen guten Bissen verschafft haben und gezeigt, was wahre Ritterlichkeit und Todesverachtung ist. Die Affäre ist hauptsächlich auch darum preiswürdig, weil das Schöne und Ehrenhafte ganz auf einer Seite und das Schofle und Bestialische ganz kompakt auf die andere Seite beschränkt ist. Diese Bursche haben auch in ihrer Unwissenheit mit ihren Kugeln und Wurfdolchen einen ganz guten Leitartikel geschrieben, welcher, an seinem Orte, unvermerkt mehr Wirkung hinterlassen wird, als zwanzig Zeitungen.

An Hermann Hettner

23. Oktober 1850

Wenn Sie in Ihrer Schrift über das moderne Drama die Shakespearomanie besprechen, so werden Sie, wie ich denke, darauf aufmerksam machen, daß diese mehr an Äußerlichkeiten hängt, und werden dann darauf hinweisen, daß es mehr darauf ankomme, den Kern, die höchsten Aufgaben, welche Shakespeare sich stellte und welche er wiederholt mit Wohlgefallen zu lösen schien, mit ähnlichen Lieblingsaufgaben anderer Zeiten und Dichter zu vergleichen. Es gibt in Shakespeare gewisse einzelne gewaltige Szenen, welche von aller Zeitkultur und ihrem Anhängsel entkleidet, nackt und erhaben an uns herantreten und zu uns sagen: «Wir sind die wahren Proben von seinem Herzblute, uns müßt ihr fassen und mit unsern Geschwistern im Sophokles, im Calderon, im Corneille, im Schiller vergleichen, wenn ihr den wahren Maßstab finden wollt.» Es handelt sich nicht sowohl um Ökonomie und Szenerie, um Sprache und Bilder, um Charaktere und Sitten, um Religion und Politik – dieses sind alles vergängliche Dinge (d. h. in Beziehung auf diese spezielle Vergleichung) – als um diese majestätisch hervortretenden einzelnen fruchtbaren Situationen, für welche die Dichter alles andere nur gemacht zu haben schei-

nen und an welchen einzig man erkennen kann, wie sie sich voneinander unterscheiden würden, auch wenn alle zusammen leben würden.

Eine Szene dieser Art bei Shakespeare ist für mich z. B. die zweite des ersten Aufzuges im « Richard III. », und er hat sie wiederholt in der vierten Szene des vierten Aufzuges. Ferner die Situationen im « Lear » und andre mehr. Man muß, um beurteilen zu können, was ein solcher Klassiker für wirklich schön hielt, auf diejenigen Züge merken, mit welchen er gern zu kokettieren scheint. Bei Shakespeare ist ein solcher wiederholt das Reflektieren über einem Gegenstande, einem Attribute, einem Möbel usf. und das endliche Wegwerfen desselben. So Hamlet mit Yoriks Schädel und Richard der Zweite mit dem Spiegel (IV, 1). Dieses sind die wahren genialen Züge, welche man ablauschen muß, und nicht die Willkürlichkeit und Zufälligkeit in Behandlung und Zeitwitz. In den äußerlichen Dingen, welche ich oben angeführt habe, wozu noch manche kritische Streitfragen kommen mögen, muß der Dichter sich allerdings der theoretischen und praktischen Bildung seiner Zeit unterwerfen und sich mit ihrem Bedürfnisse fortentwickeln. Will er aber auf die Sterne der Vergangenheit zurückschauen und sich an ihnen stärken und Rats erholen, so muß er sich an diese stofflichen Lichtblicke halten und zu ergründen suchen, was sie mit Vorliebe für schön und imposant gehalten haben. Nur eine Vergleichung in diesem Sinne wird wirklich fruchtbar sein.

Es versteht sich von selbst, daß ich mit dieser langatmigen Bemerkung nicht etwa dem freien Prozesse der Kritik und der notwendigen Entwicklung des Geschmackes zu nahe treten, sondern Sie nur speziell hier in der Bekämpfung der Manie unterstützen möchte. Und wie sehr diese immer herrlich an ihrem Ziele vorbeischießt, sehen wir an den Romantikern, welche nur das Willkürliche und Witzige an Shakespeare gepackt haben, und andrerseits an Gervinus, welcher nur von seiner tiefen Philosophie und männlichen

Weisheit zu sagen weiß. Jene lassen sich nachahmen, diese können auch bei jedem andern ausgezeichneten Menschen vorhanden sein. Von den spezifisch poetischen Urkräften aber, von der eigensten wunderbaren Erfindung dramatischer Situationen und Verläufe, mit denen Shakespeare, entblößt von jedem Zeitgewande, mit seinen olympischen Brüdern konkurriert, davon hören wir nur wenig sagen; es versteht sich ja von selbst, wie Gervinus sagt, daß in Shakespeare « poetische Schönheiten » so beiläufig zu finden seien.

Es kommt im Theater lediglich darauf an, daß man komisch oder tragisch erschüttert werde, und das geschieht weit mehr, als durch Überraschungen und künstliche Verwicklungen, durch die vollständige Übersicht des Zuschauers über die Verhältnisse und Personen. Er sieht mit dem Dichter, wie alles kommt und kommen muß, er wird dadurch zu einem göttlichen Genusse, zu einer Art Vorsehung erhoben, daß er vollkommen klar die ergreifenden Gegensätze einer Situation durchschaut, welche den beteiligten Personen selbst noch verborgen sind, oder welche zu beachten sie im Drange der Handlung keine Zeit haben. Es sind dieses die edelsten und reinsten, die einzig dramatischen Erschütterungen, welche stufenweise vorher schon empfunden und vorausgesehen worden sind, und wer nach ihnen trachtet, wird unfehlbar auf der Bahn innerer Notwendigkeit wandeln. Damit aber so viele als immer möglich, damit das ganze Volk auf diesen hohen Standpunkt, zu diesem wahren Genusse gebracht werden könne, ist auch von selbst die größtmögliche Einfachheit, Ruhe und Klarheit bedungen, welche zur Klassizität führt und wieder führen wird, wenn die Herrschaften einmal wieder für einfache und starke Empfindungen empfänglich sind.

24. Oktober 1850

Ich wollte gestern das Paket auf die Post tragen, oder trug es auch wirklich hin; wurde aber abgewiesen wegen man-

gelnder Formalitäten (Preußen ist ein konstitutioneller Staat), und so blieb es über Nacht noch hier. Anstatt aber sogleich nach Hause zu gehen und zu arbeiten, schlenderte ich den ganzen übrigen Tag mit Bachmayr herum, von Kneipe zu Kneipe, das Päckchen unter dem Arme, und glich hierin jenen die freie Luft liebenden Frauenbildern, welche, ihre zahlreichen Spaziergänge zu beschönigen, etwa ein leeres Körbchen oder einen Krug an den Arm hängen. Wer mich so dahineilen sah mit dem Paket, Straßen durchkreuzend und über Gossen hüpfend, der konnte mich für den eifrigsten Geschäftsmann und das Paket für eine Sammlung der wichtigsten Urkunden halten, während – fünf verlegene und abgegriffene Rötschersche Jahrbücher darin waren! Prinz Heinrich suchte in Falstaffs Futteral eine Pistole und fand eine Sektflasche. Die Kellnerinnen in den verschiedenen Schenken glaubten durchgängig, es enthalte ein seidenes Kleid und betasteten es neugierig, was den Bachmayr so sehr beleidigte, daß er zu Repressalien schritt. Doch kamen wir endlich auf den Einfall, er könnte mir noch sein Drama vorlesen, was er dann in seiner Behausung mit solcher Energie tat, daß die Wände zitterten. Vom Lesen bekam er Durst, ich vom Hören Hunger, und wir sahen uns genötigt, noch einen jener sauren Gänge zu tun und lasen dann hinter dem Schenketisch Ihren kritischen Brief.

4. März 1851

...Bei aller inneren Wahrheit reichen für unser jetziges Bedürfnis, für den heutigen Gesichtskreis, unsere alten klassischen Dokumente nicht mehr aus, und ich glaube keine krasse Dummheit zu sagen, wenn ich behaupte, daß die Lessingische Dramaturgie uns mehr in historischer und formeller Hinsicht noch berührt, fast wie sein Kampf mit dem Pastor Goeze. Und was ist seither geschrieben worden? Die praktischen, ebenfalls klassischen Erfahrungen und Beobachtungen von Goethe, Schiller und Tieck! Aber diese Leute sind längst gestorben und ahnten nicht den

riesenschnellen Verfall der alten Welt. Es verhält sich ja ebenso mit den Meisterdichtungen Goethes und Schillers; es ist der wunderliche Fall eingetreten, wo wir jene klassischen Muster auch nicht annähernd erreicht oder glücklich nachgeahmt haben und doch nicht mehr nach ihnen zurück, sondern nach dem unbekannten Neuen streben müssen, das uns so viele Geburtsschmerzen macht. Daß es so lange (? laßt doch der Natur ein wenig Ruhe!) ausbleibt, berechtigt uns zu keinem Pessimismus; sobald der rechte Mann geboren wird, der erste, beste, wird es da sein. Und alsdann werden veränderte Sitten und Völkerverhältnisse viele Kunstregeln und Motive bedingen, welche nicht in dem Lebens- und Denkkreise unserer Klassiker lagen, und ebenso einige ausschließen, welche in demselben seinerzeit ihr Gedeihen fanden. So sehe ich wenigstens die Sache an und begrüße daher jeden Lichtblick mit Freuden, welcher die gegenwärtige Dämmerung durchblitzt. Was ewig gleich bleiben muß, ist das Streben nach Humanität, in welchem uns jene Sterne, wie diejenigen früherer Zeiten, vorleuchten. Was aber diese Humanität jederzeit umfassen solle: dieses zu bestimmen, hängt nicht von dem Talente und dem Streben ab, sondern von der Zeit und der Geschichte.

Was die künftige politische Komödie und ihr wahrscheinliches Hervorgehen aus der jetzigen Lokalposse betrifft, so glaube ich Ihnen schon im vergangenen Jahre etwas darüber gemeldet zu haben. Ich weiß daher nicht, ob ich mich jetzt wiederhole, wenn ich Ihnen meine Ansichten und Vermutungen unmaßgeblich mitteile. Gerade dies ist ein Gegenstand, ein Gebiet, in welches die Klassiker vor fünfzig Jahren noch keine Aussichten hatten, und ich bin überzeugt, daß wenn wir jetzt einen dreißig- oder vierzigjährigen Goethe hätten, ja selbst nur einen Wieland, so würde dieser aus den vorhandenen Anfängen bald etwas gemacht haben. Denn sowohl die Form, als die Art des Witzes und seines Vortrages sind neu und ursprünglich. Und was das

Beste und Herrlichste ist: das Volk, die Zeit haben sich diese Gattung selbst geschaffen nach ihrem Bedürfnisse, sie ist kein Produkt literarhistorischer Experimente, wie etwa die gelehrte Aufwärmung des Aristophanes und ähnliches! ...

Gegenwärtig reitet man immer auf dem Philister und seiner Misere herum, welches eben kein poetischer Stoff ist, und auf den Erbärmlichkeiten der jetzigen Politik, insofern die Polizei es erlaubt. Dies ist schon lohnender; jedoch wird der rechte Stoff erst dann vorhanden sein, wenn die Völker frei, geordnete würdige Zustände und wahre Staatsmänner und andere Träger der Kultur vorhanden sind. Alsdann werden auch die Konflikte und Differenzen der Völkerschaften würdiger Art sein und einen tüchtigen Inhalt für eine wahre Poesie abgeben. Denn im Theater über einen Lumpenhund zu lachen, ist nichts Erbauliches; erst wenn wirklich große, aber einseitige Staatsmänner, großartige Dummheiten ganzer Völker, edle Philosophen, die sich in irgendein Paradoxon hineingeritten haben, Gegenstand des dramatischen Spottes werden, wird auch die Posse eine edlere Natur annehmen können und müssen.

Inzwischen ist es immerhin schon ein bedeutendes Schauspiel, die Bevölkerung einer so pfiffigen Weltstadt, wie Berlin, vor der Bühne versammelt und dem mutwilligen Schauspieler, der ihr seine Anspielungen mit wehmütiger Laune vorsingt, eifrigst lauschen und zujubeln zu sehen. Bemerkenswert ist auch, daß die Kunst der komischen Darstellung der Dichtung weit vorausgeschritten ist und bereits schon jetzt für eine klassische Komödie beinahe fertig und reif wäre, während in der Tragödie die Darstellung fast ebenso weit hinter den Dichtungen, die wir besitzen zurückgeblieben ist ...

Nun noch einige Worte über den « Henri vert ». Ich habe bei diesem Unglücklichen das gewagte Manöver gemacht, daß ich meine eigene Jugendgeschichte zum Inhalt des

ersten Teiles machte, um dann darauf den weiteren Verlauf des Romanes zu gründen, und zwar so, wie er mir selbst auch hätte passieren können, wenn ich mich nicht zusammengenommen hätte. Es kommt nun alles darauf an, ob es mir mehr oder weniger gelungen sei, das Gewöhnliche und jedem Naheliegende darzustellen, ohne gewöhnlich und platt oder langweilig zu sein; und dies ist es, was ich mir vorgeworfen zu sehen befürchte. Ich hatte nicht die Intention, aus eitler Subjektivität diese Jugendgeschichte einzufügen, weil sie die meinige ist, sondern obgleich sie es ist, und stellte mir dabei einfach die Aufgabe, mich selbst mir objektiv zu machen und ein Exempel zu statuieren. Desnahen ließ ich auch alles weg, was nicht charakteristisch für den Endzweck des Buches ist.

Ich hatte die doppelte Tendenz: einesteils zu zeigen, wie wenig Garantien auch ein aufgeklärter und freier Staat, wie der Zürchersche, für die sichere Erziehung des einzelnen darbiete heutzutage noch, wenn diese Garantien nicht schon in der Familie oder den individuellen Verhältnissen vorhanden sind, und andernteils den psychischen Prozeß in einem reich angelegten Gemüte nachzuweisen, welches mit der sentimental-rationellen Religiosität des heutigen aufgeklärten, aber schwächlichen Deismus in die Welt geht und an ihre notwendigen Erscheinungen den willkürlichen und phantastischen Maßstab jener wunderlichen Religiosität legt und darüber zugrunde geht. Dies wird der Inhalt des zweiten Teiles sein. Doch ist mir die angewandte Novellistik, zum Teil auf äußeres und inneres Erlebnis gegründet, noch weit bedenklicher, als die Jugendgeschichte, und ich habe eine jämmerliche Angst, das Buch aus den Händen zu lassen, da es mir viel verderben kann und ich, nach dem langen Zaudern und Sprechen davon, mich schämen muß, wenn es durchfällt. Meine Hauptstütze ist die Hoffnung, daß das spezifische Geplauder und Geschwätz des Buches für stillere und feinere Leute, welche nicht auf großen Eklat sehen, angenehm und unterhaltend

sein möchte. Und dies wäre mir am Ende genug; denn ich hätte wenigstens den Beweis, daß ich schreiben kann, und könnte diese edle Kunst dann später besser anwenden.

An Wilhelm Baumgartner

27. März 1851

Sehr gefreut hat mich die Art, wie Du meinen Anschluß an Feuerbach aufgenommen hast, und ich ersehe daraus, daß Du die Sache im rechten Lichte ansiehst. Wie trivial erscheint mir gegenwärtig die Meinung, daß mit dem Aufgeben der sogenannten religiösen Ideen alle Poesie und erhöhte Stimmung aus der Welt verschwinde! Im Gegenteil! Die Welt ist mir unendlich schöner und tiefer geworden, das Leben ist wertvoller und intensiver, der Tod ernster, bedenklicher und fordert mich nun erst mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen und mein Bewußtsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht habe, das Versäumte in irgend einem Winkel der Welt nachzuholen. Es kommt nur darauf an, wie man die Sache auffaßt; man kann für den sogenannten Atheismus ebenso schöne und sentimentale Reden führen, wem dies einmal Bedürfnis ist, als für die Unsterblichkeit usf., und diejenigen Tröpfe, welche immer von höheren Gefühlen sprechen und unter Atheismus nichts weiter als rohen Materialismus zu verstehen imstande sind, würden freilich auch als Atheisten die gleichen grobsinnigen und eigensüchtigen Bengel bleiben, die sie als « höhere » Deisten schon sind. Ich kenne solche Herren! Indessen bin ich weit entfernt, intolerant zu sein und jeden, der an Gott und Unsterblichkeit glaubt, für einen kompletten Esel zu halten, wie es die Deutschen gewöhnlich tun, sobald sie über dem Rubikon sind. Es mag manchen geben, der die ganze Geschichte der Philosophie und selbst Feuerbach gründlicher studiert hat und versteht, wenigstens formell, als ich, und doch ein eifriger Deist ist, sowie ich mehr als einen ehrlichen Handwerksmann kenne, der den

Teufel was von Philosophie kennt und doch sagt: Ich kann in Gottesnamen einmal nicht an dergleichen Dinge glauben! Tot ist tot! Daher kommt es, obgleich nach und nach alle Menschen zur klaren Erkenntnis kommen werden, einstweilen noch auf die innere Organisation und viele äußere Zustände an. Ich möchte daher auch nichts von grobem Hohne und gewaltsamer Aufdringlichkeit wissen. Nur für die Kunst und Poesie ist von nun an kein Heil mehr ohne vollkommene geistige Freiheit und ganzes glühendes Erfassen der Natur ohne alle Neben- und Hintergedanken und ich bin fest überzeugt, daß kein Künstler mehr eine Zukunft hat, der nicht ganz und ausschließlich sterblicher Mensch sein will. Daher ist mir auch meine neuere Entwicklung und Feuerbach für meine dramatischen Pläne und Hoffnungen weit wichtiger geworden, als für alle übrigen Beziehungen, weil ich deutlich fühle, daß ich die Menschennatur nun tiefer zu durchdringen und zu erfassen befähigt bin. Jedes dramatische Gedicht wird um so reiner und konsequenter sein, als nun der letzte Deus ex machina verbannt ist, und das abgebrauchte Tragische wird durch den wirklichen und vollendeten Tod einen neuen Lebenskeim gewinnen.

An Eduard Vieweg

Aus dem Briefwechsel mit dem Verleger, der ungeduldig auf die Vollendung des «Grünen Heinrich» wartete und Keller in Verdacht hatte, inzwischen andere, dramatische Pläne zu verfolgen.

Berlin, d. 16. Juli 1851.

Ohnehin von Hause aus ganz mittellos und arm, wurde ich in den letzten Jahren noch durch trübe Erfahrungen in meinen ökonomischen Zuständen zurückgebracht, so daß ich seit meiner Ankunft in Berlin alle erhältlichen Geldmittel fast immer zur Tilgung früherer Schulden verwenden mußte und dadurch in dem Augenblicke, wo ich gehofft hatte, mich mit Ruhe an die Arbeit setzen zu können, mich wieder in die prekärste Lage versetzt sah, welche mich zwang für

den Augenblick allerlei kleinliche Arbeiten, wie Aufsätze u. dgl., sogar Zeichnungen zu verfertigen, um von einem Tag zum andern kleine Geldsummen zu erwerben. Darüber vergingen Wochen, Monate, und wenn ich mich endlich eine kurze Zeit an den Roman setzen konnte, ging die Geschichte von neuem an oder ich war in einer so düsteren Stimmung, durch ein auch anderweitig bewegtes Leben hervorgerufen, daß ich nicht am Schreibtische sitzen konnte und mich entweder ins Freie, in die Hörsäle, in die öffentlichen Bauten oder zu den Büchern flüchtete, um mich zu erholen. So ging ein seltsames Jahr vorüber, und wenn dasselbe in den Augen eines großen Geschäftsmannes vielleicht bedenklich erscheinen möchte, so muß ich Ihnen dagegen bemerken, daß ich, abgesehen von der schiefen Stellung, in die ich dadurch zu Ihnen geriet, dasselbe doch nicht für verloren erachte; denn ich erachte es für einen Gewinn, wenn poet. Autoren, anstatt in ihrem dreißigsten Jahre schon eine Bibliothek von 20 Bänden aufgestellt zu haben, wieder einmal vorher etwas erleben und selbst bewegt werden, ehe sie eine anhaltende Schriftstellerei beginnen. Ich weiß, was ich will, und gedenke in dem Strome erträglich mitzuschwimmen, wenn ich einmal alle Schwierigkeiten überwunden habe, und wenn Sie alsdann noch geneigt sind, meine Sachen zu verlegen, so werden Sie sehen, daß mein bisheriges Verhalten ein zufällig von äußeren Umständen bedingtes und vorübergehendes war.

An Hermann Hettner

29. August 1851

Diesen Herbst soll es mit mir endlich vorwärts gehen. Ich kann fast nicht mehr atmen in der alten verdorbenen Atmosphäre der Vergangenheit und freue mich auf ein wohlgemutes, rasches und anspruchsloses Produzieren von Lust-, Trauer- und allen möglichen Spielen; denn es ist meine Überzeugung, daß man nur durch harmlose und nicht grüb-

lerische Arbeit, mit welcher man nicht den Himmel stürmen soll, endlich zu etwas Gesundem und Glücklichem gelangt.
Ich habe seitdem die « Judith » von Hebbel gesehen von seiner Frau (ich glaube, ich saß im Parkett neben ihm, wenn mich nicht einige Zeichen und Symptome trügen), und er machte mir großen Eindruck. Es ist ein ganz gewaltiges und tiefes Stück, wenigstens soviel ich darunter verstand; dies Ringen der Vorweltmenschen mit den Göttern und dem Gotte, die sie in ihrer Naturwüchsigkeit sich geschaffen, ist ein majestätisches Schauspiel. Ich dachte fortwährend an Feuerbach, und wie der einfache und klare Gedanke, dessen allseitige Ausführung seine Lebensaufgabe ist, sich so schön bewährte, daß man ihn überall anwenden kann, in der Kirche, wie im Theater und auf dem Markte, im sprüchebeschriebenen Mausoleum der Berliner Könige wie in ihrer Schloßkirche und auf dem Perron der Bahnhöfe, wo Friedrich Wilhelm seine Reden hält.
Ich lebe jetzt in einem angenehmen Kreise einiger geistreichen Leute, einiger Kaufleute, Beamte und Privatgelehrte, ruhige und solide Männer von freier Gesinnung, obgleich sie nicht mit einer Partei gehen. Die Hauptbekanntschaft ist jedoch der Dichter Scherenberg, welcher das Epos « Waterloo » gemacht hat und nun ein großes Epos über Friedrich den Großen macht. Er ist ein ganzer und voller Dichter, fast fünfzig Jahr alt, aber von jungem Herzen. Er hat sich nach vielen Schicksalen erst jetzt Bahn gebrochen. Der Gegenstand seines Gedichtes wandte ihm natürlich die Aufmerksamkeit und die Gunst des Treubundes und der spezifischen Preußen zu, so daß auf demokratischer Seite und auswärts das Vorurteil herrscht, als wäre er selbst ein Treubündler. Dem ist aber nicht so. Er läßt die Leute machen, Wrangel und andere Generale besuchen ihn in seiner einfachen Wohnung, aber er geht nirgends hin und lebt ganz frei und still für sich. Ich bin überzeugt, daß dieser Mann einer der größten Poeten der nächsten zwanzig und letzten zwanzig Jahre ist.

September 1851

Lieber Hettner!

Vorerst wünsche ich Ihnen und Ihrer geehrten Frau Gemahlin herzlich Glück zu der abermaligen Bereicherung Ihres Hauses und um so mehr, da es ein glückverheißender Stammhalter ist. Die altherkömmlichen und einfachen Namen, die Sie Ihren Nachkommen geben, erquicken einen besonders in Berlin, wo in den Teezirkeln, wenn von den Kindern der Geheimräte die Rede ist, die Luft von lauter Huldas, Ottomars und Tankreden geschwängert ist. Amalien und Emilien sind hier bereits dem untersten Proletariat angewiesen, Beatrix und Lothar halten sich noch mit Mühe im Mittelstande.

Mein Lustspiel betreffend hat sich seither noch ein zweites hinzugefunden, Stoff und Plan sind aber ganz einfach und harmlos und besser zu mündlicher Mitteilung geeignet. Inzwischen mache ich einige historische Studien zu einem Trauerspiele; denn ich möchte mich so einrichten, daß es mit nächstem Neujahr rasch nacheinander losgeht, da ich von der Zweckmäßigkeit frisch fortgesetzter Produktion in mehrfacher Hinsicht überzeugt bin. Desnahen benutze ich die bisherige Bärenhäuterei noch zu mehrfacher Vorbereitung.

Ich habe auch einige Erzählungen und Novellen ausgeheckt, welche farbenreich und sinnlich, und reinlich und bedächtig geschrieben, in einem Bändchen vereinigt, den schlechten Eindruck verwischen sollen, den mein formloser und ungeheuerlicher Roman auf den großen Haufen machen wird.

*

Constitutionelle Zeitung, Berlin

19. September 1851

Einleitung zu einer Besprechung von Bachmayrs Volksdrama «Der Trank der Vergessenheit».

Es ist eine eigentümliche Sache um den Geschmack; es mag Menschen geben, welche gegen ihr Wissen und Ge-

wissen von irgend einer religiösen oder politischen Meinung überzeugt zu sein versichern: schwerlich aber gibt es Leute (und wenn es welche geben sollte, so sind sie die verworfensten Sünder der Erde), welche, der Falschheit und Schlechtigkeit einer Geschmacksrichtung wohl bewußt, dieselbe dennoch für die ihrige ausgeben und verteidigen, als ästhetische Tartüffes. Und weil kein ehrlicher Kritikus von der Unrechtmäßigkeit seines Urteils überzeugt sein darf, so kann, dies recht betrachtet, eigentlich auch niemand von der Unfehlbarkeit des seinigen recht durchdrungen sein. – Vielleicht hat Voltaire Recht gehabt, Shakespeare einen wüsten Barbaren zu nennen! Vielleicht wird Lessing eines Tages noch ein nüchterner und silbenstecherischer Patron genannt und wir mit unserem Zeitalter, als von ihm her datierend, schlechtweg als der Nach- und Gegenzopf bezeichnet! Vielleicht beginnt in fünfzig oder hundert Jahren der ein und andere scharfe Geist Namen wie Kotzebue, Raupach und Birchpfeiffer aus dem Moder der Vergessenheit zu ziehen, allmählig, leise, mit Bedacht und Quellenstudium, und schon seh' ich eine Literatur anschwellen, welche unsere Shakespeareliteratur weit hinter sich läßt! Ich sehe die Wurfschaufel der künftigen Kritik und Kunstphilosophie aus den Schachten, die wir jetzo mutwillig verschütten, Schönheiten auf Schönheiten, Entdeckungen auf Entdeckungen, Sterne, Perlen und Funken der Poesie aufwerfen, daß es ordentlich funkelt und blitzt! « Wir können uns billig nicht wundern » – höre ich den Gervinus jener Tage ausrufen am Schlusse der Einleitung seines vierbändigen Werkes: « Kotzebue » – « wir dürfen uns billig nicht wundern, daß unsere sonst so geistreichen Vorfahren des neunzehnten Jahrhunderts solche Urkraft und lebendigflüssige Produktivität nicht zu fassen und zu verarbeiten, ja nicht einmal zu erkennen vermochten und daher trivial und leer fanden, was uns froh forschende Nachkommen mit Staunen, mit Siegesjubel erfüllt! Wenn wir nämlich betrachten, wie ihre beiden gerühmtesten Geister, die aller-

dings wackeren Goethe und Schiller, trotz der intensivsten Empfindung ihres Wollens es zusammen doch nur zu einem dürftigen halben Dutzend wirklich aufführbarer Stücke gebracht haben, so müssen wir den Satz aussprechen: Die Tradition, das Licht eigentlicher Hervorbringung war dazumal verdunkelt und verloren und nur unser Kotzebue, unser Raupach, unser Birchpfeiffer (die Sage, daß dieser eine Dame gewesen, haben wir genügend widerlegt und sie kann sich im Kreise Unterrichteter nicht mehr halten), sie waren ihrer Bedeutung selbst unbewußte Nachtwandler und taten ihren Meteorengang unverstanden und mißachtet. Und wie? War dies nicht von jeher der Lauf der Welt usw. »

*

An Wilhelm Baumgartner

September 1851

Roman und Gedichte, beide schwach und für mich schon überlebt, werden im Oktober verschickt werden. Wenn ich nicht das Honorar so notwendig gebraucht hätte, so würde ich dieselben ganz zurückbehalten haben. Doch mögen sie zur anderen verlorenen und mit Dummheiten zugebrachten Zeit zum Teufel gehen, ich schaue nur nach vorwärts und bin einzig bedacht, mit mehr Verstand aus dem Stückchen Leben, das noch bleibt, herauszuschlagen, was möglich ist, und einen guten Namen aus der jämmerlichen Staubwolke herauszusalvieren.

Wenn ich in Berlin mit einem Stücke reüssiere, so bin ich für einige Zeit geborgen, da dies für die meisten kleineren Theater maßgebend ist. Doch habe ich noch eine kritische Zeit bis dahin durchzuwaten, besonders da das eingangs dieses Briefes empfangene Stipendium nun glücklich aufgebraucht ist. Doch tut dies nichts zur Sache; bin ich einmal aus dem Dreck heraus, so werde ich mich freuen, eine gute Zeit an Wind und Wetter gestanden zu haben. Denn meine Maxime ist geworden: wer keine bitteren Erfahrungen und

kein Leid kennt, der hat keine Malice, und wer keine Malice hat, bekommt nicht den Teufel in den Leib, und wer diesen nicht hat, der kann nichts Kernhaftes arbeiten. An sonstigen leidenschaftlichen Erregungen hat es mir auch nicht gefehlt, und dies alles hat mich vor dem geistigen Philistertum bewahrt, welches manchem näher sitzt, als er glaubt und mich wenigstens schon ganz artig umsponnen hatte.

Richard Wagner habe ich schon in Heidelberg in seinen ersten Schriften kennen gelernt und seither alles mit großem Interesse verfolgt, was ich von ihm erfuhr, z. B. den Aufsatz von Liszt über ihn. Sein Schriftchen über « Ein Theater in Zürich » habe ich mir kommen lassen und mit Freuden gelesen, und obgleich es leider zunächst nicht viel Folgen haben wird, so hat es doch meine schon früher gefaßte Hoffnung bestärkt, daß ich, nachdem ich mir in Deutschland vielleicht einigen Erfolg und Erfahrungen erworben haben werde, zu Hause nicht ganz abgeschnitten sei, sondern ein Feld zur Wirksamkeit in vaterländischer Luft finden dürfte. Ich bin mit dem Schriftchen ganz einverstanden, nicht so mit den letzten Konsequenzen von Wagners Ideen über die Kunst der Zukunft. Es versteht sich allerdings, daß alle Künste, dereinst noch in größerer Harmonie, als jetzt, im Drama aufgehen werden, und gewiß auch die Masse, das Volk selbst, sich beteiligen und selbst verklären wird durch die Kunst; allein daneben wird immer das entschiedene Bedürfnis individueller Virtuosität im einzelnen bestehen bleiben; das lyrische Gedicht, das Staffeleibild (mit Kupferstich usw.) und alle solche Dinge entsprechen einer bestimmten und vorhandenen Gemütslage und Fähigkeit. Überdies ist das gemalte und in Marmor gehauene Fleisch des menschlichen Körpers, sowie die ganze Gestalt, etwas himmelweit Verschiedenes von der Natur, und in dieser Verschiedenheit ist es Selbstzweck. Die schönsten Menschen mögen in den durchdachtesten Gruppen zusammentreten, so ist es immer nicht das, was man im gemalten oder plastischen Werke sucht und findet...

Berlin hat mir viel genützt, obgleich ich es nicht liebe; denn das Volk ist mir zuwider. Im Winter frequentierte ich einige Zirkel z. B. den der Fanny Lewald; fand aber das Treiben und Gebaren der Leute so unangenehm und trivial, daß ich bald wieder wegblieb. Hingegen gibt es treffliche Leute, die im Stillen leben und nicht viel Geräusch machen, sowie auch überhaupt hier einem immer etwas anfliegt, was man in den kleinen Städten Deutschlands nicht hat. Ein reger geistiger Verkehr, mag er noch so verkehrt sein, regt den einzelnen immer vorteilhaft an. Doch sehne ich mich recht herzlich einmal nach Hause und wünsche Berlin zum Teufel. Besonders die vielen Festtage des vergangenen Sommers im Vaterlande haben mir oft Heimweh gemacht.

**An Varnhagen von Ense*

Hochverehrter Herr!

Vor fünf Jahren ist Ihnen, hochverehrter Herr! durch die Geschäftigkeit meines früheren Verlegers ein Bändchen Gedichte zugestellt worden, welches glücklicherweise sich einer freundlicheren Aufnahme erfreute, als es verdiente; denn mir ward darauf die frohe Überraschung und Ehre eines wohlwollenden Schreibens von Ihrer Hand zuteil, dessen freundlich beifällige Hälfte den besseren Produkten jenes Bändchens in meinen Augen nun wirklich einen gewissen Wert gab, dessen kritischer Bestandteil aber mich fast augenblicklich erkennen ließ, daß ich es hier noch mit einer guten Schule besserer Tage zu tun hätte. In der Tat gestand ich mir bald die Wahrheit Ihrer gütigen Bemerkungen ein und mußte auch Arnold Rugen recht geben, welcher die kleine Sammlung irgendwo eine voreilige nannte.

Wenn ich mir nun die Freiheit nehme, die Voraussetzung Ihrer gütigen Erinnerung benutzend, Ihnen vorliegendes Bündelchen neuerer Sachen zu überreichen, so muß ich leider mit Beschämung zum voraus ankündigen, daß selbige

mit der oben angerühmten Selbsterkennung nicht Schritt gehalten und in anderer Weise wieder nicht ein gutes Ding zu nennen sind. Schon seit zwei Jahren ins Reine geschrieben und seit fast einem Jahre gedruckt auf dem Lager des Verlegers liegend, sind sie mit wenigen Ausnahmen die äußerlichen konventionellen Produkte einer Stimmung und Zeit, welche mehr nach stofflicher und kompakterer Tätigkeit hindrängte, während doch kein Ergebnis hinter mir lag, welches mich das innere Bedürfnis und den Wert wahrer Lyrik hätte empfinden und schätzen lassen können. Denn nach dem ersten Rausche der Jugend kann meiner Meinung nach nur das intensive Lebensgefühl des Mannes, der in stillen Momenten ausruht, etwas wirklich Gutes in der Lyrik zustande bringen.

Ich möchte Sie also bitten, hochgeehrter Herr! das durch die äußeren Zufälligkeiten und Nachlässigkeiten des Lebens dennoch veröffentlichte Büchlein mit einer ähnlichen freundlichen Nachsicht aufnehmen zu wollen, wie das frühere. Ja, ich werde diese Nachsicht in gleich starkem Grade bald auch für einen Roman erbitten müssen, welcher, seit geraumer Zeit unter der Presse, demnächst erscheinen wird, aber ein formloser und wunderlicher Versuch sein dürfte.

Aus allen diesen Wirrnissen hoffe ich mich herauszuschlagen durch eine feste dramatische Tätigkeit, deren Keim, wenn ich mich nicht selbst täusche, noch vor den andern Bestrebungen in mir lag und zu deren Entwicklung und Ausbildung ich mich ungefähr seit einem Jahre in Berlin aufhalte.

Ich würde mir längst, hochverehrter Herr! die Freiheit genommen haben, mich Ihnen vorzustellen, wenn es mir nicht an aller Form für den norddeutschen Verkehr gebräche, so daß ich mich, nach einigen verunglückten Versuchen, gleich anfangs resignierend zurückzog.

Ich schmeichle mir aber mit der Hoffnung, daß Sie meine bescheidene und ergebene Mitteilung nichtsdestominder mit demjenigen Grade von Wohlwollen und Nachsicht ent-

gegennehmen wollten, welchen Sie vielleicht einer Sendung aus der Ferne verliehen haben würden, und empfehle mich daher, hochzuverehrender Herr, diesem Wohlwollen mit tiefster Hochachtung und Ergebenheit

Gottfried Keller.

Berlin, am 18. Dezember 1851.

An Mutter und Schwester

18. Februar 1852

Mein langer Aufenthalt in Berlin hatte zum Zweck, mich am Theater bekannt zu machen, dasselbe zu studieren und alles zu lernen, was nötig ist, gute Schauspiele zu schreiben. Ich werde damit schließen, ein Stück auf ein großes Berliner Theater zu bringen, weil ich dadurch, wenn es gelingt, für alle die hundert andern Theater in Deutschland den Zutritt habe, welche mir die Sachen abkaufen müssen, die ich alsdann in Zürich machen und versenden kann. Aber aller Anfang ist schwer; nicht nur ging es nicht so schnell mit dem Machen, wie ich geglaubt; sondern es sind eine Menge Scharwenzeleien und Umtriebe erforderlich, um zum Ziel zu gelangen, da die Vorgesetzten königliche Beamte und Adelige sind, denen ein unansehnlicher republikanischer Schweizer schon von weitem ein Greuel ist, auch gibt es eine Menge von intrigantem und aufgeblasenem Schriftstellervolk, welche das Paradies belagern und niemand hineinlassen wollen.

. . . Was ich in diesem Saunest jährlich brauche, dafür könnten wir in Zürich alle drei herrlich leben, und so viel hoffe ich auch ferner zu verdienen.

An Wilhelm Baumgartner

7. Mai 1852

Die politischen Kämpfe zu Hause machen mir viel zu schaffen und sie erregen ein sehr lehrreiches Intresse. Die

letzte Großratssitzung war höchst bezeichnend und das Rencontre Treichlers mit Oberst Fierz wegen der Dummheiten, welche in die Verfassung zu setzen das Volk befugt sei, war mehr, als in der Unscheinbarkeit dieses Ereignisses zu vermuten wäre, ein Denkstein in der Entwicklung unsers politischen Lebens. Auf der einen Seite die alten ehrwürdigen Wächter von Brief und Siegel, die Männer des Kontraktes und des gegebenen Wortes, welche jede naive und objektive Behandlung desselben als Blasphemie und Sakrilegium betrachten, auf der anderen eine morgenfrische, kindlich unbefangene Würdigung solcher Dinge, aber zugleich die kindisch konfusesten Begriffe von Volk, Souveränetät und Freiheit. Wenn das aufwallende Volk eines Tages das permanente Volk des ganzen Jahres, die epidemische Idee oder Marotte eines zufälligen Agitators das Gesamtbewußtsein, eine Farbe der ganze Regenbogen wären, so hätte Treichler gewiß recht. Indessen ist die Verfassung nicht sowohl ein Freibrief für zu begehende Dummheiten, als ein Schutzmittel gegen solche, nicht mehr und nicht weniger, und Treichler hat nur darin recht, daß man auch über eine Verfassung sprechen darf, wie der Schnabel gewachsen ist. Aber aus dem gleichen Grunde, warum eine Verfassung nichts Überirdisches und Unvergängliches ist, aus dem gleichen Grunde ist die Selbstregierung eines Volkes nicht der Zweck, sondern nur ein Mittel seiner Existenz, und ein Volk, das die ganze Zeit mit diesem Mittel zubringen muß, gleicht einem Menschen, der eine Schüssel Krebse bearbeitet und bei aller Arbeit hungert. In jedem Bevollmächtigten und Repräsentanten sogleich den Herren zu spüren, dazu gehört eigentlich eine unfreie Hundsnatur und ihn keine Minute ruhig zu lassen, ohne ihm alle fünf Finger in den Topf zu stecken und die Kelle zu beschnüffeln, dazu gehört das Wesen eines alten Weibes, das nichts Besseres zu tun weiß. Die repräsentative Demokratie wird daher so lange der richtigste Ausdruck der zürcherischen Volkssouveränetät sein, bis alle psychischen und

physischen Materien so klar und flüssig geworden sind, daß die unmittelbarste Selbstregierung ohne zu viel Geschrei, Zeitverlust, Reibung und Konfusion vor sich gehen kann, bis das goldene Zeitalter kommt, wo alles am Schnürchen geht und nur einer den anderen anzusehen braucht, um sich in ihn zu fügen.

An die Mutter

12. Juni 1852

Liebe Mutter!

Mein Freund Baumgartner, welcher mir kürzlich geschrieben, bemerkte mir in seinem Briefe, daß Du, wie Herr Flaigg, der nun in Zürich ist, ihm gesagt habe, mich nun täglich zu Hause erwartest und deshalb nicht auf das Land gehest. So sehr ich mich wieder einmal nach unserer alten Stube zurücksehne, so muß ich doch leider noch einmal absagen und melden, daß Du immerhin nach Glattfelden oder Eglisau oder wohin Du eingeladen bist, gehen sollst, denn meine Heimkehr ist noch nicht möglich, indem meine Affären noch nicht so stehen, daß ich zu Hause meine Schulden bezahlen und etwas in die Haushaltung liefern könnte. Ohne dieses könnte ich freilich jeden Augenblick nach Hause kommen; aber das will ich einmal nicht. Damit es aber leichter kleckt, habe ich bei der Regierung noch ein letztes Viatikum nachgesucht. Die Herren haben zwar saure Gesichter gemacht, sind aber doch noch mit 600 Franken neues Geld ausgerückt und haben mir dabei verdeutet, daß bis jetzt noch keine Person so viel vom Staate bezogen habe. Ich bin daher nun auch von dieser Seite gedrängt, bald etwas von mir hören zu lassen und mich hervorzutun, denn für die 3000 Franken, die ich im ganzen bezogen habe, will man endlich etwas geleistet sehen. Übrigens werde ich dies auch nach meinen Kräften tun, wenn ich einmal erst anhaltende Ruhe habe und nicht immer zu gleicher Zeit an das Essen denken, spekulieren, lernen und arbeiten muß,

und die Leute, welche etwa glauben (wie mir zu Ohren gekommen), ich sei eingeschlafen oder versimpelt, werden sich sehr getäuscht finden. Ich beneide diejenigen nicht, welche auf der Schnellbleiche ihr bißchen Weisheit und Erfahrung oder vielmehr ohne Erfahrung zusammenstoppeln, gleich etwas Geld verdienen, heiraten und sogenannte wohlgeratene Herren sind, um nach einigen Jahren erst unzufrieden und unruhig zu werden und erst im vierzigsten Jahre noch aus Unzufriedenheit und erfahrungsloser Dummheit plötzlich sich als verspätete liederliche Käuze darzustellen oder sonst verrückt zu werden, wie dies schon öfter vorgekommen ist, wo dann kein Mensch das Wunder begreifen kann. Ich hoffe noch ein' und andern, der jetzt ein wichtiges Gesicht macht und mich für einen Schlufi hält, der zu nichts kommt, zu überdauern. Freilich fällt es mir schwer aufs Herz, wenn ich denke, daß Du und Regula zugleich darunter leiden, und daß Euch beiden darüber die Jahre vergehen. Allein ich kann meine Natur nicht ändern, und wenn ich einst mir einige Ehre erwerbe, so habt Ihr den größten Anteil daran durch Euere stille Geduld.

An Hermann Hettner

16. Juli 1853

Lieber Hettner!

Ich kann es nun nicht länger anstehen lassen, so schwer es mir auch fällt, durch einen leeren Brief ein Lebenszeichen von mir zu geben. Ich habe vor anderthalb Jahren eine Summe von Ihnen geliehen, und diese unglückliche Tat droht unser Verhältnis gänzlich zugrunde zu richten. Ihren letzten Brief, worin Sie mir mitteilten, daß Sie das Geld brauchten, habe ich ein Jahr lang unbeantwortet gelassen, weil ich mich schämte, einen leeren Brief zu schicken, und lieber alles drauf ankommen ließ, bis ich imstande wäre, mich durch die Tat zu rechtfertigen. Leider ist mir dies auch jetzt noch nicht möglich, während es mich peinigt, fast die

Gewißheit zu haben, daß sich indessen eine üble Meinung von meinem Charakter bei Ihnen ausgebildet hat. Und dennoch, obgleich hievon die Schuld ganz an mir läge, würden Sie mir unrecht tun. Wenn ich Ihnen verschiedentlich versprach, meine Verpflichtung bald zu lösen, so glaubte ich selbst aufrichtig daran, und nur ein dämonisches Ungeschick in wie außer mir hinderte mich. Ich bin leider keine Lorenz-Kindleins-Natur, welche bei Wasser und Sorgen immer munter drauf los schreibt. Das verworrene Netz von Geldmangel, kleinen Sorgen, tausend Verlegenheiten, in welches ich mich unvorsichtigerweise mit meinem Eintritte in Deutschland verwickelte, wirft mich immer wieder zur Untätigkeit zurück; die Mühe, wenigstens der täglichen Umgebung anständig und ehrlich zu erscheinen, drängt die Sorge für die Entfernteren immer zurück, und die fortwährende Aufregung, die man verbergen muß, diese tausend Nadelstiche absorbieren alle äußere Produktivität, während freilich das Gefühl und die Kenntnis des Menschlichen an Tiefe und Intensität gewinnen. Ich würde mir diese drei letzten Jahre später nicht abkaufen lassen. So rückten meine Sachen mit fabelhafter Langsamkeit vorwärts, welche Sie, als rühriger und fleißiger Mann, nur begreifen können, wenn Sie einst das Detail kennen. Alles dies wird nun bald ein Ende nehmen; denn es ist nun Zeit. Wenn der Roman heraus und etwas Dramatisches fertig ist, so werde ich aus der Schweiz eine radikale Verbesserung meiner Lage bewirken und überhaupt ein andrer Mensch werden. Vieweg wird nächstens drei Bände des Romans versenden, und der vierte wird Ende August nachfolgen. Er ist auch des Teufels! Das eine Mal schreibt er mir, das Buch sei seiner Meinung nach das Beste in seiner Art, und es müsse Erfolg haben, das andere Mal macht er mir Grobheiten. Ein Lustspiel habe ich nun ganz voll und reich zusammengedacht, und ich hätte es längst in acht Tagen geschrieben, wenn ich nicht das Wort gegeben hätte, nichts anderes zu machen, ehe der Roman fertig ist, und gerade

dies schien ein Fluch zu sein, daß der unselige nicht fertig wurde.

Die Heine-Romanzero-Geschichte werde ich der zweiten Auflage meiner Gedichte einverleiben, welche Vieweg auf Michaelis veranstalten will. Zunächst werde ich zwei Bändchen Novellen machen, welche Vieweg drucken will; diese werden in zwei Monaten fertig sein und den Grund zu einer einstweiligen fortlaufenden Erwerbsquelle legen. Allen Konstellationen nach und nach dem, was ich auf dem Theater florieren sehe, habe ich durchaus keinen Grund, in bezug auf meine Dramen mutlos zu sein. Ihr griechisches Buch habe ich, obschon ich es bekommen konnte, nicht gelesen, weil es mir zu peinliche Vorstellungen erregte, sowie mir Ihr Name immer ein Vorwurf ist, wenn ich ihn irgendwo erwähnt finde.

3. August 1853

Liebster Freund!

Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Erwiderung und Absolution. Ich war keinen Augenblick der Meinung, daß nicht ein einziges Wort und jedenfalls mein schließliches Verhalten unser Verhältnis wieder in Gang bringe; es dauerte mir nur zu lange, bis ich den Stein des Anstoßes auch zugleich wegräumen konnte, und darum schrieb ich endlich. Warum ich es aber nicht vorher getan, warum ich wirklich in ernstlicher Verlegenheit und Verstimmung war, fand seinen Grund darin, daß Sie verheiratet und Familienvater sind, und wenn ich mich vor Ihnen allein im Grunde genommen nie recht schämte, wohl wissend, daß Sie erfahren und klug genug sind, um einzusehen, daß ich nicht mit solchen Geschichten jämmerlich enden werde, so tat ich es desto mehr vor Ihrer Frau, welche ich wahrhaft achte und verehre; sie war jederzeit so einfach und freundlich gegen mich gewesen, und nun auf einmal diese häßliche und lächerliche Geschichte, indem ich ihren teuersten Mann anpumpe, in Verlegenheit setze und dann nichts mehr von mir hören lasse! Doch genug hievon für einstweilen...

Ihr schlesischer Landsmann Max Ring, welchem ich von Ihrer jetzigen Arbeit erzählte, trug mir feierlichst auf, Ihnen eine Idee mitzuteilen, welche er habe: er halte nämlich Voltaire für die Fortsetzung der geistreich-witzigen Frondeurs, Rousseau hingegen für diejenige der religiös-pathetisch-demokratischen Jansenisten. Ich tue es hiermit.

Ring ist übrigens ein rühriger und talentvoller Bursche, welcher noch vieles machen wird; es geht aber nicht in die Tiefe. Das Lewaldsche Ehepaar hat, glaub' ich, keinen einzigen aufrichtigen Freund mehr. Überall, soviel ich höre, erregen sie Anstoß, nicht nur durch die Ostentation, mit welcher sie ihr Verhältnis produzieren, sondern auch durch die Anmaßung, mit welcher sie in literarischen Gesprächen zusammen gegen ganze Gesellschaften Front machen. Kurz ehe Stahr seine arrogante und ungeschickte Epistel an die Sand drucken ließ, verhandelten sie den gleichen Gegenstand in einer Gesellschaft und machten die George Sand herunter, wie man eine unbequeme Konkurrentin herunter-macht. Ein bescheidener und stiller Professor wagte etwas über den neuesten Roman der Sand zu sagen, als die Fanny sich großartig vom Sofa erhob und verkündete: « Ich dächte, mein Herr, ich hätte hier auch ein Wort mitzusprechen! »

Stahr treibt indessen seine Feuilletonsschreiberei ins Alberne. Sein neulicher Artikel in der « Kölnischen Zeitung » war geradezu erbärmlich! Was ist denn das für ein kulturhistorischer Verstand, den ersten besten Schmöker aus dem Jahr 1699 herauszugreifen, und danach eine Vergleichung anzustellen? Wenn er nur bedacht hätte, was Luther über die alte Komödie gesagt hat, Melanchthon, Erasmus und andere zu geschweigen, so hätte er eingesehen, daß sein Lärmschlagen ganz unbegründet war. Aber Winckelmann und Lessing mußten als die ersten Besieger der Barbarei glänzen, damit die Überzeugung, daß Adolf Stahr der dritte und größte sei, um so fester im Leser wurzle. Diese Affektiertheit, mit welcher Stahr seinen griechischen Sinn und sein Lessing-Bewußtsein allüberall aufwärmt, hebt beinahe sein

wirkliches Verdienst auf; denn zuletzt wird alles wieder Zopf, selbst die Bildung.

Ich bin sehr begierig auf Ihr Werk [Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts] und hoffe viel daraus zu lernen. Sie sind für mich gegenwärtig der klarste und verständigste und weitaus brauchbarste Literaturhistoriker, der mit diesen Eigenschaften zugleich Frische und Freundlichkeit des Herzens verbindet, was den übrigen abgeht. Rosenkranz, welcher auch ein freundliches Gemüt ist, scheint dagegen, soviel ich aus seiner « Ästhetik des Häßlichen » ersehe, von Verstand und wahrer Kritik nichts mehr zu ahnen; denn Belesenheit tut's nicht, und letztere halten viele für Kritik. Schon der Titel ist widersinnig und romantisch. Schön ist schön, und häßlich ist häßlich in alle Ewigkeit. Es ist weiter nichts, als was die Physiker mit der Wärme tun; sie kennen keine positive Kälte und brauchen dies Wort nicht, sondern sie kennen nur geringe Wärme. So wird es mit dem Schönen gehalten werden müssen. Die Manier, vieles in der Kunstgeschichte als absichtlich verwandte und schön gemachte Häßlichkeit zu rangieren, ist überkommenes und irrationelles Räsonnement; denn genau betrachtet geschah dies in der wahren Kunst nirgends (die Ausartung ist gar nicht zu berücksichtigen), und was man dafür bezeichnen will, ist eben nichts als die pure Schönheit. So müssen wir uns auch hier ganz an den immer mehr maßgebend werdenden Vorgang der Naturwissenschaft halten, und gegenüber der allgemeinen und absoluten einzigen Schönheit nicht einen Gegensatz des positiv Häßlichen, wie einen Teufel, annehmen, sondern nur einen geringeren Grad der Schönheit.

An Eduard Vieweg

15. August 1852

Nachschrift. Ich habe seinerzeit den wunderlichen Brief aus Ungarn, welchen Sie mir übersandten, angemessen beantwortet und darauf einen zweiten erhalten, laut welchem ich

der Geliebte einer 43jährigen Dienstmagd und der Vater ihrer zwei Töchter von 20 und 17 Jahren sein soll. Derselbe hieß wie ich, war ein Faßbinder, dann Korporal, dann Schwimmeister in der bairischen Armee, kam nach Griechenland und erstickte alldort in einem Sumpfe, wie ein erhaltener Totenschein besagt, schon in den 30er Jahren. Die Person glaubte aber an dies traurige Ende nie recht, vielmehr daß er sie böslich verlassen. In dem Gedichtbändchen, welches Sie verlegten, glaubt sie nun steif und fest ihre ganze Geschichte beschrieben zu sehen und läßt sich nicht ausreden, daß der ungetreue Schwimmeister in meiner Person noch am Leben sei. Die ältere Tochter, Fräulein Regine, ebenfalls Dienstmädchen, hat einen zärtlichen Kindesbrief beigefügt, um in abgeschriebenen Stammbuchversen mein verhärtetes Vaterherz zu rühren, nebst beigezeichneten Blümchen usf. und schließlich anerbieten sie sich, nach Berlin zu kommen und mich abzuholen, falls ich nicht die Mittel besitzen sollte, die Reise zu ihnen zu machen.

Stellungnahme zu den Bedenken des Verlegers über den tragischen Ausgang des «Grünen Heinrich».

28. April 1853

Da Sie aber, hochgeehrter Herr, so freundlich sind, sich mit dem Geschreibsel zufrieden zu erklären, so darf ich annehmen, daß im allgemeinen durch die Jugendgeschichte ein genaueres Interesse für den Helden gewonnen sei. Um so mehr mußte ich aber die ursprüngliche Absicht festhalten, von der ich überhaupt ausgegangen war, da ich nun eher darauf rechnen darf, durch einen tragischen Ausgang ein wirkliches Mitleid zu erregen. Eine der vielen Seiten des Zweckes ist die Verherrlichung der mütterlichen Pflichterfüllung und Aufopferung und diese Verherrlichung kann im größern Stile nur geschehen durch ein trauriges Ende, durch das Martyrtum der Trägerin. Dies zieht aber, vermittelst der anderen Seiten des Hauptzweckes, auch den Untergang des Helden nach sich, auf welchen es überhaupt in

jedem Kapitel, fast auf jeder Seite des Buches zwischen den Zeilen abgesehen ist. Dieser Untergang ist aber so vollkommen vom Lichte der Selbsterkenntnis und der Vernunft beleuchtet und tönt so mild in der lyrischen und liebevollen Weise des Anfanges aus, daß ich glaube, die in einem guten Trauerspiele nötige Versöhnung werde sich auch hier bemerklich machen und das Buch durchaus nicht etwa in krasser und schreiender Weise endigen.

Wie ich aus einem Ihrer geehrten Briefe ersehe, ärgerte Sie die Ohrfeige, welche der grüne H. vom alten König Ludwig bekommt. Ich glaube, daß zwischen einem 19jährigen grünen Bürschchen und einem alten König, von denen der eine fremd und wehrlos, der andere allmächtig ist, nicht vom point d'honneur, noch von der gewöhnlichen Unantastbarkeit des Mannes die Rede sein kann. Die Szene ist mehr marottenhafter Natur und ich brauchte sie, als Steigerung des schon auf der Reise in jenem Wirtshause Vorgefallenen, um den ersten prosaischen Eindruck zusammenzufassen, welchen das autoritätsmäßige Deutschland auf einen jungen Idealisten machte, welcher das Land des Geistes und der Poesie gesucht hatte.

An Hermann Hettner

15. Oktober 1853

Die märkische Landschaft hat zwar etwas recht Elegisches, aber im ganzen ist sie doch schwächend für den Geist; und dann kann man nicht einmal hinkommen, da man jedesmal einen schrecklichen Anlauf nehmen muß, um in den Sand hineinzuwaten. Ich bin fest überzeugt, daß es an der Landschaft liegt, daß die Leute hier unproduktiv werden. Ich sagte es schon hundertmal zu hiesigen Poeten, die sich domiziliert haben, und sie stimmen alle ein und schimpfen womöglich noch mehr als ich; aber keiner weicht vom Fleck, lieber sterben sie elendiglich auf dem Platze, ehe sie von dem verfluchten Klatschnest weggehen. Wie sehr werde ich mich

sputen, wenn ich einmal kann! Denn ich fühle wohl, daß ich hier auch eintrocknen würde. Ein Hauptgrund zu der Impotenz ist auch die verfluchte Hohlheit und Charakterlosigkeit der hiesigen Menschen, die gar keinen ordentlichen fruchtbaren Gefühlswechsel und -ausdruck möglich macht. So kommen die Leute aus dem Rechten heraus, ohne zu wissen, wie es eigentlich zugegangen. Doch muß ich gestehen, daß für die eigentliche Gelehrtenwelt die Sache sich anders verhält und hier eine gute Luft zu sein scheint oder wenigstens einmal war.

Ein vorübergehender Aufenthalt hier hingegen ist jedenfalls auch für künstlerische und andere Seiltänzernaturen gut.

...Ich kann nicht begreifen, wie die Ansicht hat aufkommen können, welche erst Humboldt widerlegt hat, daß die Alten keinen Sinn für das Landschaftliche gehabt hätten! Sie brauchten ja nur ihre Götter zu nennen, so sah man Meer, Himmel und Gebirge vor sich, und wenn der Dichter den Helios über dies oder jenes Vorgebirge hervorkommen ließ, so war die Vorstellung aller Griechen, die die Lokalität kannten, gewiß keine bittere! Was braucht es da noch einen Feuerwerker wie Jean Paul oder einen Tüftler wie Adalbert Stifter!

Etwas Possierliches ist mir mit meinem Jeremias Gotthelf passiert, den ich, wie Sie wissen, mir zum Dramatisieren aufgespart. Die Berliner sind jetzt plötzlich darüber hergefallen, einer hat eine Oper gemacht, und Ring will ein Lustspiel machen, das nach der Verhunzung, die er mir mitteilte, ganz wässerig wird. Ich war ganz verblüfft und verwundert über diese Trüffelhunde, die fortwährend das gute Material aufwühlen und es dann verhunzen. Ich teilte ihm absichtlich mein Vorhaben mit und werde nichtsdestoweniger meine Gedanken ausführen; denn es reizt mich nun, geradezu darauf loszugehen und alle das Volk abzutakeln. Ich werde auch expreß eine « Agnes Bernauerin » machen, und damit Hebbel und Melchior Meyr zusammen attackieren.

Ein Bändchen Novellen ist ganz spielend entstanden, und

Vieweg wird es wahrscheinlich mit dem vierten Band des Romans zusammen herausschicken. Nur fürchte ich, daß nun zuviel nacheinander kommt und ich den Anschein eines anmaßlichen Schmierers gewinne, da die Leute nicht wissen, wie langsam und jämmerlich es bei mir herging.

An Emil Palleske

4. Dezember 1853

Scherenberg habe ich, nach langer Unterbrechung, erst in letzter Zeit, als er von ziemlich schwerer Krankheit genas, einigemal besucht. Da er aber, obgleich er sich kaum rühren konnte, sich gleich wieder in seiner ausgehöhlten unwahren Manier lustig erging und mit kokettem Rousseauspielen und erlogenem Wohlwollen um sich warf, wurde ich wieder für eine Zeitlang abgeschreckt. Er wird mir immer eine angenehme Erscheinung sein, wenn ich näher nichts mit ihm zu tun habe. Zum täglichen Umgang ist er ungenießbar; er weiß dies recht gut, und daß er niemand brauchen kann, der auch ein bißchen zu sehen und zu hören versteht. Nun reitet ihn aber der Teufel, daß er gerade mit solchen Leuten sich immer abquält und ihnen mit seiner vermeintlichen Welt- und Menschenkunde (die er unter der zynischen Maske schlau verberge) seine Künste vormachen will, da es ihm am Ende zu langweilig ist, immer nur einige Bratenröcke zu mystifizieren. Sein neuester Coup war, daß er allen Leuten sagte, er wolle das « Waterloo » umarbeiten, und hierdurch einen gewaltigen Sturm erregte: er solle doch nichts ändern usw. Es fällt ihm nicht ein, nur die zwei oder drei Stellen wirklich zu ändern, die notwendig zu ändern sind; aber das Gerede kitzelte ihm einige Wochen lang die Ohren. « Kinder! » schrie er, « ihr macht mich ja ganz konfus! Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht! » Dabei sagte er einem Dutzend Leuten, daß er sie speziell bei dieser « Umgestaltung » zu Rate ziehen wolle usw. und die Esel reckten ganz geschmeichelt und bedächtig die Ohren in die Höhe. In-

zwischen macht er sehr hübsche Sachen, und ich glaube, das Mißlingen seines « Leuthen », das sich jetzt doch ziemlich herausgestellt hat, dürfte dem alten Hahn innerlich doch einen tüchtigen wohltätigen Ruck gegeben haben.
Als im letzten Frühjahr Gottschall seinen « Carlo Zeno » hier las, geriet ich einigemal in seine dichterliche Umgebung und habe seither mit Max Ring verkehrt; dieser ist aber ein ganz triviales Luder; er hat ein romantisches Schauspiel gemacht: « Die Zeit ist hin, da Berta spann », wahre Stammbuchspoesie; damit will er eine romantische « Reaktion » auf der Bühne bewirken, die « höchst not tue ». Daneben empfiehlt er sich täglich in den Blättern als Arzt für Syphilis. Mich hält er für einen komischen Esel. Vieweg wollte schon längst drei Bände meines Romanes versenden und den vierten nachher; ebenso die zweite Hälfte der Auflage der Gedichte, die er zu diesem Zwecke seinerzeit sehr stark machte, als zweite Auflage, wozu ich einige Bogen neue Sachen getan; warum er alles zurückhält, ist mir unbegreiflich. Ich glaube, da ich ihm Novellen geschickt, er will, behufs Herabdrückung des Honorars, das Buch noch hinhalten. Dieses macht mir viel Sorgen; es ist eigentlich nur eine Studie, wobei ich manches gelernt habe, während es vom Publikum als etwas aus einem Guß Entsprungenes beurteilt und mißverstanden werden wird. Aber ich will den bittern Kelch eines abermaligen Auflaufens gerne hinnehmen, da ich mir bewußt bin, durch alles dies zu lernen. Bis jetzt habe ich, dank den Göttern, für meine Schwäche ein ebenso offenes Auge gehabt, wie für diejenige anderer und mich ernstlich an den Spruch gehalten: « Sehe jeder, wie er's treibe, und wer steht, daß er nicht falle ». Ich schaute auch im stillen fleißig zu, wie sich in der Welt durch Antezipieren und Anmaßung nichts erzwingen läßt, und insofern ist Ihre freundliche Äußerung, bester Freund, ganz richtig. Ich hoffe Ihnen aber trotz alledem in der Zukunft mehr sein zu können, als bisher; vorzüglich werden Sie freundlichere Mitteilungen erhalten, als diese, die wie ich sehe, ein gräm-

licher Schimpfbrief geworden ist. Den Roman werde ich Ihnen bereit halten und, sobald ich das Unding nur einmal habe, hinschicken, wo Sie wollen. Auch wenn Sie keine Rezension machen, ist es mir sehr daran gelegen, daß Sie ihn lesen; denn Sie gehören zu den zwei oder drei Leuten, die noch lesen können. Dies ist keine Redensart. Ich habe sattsam gesehen und gestaunt, wie schlecht und unfähig die Produkte anderer Leute gelesen werden. Ich las dies Jahr durch Tiecks Novellen und wurde lebhaft angeregt zur Mitteilung über das Technische und Künstlerische in diesen Sachen des wunderlichen unfertigen Alten. Gerade die Fehler sind äußerst lehrreich und interessant in diesen Novellen; man sieht so klar, was er wollte und unterließ; und alles dies verknüpft und vergleicht sich mit den klassischen Vorbildern der romanischen Literatur, wie mit Shakespeare und Goethe. Wenn man nun selbst mit Aufmerksamkeit bestrebt ist, einen Weg zu verfolgen, so fühlt man sich gedrungen, über dergleichen, gewissermaßen klassische oder mustergültige Mißlungenheiten [sich] zu äußern: aber glauben Sie, daß ich nur einen Menschen gefunden habe, der nicht mit den gewöhnlichen literarhistorischen Schlagworten und Bausch-und-Bogen-Urteilen, sondern mit technischem und sachdienlichem Eingehen entgegengekommen wäre?

An Hermann Hettner

5. Januar 1854

Anläßlich der Versendung der ersten drei Bände des «Grünen Heinrich» durch den Verleger Vieweg.

Der vierte Band als Schluß enthält die Antwort oder Auflösung der Frage, welche in der Jugendgeschichte liegt. Der grüne Heinrich, in erster Jugend aus dem öffentlichen Unterricht hinausgeworfen und anderer Mittel entbehrend, einen ungenügenden Beruf wählend, weil er keine Übersicht, keine Auswahl hat, muß sich durch Zufall einzelne Fetzen der Bildung aneignen und durch einzelne Risse in den hellen

Saal der Kultur zu gucken suchen. Er entdeckt endlich, daß seine Künstlerschaft nur ein Irrtum war, daß er ebensogut ein geistreicher Liebhaber in irgend einer andern Spezialität hätte werden können, wie in der Landschaftsmalerei; er sieht schmerzlich, daß nicht der Boden, die Vegetation, die Atmosphäre, sondern der Mensch selbst der Gegenstand seiner Anlagen ist, und zwar läuft es nicht etwa auf einen Poeten hinaus (um das ewige Literaturdichten zu umgehen), sondern auf das reine Gefühl des Menschlichen, das, mit der Persönlichkeit oder individuellen Erfahrung ausgestattet, unter konkretes Menschentum (das vaterländische) tritt oder treten und nach den Gesetzen des Wahren und Einfachen wirken will.

Heinrich macht sich endlich klar und selbständig und gewinnt die Fähigkeit, als ein anderer in die Heimat zurückzukehren, als er fortging. Aber, indem er mit energischen und schönen Gedanken und Vorsätzen sich dem alten Städtchen nähert, stößt er auf den Leichenzug seiner Mutter. Sie ist über dem langwierigen Prozesse dieser Selbsterziehung aufgerieben worden, nachdem sie in seltener, wenigstens in diesen Ständen seltener Hingabe alles geopfert hat. Heinrich, der das Leben nur als ein Ganzes und Zusammenhängendes zu nehmen vermag und also nicht nach vorwärts schauen und sich als Weltverbesserer gerieren kann, ohne eine versöhnte Vergangenheit hinter sich zu haben, ist nun plötzlich gebrochen. Denn das Leben der einfachen unwissenden Frau ist ihm ein ebenso wichtiger Bestandteil seiner Welt, wie jeder andere. Da er den Gedanken der Unsterblichkeit aufgegeben, fühlt er den Verlust um so tiefer und intensiver, sowie das ganze Verhältnis, das körperliche Band der Familie, die unmittelbare Quelle des Daseins. In solcher Weise schließt das Buch tragisch, aber klar, und besonders glaube ich den sogenannten Atheismus respektabel und poetisch gemacht zu haben, so daß er selbst in den Augen der Frommen wenigstens als eine Tragödie gelten kann, welche zur Reinigung ihres Gottgedankens beiträgt.

11. Februar 1854

Die Idee einer schweizerischen Hochschule hat nach harten Kämpfen, worin sich wunderliche Gegensätze offenbarten, im schönen Monat Januar oder Februar endlich Fiasko gemacht. Die Welschen stemmten sich mit aller undisziplinierten Wildheit des Romanismus gegen diesen Vorposten germanischer Kultur und ließen die katholischen Obskuranten der deutschen Urschweiz, die sich auch dagegen sperrten, als unschuldige Lämmlein erscheinen. Sie wollten sogar den Ostrazismus ausüben gegen einen der Ihrigen, welcher dafür gestimmt hatte, daß auf gemeineidgenössische Kosten « die Träumereien und der Unsinn der deutschen Philosophie » eingeführt und gefüttert würden!

Es ist nun ein Polytechnikum in Zürich beliebt worden, verbunden mit einer Fakultät für exakte Wissenschaften und Humaniora. Gestern erhielt ich einen Brief aus Bern, worin ich gefragt werde, ob ich Lust habe, eine Stelle für Literaturgeschichte, Kunst usw. anzunehmen. Man gab mir zugleich zu verstehen, daß dies die letzte Gelegenheit sein dürfte, auf anständige Art unterzukommen und eine feste Stellung zu gewinnen. Bis zum Herbst dieses Jahres wird das Institut wahrscheinlich errichtet.

Dieser Brief hat mich in die größte Verlegenheit gesetzt. Hätten wir monarchische Zustände, wo es mehr darauf ankäme, einen à la Geibel oder Redwitz in eine bequeme Lage zu versetzen, so würde ich mich keinen Augenblick besinnen, indem ich das, was jene Herren etwa vorbringen, auch vorzubringen wüßte. Da aber an der projektierten Anstalt für den ausgesetzten Lohn wacker gepaukt werden muß, so liegt die Frage anders. Von Kunstgeschichte dürfte die ersten paar Jahre keine Rede sein, da mir alle archäologischen Kenntnisse abgehen. Mit zusammengeschwindelten Heften zu hantieren, wäre mir unmöglich und dürfte mir schlecht bekommen, besonders gegenüber von jungen Technikern, Architekten usf.

Deutsche Literatur hingegen würde ich mir vorzutragen getrauen samt den nötigen Episoden englischer, französischer und anderer Einflüsse, d. h. wenn ich das Gesamtmaterial durchlesen habe, was zum erstenmal in meinem Leben geschehen würde.

Es ist mit dem Dozieren von Dichtern im eigentlichen Sinne des Wortes nie weit her gewesen, und wenn ich auf die Sache eingehe, so kann es nur in dem Sinne geschehen, daß ich mir die Verhältnisse allmählich nach meiner Individualität gestalte und zwinge, indem ich später nur dann lesen würde, wenn ich der schweizerischen Jugend etwas von innen Herausgekommenes zu sagen habe und zu sagen wünsche, sei es in einzelnen ethischen oder kritischen Monographien, oder durch das stehende Thema der Literaturgeschichte. Durch produktive Tätigkeit ließe sich eine solche Stellung am Ende erlangen, wenn ich unserm patriotischen Wesen dadurch einigen Vorschub und Ehre zubrächte. Da die alte Universität daneben fortbesteht, so wären genug jüngere Dozenten vorhanden, welche materiell fleißig vortragen, und bei denen die jungen Leute hören können.

**An Jakob Dubs*

März 1854

Verehrtester Freund!

Der Umstand, daß nun das Jahr wieder bedeutend vorgerückt ist, und die Sorge, meine Verhältnisse möchten sich durch Ungewißheit eher verschlimmern als verbessern, veranlassen mich, Dir abermals mit einem Briefe lästig zu fallen, was ich meiner ängstlichen Stimmung zu verzeihen bitte.

Ich habe mich seit meinem letzten Briefe nochmals gründlich geprüft und besonnen, und finde, daß unter den vorhandenen Umständen eine Anstellung als Lehrer weder für die betreffende Schule noch für mich ersprießlich wäre. Ich müßte wenigstens ein Jahr lang alle Zeit ausschließlich dazu verwenden und würde dadurch mein bisher verfolgtes Ziel

gänzlich aus den Augen verlieren; alle erlittenen Sorgen und das langjährige Ausharren in einer eigenen und selbständigen Entwicklung würden ohne Abschluß sein und die neue Laufbahn nichtsdestominder zweifelhaft bleiben in ihrer Zweckmäßigkeit für mich und andere. Denn es ist einmal ein Unterschied zwischen Lehren und Produzieren. Ich stehe jetzt auf dem Punkte, eine tätige produktive Periode mit gereiften Sinnen anzutreten und die Früchte einer Reihe von Jahren ans Licht zu bringen, gegründet auf eine feste sittliche Anschauung der Welt und des Lebens, und für die nächsten Jahre bin ich wegen meines äußern Fortkommens sicher, wenn ich nur erst einmal aus der gegenwärtigen Krisis heraus bin, welche sich durch ein Zusammentreffen ungünstiger Umstände zusammengezogen und besonders durch die unverhoffte Aussicht auf eine unmittelbare Hilfe, welche mir Freund Heußer unvorsichtigerweise vor Monaten eröffnet, ich kann wohl sagen, erst recht zusammengeschnürt hat.

Ich ziehe es nun vor, erst einige Zeit in Zürich zu leben, meine ungerecht beurteilte Persönlichkeit dort herzustellen und dann nach und nach zu sehen, etwa durch freie zweckdienliche Vorträge unter irgend einer Form meine Nutzbarkeit zum Lehrfach zu prüfen und auszubilden, oder aber dann, wenn es nötig sein sollte, vielleicht eine bescheidene Stelle in der Staatsverwaltung zu versehen; ich bin im Grunde gar nicht so unpraktisch, als man glaubt, wenn ich nur erst einmal Ruhe habe.

Hingegen bin ich neulich wieder lebhaft auf meinen Wunsch zurückgekommen, daß man bei der Wahl eines Professors für die bewußten Fächer auf Hermann Hettner in Jena aufmerksam werden möchte. Er war dieser Tage in Berlin und hat im wissenschaftlichen Verein einen literarhistorischen Vortrag gehalten, welcher durch seine Frische und Klarheit in dieser blasierten Stadt ein allgemeines günstiges Aufsehen erregte. Hettner ist ebensowohl Literarhistoriker wie Archäologe und Kunstgelehrter, und hat dahin einschlagende

tüchtige Arbeiten geliefert, liest auch vortreffliche Kollegien in diesem Fache, ohne im mindesten zu der alten verkommenen Zunft zu gehören. Und so wüßte ich nach meiner ehrlichsten Überzeugung keinen bessern Mann für Literatur- und Kunstgeschichte, als diesen. Er ist eine anregende und lebendige Natur, ich würde mich in rühriger Tätigkeit mit ihm verbinden, es ließe sich von dem freien Boden Zürichs aus kräftig auf die korrupten und verwirrten Literaturzustände Deutschlands einwirken durch Gründung eines Journals usw., so daß auch nach dieser Seite hin unsere heimatlichen Zustände an geistiger Regsamkeit und Mannigfaltigkeit gewinnen würden. Hettner würde, soviel ich weiß, gerne kommen, da es für einen frischen Menschen in Deutschland nicht mehr erfreulich zu leben ist. Er ist von guter Familie, verheiratet und besitzt einiges Vermögen, und man würde in jeder Beziehung einen anständigen akademischen Bürger gewinnen.

Was mich betrifft, so ist es mir jedenfalls unmöglich, bis nächsten Herbst eine derartige Stellung anzutreten. Meine Arbeiten sind wegen unausgesetzter Sorgen und über der täglichen Bemühung, nach Nahrung auszugehen, nicht vorgerückt; die daherigen Mittel ausgeblieben; mein Verleger behandelt mich schnöde, da er mich nun bald reif glaubt zu beliebiger Verfügung; ein hiesiger Buchhändler, welcher mir als Freund vorgeschossen, glaubt nun mich auch in der Tasche zu haben zur Verschleuderung meines Talentes, und mein früherer Hauswirt hat mich um die Summe von 119 Talern verklagt, da er überzeugt ist, ich wolle ihn nicht bezahlen und habe ihn mit meinen Vertröstungen angelogen, während Ihr in Zürich wahrscheinlich glaubt, ich habe Euch angelogen mit meinen Aussichten usw. und Ihr müsset deshalb ein vorsichtiges Verfahren beobachten. So greift eines ins andere und es bleibt dabei immer beim Alten. Wie dem auch sei, so habe ich im mindesten nicht im Sinne, darüber zu verkrüppeln, und werde mich, wenn ich gesund bleibe, jedenfalls zurechtfinden.

Es tut mir aufrichtig leid und kränkt mich als guten Schweizer und Zürcher, daß in diesem Augenblicke, wo Euere Tätigkeit in öffentlichen Dingen so sehr in Anspruch genommen ist, ich mit diesen peinlichen Privatgeschichten mich aufdrängen muß, statt etwas nützen zu können. Doch bitte ich Dich, geehrter Freund, angelegentlich, den offenen Ton dieser Mitteilung nicht zu mißverstehen, denselben zu entschuldigen und einem verzeihlichen Gefühle meiner unangenehmen Lage zuzuschreiben. In jedem Falle werde ich in besserem Sinne seinerzeit mich wieder hören lassen. Bis dahin empfehle ich mich einer milden Beurteilung und Deinem ferneren Wohlwollen.
Mit Hochachtung und Ergebenheit Dein

Gottfr. Keller.

An Mutter und Schwester

10. April 1854

Es ist eine originelle Idee von Regula, daß sie glaubt, ich schäme mich ihrer und hätte deshalb ihrer in dem Buche [Der Grüne Heinrich] nicht gedacht. Ich glaubte doch, über einen solchen Argwohn hinweg zu sein in meinem Alter und mit meinen Erfahrungen. Ich habe mit dem Roman einen ganz bestimmten Zweck, welcher sich erst im vierten Band zeigt, und nach welchem ich keine Schwester brauchen konnte. Überhaupt ist lange nicht alles darin, was ich erlebt, sowie vieles auch gar nicht wahr ist, wie z. B. die Liebesgeschichten. Viele Figuren, welche ganz gut zu brauchen wären für eine poetische Bearbeitung, wie z. B. der Jean Kündig und andere Gesellen, an welchen sich lehrreiche Beispiele gestalten ließen, habe ich auch weggelassen, sowie den Mathis Spinner, welchen man sehr wehmütig komisch verwenden könnte. Wenn ich in späteren Jahren einmal meine eigentlichen Erlebnisse schildere, so wird meine Schwester auch ihre gebührende Stelle finden. Übrigens wird das wunderliche Buch überall günstig beurteilt und hat mir sogar in Berlin, wo es Hunderte von

Schriftstellern gibt, in ganz heiklen und nobeln Kreisen eine schmeichelhafte Anerkennung verschafft. Es wird indessen erst seine Wirkung tun, wenn der Schluß erschienen ist, und ich glaube, daß es mich um ein gutes Stück vorwärts bringen wird, obgleich es viele Fehler hat und lange nicht das ist, was ich eigentlich machen kann, vielmehr eine bloße Studie oder ein Lehrblätz in dieser Art.

An Hermann Hettner

26. Juni 1854

Ihr Schriftchen über den « Robinson » hat mich seither vielfach beschäftigt. Ich wollte, ich hätte es vor dem Schreiben des « Grünen Heinrich » gekannt, indem ich dadurch auf manches aufmerksam wurde. Ich lese jetzt die Bekenntnisse des heiligen Augustinus, welche auch nichts anderes sind als eine geistige Robinsonade, nämlich insofern man zuschaut, wie sich ein Individuum alles neu erwerben, aneignen und sich einrichten muß. In diesem Vorgange liegt der Reiz, ob die Entdeckungen und Findungen dann neue Früchte, Tiere und bequeme Talschluchten oder moralische Gegenden und Gegenstände betreffen. Ich lese auch den Rabelais zum ersten Male und bin frappiert, wie viele literarische Motive und Manieren, welche man so gewöhnlich für nagelneu oder von einer gewissen Schule herstammend ansieht, schon seit Jahrhunderten vorhanden sind, ja wie man eigentlich sagen kann, alle wirklich guten Genres seien von jeher dagewesen und nichts Neues unter der Sonne. Um nur ein Beispiel anzuführen: hielt ich den Witz, einen unverständlichen Galimathias literarisch anzuwenden, für neu und glücklich in der Tieckschen Novelle « Die Reisenden », wo zwei Verrückte dergleichen Reden halten, welche mit großer Lustigkeit und Geschick gemacht sind. Nun finde ich im zweiten Buche des « Pantagruel », Kap. 11 usf. zwei Reden von Rabulisten, in welchen das förmliche Vorbild zu jener Art von Schindluder, in welchem sich die

Herren Romantiker so sehr als « patentiert » zu bewegen gefielen, zu finden ist. Man sollte allen Leuten, welche anfangen wollen, sich mit der Produktion zu befassen, dringend raten, durchaus allen vorhandenen Stoff systematisch durchzulesen und so mit allen eitlen Einbildungen, als würden sie neu sein, Tabula rasa zu machen. Es bringt nun zwar mancher ein Motiv oder eine Manier aufs Tapet, welches er wirklich nirgends gelesen hat, und das doch schon alt ist. In solchen Fällen glaubt man sich gerade schmeicheln zu dürfen, auf das verfallen zu sein, worauf früher schon bessere Leute, ohne doch etwas davon zu wissen. Die Sache verhält sich aber alsdann so:

Viele Witze und Motive, Fabeln, Anekdoten usf. werden von den Volksschichten gepflegt und gehandhabt, kommen in die Mode in Bauern- wie Studentenkneipen, Werkstätten und Marktplätzen, verschwinden hier und tauchen dort wieder auf und schwimmen in der Luft umher. Nun kommt so ein Originalgenie und glaubt wunder was zu tun, wenn er unmittelbar an der Mutterbrust der Natur liege, aus der « lauteren Volksquelle » schöpfe, und wie die Ausdrücke alle heißen, wenn er hinuntertauche in die Tiefe des immer neuen Volksgemütes und Stoff da sammle, wo die « Salonmenschen » nicht hinkommen. Er schreibt sich also derlei Witze hinter das Ohr und bringt sie als nagelneu und urkräftig glücklich zum Drucke, während dieselben schon vor Jahrtausenden vielleicht längst in klassischen Gedichten aufgeschrieben wurden. So gibt es Dinge der verschiedensten Art, welche sich das Volk immer wieder erzählt, z. B. erotische Anekdoten, die Boccaccio klassisch geformt, aber nicht erfunden hat, welche vielmehr schon in Indien gang und gäbe waren. So eine Menge Belustigungen, Scherze, Dialoge, Fabeln usf. Und das Ganze des poetischen Stoffes befindet sich in einem merkwürdigen oder vielmehr sehr natürlichen fortwährenden Kreislaufe. Es wäre der Mühe wert, einmal eine Art Statistik des poetischen Stoffes zu machen und nachzuweisen, wie alles wirklich Gute und Dauerhafte

eigentlich von Anfang an schon da war und gebraucht wurde, sobald nur gedichtet und geschrieben wurde. Nicht einmal der lyrische Weltschmerz, den man immer modern nennt, ist neu; er ist, sofern er schön ist, schon vollkommen in chinesischen Liedern ausgedrückt, mit allem heutigen Apparate: landschaftlichen Stimmungen, kleinen netten Pointen u. dgl. Welcher Reichtum an konkreten plastischen und drastischen Einfällen und Bildern, mit denen man sich heute so abquält, in der indischen und andern orientalischen Poesie liegt, ist bekannt. Mit einem Worte: es gibt keine individuelle souveräne Originalität und Neuheit im Sinne der Willkürgenies und eingebildeten Subjektivisten (Beweis Hebbel, der genial ist, aber eben weil er durchaus neusüchtig ist, so überaus schlechte Fabeln erfindet). Neu in einem guten Sinne ist nur, was aus der Dialektik der Kulturbewegung hervorgeht. So war Cervantes neu in der Auffassung des Don Quichotte (ich weiß nicht einmal, ob durchaus), aber nicht in der Ausführung und in den einzelnen poetischen Dingen. Und dies ist der beste Fingerzeig, wonach ein Dichter streben und in was seine Ehre setzen soll.

Ich habe mich sehr gefreut an den « Hermen » von Paul Heyse, d. h. an den neueren Sachen, die er in Italien und seither gemacht hat, an der « Furie », « Perseus », zum Teil auch an den « Idyllen aus Sorrent ». Er steckt zwar darin in strikter Goethetuerei, ohne das, was seither geschah in der Welt, bemerken zu wollen; aber der Mensch ist ja noch ganz jung; möchten doch alle, welche ihm die Zukunft absprechen, sich erinnern, was sie eigentlich in jenem Alter gemacht und nachgeahmt haben; höchstens war es Heine statt Goethe. Und dann, wer so nachahmen kann und eine solche Sprache führt, wird gewiß einmal etwas Tüchtiges aufstellen, wenn die Rinde fällt. Wenn der arme Heyse nur bald aus der unglücklichen Konstellation zwischen den beiden Süßwasserfischen Kugler und Geibel, über welcher der König von Bayern schwebt, herauskommt! Wenn etwas

Selbständiges in ihm steckt, so wird und muß er bald über die Schnur hauen.

Neulich sah ich auch den « Sonnenwendhof » von Mosenthal. Es ist, wie im « Struensee », eine mit echt jüdischer Gemeinheit und Frechheit zusammengestoppelte Sammlung kleiner Effektchen, die auf alle Schwächen des Publikums spekulieren. Nichts wird verschmäht, was einem Guckkasten wohl ansteht. Was in der Gotthelf'schen Erzählung, die Sie kennen, gut und dramatisch verwendbar war, hat er mit außerordentlicher Kunst verhunzt und ins Gegenteil verkehrt, ebensosehr aus angeborener Gemeinheit als aus östreichischer Dummheit. Ein förmliches Armutszeugnis stellte er sich dadurch aus, daß das ganze Stück im Dialekt geschrieben ist. Wer einen Volksstoff nicht in die Schriftsprache übersetzen kann, sondern den Charakter in « no schaun's, i hob sie liab ghobt » usw. suchen muß, der weiß überhaupt nicht, was ein Drama ist und sein soll, oder kann wenigstens keines machen. Das Traurigste ist indessen, daß ein Berliner Hoftheater auf diesen Zopf anbeißt; Dekorateur, Maschinist und Schauspieler wetteiferten, den Mosenthal noch zu übermosenthalen, und das Publikum läuft nun schon zum zwanzigsten Male hinein. Ich sah übrigens, wie die Leute bei pathetischen Stellen lachten und sich nur an dem Sammelsurium von bunten Spielereien amüsierten. Obgleich das Stück im östreichischen Gebirge spielt, trägt die eine Schauspielerin ein Bernerkostüm, die andere ein Appenzeller, die dritte ein Tiroler, die vierte ein steirisches usf. Herdengeläute, Alpenglühen, Milchessen, Jodeln (und zwar sehr schlecht und ungeschickt) und lauter solche Dummheiten wechseln ab, genug, wie es nur jüdischer Schacher zusammenschachern kann.

Der Gutzkow ist doch ein jämmerlicher Mensch in seinen « Anregungen » in seinem Blatte. Er weiß doch wirklich nicht mehr, was er will. Doch für einmal ist es nun genug geschustert; hier habe ich gar keine Gelegenheit zu plaudern, denn alle Leute, vom alten Varnhagen bis zum Max

Ring herunter, haben kein unbestochenes und gesundes Urteil mehr. Varnhagen lebt eben in der Vergangenheit; die jüngeren aber sind förmliche Halunken, die es nicht über sich vermögen, etwas zu loben, woran sie keinen Teil haben, oder etwas zu tadeln, was eine ihnen gewogene Größe gemacht hat. Gute Grundsätze werden genug ausposaunt, aber jeder tut das Gegenteil von dem, was er sagt, mit der größten Schamlosigkeit.

An F. Vieweg und Sohn

Zur Fertigstellung des «Grünen Heinrich».

6. August 1854

Mich dünkt, daß in unserm ganzen Verkehr die Hauptsache die ist, daß ich Ihnen ein anständiges und verhältnismäßig gutes Buch geliefert habe, wie ich es vorausgesagt, und nicht etwa ein verkommenes und nichtssagendes Produkt. Wäre dies der Fall, so hätten Sie alle Ursache sich für getäuscht und mißbraucht zu halten; da es aber nicht der Fall ist, da ich meiner Hauptpflicht, derjenigen gegen meinen Beruf und mein inneres Urteil, nachgekommen bin, so liegt darin für Sie die Bürgschaft, daß ich schließlich, wenn auch langsam, den äußeren Pflichten nachkommen werde. Wer das Größere und Wesentlichere tut, tut auch das Andere. So gut wie ich meine vorgesetzte Aufgabe in betreff dieses Buches nun bald erfüllt haben werde, wird sich auch erfüllen, was ich schon oft gesagt, daß es nämlich unmittelbar nachher rascher und glücklicher mit meinen Arbeiten gehen werde. Doch Ihnen, als Verleger, zuzumuten, daß Sie die gewohnte Geschäfts- und Berechnungsart einmal versuchsweise übergehen und auf das Ganze, auf die Gesamtentwicklung einer Individualität, die nicht auf der Heerstraße der Tagesgrößen geht, eingehen sollten, steht mir nicht an, da kein Mensch den andern sicher durchschauen kann und sich an die gewohnten und bekannten Tatsachen und Handlungsweisen halten muß.

An Hermann Hettner

21. Oktober 1854

Was mich betrifft, so sitze ich immer noch Bauhof 2 in Berlin, und zwar, um es nur zu gestehen, schändlicherweise aus dem einzigen Grunde, weil ich den vierten Band noch nicht fertig habe! Es ist eine skandalöse Geschichte mit diesem verfluchten Alp von Roman! Ich darf nichts anders schreiben, bis er abgeliefert ist, und doch mag ich ihn zeitweise gar nicht ansehen, und die Buchhändler, Vieweg wie andere, verderben einem die Laune noch ganz! Was ich denn tue? Ich mache Sachen fertig im Gedächtnis, da ich nicht daran schreiben darf, und fabriziere mit dem größten Pläsier Dramen, Novellen, Gedichte, Aufsätze und alles mögliche, was ich alles schreiben werde, der Reihe nach. Daneben fülle ich meine Leselücken aus. So habe ich die alte Daciersche französische Übersetzung des Plutarch durchgelesen und kann nun gar nicht begreifen, wie man, ohne Plutarch zu kennen, habe existieren können! So geht es mit dieser verfluchten Autodidakterei.

Das Jugendidyll von Goltz habe ich gelesen und bewundere mit Ihnen das famose Talent und das Auge diese Menschen, bin aber ärgerlich über den unverschämten supranaturalistischen Höllenzwang, den er mit verwerflichen und hohlen Stilmitteln ausüben will... Alle diese Nordlands- und Preußenrecken gebärden sich, als ob noch kein Mensch außer ihnen etwas gefühlt, geglaubt und gesungen hätte; es ist doch eine schöne Sache um die unverwüstliche Menschennatur und um den Sonnenschein. Dieser hat ganz positiv in diesen blassen preußischen Landstrichen einigemal ein bißchen stärker auf die Birken und auf die Sandraine geschienen, und sogleich entstehen einige gute Dichter, welche ihren Boden besingen, als wäre er erst heute entdeckt worden; es sind nun fünfzig Jahre, seit zur Zeit der «Musen und Grazien in der Mark» diese Zauberlande auch einmal entdeckt waren.

An Eduard Vieweg

Abschluß des «Grünen Heinrich»

2. April 1855

Ich habe gestern endlich den Schluß meines Buches an Sie abgesandt und will mir nun noch einen Brief an Sie erlauben über diese Sache, gewärtigend, ob noch ein besseres Auskommen zwischen uns möglich ist oder nicht. Ich hatte Ihnen mein Ehrenwort gegeben, vor Vollendung dieser Arbeit nichts anderes zu arbeiten, und habe dies, wie es meine Sache war, gehalten, so daß dies Wort wenigstens besteht. Mit diesem gleichen Ehrenwort versichere ich Sie, hochgeehrter Herr, daß ich selbst nur unter den größten Leiden aller Art das Buch fertig gebracht habe und durch dasselbe, das ich zugleich erlebte, indem ich es schrieb, in jeder Weise gebannt war. Doch das ist nun vorbei und mit dem heutigen Tage beginnt eine neue Zeit bei mir.

An Hermann Hettner

18. Mai 1855

Lieber Freund!

Hier ist endlich der vierte Band. Vieweg hat nun geschrieben und mir dabei eine Abrechnung geschickt nebst einer resultierenden Barschaft von 43 Tlr. 3 Silbergr. und 4 Pfennigen, anstatt etwa 400 Tlr., welche ich erwartete, wenn er auf meinen Vorschlag einging, mir den Bogen mit 2 Louisdor zu honorieren, oder wenigstens 150, wenn er sein eigenes Versprechen halten und wenigstens das ursprüngliche Honorar verdoppeln wollte. Dies tut er zwar, aber indem er tückischerweise die Seiten zählt und eine possierliche Rechnung herausbringt, dabei immer über Schaden heult. Nichtsdestominder hält er mich für moralisch verpflichtet, ihm meine nächsten Sachen vor andern anzubieten. Dies ist recht abscheulich bei dieser Art Leuten, sich absichtlich borniert und stupid zu stellen, um – einige Taler zu schinden. Es ist nun mit Sicherheit anzunehmen, daß kein

Buchhändler 6 Pfennig gibt, wenn er nicht muß, und so bleibt strikte nichts übrig, als die Kerle wie die Juden zu behandeln, denen man die alten Röcke verkauft.

25. Juni 1855

Ihre Bedenken wegen des Todes des grünen Heinrich stoßen wahrscheinlich vielen Leuten auf; wenigstens haben mir ganz schlichte und ungeschulte Leser gesagt, daß sie diesen Tod nicht erbaulich fänden. Das rührt daher, weil das letzte Kapitel nicht ausgeführt ist, und die Moral eigentlich nur zwischen den Zeilen gelesen werden kann, was hoffentlich mit der Zeit geschehen wird, wenn das Buch überhaupt solang die Aufmerksamkeit zu fesseln imstande ist. Dies Schlußkapitel sollte eigentlich ursprünglich etwa drei Kapitel stark werden und eine förmliche Elegie über den Tod bilden, indem hauptsächlich das aufgegebene Bewußtsein der persönlichen Unsterblichkeit dem Heinrich das Gewissen und Weiterleben schwer macht, da die Mutter dies einzige, einmalige und unersetzliche Leben für ihn verloren. Dies wäre ein Hauptgesichtspunkt gewesen und ist gerade ganz weggefallen, da es mir teils zuwider wurde, nochmals über diesen Gegenstand breit zu werden, teils ich aber auch nicht mehr Zeit dazu hatte, indem es dazu eines tiefen und wohlüberlegten Ausdruckes oder Stils bedurfte.

Ein anderes Motiv des Todes, wenigstens des symbolischen, ist das Scheitern seiner neuen Hoffnungen. Denn wie kann er, da er in bezug auf die Familie, welche die Grundlage der Staatsgemeinschaft ist, ein verletztes oder wenigstens beschwertes Gewissen hat, ein öffentliches Wirken beginnen oder sich für dasselbe vorbereiten? Ferner, da er mit der Erfahrung der geläuterten Liebe zurückgekehrt und eine lebendige Hoffnung darauf trägt, macht ihm gerade diese Hoffnung das Leben unmöglich, weil sich wohl kein edles und ungetrübtes Lebens- oder Eheglück denken läßt nach dem so beschaffenen Tode der Mutter. Da aber also alle diese neuen Aussichten, in bezug auf die Lebenstätigkeit

sowohl, als auf den Lebensgenuß, gebrochen sind, was soll er denn weiter anfangen? Die Zeit und die Philosophie sowie die Toleranz der Gesellschaft würden ihn allerdings rehabilitiert haben, da im Grunde kein Dolus in ihm war; allein die Sache trifft ihn zu plötzlich und am Ende einer langen aufgeregten Zeit, welche sein ganzes Wesen unterwühlt hat. Dieser Schlag ist nun allerdings eine Willkürlichkeit oder wie man es nennen will; allein die Sache oder das Buch mußte doch ein Ende nehmen, und ich glaube, dieser Schluß hat mehr Bedeutung bei aller bloßen Andeutung, als ein summarisches Heiratskapitel gehabt hätte.

Ich habe endlich Stahr mit seiner Lewald in verschiedenen Gesellschaften getroffen und mußte mit ihm sprechen. Er hat aber einen abscheulichen, ausgedorrten und läppischen Eindruck auf mich gemacht. Ich hörte übrigens, daß Leute damit umgehen, ihm in betreff seines « Torso » ein hundsgemeines Kompilations- und Plagiatswesen nachzuweisen, wozu ich ihm Glück wünsche, wenn es wahr ist. Ich habe das Buch nicht gelesen. Er nennt seine Frau gegen andere immer Frau Fanny Lewald-Stahr. Das herrliche Ehepaar verzehrt sich in der Leidenschaft der Selbstsucht und des Brotneides, und das Seltsamste dabei ist, daß sie aus dieser Leidenschaft heraus sich immer auf einen Dritten werfen und ihn, um enthusiastisch und uneigennützig zu scheinen, gewaltsam herausstreichen, natürlich auch um für sich zu werben. Neuerlichst wurde Freytag zu diesem Zweck erkiest, und dabei die für Stahr so unvermutete Wendung gemacht, den alten Goethe abgetan zu erklären als Romanmuster wegen des kalten « griechischen Profils und des Idealismus » im « Meister » z. B. Als ob « Wilhelm Meister » nicht das realitätssüchtigste Buch von der Welt wäre. Doch werden Sie das wohl selbst gelesen haben in der « Kölnischen Zeitung ». Vor nicht langer Zeit behauptete der Esel von allem das Gegenteil. Und ein solches Waschweib, das wie eine Puppe von einem alten Dragonerweib gelenkt wird, ist der gute Adolf Stahr geworden!

An Mutter und Schwester

17. Oktober 1855

Liebe Mutter und Schwester!

Ich bin leider noch nicht imstande, heimzukommen, obgleich ich ganz gewiß darauf gerechnet hatte; denn ich habe viel Ärger und Zerwürfnisse mit den Buchhändlern gehabt. Der Verleger in Braunschweig sucht mich eben unten zu halten, solang als möglich; ich wollte daher mit andern probieren, da es mir an Anträgen nicht fehlt, und habe davon nur Verdruß gehabt. Ich hatte nämlich einem in Sachsen [Scheube] ein Buch verkauft für 300 Taler (beinahe 1200 Franken), ehe eine Zeile daran geschrieben war, und das Geld erhalten. Da ich aber merkte, daß dies ein junger Schnaufer sei, der für die Zukunft keine Sicherheit bietet, so machte ich die Sache wieder rückgängig, kehrte zu dem alten und reichen Vieweg zurück, der sich bereitwillig anstellte, und gab jenem unter großen Schwierigkeiten sein Geld zurück. Inzwischen habe ich das fragliche Buch in zwei Monaten geschrieben, und da mich der Vieweg wieder am Bändel hatte, so wollte er mich wieder bemogeln und drangsalieren, so daß ich abermals von ihm absprang und einem Berliner Verleger [Duncker], in dessen Haus ich seit Jahren komme, ein Werk[1] vermarschandierte für 500 Taler, wovon ich die Hälfte am 1. Oktober empfangen, und welches bis Ende November spätestens fertig sein muß. Heute, wie ich eben diese Briefe schreibe, schickte endlich Vieweg den Rest des Geldes für das fertige Buch, nachdem er mir doch einiges abgezwackt; es würden nun hundert andere Herren mit einem solchen Sümmchen endlich abreisen und das weitere der Zukunft überlassen. Ich habe mir aber vorgenommen, die Sache auszuhalten, da ich aus Erfahrung weiß, wie schwer man dazu kommt, nachträglich Schulden zu bezahlen, die man an einem Orte hinterlassen, und so wandert alles, was ich einnehme, sogleich in die Hände

[1] Der Novellenzyklus Galatea, das spätere « Sinngedicht. »

meiner Gläubiger und ich behalte immer nur das Notdürftigste zurück. Bis im November werde ich mit den Berlinern ungefähr fertig sein, und dann werde ich für eine Summe kontrahieren, mit welcher ich heimreisen kann, denn die Schulden in Zürich sind unbedeutend. Dagegen will ich genug Geld in der Tasche haben, damit die Bettelei aufhört.
Wie die Sachen jetzt stehen, so ist es bloß eine letzte Verhexung, die mich hindert und belästigt, ohne weitere Bedeutung, da ich sonst wohl weiß, was ich will und genug verdienen kann; wenn ich das Geld, welches ich seit drei Monaten eingenommen, hätte in der Tasche behalten können, so könnte ich lachen; doch müssen die Schulden einmal aufhören, da ich jetzt leicht und viel arbeite und mit Ausnahme der Wohnung wenig brauche (d. h. so wenig, als in Berlin möglich ist!). Die Wohnung, welche, da ich mich an gute Zimmer gewöhnt habe, teuer ist, rentiert sich aber, weil ich gern darin hocke und fleißig bin. Die Hauptsache ist, daß ich jetzt nur kleine und lustige Arbeiten unternehme, die leicht und rasch fertig sind und mir gut bezahlt werden, so daß es endlich vom Fleck geht.
Wenn ich nur einmal zu Hause bin, so will ich ein Jahr lang so verzweifelt schustern in dem Stübchen, das Ihr da zu haben scheint, daß ein guter Ruck vorwärts geht und ich mich dann um eine größere Wohnung umschauen kann. Es ist mir schändlich verleidet, mittags und abends immer auszugehen, um etwas zu essen, ob es gut oder schlecht Wetter sei! Ich trinke zwar öfter Tee zu Hause des Abends, aber dies ist bei fremden Leuten, die in allem etwas verdienen wollen, auch nicht das Wahre. Wenn ich so einen ganzen Winterabend zu Hause bin, so kostet derselbe, damit Ihr seht, wie teuer es ist, folgendes: für etwa 3 Groschen Öl, für 6 Groschen Tee, Butterbrot und etwas schlechte Wurst, für 2 Groschen Holz, welches zusammen 11 Groschen macht, oder 1 Franken und 3 Batzen. Wenn ich freilich sechs Stunden nacheinander schreibe, so habe ich für 8 bis 10 Taler geschmiert; aber das kann man nicht so Tag für

Tag nehmen. Doch genug von diesen Lumpereien; Ihr seht wenigstens, daß mir endlich etwas Geld durch die Hände geht, und daß die Zwischenräume immer kleiner werden, wo ich keines habe; und somit wird es wohl bald anders kommen.

An Eduard Vieweg

10. Nov. 1855

Der Grund aller meiner Unregelmäßigkeiten und Mißgeschicke ist mein endloser Aufenthalt in Berlin. Ich befinde mich hier schlecht und bin nicht an meinem Platze; stets von Schulden gequält, muß ich immer von einem Nagel zum andern hängen und alles, was ich einnehme, vorweg weggeben, so daß ich nie zu einer längeren ruhigen Muße komme. Dies rührt hauptsächlich von der langen Romangeschichte her, und wie ich dieses Buch, trotz der Langsamkeit, doch nicht für einen größern Erfolg durcharbeiten und, was hauptsächlich nötig gewesen wäre, am Schlusse noch einmal durchsehen konnte, so geht es mir mit jeder Arbeit, die ich hier noch beginne. Ich habe mich daher entschlossen, der Geschichte ein Ende zu machen, meine Schulden auf Ein Mal zu bezahlen und auf den 1. Dezember nach der Schweiz zu reisen. Dort werde ich bei meiner Mutter wohnen und meine frühere Ruhe wieder finden, eine leichte Stelle in der Staatsverwaltung, die nicht viel Zeit wegnimmt, ist mir längst zugesagt, damit ich eine äußere gesicherte Existenz habe.

**An Lina Duncker*

17. November 1855

Geehrteste Frau Duncker!

Da, wie ich höre, Herr Duncker verreist ist, so will ich mich mit diesen Zeilen an Sie wenden in der Hoffnung, daß Sie dieselben aufnehmen möchten, wie sie gemeint sind. Ich bin

in den letzten Monaten etwas verbittert und verbohrt gewesen, da allerhand tolles Zeug über mich ergangen ist und ich gezwungen war, so lange in Berlin zu bleiben. Da ich aber nun in acht Tagen endlich abreise, so bin ich so zufrieden und vergnügt, daß alles mir in einem vernünftigeren Lichte erscheint, und muß vornehmlich Ihnen ein großes Unrecht abbitten, das ich gegen Sie begangen habe. Als ich nämlich jüngst bei Wagner war, verleitete mich der Dr. Frese durch sein ewiges Fragen zu großem Zorne, daß ich mich gänzlich vergaß und ohne Rücksicht auf den Ort und die Gesellschaft über Sie räsonnierte. Auf seine Frage nämlich, die er mir an allen öffentlichen Orten immer zuruft, ob die Novellen fertig wären, sagte ich, nein: ich hätte sie beiseite gelegt, auf die Frage: warum? weil ich die Lust verloren hätte, für Sie zu arbeiten! und auf die Frage: warum dies? weil Sie mich ungezogen behandeln, da Sie mich nicht ein einziges Mal mehr rufen ließen und ich gar nicht wüßte, woher diese Ausschließung käme, nachdem Herr Duncker einen Kontrakt mit mir abgeschlossen, und ich ließe mich nicht wie eine Strohpuppe behandeln, die man nach Laune in ein Haus ziehen und wieder hinauswerfen könne.

Hierauf hielt mir Frese eine grobe Predigt, daß ich Sie besuchen müsse usw. vom Standpunkte eines höflichen Gesellschaftsmenschen aus und mit dem Verständnis eines solchen, worauf ich anfing, ihm auseinanderzusetzen, daß ich ohnehin nicht mehr zu Ihnen kommen könne, weil ich Ihnen mehrmals meine Meinung von Dr. Vehse gesagt, Sie aber seither diesen fortwährend bei sich sähen, während ich seit Monaten gänzlich ignoriert werde; ich verbreitete mich über diesen Gegenstand mit einiger Heftigkeit. In der Sache selbst bin ich noch der Meinung und wenn ich länger in Berlin bleiben würde, so würde ich überhaupt in kein Haus mehr gehen, in welchem der Dr. Vehse Zutritt hat; denn dieser ist ein abscheulicher Mensch.

Aber es war unrecht von mir, mich so zu vergessen und diese Dinge in einer Bierkneipe zur Sprache zu bringen; ich

habe das nächste Mal, wo ich hinkam, erklärt, daß ich es bereue und daß ich unrecht getan hätte, und bitte hiemit nun auch Sie herzlichst um Verzeihung, indem ich alles als ungesprochen zu betrachten bitte, was ich in dieser Materie dort gesagt. Da ich von den hiesigen sozialen Übelständen nun befreit bin, so wünschte ich wenigstens da, wo ich eine Zeitlang gern hingegangen bin, mit äußerlichem Frieden und Anstand abzuziehen, zumal mich nun diese sämtlichen Dinge nichts mehr angehen. Obgleich ich weiß, daß Sie, Frau Duncker, ein Taugenichts sind, so kann ich Ihnen doch nicht ernstlich böse sein und muß Sie schließlich immer wieder gern haben, und hiemit können Sie auch ein wenig zufrieden sein; denn diejenigen, welche ich gründlich hasse und verachte, sind nicht zu beneiden.

Ich bitte Sie, Herrn Duncker zu sagen, daß ich sein Buch in Zürich so rasch als möglich fertig machen werde; in Berlin habe ich seit vielen Wochen keine ruhige Stunde mehr; es soll aber nicht sein Schade sein; denn ich glaube, es wird ein ganz gutes Buch werden. Sollte er aber wünschen, aus der Sache heraus zu sein, so würde ich augenblicklich für einen Verleger sorgen, der sie übernähme.

Und hiemit leben Sie wohl, wenn Sie diesen Abschied wohl aufnehmen mögen, und bessern Sie sich auch ein bißchen nach meinem Beispiel. Ihr ergebenster

Gottfr. Keller

JEREMIAS GOTTHELF

I.

Besprechung von «Uli der Knecht» und «Uli der Pächter» in den «Blättern für literarische Unterhaltung» von 1849.

Die Verlobten gingen miteinander über die Wiese, da raufte Reinhard jene Pflanzen aus und zeigte Lorle den wundersam zierlichen Bau des Zittergrases und die feinen Verhältnisse der Glockenblume. «Das gehört zu dem Schönsten, was man sehen kann», schloß er seine lange Erklärung. «Das ist eben Gras», erwiderte Lorle, und Reinhard schrie sie heftig an: «Wie du nur so was Dummes sagen kannst, nachdem ich schon eine Viertelstunde in dich hineinrede.»

Diese gute Stelle kommt vor in Auerbach's «Frau Professorin». Sie machte mich augenblicklich stutzen. Wie, dachte ich, sollte diese Stelle am Ende bezeichnend sein für die ganze Dorfgeschichten-Literatur? «Das ist eben Gras!» Sollte das Volk vielleicht den Schilderungen seines eigenen alltäglichen Lebens einen ähnlichen Titel geben, nachdem wir Gebildeten und Studierten schon eine Viertelstunde und länger in dasselbe hineingeredet haben? Wenigstens haben wir keinen Beweis vom Gegenteil; denn wir haben überhaupt noch gar keinen Bericht, ob unsere Volksschriftsteller in den Hütten des Landvolks ebenso bekannt seien, wie in den Literaturblättern und allenfalls bei den Bürgerklassen der Städte, und wenn sie es sind, welche Wirkung sie gemacht haben. Nur von Hebel weiß man, daß er in den alemannischen Gauen populär geworden ist. Es kann auch nicht anders sein. Die wohlfeilste Ausgabe von Pestalozzi's «Lienhard und Gertrud», dem unübertroffenen Muster, kostet, trotzdem daß das Buch vor einem halben Jahrhundert geschrieben wurde, heute noch über einen Gulden; Auerbach's verschiedene Auflagen sind bis jetzt noch sämtlich von dem gewöhnlichen belletristischen Publikum konsu-

miert worden, gleichwie Geßner's « Idyllen » nicht von Schafhirten, sondern von Marquisen und Patriziern gelesen wurden, ohne daß ich übrigens eine weitere Vergleichung hier beabsichtigte. Die angeführten zwei Bücher von Gotthelf: « Uli der Knecht » und « Uli der Pächter », kosten zusammen beinahe vier Gulden. Wie lange es geht, bis ein Bauer für ein Buch, das nicht gerade die Bibel ist, vier Gulden disponibel hat, weiß jeder selbst, der mehr in einem Bauernhaus verweilt hat, als bloß um an einem heißen Sommertage eine frische Milch darin zu essen. Und vollends ein armer Bauer oder gar ein Knecht! Und wenn sich endlich ein solcher Sonderling und Verschwender findet, gewiß eine Vogelscheuche für das ganze Dorf: wie soll das Buch zu ihm gelangen, oder er zu dem Buche? Er bekommt keine Bücherpakete « zur gefälligen Einsicht », und ebenso wenig hat er Muße und Gelegenheit, sich in den Buchläden herumzutreiben und nach « Novitäten » zu fragen; und auf den Büchertischen am Jahrmarkt, wo der « Eulenspiegel » und der « Gehörnte Siegfried », der « Trenck » und das Kochbuch liegen, sind obige Volksschriften leider nicht zu finden. Ich übertreibe zwar: ich weiß wohl, daß hier und da ein Schullehrer, ein aufgeklärter Pfarrer oder sonst ein ordentlicher Mann sich dergleichen hält und diesem oder jenem strebsamen Jüngling oder Mädchen in die Hände gibt; aber das ist erst ein schwacher Anfang, der auf eine fernere Zukunft deutet.

Auf obige Stelle nun, das « Gras » betreffend, hat Auerbach selbst in « Schrift und Volk » (S. 72) sehr gut geantwortet:

> Das Volk liebt es nicht, sich seine eigenen Zustände wieder vorgeführt zu sehen; seine Neugierde ist nach Fremdem, Fernem gerichtet, wie sich das auch in andern Bildungskreisen zeigt. Erst wenn sich die Überzeugung auftut, daß man in sich selbst neue Bekanntschaften genug machen kann, wenn höhere Beziehungen in dem alltäglich Gewohnten aufgeschlossen werden, lernt man das Alte und Heimische neu lieben.

Es handelt sich eben darum, daß das « Volk » so gut zu sich selbst zurückgeführt werde wie überhaupt alle Menschheit,

und auch bei ihm der Geschmack am Fremden und Sonderbaren vertrieben werde. Denn vieles, was man für ursprünglich Volkstümliches hält, die Lust an allerlei gepfeffertem Abenteuer- und Sagenspuk, ist ebenfalls nur ein Hinzugekommenes und in den tiefen Grundschichten und Spalten länger Hängengebliebenes. Es ist sehr natürlich, daß der Görres des neunzehnten Jahrhunderts dasjenige für urvolksmäßig und ewig erkläre, was ein Görres des zehnten Jahrhunderts ausgestreut hat; aber nicht so natürlich ist es, daß wir andern Leute darauf schwören. Und was vor tausend Jahren da oder dort volkstümlich gewesen sein mag, es ist es jetzt nicht mehr. Das Volk streift zeitweise alte geborstene Rinden von sich ab, und man wird vergebens diese Bruchstücke trocknen, zu Pulver stoßen, und ihm wieder unter die Nahrung mischen wollen; sie werden entweder sogleich ausgespien, oder die gute Natur hilft sich durch Geschwüre und Ausschläge.

Ewig sich gleich bleibt nur das, was rein menschlich ist, und dies zur Geltung zu bringen, ist bekanntlich die Aufgabe aller Poesie, also auch der Volkspoesie, und derjenige Volksdichter, der ein gemachtes Prinzip braucht, um arbeiten zu können, tut daher am besten, die Würde der Menschheit im Volke aufzusuchen und sie demselben in seinem eigenen Tun und Lassen nachzuweisen. Gelingt ihm dies, so erreicht er zugleich einen weitern Zweck, und deckt eine Blöße im Getriebe der Kultur. Es ist nämlich die laute Klage der Retrograden und wirklich eine häufige Erscheinung, daß durch die sogenannte Aufklärung, d. h. durch die Verbesserung und Ausbreitung der Volksschule, ein unnatürlicher Ehrgeiz, allerlei windiges Wesen und Unzufriedenheit mit seinem Stande geweckt werden. Mancher Bauer, dessen Sohn einen guten Brief schreiben, eine Wiese ausmessen gelernt, oder in Erfahrung gebracht hat, daß die Gewächse sich auch geschlechtsweise fortpflanzen, oder der über 1812 und 1798 hinauf noch einige historische Jahreszahlen mehr kennt, der sagt: « Potz Blitz! Mein Bub muß ein Gerichtsschreiber

oder gar ein Advokat, ein Ingenieur, ein Doktor, ein Lehrer werden». Und statt eines tüchtigen kundigen Bürgers, der mit Rat und Tat bei der Hand und eine Zierde seiner Gemeinde ist, erzieht er mit seinem sauer erworbenen Gelde dem Staate ein mißlungenes Subjekt, einen Winkeladvokaten und käuflichen Geschäftsmacher, einen versoffenen Geometer, welcher nichts zu tun hat, weil er über das Ausmessen der Wiese hinaus zu nichts Weiterm das Zeug im Kopf hatte, einen Quacksalber und einen aufgeblasenen Schulmeister, der sich auf alles versteht, nur nicht auf die Kinder.

An dieser Kalamität ist aber nicht die Aufklärung schuld, sondern die menschliche Schwachheit, und die Abhilfe liegt in der Bildung selbst: einesteils dadurch, daß dieser falsche Ehrgeiz eben einfach ein erstes Stadium ist, welches durch den steten Fortschritt von selbst überwunden wird; anderenteils durch die Volkspoesie, von der wir sprechen. Wenn die Bewohner der Bauernhütten erfahren, daß ihr Herz gerade auf die gleiche Weise schlägt, wie das der feinen Leute, wenn sie sehen, daß ihre Liebe und ihr Haß, ihre Lust und ihr Leid so bedeutungsvoll ist, wie die Leidenschaften der Prinzen und Grafen, wenn der kräftige Bauernbursche fühlt, daß seine Faust ihr bestimmtes Gewicht und Ansehen hat, und daß seine frischen Augen im Lande so guten Schein geben als irgend andere Augen, wenn die einsame graue Großmutter weiß, daß ein Dorfkirchhof so gut eine adelige Burg der Trauer und des geheimnisvollen Schicksals ist, wie der Kreuzgang einer alten Abtei, wenn das ländliche Dirnchen merkt, daß sein Kränzlein grüner ist und höher im Werte steht als manches andere: – dann wird endlich jene Sucht nach Karriere und Vornehmheit wie ein trüber Nebel verschwinden, und für jeden Kopf, welcher dennoch, mit Berechtigung, aus seinem Stande sich herausarbeitet, wird alsdann ein anderer aus andern Ständen sich einfinden. Aus manchem vornehmen Feldverderber und Branntweinbrenner, der jetzt nicht Fisch und nicht Vogel, nicht Herr

und nicht Bauer ist, wird dann ein tüchtiger Ackersmann werden, wenn die Vorurteile verschwunden sind, und er nicht mehr gemeiner zu werden braucht, indem er endlich den Zwillichrock anzieht und die Hand wirklich an den ersehnten Pflug legt. Dann wird es hoffentlich auch dahin kommen, daß es nur noch Eine Poesie gibt.

Man wende nicht ein, daß der fleißige Bauer und sonstige Arbeiter mit einer veredelten Anschauungs- und Empfindungsweise, mit einem solchen poetischen Bewußtsein ein schlechter Arbeiter und Geschäftsmann sein werde. Die religiösen Sekten verschiedener Art haben bewiesen, daß man sogar durch unnatürliche fanatische Schwärmerei die Arbeitstüchtigkeit nicht verliert, und gerade die Pietisten mit ihrer krankhaften Empfindelei und näselnden Religiosität sind es nicht, welche sich ökonomisch am übelsten zu stehen pflegen. Waren Cromwell's Rundköpfe weniger gute Soldaten, weil sie vor der Schlacht geistliche Seufzer ausstießen und nach der Schlacht predigten? Und warum sollte ich auch die Kraft verlieren, eine Eiche zu fällen, weil ich weiß, daß der grüne Wald schöner ist als der Salon eines Bankiers? Warum die Besonnenheit, ein Schifflein zu lenken, weil ich mit klarem Blick in die Tiefe des Wassers zu dringen vermag? Warum die Fähigkeit, einen Pflug zu führen, weil ich mich auf dem weiten Acker unter dem blauen Himmel so recht glücklich und andächtig fühle? Warum mit minderm Eifer ein Hufeisen schmieden, weil ich weiß, daß ein wohlgeschwungener Hammer dem Schmied gut ansteht? Und sollte ich das Geld, welches ich aus zehn Scheffel Weizen gelöst habe, wohl nicht so gut zählen und zusammenhalten können, als mancher Schriftsteller das Honorar für seine empfindsamen Romane? Es gibt Leute, welche in der Ästhetik drin stecken wie ein Wurm im Mehle, und aus lauter ästhetischen Gedanken große Häuser bauen und ihr Pult mit Eisenbahnaktien anfüllen: – und ein Landmann sollte nicht mit einigem menschlichen Anstand seinen Beruf erfüllen können?

Wenn man gegenwärtig von Volksschriftstellern spricht, so stehen Berthold Auerbach und Jeremias Gotthelf (Pfarrer Bitzius zu Lützelflüh im Kanton Bern) obenan. Auerbach ist von der Höhe der jetzigen Bildung aus zu der Volksschrift gelangt. Er hatte einen philosophischen Roman geschrieben, ehe er an seine « Dorfgeschichten » geriet, und auch von diesen vermag ich nicht zu berichten, ob ihn ein bewußter Beruf, für das Volk zu schreiben, dazu trieb, oder ob es mehr ein glücklicher Wurf des Künstlers war, welchen Lust und Talent auf dies Gebiet führten, wie etwa ein frischer Morgenwind eine heitere Wolke am Himmel dahintreibt. Sei dem wie ihm wolle, die « Dorfgeschichten » sind, mit Ausnahme des miserabeln Reinhard in der « Frau Professorin », alle frisch und gesund und ein festtägliches Weißbrot für das Volk. Sie sind schön gerundet und gearbeitet; der Stoff wird darin veredelt, ohne unwahr zu werden, wie in einem guten Genrebilde, etwa von Leopold Robert; und wenn sie auch ein wenig lyrisch, oder wie ich es nennen soll, gehalten sind, so tut das meines Erachtens der Sache keinen Eintrag. Nicht so verhält es sich mit Gotthelf. Dieser besitzt die gleiche Intensität des Talents, den Sinn für Haushalt und Leben des Volks, für die Durchdringung besonders ländlicher Zustände; er vermag vielleicht noch tiefer herabzusteigen in die Technik und Taktik des Bauernlebens, gibt dasselbe mit allem Schmutze des Kostüms und der Sprache mit der größten Treue wieder, und gleicht hierin einem Niederländer. Aber er ist dabei ohne ästhetische Zucht geblieben, und wenn er als Pfarrer über seinem Publikum steht, so steckt er wieder als Schriftsteller wie ein Naturdichter mitten unter demselben und scheint ohne Nachdenken und Mäßigung zu arbeiten. Wie Auerbach sich im heimatlich schwäbischen Schwarzwalde bewegt, so nimmt Gotthelf Stoff und Szene seiner Erzählungen aus dem Kanton Bern, und sie bekommen dadurch ebenfalls die lokale Färbung und Wahrheit, welche in guten Volksschriften von je gefunden worden und, kann man hinzusetzen, überhaupt eine Lebens-

bedingung der ursprünglichen klassischen Dichtungen fast aller Zeiten und Völker sind. Denn es ist ein bedeutsamer Wink, daß alles, was einem gesunden Volksbuch zu gute kommt, bei Licht besehen jedem poetischen Produkt, da wo ein reiner Geschmack herrscht, zum Vorzug gereicht.

Wenn aber bei Auerbach Herz und Gemüt die erste Rolle spielen, und daher seine Geschichten durch den Konflikt, in welche jene auch im Dorfe geraten, zu artigen Romanen, lieblichen Dichtungen werden, so sucht Gotthelf seinen Beruf darin, daß er einen der Charaktere, welche im Volksleben sich am stärksten auszubilden pflegen, herausgreift und dann in einem etwas eintönigen Verlaufe, ohne künstliche Verwicklungen, zeigt, wie dieser Charakter zum Guten oder Bösen gedeihen könne. Dabei sind indessen alle andern Personen, welche sich an denselben anschließen, alle Sitten und Gebräuche so wahr und schlagend gezeichnet, daß auch der alltäglichste Lebenslauf und trockenste Haushalt dadurch interessant und mannigfaltig wird. Gotthelf hat zwar auch « Schweizerische Sagen und Bilder » geschrieben, worin immer mit der Dorfgeschichte eine alte Zwingherren- und Gespenstergeschichte verflochten ist. Diese letztern sind aber in einem so übertriebenen ungeschickten Breughel-Stil geschrieben, er hält sich so gewaltsam an einen verdorbenen Volksgeschmack, daß sie keine Bedeutung haben können. Sein eigentliches Element dagegen ist z. B. sein « Hans Joggeli, der Erbvetter », und « Harzer Hans, auch ein Erbvetter ». Im erstern schildert er einen alten reichen Bauer, ein kluges feines Männlein, welches, umlagert von Erbschleichern aller Art und beiderlei Geschlechts, durch ihre Zudringlichkeiten und Intrigen schlau hindurchsteuert, ohne sich verwirren zu lassen, ihre eigennützigen Geschenke und Dienstleistungen sich wohlweislich schmecken läßt, und am Ende ein armes Pärlein, welches als Knecht und Magd getreu ihm diente, unbeachtet und ohne Ansprüche, mit Haus und Hof und dem ganzen reichen Erbe beglückt, während er jenen Erbschleichern in seinem

Testamente, jedem durch ein anzügliches Legat, noch einen Possen spielt. Im « Harzer Hans » schildert er einen andern reichen Bauer, der aber ein gräßlicher Geizhals ist, welcher sich in der abnormsten Schinderei herumwälzt, seine Frau durch seinen gottlosen Geiz wahnsinnig macht, und nach dessen Tod die hohnlachenden Erben die aufgespeicherten Reichtümer auseinanderzerren. Oder er schildert in « Käthi, die Großmutter » eine Frau, welche in weiser Sorge und Liebe für ihr Haus ergraut ist. Alle diese Sachen gründen sich, und darin liegt allerdings eine tiefe Kenntnis des Bauers und dessen, was ihm mangelt, auf seine materiellen Interessen, auf seine Gewinn- und Ränkesucht, und Gotthelf sucht das Volk von diesem trübseligen und sterilen Boden ab zu einem erhöhten Bewußtsein zu bringen. Ob er es auf die beste Weise tut, werden wir weiter sehen.

Schon vor mehreren Jahren schrieb Gotthelf « Uli der Knecht », welcher vielen Beifall fand, und nun hat er eine Fortsetzung des Buchs herausgegeben: « Uli der Pächter ». Es sind zwei ziemlich starke Bände und können gewissermaßen Gotthelf's Hauptwerk genannt werden. Es ist ein großes Verdienst dieses Volksbuchs, daß die Fortsetzung nicht etwa ein abgeschwächter zweiter Teil zum « Faust », oder zum « Meister », oder eine mißlungene Fortsetzung des « Geisterseher » usw., sondern in ihrem vollen Rechte eine wahre nützliche Fortsetzung ist. In diesem Uli ist das Schicksal eines Bauers dargestellt, welcher sich vom armen hoffnungslosen Knechte herauf zu einem tüchtigen Pächter, und zuletzt zum großen Bauer und Eigentümer hinaufschwingt. Es handelte sich hier nicht darum, einen brillanten Charakter zu wählen, welcher im Kampfe mit finstern Dämonen und feindlichen Mächten Heldentugenden im großen Maßstabe entfaltet und mit einem Effekt von der Bühne tritt; sondern mit meisterhafter Hand hat Gotthelf einen ganz gewöhnlichen Menschen genommen, gesund und kräftig an Leib und Seele, aber eher etwas beschränkt als geistreich, wenigstens allen Einflüssen offen, und für das Gute

und das Böse fast gleich empfänglich. Nicht große geniale Taten können eine solche Natur auf einen grünen Zweig bringen, sondern Fleiß, Gewissenhaftigkeit und die unbedingteste Ehrlichkeit; ohne diese wird er ein Stümper in seinem Berufe, ein kümmerlicher Geselle, welcher den Fleiß durch Spekulationen, Sachkenntnis durch grundsatzloses Experimentieren, Gewissenhaftigkeit durch erbärmliche Kniffe und Schlauheiten ersetzen will und daher zu Grunde geht. Hat der Schriftsteller einen solchen Charakter zu einem guten Ziele geführt, so kann jeder Leser ihm folgen, und hat die gerechte Hoffnung, ebendahin zu gelangen.

Uli ist ein junges blutarmes Knechtlein, welches, in der Überzeugung, daß es sein Leben lang ein solches bleiben müsse, arbeitet, so schlecht und recht es eben muß, seinen spärlichen Lohn durchbringt, spielt, trinkt und sich darein ergeben hat, dies immer so zu machen. Sein Meister, ein reicher kluger und wohlgesinnter Bauer, welcher den Grundsatz befolgt, einen Dienstboten womöglich bessern zu wollen, ehe er ihn fortjagt, nimmt ihn in die Schule. Uli wehrt sich hartnäckig. « Was soll ich », meint er, « meinen Lohn zur Seite legen und sparen? Aus nichts wird nichts! Was soll ich mir Mühe geben, ein einsichtsvoller und gewandter Landwirt zu werden, da ich keinen Menschen auf der Welt habe, und niemals zu einem eigenen Stück Land komme? » Der wackere Meister gibt aber nicht so bald nach, und es gelingt ihm endlich, dem Burschen die schöne Wahrheit beizubringen, daß ein gewissenhafter und tüchtiger Bauernknecht zu sein, keinem Menschen mehr zu gute komme, als ihm selbst, und daß, wer sich Arbeitsliebe und Arbeitskenntnis erworben habe, und dadurch in seiner Art berühmt sei, schon in diesem guten Namen ein Kapital besitze, welches unschätzbar sei, und er werde, wenn er seinem Rate folge, dieses schon noch erfahren. Und so wird denn Uli wirklich ein Knecht, welchem man alles anvertrauen darf, zu des Bauern großer Freude; und für sich selbst hat er mit seinem Lohne, welcher mit seinen Leistungen gern vergrößert

wurde, eine schöne Summe beiseite gelegt, der erste Grund zu einstiger Selbständigkeit. Aber der Bauer beweist auch, daß er nicht nur auf eigenen Nutzen bedacht ist. Als ein alter Vetter zu ihm kommt, welcher ebenfalls einen großen Hof besitzt, der aber aus Mangel an Leitung und durch angehäuftes Gesindel von schlechten Dienstboten zu zerfallen droht, als ihn dieser nach einem zuverlässigen erfahrenen Meisterknechte fragt, dem er alles übergeben könne: da denkt der brave Mann an seinen Zögling und daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sein möchte, denselben in einen weitern Wirkungskreis zu versetzen und eine Stufe höher zu heben. So ungern er den liebgewonnenen Knecht vermißt, so schlägt er ihn doch dem alten Vetter vor, und so wird Uli als Meisterknecht, der allem andern Gesinde zu befehlen hat, auf jenem Hofe installiert. Hier hat er nun volle Gelegenheit zu zeigen, daß er etwas geworden ist. Ein umfangreiches Bauernwesen, aber in der größten Unordnung, böswillige neidische Dienstboten, welche ihm alle Hindernisse in den Weg legen, und endlich Bosheiten und Ränke aller Art von Seite des neuen Herrn selbst, welcher, mißtrauisch und launisch, in seiner eigenen Unfähigkeit Uli seine Tüchtigkeit nicht gönnen mag und zum eigenen Schaden die bösen Knechte gegen den guten aufhetzt. Trotz alledem bringt aber Uli den Hof in Aufnahme, und es wird auf demselben geschafft und gewirkt, daß es eine Art hat. Uli bekommt ein Ansehen und wird berühmt. Da der Bauer selbst mißratene Kinder hat und ihm die Oberaufsicht immer schwerer wird, so entschließt man sich endlich, sich ganz zurückzuziehen und Uli das Ganze in Pacht zu geben. Man gibt ihm zugleich ein schönes braves Weibchen zur Frau, welches als Pflegetochter im Hause erzogen und als eine Art Magd gehalten wurde. Da diese Person den Haushalt seit Jahren geführt hat und alles kennt, was eine rechte Bäuerin wissen muß, so ist die Geschichte nun abgerundet, und der arme hoffnungslose Knecht ist ein Mann geworden, dem man viele Tausende anvertraut, der zu befehlen, zu regieren, selbständig

zu handeln und zu entschließen hat, und eine hübsche junge Frau ist seine Gefährtin. Das ist aber nicht romantisch schnell gegangen, sondern er ist darüber bedächtlich dreißig Jahre alt geworden, kennt den ganzen Umfang seiner Aufgabe und ist durchaus nicht sorglos. Indessen steht sein früherer Meister noch immer mit Aufmunterung und Rat, selbst mit Bürgschaft zur Seite.

Damit schließt « Uli der Knecht », und, sollte man denken, überhaupt dieser Stoff. Denn daß Uli nun im Stande ist, ein guter Pächter zu sein, wissen wir schon und verlangen keinen neuen Beweis in Form eines Buchs darüber. Nun schließt aber Gotthelf mit ebenso unerwarteter als trefflicher Wendung eine neue Bahn auf. Das Menschenleben ist eine fortgehende Schule. Der Staatsmann wie der Bauer muß jeden Morgen die Erfahrungen von gestern sammeln, das Verbrauchte umwenden und erneuern; unsere Seele muß, wenn sie nicht verkommen will, jeden Tag ihre Wäsche wechseln. Der moralische Mensch hat so gut seine Respiration wie der physische, und nur durch dieselbe bleiben wir lebendig. Wir bleiben nicht gut, wenn wir nicht immer besser zu werden trachten, und zu diesem Zwecke bedarf es nicht einmal des Gedankens der Unsterblichkeit; schon für diese sechzig oder siebenzig Jahre müssen wir immerwährend wach sein, wenn wir für die Dauer derselben glücklich, d. h. gut bleiben wollen. Diejenigen, welche dieses leugnen, erfahren es doch täglich an sich selbst am besten, seien sie Nihilisten par excellence, oder seien sie religiöse Heuchler. Uli ist nun ein blühender Dreißiger geworden. Kinder umgeben ihn. Arbeits- und Ordnungsliebe sind ihm zur andern Natur geworden, und er weiß mit fester Hand ein Haus zu führen. Ist er nun fertig? Nein! Jetzt kommt er erst in die Jahre, wo der Mensch Gefahr läuft, in die gröbste Selbstsucht und Engherzigkeit zu versinken, über Arbeit und Sorge alle höhere Bedeutung seines Wesens zu vergessen, mit Einem Wort: zum Philister zu werden. Uli, von Natur aus ängstlich und kurzsichtig, verliert sich in die ärgste

Klauberei, und die Sucht, reich zu werden, quält ihn unaufhörlich. Obgleich er weiß, daß gute, obgleich teuere Knechte nützlicher sind als schlechte und wohlfeile, so hat er doch keine Ruhe, da es nun auf seine eigene Rechnung geht, bis er sein vertrautes solides Gesinde, welches er sich selbst mit großer Mühe herangezogen, verdrängt und wohlfeiles fahrendes Gesindel angestellt hat, in der Hoffnung, dasselbe bald für wenig Lohn ebenso wohl ausnutzen zu können wie jene guten Knechte. Er verwickelt sich in jenes ungerechte schmutzige Prozeßführen, welches, da es leider keine Schande ist, die Bauern leidenschaftlich betreiben, so lange sie triumphiren können. Seine liebsten Freunde sind Schwätzer und Ränkeschmiede, welche ihn aussaugen, während er glaubt, bei ihnen ein grundgescheiter Kerl zu werden. Daher geht es überall schief; er wird mürrisch und unzufrieden, und ist gar nicht im Stande, sich seiner Errungenschaft zu freuen. Seine liebenswürdige und grundtüchtige Frau redet ihm vergeblich zu, von diesem eiteln Treiben abzulassen: es entsteht ehelicher Kummer, obgleich von der edlern und feinern Art; denn die gute Gesellschaft, welche bis unter einen gewissen Punkt nie herabsinkt, verbreitet sich durch alle Stände und ist in den niedern Regionen ebenso oft zu finden als in den hohen. Auch versteht Gotthelf trefflich, ihre feinen Sitten zu schildern. Man lese nur, hier nebenbei gesagt, jene Stellen, wo er den diplomatischen Anstand eines rechten Berner Bauers beschreibt. Ein solcher, so ungehalten er auch ist, wird nie einen Knecht öffentlich anfahren und beschämen; sondern er macht nur im Vorbeigehen, ohne daß es jemand weiter hört, eine ruhige Bemerkung, wie zufällig; und wenn das nicht hilft, so nimmt er ihn nach Feierabend oder sogar erst gelegentlich ins Nebenstübchen, und sagt ihm daselbst ohne grobe zornige Worte, aber entschieden seine Meinung. Noch unerhörter wäre es, daß die Familie unter sich öffentlich zanken würde. Ebenso wenig wird ein solcher Mann in fremden Händeln seinen Rat aufdrängen wollen oder nach Verhältnissen fragen,

die ihn nichts angehen. Diese edle Sitte haben freilich die Bauern vor den Diplomaten voraus.

Uli gerät immer tiefer in sein untröstliches Wesen hinein, bis das Unglück ihn aufrüttelt. Ein Hagelwetter zerschlägt seine Jahreshoffnungen, er kann seine Pacht nicht bezahlen und steht auf dem Punkte, da endlich auch der Hof verkauft werden soll, gänzlich auf die Straße gesetzt, und wieder zum ärmsten Knecht degradiert zu werden, nur mit dem Unterschied, daß er jetzt Frau und Kinder hat. Durch dies Unglück wird er dem Einfluß seiner Frau wieder empfänglich gemacht, er bessert sich, lebt wieder auf und wird ein vernünftiger Mensch, und alles geht gut, da noch ein deus ex machina hinzukommt, der ihn zum reichen Eigentümer des Hofs macht.

Fragen wir nun nach dem Prinzip, zu welchem hinauf und durch welches Gotthelf seinen Uli gerettet hat, so finden wir ein strenges positives Christentum. Darüber ist nicht mit ihm zu rechten. Etwas ist besser als gar nichts, und mit einem Menschen, welcher den gekreuzigten Gottmenschen verehrt, ist immer noch mehr anzufangen als mit einem, der weder an die Menschen noch an die Götter glaubt. Wo reine Humanität fehlt, da muß die Religiosität das Fehlende ersetzen; wenn sie nur erwärmt und erhebt. Aber die Art und Weise, wie Gotthelf seinen Zweck verfolgt, ist zu verwerfen, nicht nur, weil sie pfäffisch und bösartig ist, sondern auch weil sie seine Schriften verdirbt.

Bitzius sagt in einer Vorrede: man werde ihm wenigstens nicht ein gedankenloses und feiles Segeln mit herrschenden Winden vorwerfen können. Das ist allerdings sehr wahr; er verfällt aber in das andere Extrem und sucht mit dem größten Eigensinn gegen den Strom zu schwimmen, und das ist für einen Volksschriftsteller auch nicht klug und weise. Ein solcher hat vom Volke ebenso viel zu lernen, als es von ihm lernen soll, und es ist seine Pflicht, auch ein wenig zu merken, was die Stunde geschlagen hat, wenn er segensreich wirken will.

Von welcher Art die Religiosität ist, welche Gotthelf zu seiner Verbündeten macht, mag man am besten aus folgender Geschichte ersehen, welche er in seinem « Pächter » erzählt. Ein Bauer hat zur Zeit der Ernte seine ganze Jahresfrucht geschnitten auf dem Felde liegen. Es ist Sonntag und ein Gewitter im Anzug. Da macht der Bauer Anstalt, die Ernte zu retten und heimzuführen, ehe es zu spät ist. Eine uralte Großmutter beschwört ihn, nichts zu tun, denn solches sei auf diesem Hofe noch nie vorgekommen; so lange er bestehe, sei am Sonntag nichts gearbeitet worden. Der Mann mochte aber etwas von dem Esel, welcher in eine Grube gefallen und von der Jünger Aehrenrupfen gelesen haben: er läßt sich durch die Lamentationen der Alten nicht einschüchtern, und bringt glücklich sein Korn unter Dach. Kaum ist aber das letzte Fuder in die Scheune gefahren, so kommt ein Blitzstrahl und verzehrt Haus und Habe, und der Bauer, ein trauriges Exempel des göttlichen Zorns, wird blödsinnig. Diese Geschichte schmeckt mehr nach dem Judentum als nach dem Christentum. Gotthelf führt die Worte Sünde und sündlich fortwährend im Munde; fühlt er wohl nicht, daß es ebenfalls sündlich sein dürfte, dem christlichen Gott solch krasse Erfindung unterzuschieben? Ebenso spielen der Teufel und seine Hölle eine große Rolle in Gotthelf's Schriften. Folgende Stelle nimmt sich z. B. sehr trübselig aus im Munde eines reformierten Geistlichen:

Es ist schrecklich, im Feuer zu erwachen; wer es erlebt hat, zittert, so oft er dessen gedenkt. Wie muß es den Sündern erst sein, wenn sie erwachen in der Hölle: Feuer ringsum und nirgend eine Tür zum Entrinnen, gefesselt auf ewig mit feurigen Ketten im ewigen Brand!

und die gleiche Erzählung, wo diese Süßigkeit vorkommt, (« Harzer Hans ») schließt mit der erbaulichen Versicherung, daß der Teufel eine Seele geholt habe.

Möchte sich Gotthelf doch ein wenig an seinem berühmten und braven Vorgänger spiegeln, an Hebel, welcher ebenfalls Geistlicher war. Wie verschieden behandelt dieser sowohl

als Künstler wie als Moralist den Teufel in seinem « Karfunkel »! Diese pietistische Tendenz tut den Volksbüchern großen Eintrag: auf jeder Seite wird gepoltert und gepredigt und oft im abenteuerlichsten Stil.

Aus allem diesem geht nun natürlich hervor, daß Gotthelf auch gegen Volksschule und Aufklärung eifert. Und er tut dies bis zum Überdruß. Auf jeder Seite eifert er über Lehrer, Professoren, Seminardirektoren usw. Besonders führt er immerfort das Wort Professor auf verächtliche Weise in der Feder. Wenn es nach ihm ginge, so würden heute noch sämtliche Professoren und Doktoren aller Fakultäten, ausgenommen der theologischen, beseitigt; sie sind ihm ein Dorn im Auge und das mit Recht; denn wenn diese abscheulichen Bücherwürmer nicht wären, so gäbe es auch keine Volkslehrer mit ihren verhaßten Naturgeschichten, Landkarten, populären Physikbüchern, astronomischen Leitfaden u. dgl. m. Man sieht, der gute Jeremias hält sich an die Quelle; er ist hierin kein gewöhnlicher Aristokrat.

Wenn Gotthelf in Sachen der Kultur überall Opposition gegen die Zeit macht, so wird er in politischen Dingen häufig geradezu zum Wühler. Er gehört der konservativen Partei des Kantons Bern an, welche schon seit mehreren Jahren gründlich in Ruhestand versetzt ist. Daher wimmeln seine Schriften von Invektiven gegen die jetzigen Regenten und alles, was von ihnen ausgeht. Alles Unheil, alles Schlechte, alles Ärgste vindiziert er ihnen. Wenn die Gerichtshöfe nach den neuern mildern Grundsätzen verfahren, und nicht mehr jeden Dieb hängen, der eines Strickes Wert gestohlen hat, so kommt es daher, daß die Regierenden selbst Diebe und Halunken sind und alle Missetäter aus purer Sympathie verschonen, und – drückt Gotthelf sich ziemlich aufmunternd aus – es wird nicht besser werden, bis diese Erzhalunken selbst an den Galgen gebracht, resp. zum Teufel gejagt sind. Man rechnet es dem Aristophanes nicht hoch an, daß er in ähnlicher Weise die Leute durchhechelte, welche er nicht leiden konnte; die Athenienser selbst lachten

ihm zu, krönten seine Stücke und – ließen ihren Kleon am Staatsruder. Aristophanes schrieb aber seine Komödien absichtlich und allein zu diesem Zwecke, und wenn sie gut sein sollten, so mußte er die Realität verhöhnen. Wenn Gotthelf ein satirisches Buch schreiben würde, in welchem er alle seine Parteiansichten niederlegt, so würde man nichts dawider haben; daß er aber seine Malice durch alle seine Schriften gleichmäßig zerstreut, auf der einen Seite das Pathos von Treu und Glauben hervorkehrt, und hinten herum den negativen Hohn und die parteiliche Verdrehung hervorschiebt, das ist keine Art und schadet ihm selbst am meisten.

Der einzige permanente Zorn, welcher an Gotthelf zu billigen, ist seine Antipathie gegen die Juristen. Der Kanton Bern ist nämlich seit einer Reihe von Jahren durch eine Unmasse von Advokaten, Rechtsagenten, Schreibern u. dgl. überschwemmt worden, welche, angelockt durch die neuerrichtete Universität und einen echt demagogischen Professor, von der Dorfschule weg einige Semester in Bern herumrutschten, und dann als halbgebackene Juristen und Sykophanten großen Unfug im Bernischen Volk anrichteten. Diese Erscheinung ist nun zwar eine vorübergehende, indem der radikale Große Rat, das Volk im weitesten Umfange vertretend, selbst den Anfang zur Abhilfe gemacht und kürzlich durch einen Beschluß sämtliche Rechtsagenten aufgehoben hat. Er bewies damit, daß die wahre Volksaufklärung sich selbst von ihren Krankheiten heilen kann ohne reaktionäre Beihilfe. Indessen hat das Übel einmal seine Wirkung getan, und Pfarrer Bitzius, welcher einen unversöhnlichen Haß auf die ganze Juristerei geworfen, mag sich, wenn er an einem Orte sich beklagt, daß die Juristen von den Geistlichen immer nur per Pfaffen sprechen, erklären, wie es kommt, daß man einen ganzen Stand mit einer solchen Antipathie ansehen kann.

Durch diese Tendenzen Gotthelf's haben nun seine Schriften das schöne Ebenmaß verloren; die ruhige klare Diktion

wird unterbrochen durch verbittertes versauertes Wesen; er überschriftstellert sich oft und gefällt sich darin, überflüssige Seiten zu schreiben, indem er seine eigene Manier sozusagen nachahmt und damit kokettiert. Man erhält nicht ein gereinigtes Kunstwerk, durch die Weisheit und Ökonomie des geschulten Genies zusammengefügt, man erhält auch nicht das frische naive Gewächs eines Naturdichters, denn Gotthelf ist ein studierter und belesener Mann; sondern man erhält ein gemischtes literarisches Produkt, das sich nur durch das vortreffliche Talent Bahn bricht, welches sich darin zeigt.
Von den Unebenheiten des Stils nur einige Beispiele. Während der Verfasser sich bestrebt, die drastische Sprache des Volks zu führen und seine Frauen im Scherze mit « Unflat » titulieren läßt, und fortwährend eine höhere Erziehung und Bildung verhöhnt, gebraucht er selbst, um psychologische Zustände zu bezeichnen, Bilder vom Brechen der Lichtstrahlen auf verschiedenen Körpern, von elektrischen Schlägen u. dgl. Wie kann er von dem Volke, das er haben will, das Verständnis solcher eleganten Metaphern verlangen? Er beschreibt ferner sehr gut renommistische Schlemmer, aufgedunsene Hasenfüße:

Johannes hatte eine von den brüllhaften Naturen, welche die ganze Welt voll himmeldonnern, daß man glauben sollte, in ihnen sei die Macht aller wahren und falschen Gottheiten, von Saturn bis auf Hegel, welche bekanntlich darin große Ähnlichkeit haben, daß sie ihre eigenen Kinder auffressen, konzentriert. Betrachtet man diese Naturen in der Nähe, so sind sie zumeist ohne alle innere Kraft und Macht, ihr ganzes Vermögen geht eben in ihrer Brüllhaftigkeit auf. Man sieht zuweilen Menschen in Kaffeehäusern bei Spiel und Champagner die bedeutendsten Rollen spielen, daß man meinen sollte, sie wohnten in Palästen, schliefen auf Schwanenfedern unter seidenen Decken, und es sind die ärmsten Schlucker von der Welt, wohnen zur Miete, oder wohnen auch gar nicht, und wenn sie Kinder haben, so haben diese oft gar nichts, um die Nase zu wischen, als was sie auf die Welt gebracht. Hört man sie, so glaubt man, Gott habe einmal statt Frösche, wie er zuweilen tut, Helden regnen lassen, hageldick, die halbe Welt voll; prüft man sie, so sind es lauter Windbüchsen; bläst man nichts hinten 'rein, kömmt nichts vornen 'raus, sind ohnmächtige Wesen, untertan jeglichem Winde,

der über sie hinfährt, haben aber große Fähigkeit, den Wind zu fassen, große Fähigkeit, ihr verfluchtes Ding wieder von sich zu geben; wäre aber kein Wind, so wären sie auch nichts. Es sind moderne Naturen, oder etwas vulgär gesagt, die Schweinsblasen des Zeitgeistes, oder jedes andern Geistes, der sein Maul an ihr Röhrchen wagt. Derlei Naturen stolpern zu Tausenden in der Welt umher, vom Himmel geregnete Frösche, brüllen die Welt voll, daß man in Versuchung gerät, sich zu ducken, als wäre eine Herde von zehntausend Büffeln im Anzug.

Hier liegt nun die Nachlässigkeit des « Stils », sage ich absichtlich, darin, daß er dergleichen Kerle dem Jahrhundert in den Schuh schiebt; hätte er ein wenig nachdenken mögen, so würde er sich ohne Zweifel an Falstaff erinnert und noch weiter hinauf bis in die Bibel genug solche Bursche gefunden haben, wie z. B. den wackern Goliath, welche just nicht moderne Naturen sind. Gotthelf's Stil mit seinem kecken Gepolter ist selbst ein solcher Schreckteufel, welcher einem bange machen könnte, wenn man ihm nicht auf den Leib ginge. In « Uli der Knecht » handelt der Verfasser, nachdem er von Arbeit und Mühe gesprochen hat, von den Freuden, welche allerdings auch ein Dienstbote haben müsse als Erholung nach der Arbeit, und er verweist sie – wieder auf die Arbeit! Darin nämlich müsse ein rechter Dienstbote seine Erholung finden, daß er sich am Gedeihen und Florieren der Angelegenheiten seines Meisters freue, und daß er sein Vergnügen an einem wohlbestellten Acker, an einem gutverpflegten schönen Stück Vieh finde. Wenn man dies näher besieht, so heißt es nichts weiter, als man müsse eben gern und freudig arbeiten, und für die Erholung von der Arbeit, welche er versprach, ist nicht gesorgt. Ich bin überzeugt, daß Bitzius auch noch andere Erholungen braucht, als daß er etwa seine Predigt wieder liest, wenn er aus der Kirche kommt, oder daß er sich, nachdem er den ganzen Tag geschrieben hat, durch die Lektüre seiner eigenen Schriften erfrischt. Und doch hätte der Verfasser nur einige Seiten weiter einen prächtigen Ausweg gefunden. Er beschreibt dort ein gymnastisches Spiel der jungen Bauernbursche und sagt

selbst, es sei eins der schönsten nationalen Spiele, welche an Sonntagen hin und wieder aufgeführt werden. Auch stammt es aus der belobten alten Zeit und hat in dieser Beziehung also seinen gültigen Stammbrief. Wenn irgendwie eine ehrbare Erholung aufzutreiben gewesen, so war es hier. Was tut aber Jeremias? Er läßt seinen Uli von dem Besuche dieses Volksfestes Schaden und Verdruß nehmen, und rät hierdurch seinen jungen Lesern ernstlich ab, dergleichen Ergötzlichkeiten mitzumachen. Es wäre die Aufgabe des Dichters gewesen, allfällige eingeschlichene Roheiten und Mißbräuche im poetischen Spiegelbild abzuschaffen und dem Volk eine gereinigte und veredelte Freude wiederzugeben, da es sich einmal darum handelt, in der gemeinen Wirklichkeit eine schönere Welt wiederherzustellen durch die Schrift. Gotthelf's Scheu vor den Volksspielen mag es auch erklären, warum man in seinen sonst so ausführlichen Erzählungen nirgend eine Spur vom Volksliede findet. Auerbach hat dies Element reichlich ausgebeutet, und die leichten schwäbischen Liedlein klingen lustig durch Wald und Flur; auf der einsamen Feldhöhe sind sie der Ausdruck für Wohl und Weh. Gotthelf hätte uns mit wahren Kabinettsstücken aufwarten können; denn im Bernervolk sind uralte Lieder mit den prächtigsten Mollmelodien gang und gäbe, Lieder, welche die Zierde des « Wunderhorn » und von Uhland's Sammlung sind, zum Teil auch noch nicht einmal darin stehen. In diesem Punkt ist aber das tausendjährige Volk dem konservativen Literaten von heute wahrscheinlich zu modern und zu weltlich.

Wenn ein tüchtiges Gewitter im Anzug ist, so sieht man in den weiten Bernischen Matten wunderliche Gestalten herumhantieren; es sind die Wasserbauern, welche, in uralte Röcke und Hüte gekleidet, dem zu erwartenden reichlichen Wassersegen Weg und Bahn durch ihre Wiesen bereiten. Gotthelf sagt:

Das hat wohl auch zu der Sage Anlaß gegeben, daß, wer ein Fronfastenkind sei, vor dem Ausbruch der heftigsten Gewitter alte längst

verstorbene Wasserbauern, welche sich gegenseitig um's Wasser betrogen, in den Wiesen wässern sehe, Graben auftun, Bretter einschlagen, dann stehen hinter diesem oder jenem Strauch oder Baum, Feuer schlagend und ihr Pfeifchen rauchend. Man denkt dabei nicht an die Sitte der rechten Wasserbauern, die alten hundertjährigen währschaften Röcke ihrer Großväter anzuziehen, und uralte Hüte aufzusetzen, da modernes Zeug in's Wasser hinaus nichts taugt. So sieht man von ferne allerdings ein uralt längst zu Grabe gegangenes Geschlecht in den Wiesen hantieren, und manche Gestalt mag sich vor der andern fürchten, hinter einen Dornstrauch sich bergen. Ginge man den Gestalten zu Leibe, würde man ganz bekannte Gesichter sehen, deren Beine noch auf Erden wandeln, aber in den Schuhen der Väter, gehüllt in ihre Röcke, übend ihre Sitten.

Die Sache ist einfach die, daß die Bauern alte verdorbene Kleider anziehen zu diesem nassen Geschäft, um die neuen zu schonen. Die Besitzer jener alten Gewänder haben zu ihrer Zeit zu dem nämlichen Geschäfte noch ältere Kleider angezogen, als diese noch neu waren. Der Stoff, welchen heute die Bauern zu ihren Kleidern verwenden, ist noch immer selbst gesponnen und dauerhaft. Wenn man aber so einfache Geschichten fortwährend verdreht und benutzt, um Hiebe auf die Gegenwart anzubringen, so nenne ich das einen schlechten Stil führen. Auch einen unbesonnenen Stil; denn Gotthelf scheint bei dieser Anpreisung der vergangenen Zeit schon nicht mehr daran zu denken, wie er soeben erzählt hat, daß die alten Wasserbauern, die soliden Besitzer jener « uralten Hüte », die « Väter », einander um's Wasser betrogen haben und daher in den Augen des Volks noch spuken müssen.

Man verzeihe mir, daß ich an diesen Kleinigkeiten so weitläufig herumklaube. Ich halte es aber von der größten Wichtigkeit, daß gerade ein Volksbuch durch und durch wahr und klar, in allem Detail ohne Verwirrung und Sophistik gehalten sei. Das Volk hat ohnehin einen Hang, alles zu mißverstehen, zu verspotten, was ihm nicht geläufig ist, sich selbst und seine Ungezogenheiten zu hätscheln, und alles nach Belieben zu verdrehen, so oder so zu deuten. Das darf nicht noch genährt werden.

Doch verlassen wir endlich dies unerquickliche Gebiet und kommen wir auf Gotthelf's Vorzüge zurück. Diese sind die Hauptsache, sonst wäre ich gar nicht im Fall, diese Rezension zu schreiben. Daß Gotthelf ein vortrefflicher Maler des Volkslebens, der Bauerndiplomatik, der Dorfintrigen, des Familienglücks und Familienleids ist, daß er Feld und Stall, Stube und Küche und Speicher genau kennt, ist schon gesagt und versteht sich eigentlich bei vorliegendem Stoffe von selbst. Aber, wenn wir doch noch von einer abgeschlossenen Volkspoesie sprechen müssen: er hat Vorzüge darüber hinaus, welche in jeder Gattung, auch der höchsten, wenn es eine gibt, nur dem bevorzugten Talente eigen sind. Er hat gar keine charakterlosen schwankenden Figuren. Jeder ist bei ihm an seinem Platz und gut durchgeführt, und er hat sich einer großen Mannigfaltigkeit zu rühmen, und ganz feine Nuancen kommen vor. Er weiß einen Unterschied zu machen zwischen zwei schlauen verschmitzten Bauern, und durch die zartesten Linien getrennt, neigt sich der eine auf liebenswürdige Weise zum Guten, der andere zum Bösen. Hauptsächlich auch auf die Frauen versteht er sich sehr gut. Was für vortreffliche alte, dicke Bäuerinnen schildert er, die Zuflucht der ganzen Gegend, wohlwollend und klug! Wie lustig wissen die behaglichen und doch fein organisierten Frauen ihre störrischen Männer zu ihrem eigenen Besten an der Nase herumzuführen, daß einem das Herz lacht und man sich selbst unter ihre Fürsorge versetzt wünscht! Und wie schön sind die jungen Mädchen und Weiber gezeichnet! Der beste Beweis ist, daß man sich immer selbst mit verliebt, oder wenigstens, um in Gotthelf's Sprache zu reden, sich « sauwohl » bei ihnen befindet. Die Liebesverhältnisse sind überaus fein und meisterhaft angelegt. Sie entwickeln sich vor unsern Augen, ohne daß ein Wort davon geplaudert wird, und auf einmal – wir wußten es schon lange, daß es so kommen müsse, ersahen aber den Augenblick nicht – ist das Glück da. In wenigen treffenden Zügen wird es abgemacht.
An epischen, lyrischen und dramatischen Momenten der

schönsten Art fehlt es auch nicht. Uli's junge Frau ist, obgleich sie Pferd und Wagen zur Verfügung hatte, in ländlicher Bescheidenheit und Rüstigkeit mehrere Stunden weit zu Fuß gegangen, um einer Jugendfreundin ein Kind aus der Taufe zu heben. Sie hat dieselbe im größten Elend angetroffen, hat gemildert und getröstet, wo sie konnte, und ist nun, gedankenvoll und aufgeregt, auf dem Heimwege. Ihre Kräfte erschöpfen sich aber doch und die ungewohnten engen Sonntagsschuhe machen ihr viel Beschwerde; so schleppt sie sich mühsam auf der einsamen Straße dahin, auf den Boden schauend und seufzend: da weckt sie eine liebe Stimme, sie schaut auf, und ihr kräftiger schmucker Mann sitzt, das stattliche Pferd zügelnd, auf dem bekannten leichten Fuhrwerke vor ihr. Er ist aus eigenem Drange ihr entgegengeeilt. Die einfache, wahrhaft antike Schönheit dieses Moments fühlt sich übrigens nur, wenn man das Ganze selbst liest. Vom allerbesten Korn ist ferner die Stelle, wo die jungen Pachtleute zum erstenmal ein Erntefest geben müssen. An diesem Tage ist es Sitte, daß nicht nur alle möglichen Arbeiter und wer in irgend einer Berührung zum Hause steht verschiedene reichliche Mahlzeiten erhalten, sondern alle Bettler, welche sich melden und welche um die Erntezeit eigentlich darauf reisen, müssen mit Kuchen abgespeist werden. Vreneli hat schon verschiedene Sträuße mit ihrem knauserigen Manne bestanden, und ihm endlich das Nötigste, was der Anstand erfordert, abgerungen, und sie glaubt so ziemlich gut zu bestehen. Aber

als das Sieden und Braten anging, die Feuer prasselten, die Butter brodelte und zischte, die Bettler kamen, als schneie es sie vom Himmel herunter, die Pfannen zu alles verschlingenden Ungeheuern wurden, – Vreneli, so viel es auch hineinwarf, immer frisch wieder angähnten mit weitem, ödem, schwarzem Schlund: da kam die Angst über ihns; aber sie half ihm halt nichts; wie die Sperlinge den Kirschbaum wittern, welcher frische Kirschen trägt, weit hergezogen kommen mit ihren raschen Schnäbeln und nimmersatten Bäuchlein, so kamen die Bettler daher, vom Duft der brodelnden Butter gezogen, schrien heißhungerig von weitem schon: « Ein Almosen, de

tusig Gotts Wille», und trippelten ungeduldig an der Tür herum, weil sie vor süßer Erwartung die Beine nicht stille halten konnten. Vreneli begann Schnittchen zu backen, daß es sich fast schämte, so klein und so dünn die Kruste, und alles half nichts; es war, als ob sie Beine kriegten und selbst zuliefen einem Schreihals vor der Tür. Es ward ihm immer himmelängster, für die eigenen Leute könne es gar nicht sorgen. In der größten Not erschien die Base unter der Küchentür, wahrhaftig wie ein Engel, und zwar einer von den schweren, denn sie wog wenig unter zwei Zentnern. Sie stellte einen bedeutenden Butterkübel, denn sie hinter Joggeli's Rücken aus ihrem Keller stibitzt hatte, dem besten Schmuggler zum Trotz, auf den Küchentisch.

Schön ist auch Uli's Hochzeitsfahrt beschrieben. Allein mit seiner Braut fährt er auf einem leichten Wägelchen in den dämmernden Morgen hinaus. Ihr Gesichtchen blüht in der Morgenfrische wie eine Rose, und die zarten schwarzen Spitzen ihrer Haube sind mit noch zarterm silbernem Reif besetzt.

Welche elegische Stimmung weht durch die Szene, wo der alte Erbvetter Hans Joggeli begraben wird! Die Leiche ist auf dem Wege nach dem weit entfernten Kirchhof, und der ganze Troß der Vettern und Basen, erblüstern, ist gefolgt, Rührung heuchelnd. Nur das treue Gesinde ist allein im Hause geblieben und hält aufrichtig trauernd Wache, obgleich sie nichts zu erben hoffen.

Wenn aus Ost oder Südost der Wind geht, so hört man im Nidleboden das Geläute von der Kirche her, hört das Mittagsgeläute, hört die Schläge der Totenglocke. Von dort her kam am selben Tage der Wind um's Haus in den Baumgarten hinaus. Jedes für sich, damit keins das andere störe im Horchen und Sinnen, standen die Zurückgebliebenen, lauschten auf die Töne vom Kirchlein her, sahen einander fragend an, schüttelten verneinend die Köpfe. Das Läuten beginnt, wenn der Sarg dem Kirchhof sich naht. Sie wollten im Geist bei seinem Grabe sein, wollten beten in's Grab hinein, wollten mischen ihr Gebet mit der über ihm zusammenrollenden Erde, den andern gleich, die am Grabe standen. Da hob das Mädchen, welches als äußerster Vorposten auf einem großen Erdhaufen stand, die Hand empor und rief: «Hört, hört!» Da klang es wirklich durch die Lüfte, leise, wie Geisterwehen; lauter schwebten dann einzelne Glockentöne heran, Geisterstimmen, welche die Kunde brachten, jetzt nahe der

selige Kirchmeier seinem Grabe, jetzt werde der müde Leib in die Erde gesenkt, um wieder zur Erde zu werden, aus welcher er genommen worden.

Dadurch, daß Gotthelf so sehr an der Vergangenheit hängt, gewinnen seine Darstellungen einen Reiz, welchen Auerbach's Geschichten nicht haben. Er gleicht hierin vielmehr Immermann, welcher in seiner westfälischen Idylle das Volk mit seinem ehrwürdigen historischen Roste vorführt. Das Leben auf den alten großen Bernerischen Bauerngehöften hatte etwas ungemein Ehrwürdiges, und Gotthelf schildert mit schöner Wehmut die alte Art und Weise. Aber alle Formen wechseln auf Erden, und eben dieser Wechsel ist es, welches das Vergangene mit einem verklärenden Lichte bestrahlt. Es würde vor unsern Augen vergehen und verdunkeln, wenn unsere Sehnsucht erfüllt würde und wir wirklich zurückkehren könnten. Hin ist hin!

II.

Besprechung von «Käserei in der Vehfreude» und «Erzählungen und Bilder» in den «Blättern für literarische Unterhaltung» von 1851.

Pfarrer Bitzius steht als Schriftsteller nicht über dem Volke, von welchem und zu welchem er spricht; er steht vielmehr mitten unter demselben und trägt an seiner Schriftstellerei reichlich alle Tugenden und Laster seines Gegenstandes zur Schau. Leidenschaftlichkeit, Geschwätzigkeit, Spottsucht, Haß und Liebe, Anmut und Derbheit, Kniffsucht und Verdrehungskunst, ein bißchen süße Verleumdung: alle diese guten Dinge sind nicht nur in dem Leben und Treiben seiner Helden, sondern auch in seiner beschreibenden Schreiberei zu schmecken. Insofern ist er viel mehr, als die kunstgerechten und objektiven idealisierenden Dorfgeschichtendichter, ein wahrer Leckerbissen für jeden Gourmand und wahren Kenner des Volkslebens. Ob dabei der beste Zweck hinsichtlich der ästhetischen Forderungen sowohl als der

pädagogischen erreicht werde, ist freilich eine andere Frage. Er sticht mit seiner kräftigen scharfen Schaufel ein gewichtiges Stück Erdboden heraus, ladet es auf seinen literarischen Karren und stürzt denselben mit einem saftigen Schimpfworte vor unsern Füßen um. Da können wir erlesen und untersuchen nach Herzenslust. Gute Ackererde, Gras, Blumen und Unkraut, Kuhmist und Steine, vergrabene köstliche Goldmünzen und alte Schuhe, Scherben und Knochen, alles kommt zu Tage, stinkt und duftet in friedlicher Eintracht durcheinander. Er baut ein Berner Bauernhaus mit allen Vorratskammern, mit Küche und Keller und den stillen Gaden der Töchter stattlich auf; aber vor allem fehlen auch Schweinstall und Abtritt nicht, und besonders in der « Käserei » ist soviel von dem animalischen Verdauungs- und Sekretionsprozeß die Rede, daß der verzärtelte Leser mehr als einmal unwillkürlich das Taschentuch an die Nase führt, insonderlich wenn er hinter der nordischen Teetasse sitzt, deren gern gesehene Zierde Jeremias Gotthelf gegenwärtig zu sein scheint.

Wahrscheinlich hat Bitzius einst Theologie und mithin auch etwas Griechisch u. dgl. studiert; von irgend einer schriftstellerischen Mäßigung und Beherrschung der Schreibart ist aber nichts zu spüren in seinen Werken. Das edle Handwerk der Büchermacherei hat verschiedene Stufen in seiner Erlernung, welche zurückgelegt werden müssen. Zuerst handelt es sich darum, daß man so einfach, klar und natürlich schreibe, daß die Legion der Esel und Nachahmer glauben, nichts Besseres zu tun zu haben, als stracks ebenfalls dergleichen hervorzubringen, um nachher mit langer Nase vor dem mißratenen Produkte zu stehen. Alsdann heißt es hübsch fein bei der Sache zu bleiben und sich durch keine buhlerische Gelegenheit, viel weniger durch einen gewaltsamen Haarzug vom geraden Wege verlocken und zerren zu lassen. Beide Disziplinen fließen öfter ineinander, und Herr Jeremias benutzt alsdann reichlich die Gelegenheit, sie mit einem Griffe beim Schopfe zu fassen und siegreich in

eine Pfütze zu werfen. Erstlich ist seine Rede so wunderlich durch: wohl, aber, daneben, jedoch, durch unendliche Referate im Konjunktiv Imperfekti gewürzt und verwickelt, daß man oft ein altes Bettelweib einer neugierigen Bäuerin glaubt Bericht erstatten zu hören. Sodann läßt er sich alle Augenblicke zu einer süßen Kapuzinerpredigt, zu einer Anspielung mit dem Holzschlägel, zu einem feinen Winke mit dem Scheunentor verleiten, welcher weit hinter die Grenze der behandelten Geschichte gerichtet ist. In « Die Käserei in der Vehfreude », welche nur von Bernern ganz deutlich gelesen werden kann und wo es sich nur um Käs und Liebe handelt, wird wenigstens ein halbes Dutzend mal auf das Frankfurter Parlament gestichelt. Hat man gelernt, nicht wie eine alte Waschfrau, sondern wie ein besonnener Mann zu sprechen und bei der Sache zu bleiben, so ist es endlich noch von erheblicher Wichtigkeit, daß man auch diejenigen Einfälle und Gedanken, welche zu dieser Sache gehören mögen, einer reiflichen Prüfung und Sichtung unterwerfe, zumal, wenn man kein Sterne, Hippel oder Jean Paul ist, welches man durchaus nicht sein darf, wenn man für das Volk schreibt, für das « Volk » nämlich mit Gänsefüßchen eingefaßt. Denn obgleich wir jene Herren gehörig verehren, besonders den letzten, so wird uns doch mit jedem Tag leichter um's Herz, wo ihre Art und Weise zum mindern Bedürfnis wird. Es war eine unglückselige und trübe Zeit, wo man bei ihr Trost holen mußte; und verhüten die Götter, daß sie nach der Olmützer Punktation und den Dresdener Konferenzen noch einmal aufblühe.

Was die Einfälle betrifft, so ist es eine eigene Sache mit denselben, und es gehört ein Raffael dazu, jeden Strich stehen lassen zu können, wie er ist. Wie manche Blume, die man in aufgeregter Abendstunde glaubt gepflückt zu haben, ist am Morgen ein dürrer Strohwisch! Wie manches schimmernde Goldstück, welches man am Werktage gefunden, verwandelt sich bis an einen stillen heitern Sonntagmorgen, wo man es wieder besehen will, in eine gelbe Rübenschnitte!

Man erwacht in der Nacht und hat einen sublimen Gedanken und freut sich seines Genies, steht auf und schreibt ihn auf beim Mondschein, im Hemde und erkältet die Füße: und siehe, am Morgen ist es eine lächerliche Trivialität, wo nicht gar ein krasser Unsinn! Da heißt es aufpassen und jeden Pfennig zweimal umkehren, ehe man ihn ausgibt! Da hilft weder blindes Gottvertrauen noch Atheismus; es passiert jedem, der nicht feuerfest oder vielmehr wasserdicht ist. Goethe hat gut sagen: « Gebt ihr euch einmal für Poeten, so kommandiert die Poesie! » welchen Spruch ein tüchtiger Prosaiker meiner Bekanntschaft jungen Dichtern unter die Nase zu reiben pflegte, wenn sie von Stimmung sprachen. Der wackere Mann dachte nicht daran, daß Goethe den « Faust », wo selbiges Sprüchlein geschrieben steht, ein ziemliches Stück Leben lang mit sich herumtrug, ehe er ihn drucken ließ. Und seltsam! gerade die Stimmung ist manchmal die gefährlichste Schlange für hoffnungsvolle Dichter. Wie manches Blatt Papier, welches man in « guter Stunde » vollgeschmiert, kommt einem nach einem halben Jahre so schauerlich vor, daß man vor sich selbst in die Erde kriechen möchte, rot wie ein Krebs, und dem Himmel dankt, daß man selbst und nicht etwa ein Nachlaßherausgeber hinter die Sache gekommen ist!

Von solcherlei Seelenkämpfen scheint der glückselige Jeremias keine Ahnung zu haben. Während der Dichter sonst im Leben unbesonnen, leidenschaftlich, ja sogar unanständig sein kann, wenn er nur hinter dem Schreibtische besonnen, klar und anständig und fest am Steuer ist, macht es Gotthelf gerade umgekehrt: ist äußerlich ein solider gesetzter geistlicher Herr; sobald er aber die Feder in die Hand nimmt, führt er sich so ungebärdig und leidenschaftlich, ja unanständig auf, daß uns Hören und Sehen vergeht. Aber wie gesagt, in diesem Falle gewinnen die echten Liebhaber nur dadurch; sie erhalten um so unverfälschtere Ware, welche sie beliebig verwenden können. So ist z. B. jedes Buch Jeremias Gotthelf's eine treffliche Studie zu Feuerbach's

« Wesen der Religion ». Der Gott, der diese Bauern regiert, ist noch der alte Donnergott und Wettermacher. Sie hangen ab von Regen und Sonnenschein, von Licht und Wärme und fürchten Hagel und Frost. Sie zittern vor dem Blitzstrahl, der in ihre Scheune schlägt, und halten ihn für die unmittelbare Folge einer bösen Tat. Besitz und irdisches Wohlergehen verlangen sie von Gott und sind zufrieden mit ihm in dem Maße, als er dieselben gewährt. Er ist der Gewährsmann und Gehilfe aller ihrer Leidenschaften. Ein ruchloses verleumderisches Weib in der « Vehfreude » will ihn durch Gebet zwingen, ihre Feindin zu töten, und zweifelt an seiner Gerechtigkeit, wenn ihre Dorfintrigen mißlingen. Da ist nie die Rede von der « schönen symbolischen Bedeutung » des Christentums, von seiner « herrlichen geschichtlichen Aufgabe », von der Verschmelzung der Philosophie mit seinen Lehren.

Dagegen spielt der Teufel eine gewichtige Rolle und Jeremias Gotthelf läßt uns diplomatischerweise im unklaren, ob er nur als poetische Figur oder als bare Münze zu nehmen sei. Seine tugendhaften Helden sind alles konservative Altgläubige, und der Gott Schriftsteller mit der schicksalverleihenden Feder weiß sie nicht anders zu belohnen, als daß sie entweder reich und behäbig sind, oder es schließlich werden. Die Lumpen und Hungerschlucker aber sind alle radikale Ungläubige und ihnen ergeht es herzlich schlecht. Spott und Hohn treffen sie um so schärfer, je länger ihnen der Bettelsack heraushängt und je dürrer ihre Felder stehen. Dies ist ganz in der Ordnung; denn nicht anders verhält es sich in der Wirklichkeit. Das Volk, besonders der Bauer, kennt nur Schwarz und Weiß, Nacht und Tag, und mag nichts von einem tränen- und gefühlsschwangeren Zwielichte wissen, wo niemand weiß, wer Koch oder Kellner ist. Wenn ihm die uralte naturwüchsige Religion nicht mehr genügt, so wendet es sich ohne Übergang zum direkten Gegenteil, denn es will vor allem Mensch bleiben und nicht etwa ein Vogel oder ein Amphibium werden. Und damit

wollen wir uns zufriedengeben und es nicht stark zu Herzen nehmen, wenn die weisen Herren vom Stuttgarter « Morgenblatt » unlängst sagten: der Atheismus (oder was sie darunter verstehen) werde in der guten Gesellschaft Deutschlands nun schon nicht mehr geduldet. Wo diese « gute Gesellschaft » zu suchen ist, weiß ich freilich nicht. Vielleicht ist etwa ein Stuttgarter Abendkränzlein damit gemeint, wo man den schwäbischen Jungfräulein aus dem ungeschickten und flachen Buche des Herrn Oersted vorliest; oder vielleicht besteht die gute Gesellschaft aus jenen erleuchteten germanischen Kreisen, in welchen man deutsche Literaturgeschichte in den lächerlichen und naseweisen Arbeiten des Herrn Taillandier studiert!

Analog seiner religiösen ist auch Jeremias Gotthelf's juristische Weltanschauung, Er ereifert sich heftig über den eingerissenen Humanismus im Rechtsleben und sehnt sich nach der Blütezeit des Galgens und der Rute zurück. Und ganz liebenswürdig naiv sind ihm die heutigen Richter nichts anderes als ausgemachte Schelme und Spitzbuben, welche mit den ungehängten Verbrechern unter einer Decke stecken. Nicht aber, daß er sich sehr um die Gesetze kümmerte, wenn sie gegen ihn sind. Seine Helden üben ein kräftiges Faustrecht und prügeln unter dem sichtbaren Beifallslächeln des Verfassers ihre radikalen Widersacher weidlich durch. Diese sind natürlicherweise immer höchst erbärmliche und nichtswürdige Gesellen, und Jeremias Gotthelf schildert sie als solche mit großer Trefflichkeit. Leider muß man gestehen, daß es im Gefolge des Zeitgeistes eine Menge solcher schofeln Halunken gibt; indem wir aber sagen: des Zeitgeistes, so ist zugleich gesagt, daß, wenn dieser konservativ wird, ihm jene armen Teufel ebenfalls nicht fehlen. Sie schließen sich jeder Partei an, welche an's Agieren kommt und Aussichten hat oder verheißt. Die deutschen Treubünde der Gegenwart haben ein schönes Kontingent Ritter von der traurigen Gestalt in sich aufgenommen. Halbherrentum bei hartnäckigem Geldmangel sind ihre Triebfedern. So wenig

der christliche Gott es verhindern kann, daß sich Wucherer, Heuchler und Erzschelme zu ihm bekennen, so wenig kann irgend eine Partei solchen Kameraden verbieten, ihre Fahne aufzustecken.

Doch wollen wir es unserm Dichter Dank wissen, daß er solche Misere so trefflich zeichnet; denn es ist noch besser, wenn sie einseitig geschildert wird als gar nicht, da sie einmal vorhanden ist; und selbst unserer Partei kann es nur frommen, wenn manche ihrer Mitläufer der untern Schichten sich ein wenig bespiegeln können. Für Charakterisierung der politischen Tröpfe in den obern Regionen, der unklaren und eigensüchtigen Gemüter von feinerm Korne, leistet in neuerer Zeit Gutzkow Ausgezeichnetes in seiner merkwürdigen Durchdringungs- und Anempfindungskunst.

Die « Käserei in der Vehfreude » schildert den bäuerlichen Assoziationsgeist, wie er eine gemeinschaftliche Sennhütte für ein ganzes Dorf errichtet. Früher wurde der gute Schweizerkäse nur auf den Alpen von einzelnen Kühern ausschließlich produziert, indem man der Meinung war, seine Feinheit und Würze sei die einzige Folge der Alpenkräuter. Seit aber die Chemie nachgewiesen hat, daß es, wie bei mehreren andern Erzeugnissen, so auch beim Käse mehr auf die Behandlungsweise ankomme, haben in der Schweiz viele Dörfer der Niederungen sich diesem Produktionszweige zugewendet. Sie bestellen sich einen erfahrenen Senn; jeder Teilnehmer liefert vom Frühjahr bis zum Herbste alle entbehrliche Milch in die gemeinschaftliche Hütte, und die auf diese Weise den Sommer hindurch entstandene Menge von Käsen wird dann auf Einen Schlag an einen Händler verkauft und der bedeutende Erlös unter die Teilnehmer verteilt, je nach der Milch, welche sie geliefert haben. Dieses Thema gab nun Jeremias Gotthelf die Veranlassung, alle kleinen Leidenschaften des Dorfes spielen zu lassen: die Ungeschicklichkeit und Naseweisheit bei der Konstituierung und Vielherrschaft, den Ehrgeiz, Neid, Eigennutz, Mißtrauen, das durch die Finger Sehen und wie alle die artigen

Dinge heißen mögen, nebst vielen komischen Zügen. Vorzüglich zwei Momente ragen aus der Jugendgeschichte vorliegender «Käserei» hervor: die gewaltige Revolution, welche unter den Frauen entstand, als sie, die seit Jahrhunderten über den Überfluß an süßer Milch und Butter unbeschränkt gewaltet, darin geschwelgt, Gastfreundschaft geübt und auch ein ansehnliches Nadelgeld bestritten hatten, nun plötzlich sich auf das Unentbehrlichste beschränkt sahen und die reinliche weiße, so ganz weibliche Domäne den harten Händen der industriellen Männer übergeben sollten. Ferner als die Käserei endlich zu Stande gekommen, die volkstümliche oder menschliche Art und Weise, wie jeder einzelne, fast ohne Unterschied, sich beeilte, die Gemeinschaft zu betrügen durch verfälschte Milch, welche er lieferte, und nicht daran dachte, wie er sich nur selbst betrog, indem bald das Ganze darüber zu Grunde gegangen wäre.

Mit diesem Verlaufe ist nun noch eine hübsche Liebesgeschichte verbunden. Ein schöner überkräftiger und übermütiger Magnatensohn, der Fürst und Herzog der wilden faustgerechten Jugend, liebt ein armes schüchternes, aber überaus feines Mädchen und wird von ihr wiedergeliebt; doch sind sich beide in ihrer Unschuld unklar darüber. Sie erfahren es aber durch einen ebenso überraschenden als hochpoetischen Zug des Dichters. Die Jünglinge des Dorfes kehren in sechs stattlichen Wagen, jeder von vier schweren stolzen Bauernpferden gezogen, von der Stadt zurück, wohin sie den Käse geliefert haben, und sprengen nun, vom Weine aufgeregt, in stolzem Übermut auf der nächtlichen Straße daher, der Held voran als ein wahrhaft antiker Wagenlenker. Er ist bestrebt, das jämmerlich-komische Fuhrwerk eines liberalen Windbeutels, der vor ihnen herfährt, mit seinem feurigen Gespanne zu überholen und ein wenig auf die Seite zu drücken, schmettert es aber nicht nur zu Boden, sondern überfährt auch seine Geliebte, welche in der Dunkelheit ungesehen denselben Weg wandelte. Sie wird ohnmächtig auf seinen Wagen gelegt, schlägt ihre Augen ein

wenig auf und schließt sie wieder ganz selig, als sie ihn erblickt; während er durch seinen Kummer um sie ebenfalls über seine Liebe gewisser wird. Die Lösung des Knotens wird ebenso originell herbeigeführt, indem der ritterliche Bursche eines Sonntags in der Kirche, mitten in der Predigt, eingeschlafen ist und in süßen Träumen laut von seinem Liebchen einen Kuß verlangt. Um das Mädchen nicht in Schande zu bringen, muß er sich sogleich erklären und heiratet es.

Die « Erzählungen und Bilder aus der Schweiz » enthalten teils solche ähnliche Geschichten in kürzerer Novellenform, meistens das Werben eines rüstigen Bauernsohns um ein Weib oder umgekehrt, teils Anekdoten und Schwänke in der Art des « Rheinischen Hausfreundes », auch einige Visionen à la Jean Paul. Die Anekdoten wie die Visionen erscheinen nicht so ungezwungen und eigentümlich und hätten füglich unterdrückt werden mögen. Die Novellen aber sind alle vom gleichen guten Stoffe wie die größern Arbeiten Gotthelf's. Vorzüglich fällt es auf, und jeder Leser wird es gestehen, wie, abgesehen von der überladenen Polemik und den Geschmacklosigkeiten in vielen Bildern, es doch so wahrhaft episch hergeht in dieser Welt. Viele Züge könnten ebensowohl dreitausend Jahre alt sein wie nur eines, und in beiden Fällen gleich wahr und treffend. Die Frauen sind schlau, wohlwollend und vorsorglich; die kräftigen Männer sind geschwätzig und rühmen sich selbst unbekümmert, gleich den Homer'schen Helden. Es ist der Stolz der Väter, wenn sie nach einem Volksfeste einige hundert Taler an die von ihren Söhnen Verwundeten auszahlen müssen, und dieses bringt Tat und Bewegung in die Geschichten. Die Söhne sind große Pferdekenner und fahren voll Stolz durch das Land.

Ein weiterer altertümlicher Reiz ist in einigen dieser Geschichten, wo eine Brautwerbung vor sich geht: daß gar nie von Liebe die Rede ist. Die Leute gehen aus, ein Weib oder einen Mann zu suchen, der auf ihren Hof paßt, und doch

empfindet der Leser jedesmal am Schlusse eine Genugtuung, wie kaum im empfindsamsten Romane. Wenn ein Mädchen die einer tüchtigen Bäuerin nötigen Tugenden und einen schönen Leib besitzt, so ist sie das, was der Werber gesucht hat; und es beruht diese Weise auf der Erfahrung, daß, wo ein recht gesunder Mann mit einem dito Weibe zusammenkommt und beide aufeinander angewiesen sind, auch eine gesunde Liebe nie ausbleibt. In den Städten, wo eine Unzahl Verschiedenheiten in der Geschmacksrichtung und Geistesbildung ebenso viele « Mißverhältnisse » veranlaßt, wo eine Frau eine unglücklich Getäuschte ist, weil es sich erweist, daß der Mann keine Symphonie zu genießen im Stande ist: – dort ist diese Weltanschauung allerdings nicht mehr am Platze; aber auf dem Lande, wo alle Bedingungen der Harmonie noch einfacher und gleichmäßiger sind, ist sie weit poetischer, als man glauben möchte. Wenigstens ist die Stimmung des Lesers in Jeremias Gotthelf's einfachen und hübschen Werbegeschichten so poetisch wie in jedem andern Romane, und bei mir war sie es mehr, als wenn ich im Petrarca gelesen hätte.

Zu Bodmer's und Breitinger's Zeiten und bis tief in unser Jahrhundert hinein pflegte die deutsche Kritik jeden Schweizer, der etwa ein deutsches Buch zu schreiben wagte, damit zurückzuscheuchen, daß sie ihm die Helvetismen vorwarf und behauptete, kein Schweizer würde jemals Deutsch schreiben lernen. In jetziger Zeit, wo die Königin Sprache die einzige gemeinsame Herrscherin und der einzige Trost im Elende der deutschen Gauen ist, hat sich dies geändert, und sie begrüßt mit Wohlwollen auch ihre entferntesten Vasallen, welche ihr Zierden und Schmuck darbringen, wie sie dieselben vor fünfhundert Jahren noch selbst gesehen und getragen hat. Jeremias Gotthelf mißbraucht zwar diese Stimmung, indem er ohne Grund ganze Perioden in Bernerdeutsch schreibt, anstatt es bei den eigentümlichsten und kräftigsten Provinzialismen bewenden zu lassen. Doch mag auch dies hingehen und bei der großen Verbreitung seiner

Schriften veranlassen, daß man in Deutschland mit ein bißchen mehr Geläufigkeit und Geschicklichkeit als bisher den germanischen Geist in seine Schlupfwinkel verfolgen lerne. Wir können hier natürlich nicht etwa die philologisch Gebildeten, sondern nur diejenige schreibende und lesende Bevölkerung Norddeutschlands meinen, welche so wenig sichern Takt und Divinationsgabe in ihrer eigenen Sprache besitzt, daß sie gleich den Kompaß verliert, wenn nicht im Leipziger oder Berliner Gebrauche gesprochen oder geschrieben wird.

III.

Besprechung von « Zeitgeist und Berner Geist » in den « Blättern für literarische Unterhaltung » von 1852.

Das politische Leben der Schweiz hat lange vor 1848, und als man noch keine Ahnung von der Möglichkeit eines Redwitz in Deutschland empfand, die konservativen und reaktionären Parteien die Brauchbarkeit der Belletristik einsehen lassen, und zu einer Zeit, wo Freiligrath's und Herwegh's gereimter Handschuhwechsel noch ganz vereinzelt dastand, besaßen die Schweizer schon umfangreiche poetische oder vielmehr unpoetische Manifeste, welche mit geharnischtem Zorn gegen den Radikalismus auftraten. Es war beiläufig gesagt sonderbar, daß diese « Dichter » vorzüglich auch gegen die unpoetische Tendenz der radikalen Poesie auftraten und doch wieder diese ihre Tendenz gegen die Tendenz zum nachhaltigen Gegenstande ihrer Ergüsse machten. Diese doppelte Ableitung kommt indessen heute noch vor und ist zuletzt allerdings die allertrockenste und poesieloseste Tendenz. Vorzüglich Fröhlich, der Fabeldichter, nach Bitzius das intensivste und kernigste Talent der poesiebeflissenen Schweiz, warf in den wiederholten Auflagen seines « Jungen Deutschmichels » einen Regen von Invektiven gegen das eingewanderte Fremdentum, wobei indessen der Schweizer, die dazumal in einem harten Ringen um ein erneutes eidgenössisches Prinzip begriffen waren,

nicht geschont wurde; vorzüglich war es auf das eidgenössische Festleben, auf das Pokulieren und Toastieren, Schießen und Singen abgesehen; und die eidgenössische Schützenfahne, welche zur Zeit jenes wilden Kampfs unter dem Trotz und Hohn der Sonderbündler, Baseler und Neuenburger Stabilisten, unter den Drohungen und Noten der großen Mächte den nach bessern Zuständen sich sehnenden Schweizern ein Symbol war, das sie mit lärmendem, aber wahrem und liebevollem Enthusiasmus begrüßten, wo es sich zeigte, wurde von Fröhlich ein seidener Fetzen gescholten, von Lumpen getragen oder dergleichen. Nun, der Fetzen hat seitdem für einmal gesiegt, und der schmollende Poet hat ihn am großen Schießen von 1849 selbst höflich in Reimen begrüßt; und ein Extrakt jener liederlichen Toastierer sitzt dermalen noch in Bern, angenehm beschäftigt dem urwüchsigen Konkretismus der Kantone die Haare zu strählen, die vornehmen Noten von draußen anständig abzunehmen und den Boten den nicht wohl angehenden Inhalt der besagten Zettel auf die höflichste Weise zu erläutern, andererseits die muntere Herde der praktischen Völkersolidaritätler aller Zonen zu hüten, welche die ebenso einsichtsvolle als männliche Forderung stellen, daß zwei Millionen Schweizer garantieren und ausfechten sollen, was vierzig Millionen Deutsche, vierzig dito Franzosen usf. nicht die Lust, den Charakter oder die Einsicht hatten, aufrechtzuerhalten und zu entwickeln. Es ist überhaupt ein seltsames Ding um diese Anforderungen von allen Seiten und kommt daher, daß man immer anderswo kratzt, als wo es juckt, um die eigenen Sünden zu verbergen. Sogar das Frankfurter Parlament, soeben aus der Begeisterung von vierzig Millionen hervorgegangen, (diese hinter sich mit der Macht über die Reichsarmee) behauptete, daß der Heckerputsch von der Schweiz ausgegangen sei und wollte deswegen heftig an derselbigen kratzen, bloß aus Ärger, daß es ein gut deutsches Gewächs war, entstanden aus reinem Reichsblute. Die Reaktion nennt die Schweiz einen Herd des Kommunismus; die deutsche

Demokratie nennt sie ein egoistisches filziges Krämernest, mit dem nichts anzufangen sei. Darüber werden die Schweizer selbst in müßigen Stunden unschlüssig und glauben es am Ende auch, so daß sie je nach den Parteien sich gegenseitig für die ausgemachtesten Teufelsbraten halten, bis die Arbeit sie wieder von dem nutzlosen Geträtsche wegruft.

Unterdessen setzt Fröhlich gelegentlich seinen alten Krieg fort und das auf die seltsamste Weise. Er schreibt nämlich dann und wann eine ästhetische Tendenznovelle, worin viel von gemalten Glasscheiben, altdeutschen Bildern und vorzüglich von Musik die Rede ist. Da werden dann die Radikalen nicht als Schelme wie früher, sondern als künstlerische Barbaren dargestellt, welche in gemütlicher Tölpelei und musikalischer Roheit und Frivolität eine gar schlechte Figur spielen müssen, gegenüber den vornehm und strenggebildeten Konservateurs und ihren Töchtern, welche die Händel'schen Oratorien verstehen und zu schätzen wissen. So kommen die Männergesangfeste, wo radikalisiert wird, schlecht weg gegen die schweizerischen Musikfeste, welche von den zusammengetretenen Dilettantenorchestern und gemischten Chören gefeiert werden und wo, da Damen hierzu gehören und der Grundstock schweizerischen Orchesterwesens immer noch an die städtische Aristokratie geknüpft ist, naturgemäß ein exklusiverer Ton herrscht. Da werden die Freiheitslieder singenden plebejischen Schweizersänger, welche nach des Tages Hitze einen guten Schluck ziehen aus den silbernen Preispokalen, in ein höchst unvorteilhaftes Licht gesetzt gegenüber den Händel'sche und Mendelssohn'sche Lieder singenden Fräuleins von Bern oder Aarau und ihren violinekratzenden Anbetern.

Jeremias Gotthelf aber führt den Krieg mit alter Energie auf dem alten Boden nicht des ästhetischen, sondern des moralischen Schlechtmachens fort, wo er als Parteimann des Kantons Bern vollkommen berechtigt ist; ob er es aber auch als Schriftsteller, Dichter und Christ ist, wollen wir ein wenig näher ansehen.

Er sagt in der Vorrede zu seinem « Zeitgeist und Berner Geist », Freunde hätten ihm geraten, die Politik endlich beiseite zu lassen; er aber setze, diesem Rate schnurstracks entgegen, hiermit ein neues Buch in die Welt, welches von Politik strotze. Darin hat er als Bürger wie als Schriftsteller usw. durchaus Recht; denn heute ist alles Politik und hängt mit ihr zusammen von dem Leder an unserer Schuhsohle bis zum obersten Ziegel am Dache, und der Rauch, der aus dem Schornsteine steigt, ist Politik und hängt in verfänglichen Wolken über Hütten und Palästen, treibt hin und her über Städten und Dörfern.

Jeremias Gotthelf erklärt ferner, daß sein Büchlein kein Kunstwerk sein soll. Ein solches ist es allerdings nicht, und wir befürchten, er sei nunmehr unter die Literaten gegangen, welche dem Teufel ein Ohr wegschreiben; und darin hat er Unrecht. Denn als Christ hat er die Pflicht, sein Pfund nicht zu vergraben und ein dem Herrn gefälliges Kunstwerk zu schaffen mit Fleiß, Reinlichkeit und Selbstbeherrschung, da er das Zeug dazu empfangen hat; als Bürger und Parteimann hat er diese Pflicht ebenfalls, weil ein wohlproportioniertes und schöngebautes Werk seinen Zweck besser erreicht als das entgegengesetzte, und gerade beim Volke allererst. Gebildete können am Ende an einem wilden Produkte ein pathologisches Interesse nehmen und überhaupt Roßnägel verdauen, wie die tägliche Erfahrung zeigt; auf das Volk hingegen wirkt nur solide Arbeit, wenn es darüber auch keine gelehrte Rechenschaft gibt. Jeremias Gotthelf's Hauptstärke ist einmal nicht die geistliche und politische Rhetorik an sich, so fest auch seine Gesinnung ist, sondern eben das stofflich Poetische; darum sollte er dieses in den Vordergrund treten lassen, wie er es früher auch getan, als er noch nicht so von der Tendenz besessen war. Die Wahrheiten, welche er gern sagen möchte, alsdann an den rechten Stellen als Schlaglichter aufgesetzt oder vielmehr als organische Blüten notwendig erwachsen, würden so, wenigstens für den naiven Leser, eher eine überzeugende Wirkung gewin-

nen. Hierin liegt aber der Knotenpunkt, wo das Wollen mit dem Können auseinandergeht und welchem auch ein Talent wie Jeremias Gotthelf machtlos unterworfen ist.

Ein Parteimanifest zu verfassen, welches, sei es ein rhetorisches oder plastisch-poetisches, zugleich ein reines und gediegenes Kunstwerk sein soll (und wie gesagt, noch jedes aus alter und neuer Zeit ist ein solches gewesen und hat es sein müssen), dazu gehört eine über der Befangenheit der Partei schwebende unbefangene Seele, eine über die Leidenschaft sich erhebende Ruhe, welche aber jene kennt, durchlebt hat und zur Energie veredelt wieder in den Kampf führt; es gehört so viel guter Grund und Boden dazu als nötig ist, nicht zur förmlichen Entstellung und Inkonsequenz greifen zu müssen; es gehört dazu eine gewisse Achtung des Gegners, um dessen Gefährlichkeit zu beweisen, ohne die eigene Partei oder das Volk, welches diese beschützen will, verächtlich und lächerlich zu machen; endlich gehört dazu eine gewisse innere Wahrheit und Berechtigung, welche den vorgebrachten Meinungen, seien sie, welche sie wollen, einen anständigen Ernst verleihen und verhindern, daß dieselben in bloß marottenhafte oder gar possenhafte Vorbringungen ausarten, die am Ende gar nirgend hingehören und nirgend zu Hause sind.

So lange Jeremias Gotthelf die Sache aller rechtlichen und ordentlichen Leute, die Sache des gesunden Volkstums gegen die Liederlichkeit und Narrheit verfocht, hatte er einen guten Grund und Boden und war ein tüchtiger Künstler, wenn seine schönen Erzählungen auch « strub » und naturwüchsig geschrieben waren. Seine Parteiseitenhiebe konnte man dabei hinnehmen, zumal sie nicht immer ungerecht waren gegen manche Narrheiten und Lumpereien des Liberalismus, wo dieser mit Renommage und halbgebildetem Herrentum Hand in Hand geht; denn Wahrheit schadet nirgend und ist in allen Dingen gut. So lange er ferner das Menschenschicksal und dessen Ertragung an sich betrachtet und darstellt, wie er es vorfindet, so lange ist er ein

ehrenwerter und verdienstvoller Meister, und auch da müssen wir es hinnehmen, wenn das Übel, welches von mißverstandenem politischen Leben hereinbricht, deutlich beschrieben wird. Seit er aber alle Rechtlichkeit und Weisheit, alle Ehre und Wohlgesinntheit, kurz alles Gute Einer Partei vindiziert und alle Ehrlosigkeit, Schelmerei und Narrheit, alles Übel der andern, seit er das Menschenschicksal ausschließlich abhängig macht vom Bekenntnis dieses oder jenes Parteistandpunkts: seitdem hat er den Boden unter den Füßen verloren und liefert uns leidenschaftlich-wüste, inhalt- und formlose, stümperhafte Produkte. Denn ohne ein Maß von Weisheit und Gerechtigkeit gibt es keine Kunst; und wenn Jeremias Gotthelf sagt, daß sein Buch kein Kunstwerk sein soll, so ist dieses die Resignation des Fuchses, welchem die Trauben zu sauer sind. Daß sie ihm aber zu sauer sind, ist seiner verletzten Pflicht hart vorzuwerfen; wäre er nicht von dem Schemel der Weisheit und Gerechtigkeit heruntergestiegen, so würden seine Beine nicht zu kurz sein und er könnte heute noch an den schönen Weinstock hinaufreichen.

Als das schweizerische Volk durch die neue Bundesverfassung im Jahre 1848 einen vorläufigen Abschluß und Sieg errungen hatte nach langen politischen Kämpfen um die schmale Linie, auf welcher Zentralisation und Föderalismus einander am füglichsten die Hand reichen, ruhte es auf diesen Lorbeern nicht träge und selbstzufrieden aus, sondern es begann in den einzelnen Kantonen sofort ein munteres Revidieren der Verfassungen. Seit zwanzig Jahren hatte dies Volk um Ideen gestritten und seine Verfassungsproduktion vorzüglich den Charakter dieses Streits getragen; es hatte durch das Hinauswerfen der Jesuiten (was eine ehrenwerte und gesunde Tat war, welche es wiederholen wird, sobald die zurückgebliebenen Wurzeln wieder geile Schosse treiben, trotz aller zur Mode gewordenen lächerlichen Blasiertheit in Beziehung auf den Jesuitenhaß) und durch die zeitgemäße Beschränkung der Kantonalsouveränetät sein

Schwert im Ideenkampfe bewährt und konnte es für einmal einstecken. Hingegen machten sich nun in dem begonnenen Revidieren die materiellen Fragen mit aller Macht geltend; das gemütliche Schlagwort hierfür hieß: von dem ewigen Politisieren über Formen, wie man die Ideen nannte, habe man am Ende nicht gegessen! Wie aber dieser Punkt gerade nicht spezifisch-schweizerischer Natur, sondern von allgemeiner Zeit- und Weltnatur war und von deren Einflüssen herrührte, so konnte er auch nicht unabhängig davon, inselhaft so zu sagen, in's Reine gebracht werden. Es kam auch nicht viel Rechtes dabei heraus, und der Nutzen dieser muntern Tätigkeit liegt lediglich in dem wohltätigen Sauerteige, den sie in das öffentliche Leben brachte. Man hatte seit zwanzig Jahren, um nur von dem letzten Abschnitte der Geschichte zu sprechen, Verfassungen gemacht, beschützt, angegriffen, gebrochen, geflickt und revidiert, und glaubte in diesem Metier etwas Erhebliches zu leisten, was man mit Recht politische Bildung nennt. Diese Bildung zeigte sich aber urplötzlich als eine echt Sokratische, indem das höchste Wissen darin bestand, daß man beinahe nichts zu wissen bekannte, und dies ist eben der wohltätige Sauerteig, von dem wir sprachen. Die Aargauer laborierten vier Jahre an einer Verfassung, verwarfen den Entwurf ein halbes Dutzend mal und brachten schließlich noch wenig genug heraus. Ein allgemeiner Krieg von Grundsätzen gegen Grundsätze entspann sich auf dem unblutigen Boden der Wahlkirchen und Vetokirchhöfe und auf den grünen Wiesen der vorzeichnenden Volksversammlungen. Alte Matadore gerieten in Mißkredit; neue liefen sich die Hörner ab; das Volk verharrte als eine friedlich, aber halb unruhig wogende, halb rätselhaft stumme Masse und zeigte in dieser holden Verwirrung vielleicht zum erstenmal, daß es anfange zu merken, daß eine Verfassung kein Schuhnagel sei. Dies ist schon sehr viel; anderwärts wird man eine Strecke zu laufen haben, bis man dies Stadium erreicht; denn nicht sowohl in der Geläufigkeit, mit welcher man ein Gesetz entwirft und annimmt,

sondern in der Ehrlichkeit, Ernsthaftigkeit und Entschlossenheit, mit welcher man es zu handhaben gesonnen ist, zeigt sich die wahre politische Bildung. Daß diese den Schweizern größtenteils eigen ist, insofern sie auch in einem richtigen Verhältnis der öffentlichen Arbeit zur Privat- oder häuslichen Arbeit besteht, haben sie auch auf der Londoner Industrieausstellung bewiesen.

Im großen Kanton Bern hatte diese Revisionslust mit materieller Tendenz schon zwei Jahre früher begonnen, in's Leben gerufen durch die junge Rechtsschule und die allgemeinst radikal Gesinnten, welche dadurch die etwas stagnierende und unentschiedene Regierung des ältern Liberalismus aus dem Sattel warfen. Die großen Bauern sowohl, denen man Grundzins und Zehnten abnahm, wie die Armen, denen man gründliche Hilfe versprach, waren bei der Sache, und die neue Verfassung mit kühnen Änderungen und Neuerungen ward fertig. Allein es war eben vor dem Abschluß des Sonderbundskriegs und vor dem Jahre 1848, daher auch ohne die Sokratische Weisheit geschehen, welche diese beiden Erfahrungen erst gebracht haben. Denn wenn die Schweizer auch den Erscheinungen der letzten Jahre ruhig zusehen konnten, so mußte doch der Geist der Geschichte über ihre Grenzen wehen und ihnen ihre eigene Bedeutung und Stellung mächtig zur Erkenntnis bringen. Sie haben sehen können, daß sie nicht die ausschließlichen Pächter der Freiheitsliebe in Europa sind, daß sie aber durch den alten Besitz und Gebrauch der Freiheit die doppelte Verpflichtung haben, keine Dummheiten zu machen. Die Berner Verfassung ward noch in dem alten unbekümmerten Sinne mit wenig Respekt gemacht und in's Leben geführt. Man näherte sich darin der « reinen Demokratie » durch das Abberufungsgesetz, wonach das Volk jederzeit die gewählte Regierung zwischen den Wahlterminen abberufen kann. Dies geschah nicht als Nachahmung der kleinen demokratischen Kantone, sondern als Ausfluß kosmopolitischer, vorzüglich deutscher Freiheitstheorien, welche eher auf einem sklavenhaften

Pessimismus als auf einem männlichen Idealismus beruhen.

Die Berner sind eine schwer in Fluß geratende grobkörnige, aber kräftige Masse, welche, einmal in Wallung, nicht so leicht wieder glatt wird und sich in ungeheuerlichem Exzedieren gefällt, am liebsten mit den Fäusten auf den Köpfen der Opponenten politisiert. Es gab allerlei Unfug und Unbehaglichkeit; alte konservativ gewordene Volksführer taten sich wieder hervor, die Zeitumstände benutzend, und es entstand jene widerliche Verbindung von ehemaligen liberalen Magnaten vom Lande mit den eigentlichen Aristokraten, die überall, kein reelleres Band zwischen sich vorfindend, Religion und Sittlichkeit zu ihrem Schibboleth macht. Sie erzeugten einen Umschwung in der Volksstimmung; das Volk wählte 1850 wieder konservativ, zeigte sich aber bald darauf den Radikalen wieder günstiger, da die konservative Regierung nichts Absonderliches vorzubringen wußte. Die Radikalen wollten nun jenes Abberufungsgesetz benutzen, um das eingedrungene Regiment vollends zu beseitigen; es entstand eine gewaltige Agitation, wo auf beiden Seiten die ausgebildetste Demagogie betrieben wurde. Das Volk berief nicht ab, nicht sowohl aus reaktionärem Sinne, als um zu zeigen, daß es Manns genug sei, ein einmal gewähltes Regiment seine Zeit ausdienen zu lassen, und daß es aus Respekt gegen seine eigene Wahlfähigkeit sich bis zum nächsten Termin gedulden wolle. Die radikalen Führer aber hatten sich durch das verfehlte Manöver im eigenen Netze gefangen und der Regierung Raum gegeben, um ihre Klauen zu zeigen und ein bißchen zu krebsen, bis ihre Zeit ebenfalls wiederum erfüllt ist.

Jeremias Gotthelf's « Zeitgeist und Berner Geist » enthält eine polemisierende Schilderung der Berner Zustände vor jenem Umschwunge und den Anfang dieses Umschwungs, indem er das erwachte politische Leben mit den schwärzesten Farben ausmalt und es den Zeitgeist nennt; während die Rückkehr zum Bessern, zu patriarchalischen religiösen Zu-

ständen, der Berner Geist sein soll. Der Titel ist allerdings gut und richtig gewählt, indem er das Verhältnis bezeichnet, nur nicht wie Jeremias Gotthelf es gemeint hat. Im Zeitgeist liegt allerdings die Forderung politischen Bewußtseins, möglichste Ausgleichung drückender und unnatürlicher Zustände, Sicherstellung gegen religiösen Terrorismus; daß diese Forderungen aber in Bern in's Ungeheuerliche und Plumpe ausarteten, indem eine halbzugeleckte Generation sich plötzlich in einem wilden Rodomontieren und Perorieren gefiel, ist derselbe Berner Geist, in welchem früher die großen Bauernsöhne zum Vergnügen halbe Dorfschaften lahm schlugen und von denen Jeremias Gotthelf mit so viel wohlgefälligem Stolze sonst zu erzählen weiß. Indessen hat er das Recht, solch tolles Gebahren zu schildern und zu seinen Zwecken zu benutzen; nur ist auch hier die Übertreibung und förmliche Entstellung unzweckmäßig. Nach seiner Darstellung hat der Zeitgeist unter dem radikalen Berner Regiment unter anderm folgende Ergebnisse hervorgebracht: Advokaten zanken ungescheut und öffentlich, gleich vor den Richtern, ihre Klienten aus, weil diese sich sträuben, einen Meineid abzulegen; Beamtenfrauen und sonstige weibliche Honoratioren, an einem Badeort versammelt, erklären unverhohlen, daß nunmehr, wo die Religion abgeschafft sei, eine Frau ihrem Manne Hörner aufsetzen dürfe und solle; die Radikalen veruntreuen nicht nur die Gelder des Staats, sondern auch als Gemeindevorsteher versaufen und verhuren sie das ihnen anvertraute Gut der Witwen und Waisen, alles mit fortwährenden Reden von Humanität und Aufklärung usf. Diese Tatsachen kommen zwar im Verlaufe des komponierten Romans vor, welcher diesen Auslassungen als Gerippe dient; da jedoch der Verfasser an andern Orten bestimmte Namen lebender Staatsmänner und Parteiführer, bezeichnet, so kann man jene Artigkeiten nicht als poetische Lizenzen, sondern nur als wahren Stoff betrachten, der dem Verfasser vorgelegen habe.

Wenn man nun die dem Buche zu Grunde liegende Dorf-

geschichte betrachtet, an welche Jeremias Gotthelf seine Meinungen und Mahnungen knüpft, so trägt diese an sich schon in ihrem Motiv den Stempel der Unwahrheit. Zwei Bauern, reich, hoch und ansehnlich, männlich und christlich, sitzen auf ihren alten großen Höfen, befreundet und verwandt unter sich; einer kann sich auf den andern verlassen und beide stehen der Gemeinde mit Rat und Tat vor, tüchtig und besonnen. Da wird der eine vom Zeitgeist ergriffen; er gerät, indem er in ein Gericht gewählt wird, unter die Schriftgelehrten und Phrasenmacher, Regierungsstatthalter, Präsidenten usf., wird als reicher und einflußreicher Bauer als gute Beute erklärt und in den Schwindel hineingezogen. Zuletzt wird er Großrat und eine politische Größe, d. h. ein eitler und aufgeblasener Esel, der zu allen schlechten Zwecken benutzt wird. Zugleich wird er ein liederlicher Schlemmer, Hurer und Religionsleugner und bringt sein Haus an den Rand des Abgrunds. Die Frau liegt schon im Grabe; der eine Sohn, welchen er ebenfalls zu diesem Leben angeleitet hat, wird über einer Blasphemie vom Tode ereilt, als er schlemmend und brüllend den politischen Gelagen nachzieht, das Geld von Witwen und Waisen in der Tasche. Hierdurch wird die Katastrophe herbeigeführt. Der niedergeschmetterte Vater weiß sich nicht zu helfen, und nun tritt der andere Bauer zu ihm, welcher fromm und konservativ geblieben ist, und richtet ihn auf, mit Rat und Tat in dem zerrütteten Hause hantierend.

Das Ausschlagen des gefallenen Sohnes ist nicht unmöglich, hingegen das des Vaters vollständig, insofern es die Wirkung des politischen und religiösen Zeitgeists auf einen sonst tüchtigen Bauer vorstellen soll. Wer die Bauern kennt, weiß zu gut, daß diese sich nicht so leicht aus dem Häuschen bringen lassen, und es geht gerade über die schweizerischen Bauern die Klage, daß bei ihnen der Liberalismus keinen sonderlichen Einfluß auf den Geldbeutel ausübt. Es gibt aller Orten Leute, welche, von Haus aus liederlich, das poli-

tische Behaben als Beschönigung ihrer Zerstreuungssucht benutzen; abgesehen, daß solche überhaupt nicht hierher gehören, sind sie leider bei allen Parteien zu finden, und ein konservativer betrunkener Heulmeier, der hinter dem Schnapsglase die Religion für gefährdet erklärt, ist auch keine anmutige Erscheinung.

Am wunderlichsten nimmt sich in Jeremias Gotthelf's Buche die geschlechtliche Ausschweifung aus, welche er dem Zeitgeist vindiziert. Er will damit offenbar auf die ländlichen Ehefrauen wirken, indem er die politischen Geschäftsgänge ihrer Männer stark verdächtigt. Überhaupt streichelt er den Weibern in einem wahren Hebammenstil den Bart: « Sie kam in die beschwerlichen weiblichen Zustände, welche körperlich und gemütlich oft große Beschwerden bringen und in welchen oft das arme Weib es besser hat, als das reiche. Das alles mißstimmte Gritli und die Mißstimmungen überwand es nicht. » O du feiner Gotthelfli! Wie wahr! Wie muß das den reichen stolzen Bauernfrauen munden, welche ein Bettelweib um seine leichte Niederkunft beneiden! Mißstimmungen! Hoffen wir indessen, daß die ehrenwerten Berner Frauen männlicher und gesünder gesinnt sind und einen solchen Stimmungsjargon nicht annehmen und solchen den Blaustrümpfen deutscher Salons überlassen. Auch in anderer Weise verfällt Jeremias Gotthelf in's Unmännliche, indem er immer wieder mit breiter Geschwätzigkeit die Interessen von Küche und Speisekammer behandelt und seine genaue Kenntnis der Milchtöpfe, der Hühner- und Schweineställe auskramt. Auch hierdurch glaubt er die Gunst der Hausfrauen zu gewinnen und durch die Küchenweisheit die politischen und religiösen Grundsätze einzuschmuggeln. Es ist aber nicht zu begreifen, wie ein so tiefer Kenner des Volkslebens in letzter Linie das Volk mißkennt und nicht weiß, daß dieses das allzu Nahe und Gewöhnliche kindisch findet, wenn es ihm gedruckt in einem Buche entgegentritt. Das kommt alles von dem unwahren Standpunkte, von welchem Jeremias Gotthelf ausgeht; der krasse

Materialismus, mit welchem seine Religiosität verquickt ist, läßt ihn zu solchen falschen Mitteln greifen.

Er sagt in der Vorrede, daß er ein geborener, nicht ein gemachter Republikaner sei, daß aber sein Verlangen auf einen christlichen Staat und daher all sein Schreiben und Wirken auf dieses Ziel gerichtet sei. So ist denn die Religionsgefahr der eigentliche Inhalt seines Buchs, vorzüglich wie sie durch die Berufung des Tübinger Professors Zeller über den Kanton Bern gekommen und durch die freisinnige Einrichtung und Leitung des Lehrerseminars befördert worden ist. Zunächst versteht er unter dem christlichen Staate die alte Republik Bern, welche aus alten christlichen Bauerndynastien besteht, die so lange auf ihren fetten Höfen sitzen dürfen, als sie Christum bekennen. Tun sie dies nicht mehr, so kommen sie um Haus und Hof. Es steht indessen im Evangelium kein Wort davon, daß der rechte Christ ein reicher Berner Bauer sein müsse. Nebenbei haben diese Bauern noch die schöne Prärogative, einem Armen um Gotteswillen ein Stück Brot zu geben, « denn », klagt einer, welcher darüber weint, daß er nun seine Religion « abgeben müsse »: « am meisten könnten mich die Armen dauern, die um Gotteswillen bitten und denen man um Gotteswillen gibt und hilft, denen bliebe nichts anderes übrig als Hungers zu sterben oder Gewalt zu brauchen! » Wir trauen Bitzius gern zu, daß er einem Armen, auch wenn er als ein blinder Heide geboren wäre, doch von Herzen ein Stücklein Brotes gäbe und denselben nicht unbedingt verhungern ließe, auch wenn er nicht um Gotteswillen bäte; daß er aber mit obiger Bauernlogik zu Felde zieht, gibt einen glänzenden Beweis seiner demagogischen Fähigkeiten. Einen atheistischen, von der Zeller'schen Aufklärung angefressenen Kerl läßt er sagen: « Gott ist ein Kalb! » Es hat allerdings schon Jahrhunderte vor uns eine Art konfusen Volksatheismus gegeben, welchem einzelne wüste Subjekte verfielen, die von der allgemeinen Idee Gottes nicht loskommen konnten und daher Blasphemien gegen sie ausstießen, weil sie ihnen in

ihrem Treiben unbequem war. Solche Erscheinungen haben mit der Geschichte der Religion und Philosophie nichts zu tun und sind eben krankhafte Auswüchse, die jederzeit vorkommen. Das Volk hingegen, dieselben im Gedächtnis, stellt sich dann die freie Denkart, welche vom Zeitgeist herrührt, gern unter jener Form vor, wozu das unsinnige und boshafte Wort « Gottesleugner », das es im Munde der Pfaffen hört, das seinige beiträgt. Lügen heißt gegen seine Überzeugung von der Wahrheit einer Sache aussagen, Gottleugnen also, Gott innerlich voraussetzen und äußerlich leugnen: daher der widerliche Klang des schlau erfundenen Worts. Wenn nun aber Gotthelf die Sache zusammenfaßt in der holdblühenden Blasphemie: « Gott ist ein Kalb! », dieselbe für eine Folge der Aufklärung ausgibt, so mag dies in harten Berner Schädeln von Wirkung sein, seiner christlichen Phantasie gereicht es aber zu geringer Ehre.

Wenn man das Buch zuschlägt, so hat man den Eindruck, als sähe man einen Kapuziner, nach gehaltener Predigt den Schweiß abwischend, sich hinter die kühle Flasche setzen mit den Worten: « Denen habe ich es wieder einmal gesagt! Eine Wurst her, Frau Wirtin! »

Ein Beweis von der frivolen und matrialistischen Ader, die als Religiosität mehr und mehr in Jeremias Gotthelf's Sachen zu Tage tritt, ist auch ein zu Leipzig erschienenes Volksbüchlein mit Holzschnitten und in Traktätchenform, also eigentlich für das Volk berechnet. Es enthält die Geschichte zweier Leutchen, welche einander blutjung und blutarm geheiratet, durch unermüdliche Tätigkeit und Sparsamkeit aber bis zu ihrem Alter ein artiges Vermögen zusammenscharren. Sie erreichen ein hohes Alter in Weisheit und Wohlstand; der Mann stirbt aber vor der Frau und sie lebt in seinem frommen Andenken den Rest ihrer Tage hin. Bis jetzt ist sie als ein Muster eines weisen und christlichen Lebenslaufs dargestellt worden. Nun bekommt sie auf einmal am Rande des Grabes schwere Sorgen, wem das zusammengescharrte Vermögen zufallen solle; ihre Erben kon-

venieren ihr nicht, daher heiratet sie noch vor Torschluß ein blutjunges Knechtlein, welcher sie auf dem Holzschlitten zur Trauung zieht. Nachdem sie also fünfzig Jahre mit dem Manne ihrer Jugend in Eintracht gelebt, benutzt sie das christliche Institut der Ehe, wie man eine Mausefalle benutzt, um ihrer Sorgen wegen ihres zu hinterlassenden Guts ledig zu werden. Schon daß sie diese Sorgen hat als alte weise Christin, die sich vom Irdischen ab- und dem Himmlischen zuwendet, ist ein sonderbares Ding.

Es steht einstweilen nicht mehr in der Macht der Kirche, ihre Gegner körperlich zu verbrennen; daß man hingegen mit Vergnügen ein moralisches Scheiterhäufchen unter den Füßen Andersdenkender anzündet, davon ist Jeremias Gotthelf ein neues Beispiel, und dies moralische Verbrennen ist kaum menschlicher. Doch soll einmal das Geschäft betrieben werden, so wäre zu raten, vorher sich nach einem festern und gediegenern Prinzip und einer eigenen konsequentern Moral umzusehen; mit Possen und törichten Witzen ist nichts gemacht. Wenn solche in dem wirklichen Kriege der Parteien manchmal Dienste leisten, da es allerlei Sorten Leute gibt, denen man auf ihre Weise dienen muß, so ist es am Ende nicht zu verübeln; und wenn Jeremias Gotthelf, der Pfarrer und Bürger, in seinem Dorfe damit ausreicht, so fahre er tapfer fort, es gibt was zu lachen nach der Wahl usw. Nur in einem Buche, welches er ein paar hundert Meilen weit weg drucken läßt, und in welchem seine Freunde Erholung und Freude zu finden hofften, sind sie nicht am Platze. Es herrscht eine solche Unfruchtbarkeit und Öde auf dem Acker deutscher Gestaltungskraft, daß man nur ungern eine so schöne ursprüngliche Fähigkeit abscheiden sieht.

IV.

Besprechung von « Erlebnisse eines Schuldenbauers » in den « Blättern für literarische Unterhaltung » von 1855.

Die « Erlebnisse eines Schuldenbauers » zeigen die alten Tugenden und alten Fehler des unerschöpflichen Bitzius im

alten vollen Maße. Er bleibt sich immer gleich, und wenn man sein neuestes Werk liest, so hat man nicht mehr noch weniger als bei dem frühesten seiner Bücher. Es ist aber ein mächtiger Beweis von der Echtheit und Dauerbarkeit der Gotthelf'schen Muse, daß trotz aller Wiederholung, aller Einseitigkeit und Eintönigkeit man seine Werke, seien sie noch so breit und geschwätzig, immer mit der alten Lust fortliest; sie werden mit Ausnahme einzelner wirklich kopfloser Tiraden (welche von dem sophistischen Tendenzfanatismus herrühren) nie langweilig, weil die Natur und die wahre Poesie selbst eben nie langweilig werden. Die ethische und politische Grundlage, auf welcher auch dies Buch aufgebaut ist, ist falsch und gedankenlos, da sich wieder die Frage um den irdischen Besitz mit christlichen Redensarten und mit der Verleumdung der Liberalen verbindet. Doch eigentlich gedankenlos nicht; denn es ist ein tiefgreifender Parteikunstgriff Gotthelf's, daß er in das leichte Geplänkel seiner frömmelnden und konservativen Schnurren und Ungezogenheiten immer diesen schweren Klotz des materiellen Besitzes, der Scholle und des Talers hüllt: dieser ist es, welcher auf den Bauersmann wirkt, die wahre christliche Seligkeit der Gemeinde und ihres Herrn Pfarrers. Sieht man von diesem unsittlichen Parteikniff ab, welcher die Grundlage bildet, so wird die üble Absicht sogleich im Einzelnen zur trefflichsten und wahrsten Ausführung. Wert und Heiligkeit von Arbeit, Ordnung und Ausdauer, den Haupttugenden der Ackerbauer, werden so dichterisch verklärt, wie wir es nur in wenigen besten Werken der ganzen Literatur finden können, und vorzüglich die Ehe, das Zusammenleben und -wirken von Mann und Frau, ihr gemeinschaftliches Arbeiten, Dulden, Hoffen, Sorgen und Genießen weiß Gotthelf mit unübertrefflichem Reize zu schildern.

Auch in den « Erlebnissen eines Schuldenbauers » ist wieder solch ein trefflich gezeichnetes Ehepaar in dem Aufbau seiner irdischen Welt, seines leiblichen Glücks mit jener Be-

deutung und Schönheit geschildert, welche jüngst Hermann Hettner mit Recht als den Schwerpunkt in Defoe's Urbild des « Robinson » und als den ersten Reiz aller Robinsonaden nachgewiesen hat. Schon « Uli der Knecht » und « Uli der Pächter » besitzt seinen Hauptreiz in diesem Schauspiele, welches uns das Entstehen, Anwachsen und Gedeihen einer Familienexistenz fast aus dem Nichts unter günstigen und schlimmen Einflüssen vorführt; und das sichtliche Gelingen der Arbeit im unmittelbaren Boden, die sich sammelnden Vorräte, der schließliche Besitz eines wohlbestandenen, in allen Ecken belebten und angefüllten Bauernhofs verursachen dem Leser das gleiche ursprüngliche Behagen, wie jenes glückliche Gedeihen der Robinsone. Im « Schuldenbauer » ist wieder der ganz gleiche Vorgang, indem ein Knecht und eine Magd sich heiraten und von unten auf anfangen, jedes mit einem individuellen hinzugebrachten Charakter; allein der Verlauf ist ein verschiedener, indem der Verfasser hier zeigen wollte, wie sich die Kenntnis und Liebe der Arbeit und Ordnung – welche nichts weiter will und zu müssen glaubt, als sich selbst genügen und ehrlich durch sich selbst bestehen, welche nicht begreifen kann, wie sie dabei nicht bestehen sollte, während ein anderer, der nichts tut und eigentlich auch nichts versteht, den Gewinn davon hat durch ganz einfältig und töricht scheinenden Schwindel – zu eben diesem Schwindel, d. h. zur Spekulation mit müßigen Händen, verhält. Der Bauer arbeitet mit seiner Frau, ist betriebsam, kenntnisreich und fleißig von früh bis spät, alles gelingt ihm, aber nicht für ihn, sondern für die Güterkäufer, Agenten, Spekulanten und Halunken, in deren Händen er ist und welche alle Radikale und liberale Lumpe sind; bis ein alter adeliger Grundbesitzer und Patrizier ihn rettet. Die wilden Bestien und Kannibalen, mit welchen Robinson sich herumschlägt, sind hier die zivilisierten Menschen, die Elemente die Menschenkniffe und gesellschaftlichen Verhältnisse, und das Schauspiel mitten im alten Festlande, in der alten Republik Bern, das gleiche wie auf jener

Insel des Weltmeers, bis auf die innere Moral, durch welche Gotthelf's Schriften zu großartigen Parteipamphleten werden.

Das Buch Hiob bestreitet in seinem prachtvollen und majestätischen Rhythmus und dialektischen Wogenschlag den althebräischen Glaubenssatz, daß Gott ausschließlich und zum Kennzeichen die Rechtschaffenen, Frommen auf Erden glücklich mache und mit Besitz und leiblichem Gedeihen ausdrücklich vor den Schlechten auszeichne, welchen es auch schlecht ergehe. Alle Gotthelf'schen Werke nehmen eben diesen Mosaischen Glaubenssatz in ihrem Kerne gegen das tapfere Buch Hiob in Schutz, mit einer kleinen Modifikation. Nach ihnen sind alle Frommen und Gerechten entweder schon mit Wohlstand und Glück gesegnet und sind zugleich gut konservativ, oder sie verdienen es zu werden, und es ist ersichtlich, daß dies Gottes Absicht ist; aber die Schlechten, die Sünder, die Lumpenhunde, welche alle liberal, aufgeklärt, zugleich aber höchst miserabel, ärmlich, bettelhaft und unglücklich sind, hindern die konservativen Gerechten an ihrem irdischen Florieren und bringen sie fortwährend um das Ihrige. Während also die drei zänkischen und kritischen Freunde im Buch Hiob diesen grausamerweise damit trösten wollen, daß er schlechtweg an seinem Unglücke als Lump und Sünder zu erkennen sei, gibt die linnengeschürzte Muse Gotthelf's zu, daß allerdings auch der Gerechte zuweilen unglücklich sein könne, daß aber hieran nur die Aufgeklärten und Liberalen schuld seien. Sehen wir ab von dieser Modifikation, welche wir mit der apokryphischen Einmischung des Teufels im « Hiob » vergleichen können, so stellen Bitzius' Werke vollkommen ein umgekehrtes Buch Hiob dar, worin die drei streitenden Freunde mit ihrer Kritik Recht behalten, und zwar zu dem Zwecke, die liberale Hälfte der spezifisch Bernerischen Bevölkerung mit ihren Führern zu verdammen und zu stempeln. Aber der Weg, auf welchem der Dichter an dies komische kleine Zielchen gelangt, ist ein so schöner und reicher, daß er ein

Genuß und Gewinn für uns alle ist, und darum sei ihm verziehen.

Seit obige Zeilen geschrieben sind, ist die unerwartete Nachricht von dem schnellen Tode Jeremias Gotthelf's (22. Okt. 1854) eingetroffen. Obgleich wir die aufrichtigste Teilnahme empfinden an diesem unersetzlichen Verluste und obschon man über einen Toten anders spricht wie über den rüstig Lebenden, so mag doch obige Expektoration unverändert stehen bleiben, da das Buch, gegen welches sie zum Teil gerichtet ist, mit seiner vehementen muntern Polemik ja auch noch da ist und vermöge seiner Vorzüge wohl länger bestehen wird als unsere flüchtigen Tadelzeilen. Wer sich bewußt ist, unparteiisch zu sein, der braucht weder gegen Tote noch gegen Lebende eine wohlfeile Pietät hervorzukehren.

Einen Nekrolog können und wollen wir nicht schreiben, da uns dies nicht zukommt. Alles, was wir von dem äußern Leben des verstorbenen Dichters wissen, ist, daß er am 4. Oktober 1797 geboren, Theologie studierte und in der Gemeinde Lützelflüh in seinem Heimatkanton Bern als Pfarrer lebte; daß er erst gegen sein vierzigstes Jahr hin als Schriftsteller auftrat, aber dann eine solche Bedeutung gewann, daß sein Berliner Verleger ihm schon vor einiger Zeit 10000 Taler für das Verlagsrecht seiner sämtlichen Werke anbot, nach seinem Tode aber seiner Witwe, wie wir hören, eine große süddeutsche Buchhandlung sogar 50 000 Gulden für das gleiche Recht.

Dagegen wollen wir versuchen, noch einmal den Gesamteindruck zusammenzufassen, welchen Gotthelf und sein Wirken auf uns machte, und da müssen wir sogleich bekennen, daß er ohne alle Ausnahme das größte epische Talent war, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte. Jeder, der noch gut und recht zu lesen versteht und nicht zu der leider gerade jetzt so großen Zahl derer gehört, die nicht einmal mehr richtig lesen können vor lauter

Alexandrinertum und oft das Gegenteil von dem herauslesen, was in einem Buche steht, wird dies zugeben müssen. Man nennt ihn bald einen derben niederländischen Maler, bald einen Dorfgeschichtenschreiber, bald einen ausführlichen guten Kopisten der Natur, bald dies, bald das, immer in einem günstigen beschränkten Sinne; aber die Wahrheit ist, daß er ein großes episches Genie ist. Wohl mögen Dickens und andere glänzender an Formbegabung, schlagender, gewandter im Schreiben, bewußter und zweckmäßiger im ganzen Tun sein: die tiefe und großartige Einfachheit Gotthelf's, welche in neuester Gegenwart wahr ist und zugleich so ursprünglich, daß sie an das gebärende und maßgebende Altertum der Poesie erinnert, an die Dichter anderer Jahrtausende, erreicht keiner. In jeder Erzählung Gotthelf's liegt an Dichte und Innigkeit das Zeug zu einem « Hermann und Dorothea »; aber in keiner nimmt er auch nur den leisesten Anlauf, seinem Gedichte die Schönheit und Vollendung zu verschaffen, welche der künstlerische, gewissenhafte und ökonomische Goethe seinem einen, so zierlich und begrenzt gebauten Epos zu geben wußte. Und hierin liegt die andere Seite seines Wesens. Kein bekannter Dichter oder Schriftsteller lebt gegenwärtig, welcher so sein Licht unter den Scheffel stellt und in solchem Maße das verachtet, was man Technik, Kritik, Literaturgeschichte, Ästhetik, kurz Rechenschaft von seinem Tun und Lassen nennt in künstlerischer Beziehung. Und wenn wir uns nicht gänzlich irren, so liegt der Grund dieser seltsamen widerspruchsvollen Erscheinung weniger in einem unglückseligen Zynismus, als in der religiösen Weltanschauung des Verstorbenen. In der Tat scheint es mehr eine Art asketischer Demut und Entsagung gewesen zu sein, welche die weltliche äußere Kunstmäßigkeit und Zierde verachten ließ, ein herber puritanischer Barbarismus, welcher die Klarheit und Handlichkeit geläuterter Schönheit verwarf. Es hängt damit zusammen, daß er nie die geringste Konzession machte an die Allgemeingenießbarkeit und seine Werke unverwüstlich in dem

Dialekte und Witze schrieb, welcher nur in dem engen alemannischen Gebiete ganz genossen werden kann. Er schien nichts davon nehmen noch hinzutun zu wollen zu dem, was ihm sein Gott gegeben hatte, und alles künstlerische Bestreben für eine weltliche Zutat zu halten, welche weniger in die Kirche als vor die heidnische Orchestra führe. Aber der gleiche Gott, der den Menschen die Poesie gab, gab ihnen ohne Zweifel auch den künstlerischen Trieb und das Bedürfnis der Vollendung, und wenn er schon in der Blume, die er zunächst selbst machte, Symmetrie und Wohlgeruch liebt, warum sollte er sie nicht auch im Menschenwerke lieben? Da müssen wir jene katholischen Dichter loben, welche ihren geistlichen Dichtwerken alle erdenkliche irdische Liebenswürdigkeit zu verleihen suchten ad majorem Dei gloriam.

Es wäre hier noch auszuführen, wie diese übelangebrachte Askese doch nur zum Teil der Grund von Gotthelf's äußerer Formlosigkeit gewesen, wie dieser Grund sich vervollständigte in einer nicht durchgebildeten kurzatmigen Weltanschauung, insofern diese unser heutiges Tun und Lassen betrifft, wie aus diesem mangelhaften vernagelten Bewußtsein von selbst ein mangelhaftes Formgefühl hervorgehen muß, da wir heutzutage zu tief mitleidend darin stecken, als daß ein schiefes und widersprechendes ethisch-politisches Prinzip nicht auf alle geistige Tätigkeit einwirken sollte. Es wäre ferner auszuführen, inwiefern manche der Übelstände, welche Gotthelf der Zeit zuschrieb, allerdings in dieser vorhanden sind, wie aber gerade die Ungeheuerlichkeiten und Auswüchse, welche er in allen seinen Schriften als das Unglück des Bernervolks und als Liberalismus zeichnet, nicht sowohl die Kennzeichen und Attribute des Liberalismus als eben die Art und Weise sind, wie das kräftige derbe, aber etwas ungeschickte Bernervolk in seinem Parteileben den Liberalismus handhabte, verfocht und bekämpfte; wie also in dem Umstande, daß Gotthelf dies nicht auseinanderzuhalten wußte, der Zeit zuschrieb, was

im gährenden und ringenden Charakter gerade seines auserwählten Volks lag, und daß er neulich noch zu den leidenschaftlichen Gegnern der sogenannten Fusion gehörte, d. h. der wahrhaft bewußten und im antiken Sinne tugendhaften Versöhnungsbewegung der Bernischen Parteien, welche in jedem Falle ein großer Fortschritt im dialektischen Parteileben der Schweizer ist: – wie also in allem diesem der beste Beweis liegt, daß Gotthelf als Seher und Dichter nicht über den Gegensätzen stand, sondern tief in ihnen und unter ihnen steckte. Dies alles wäre zu lehrreichem Beispiel zu untersuchen; aber in diesen Dingen wollen wir dem geehrten Toten das letzte Wort lassen.

Wir können dies um so eher tun, als Jeremias Gotthelf bei aller Leidenschaftlichkeit kein Reaktionär im schlechtern Sinne des Worts und mit allen gangbaren Nebenbedeutungen war. Trotzdem er in seinem Genie und in seiner gewonnenen Verbreitung die besten Mittel dazu hatte, tat er nie den unschuldigsten Schritt, jenen schlechten Kreisen der großen Welt, welche für so viele literarische Reaktionärlinge die Lebensluft liefern, entgegenzukommen; keinen einzigen derben oder unästhetischen Ausdruck strich er, um sich für den Salon der hochmögenden Residenzdame möglicher zu machen; nie schielte er mit servilem Blicke nach fremder Gunst und nie verleugnete er seinen angeborenen Republikanismus und das Schweizertum, welches er meinte, und nie lobte er anderes auf dessen Kosten. Was er sündigte, sündigte er vollständig en famille und mit dem Wahlspruch: « Euch andern geht es nichts an! »

Er monärchelte nicht, er katholisierte nicht, jesuiterte nicht, pietisterte nicht (denn sein Frömmeln war wieder etwas anderes und ungleich Frischeres und Reineres, gewissermaßen etwas handwerklich Praktisches); er brummte und grunzte manchmal, aber er pfiff und näselte nie.

Sehen wir nun davon ab, daß seine Werke für ihr ganzes Dialektgebiet eine reiche Quelle immer neuen Vergnügens bleiben und durch zweckmäßige Anwendung und Über-

tragung, welche die Zeit früher oder später erlauben wird, auch für die weitesten Grenzen sein werden; betrachten wir dagegen, was dieselben uns Literaturmenschen insbesondere für ein bleibendes Gut darbieten, so dürfen wir uns freudig sagen, daß wir daran ein ganz solides und wertvolles Vermögen besitzen zur Erbauung und Belehrung. Denn nichts Geringeres haben wir daran, als einen reichen und tiefen Schacht nationalen, volksmäßigen poetischen Ur- und Grundstoffs, wie er dem Menschengeschlechte angeboren und nicht angeschustert ist, und gegenüber diesem positiven Gute das Negative solcher Mängel, welche in der Leidenschaft, im tiefern Volksgeschick wurzeln und in ihrem charakteristischen Hervorragen neben den Vorzügen von selbst in die Augen springen und so mit diesen zusammen uns recht eigentlich und lebendig predigen, was wir tun und lassen sollen, viel mehr als die Fehler der gefeilten Mittelmäßigkeit oder des geschulten Unvermögens.

Um anzudeuten, was wir mit der Bezeichnung eines großen epischen Talents oder, wie man will, Genies eigentlich verstehen, mögen hier statt einer theoretischen Abhandlung nur ein paar empirische Aphorismen stehen. Zu den ersten äußern Kennzeichen des wahren Epos gehört, daß wir alles Sinnliche, Sicht- und Greifbare in vollkommen gesättigter Empfindung mitgenießen, ohne zwischen der registrierten Schilderung und der Geschichte hin- und hergeschoben zu werden, d. h. daß die Erscheinung und das Geschehende in einander aufgehen. Ein Beispiel bei Gotthelf. Nirgends verliert er sich in die moderne Landschafts- und Naturschilderung mit den Düsseldorfer oder Adalbert Stifter'schen Malermitteln (welche uns andern allen mehr oder weniger ankleben und welche wir über kurz oder lang wieder werden ablegen müssen); und doch wandeln wir bei ihm überall im lebendigen Sonnenschein der grünen prächtigen Berghalden und im Schatten der schönen Täler und sehen die dräuende Gewitternacht der tapfern Gebirgswelt über die hellen Höfe hereinziehen. Und wo er das Naturereignis an sich selbst

zum Gegenstand epischer Dichtung macht, wie in der « Wassernot im Emmental », da wird es zur lebendigen Person und in seinem gewaltigen Einherbrausen eins mit den Leidenschaften der Menschen, über welche es hereinbricht; sowie überhaupt dies kleine Büchlein ein wahres Muster- und Lehrbüchlein zu nennen ist für unsere heutigen Pfuscher und Produzenten aller Art. Denn es enthält in richtig und glücklich abgewogenen Gegensätzen alle Momente eines reichen Stoffs selbst mit trefflich eingestreutem sachgemäßen Humor; und nichts fehlt als die gereinigte Sprache und das rhythmische Gewand im engern Sinne (im weitesten Sinne ist Rhythmus da in Hülle und Fülle), um das kleine Werkchen zum klassischen mustergültigen Gedicht zu machen. Man lese es und man wird uns Recht geben, erstaunend, wie arm und unbeholfen die Dutzende von gereimten Büchelchen sind, die uns alle Tage auf den Tisch regnen, mit und ohne Firma.

Auch mit der behaglichen Anschaulichkeit des Besitzes, der Einrichtung von Haus und Hof, der Zahl und Art der Haustiere, der fest- und werktäglichen Gewandung, des Essens und Trinkens weiß Gotthelf überall seine einfachen Schöpfungen sattsam zu durchtränken, ohne in das einseitige Schildern zu verfallen.

Von den innern und edlern Kennzeichen wollen wir nur an die Höhepunkte in seinen Geschichten erinnern, welche immer wiederkehren und immer so neu und schön sind: nämlich an jene schweren oder frohen Gänge, welche seine Männer und Frauen tun in das Land hinaus, wenn sie bei entfernten Blutsfreunden oder bei den ihnen durch ihre guten Eigenschaften erworbenen Freunden und Getreuen Rat, Hilfe in der Not oder Teilnahme an ihrem Wohle suchen. Man betrachte nur eine dieser herrlich gezeichneten Wanderungen, und man wird durch ihren ausführlichen Verlauf und die daraus hervorstrahlende durchaus gesunde und begründete Rührung an die besten Zeiten der Poesie erinnert.

Überhaupt ist es der seltene Vorzug unsers Mannes, daß er seinen Stoff immer erschöpft und entweder mit einer zarten und innigen Befriedigung oder mit einer starken Genugtuung zu krönen versteht, mit einer Befriedigung von solcher ursprünglichen beseligenden Tiefe, daß sie mit der Erkennungsszene zwischen Odysseus und Penelope aus einem und demselben Quell zu perlen scheint.

Welch rüstiges und liebliches Gestaltungsvermögen dem Verstorbenen zu Gebote stand, zeigt er fast mehr noch als in seinen größern Sachen in kleinern Erzählungen und Bildern aus der Schweiz. Wie durchaus wert, an innerm Gehalt « Hermann und Dorothea » an die Seite gesetzt zu werden, nur einen tragischen Verlauf nehmend, ist seine schöne Erzählung « Elsi, die seltsame Magd ». In der aufgährenden Zeit der neunziger Jahre, als die französische Revolution auch die Sitten und die Verhältnisse des Schweizervolks von Grund aus aufwühlt, in dieser Übergangszeit geht auch ein hundertjähriges Besitztum zu Grunde, und der letzte der bäuerlichen Dynasten zieht als ein Lump in die Welt hinaus. Mit ihm aber verläßt, eine andere Straße ziehend, seine Tochter das verlorene Ahnenhaus. Deren Vorfahrinnen alle gewaltet, gesorgt und geherrscht haben, geehrt im Land, wandert die erste als Magd ihre Straße, ihr Bündelchen unter dem Arme, alle guten Eigenschaften, alles Ehrgefühl und allen Besitzesstolz der Mütter in der Brust, aber ohne Erbe und Vaterhaus, die Tochter eines Heruntergekommenen, eines Landstreichers. Daher beschließt sie in stolzem Sinne, den Namen des alten Hofs untergehen zu lassen, und niemand ist im Stande, ihre Herkunft zu erfragen. Alles ihr entgegenkommende Wohlwollen, alle Liebe weist sie zurück und hält ihr Geheimnis fest verschlossen, bis der sie liebende und wiedergeliebte Mann den Tod sucht in dem Feuer der andrängenden Neufranzosen, welche die alte morsche Bernerrepublik mit blutiger Anstrengung über den Haufen werfen und das neurepublikanische Wesen darauf pflanzen. Im Landsturme zogen bekanntlich Greise, Weiber

und Kinder gegen die Franzosen aus, und so fand es seine angemessenste Begründung in diesem « historischen Hintergrunde », daß das edle Mädchen in seinem Leide mit auszog und den Geliebten im Gefecht aufsuchte, um an seiner Seite zu sterben. Will man die Echtheit des Gotthelf'schen Stoffs recht schätzen lernen, so vergleiche man damit den « Sonnenwendhof », welchen Mosenthal daraus gemacht hat. Nachdem er erst die Geschichte in steirische Jodelei übersetzt hat, trug er mit eifrigster Wegwerfung aller guten und begründeten Gotthelf'schen Motive ein melodramatisches Effektsammelsurium zusammen, wie es nur der Kram des gewinnlüsternsten und verschmitztesten Schacherjuden aufweist.

Auch die heitern Erzählungen Gotthelf's haben schon zur dramatischen Bearbeitung angeregt und mit Recht. Um aber die unsägliche Niaiserie der Herren Modedramatiker bei dieser Gelegenheit einmal recht deutlich zu sehen, müssen wir auf besagten « Sonnenwendhof » und seinen Hauptspaß zurückkommen. In den Gotthelf'schen Schriften kommt im Dialoge oft die Bernerische Redensart « He nu sode » vor, welches ein Ausruf ist, den die Berner mit vieler Anmut in ihrer Rede verwenden. In allen möglichen Fällen rufen sie: « He nu sode ». Bald hat es den Sinn von « also », « gut denn », « nun denn », bald von « ei ei », « à la bonne heure », « allons », « vorwärts »; kurz, es ist ein an sich sinnloses Wörtchen, welches vollkommen so gebraucht wird wie etwa das « na nu » der Berliner. Manchmal hat Gotthelf die Laune, es hochdeutsch zu geben, nämlich « Je nun so dann » und zwar ohne Komma nach dem « nun », und dieser vollkommen sinn- und bedeutungslose Ausruf, wenn er nicht mit einer Rede verbunden ist, ist es, welchen Mosenthal herausgegriffen hat aus all den guten und bessern Dingen der Erzählung, und aus welchem er das Motto, die Pointe und Moral seines Dramas machte. Wie staunten wir, beim Aufzuge des Vorhangs das unschuldige Bernerische « He nu sode » als « Je nun, so dann » groß über der Tür des steiri-

schen Bauernhofs geschrieben zu sehen! Es war gerade, als ob man über einem Rathause die Inschrift « Na nu! » angebracht hätte. Aus diesem « Je nun, so dann » fließt die Lebensweisheit, die Maxime der Bäuerin und das Stück schließt bedeutsam mit dem gleichen Wörtchen. Das heißt, im Gebirge eine jener zierlich geschnitzten hölzernen Salatgabeln kaufen und auf dem flachen Lande dieselbe als Theaterdolch verwenden und ist ein hinreichendes Beispiel von dem Geist und Geblüt unserer Propheten.

Wenn wir in diesen Zeilen alle Bedeutung des Gegenstandes in einer poetisch allgemeinern und höhern Bezeichnung suchten, so wollen wir damit nicht den Charakter Gotthelf's auch als Volksschriftsteller im engern und gewöhnlichen Sinne des Worts verkennen; denn er hat zu absichtlich und zu ausdrücklich in diesem Sinne gewirkt, als daß es irgend zu verkennen wäre. Aber er war nur darum ein guter Volksschriftsteller, weil er ein guter, von innen heraus produktiver Dichter war.

ZURÜCK IN ZÜRICH

1856–1861

**An Lina Duncker*

Liebe Frau Duncker!

Da ich das Buch für Herrn Duncker noch nicht fertig habe, so will ich einstweilen noch an Sie schreiben und zu Handen Ihres werten Hauses Ihnen anzeigen, daß ich mich schon seit vier Wochen zu Hause befinde und meine liebe Mutter und Schwester wohl und munter angetroffen habe. Erstere ist sehr dauerhaft und hat sich in den sieben Jahren fast gar nicht verändert, sie macht alles selbst und läßt niemand dreinreden; auch klettert sie auf alle Kommoden und Schränke hinauf, um Schachteln herunterzuholen und Ofenklappen zuzumachen. Ich mußte mir eine Serviette zum Essen förmlich erkämpfen, und da gab sie mir endlich ein ungeheures Eßtuch aus den neunziger Jahren, von dem sie behauptete, daß es wenigstens vierzehn Tage ausreichen müsse! Ich kann es wie einen Pudermantel um mich herumschlagen beim Essen. Meine Schwester ist eine vortreffliche Person und viel besser als ich; als ich eines Tages wieder melancholisch war und die Mutter in der Zerstreuung etwas anfuhr, ohne es zu wissen, rückte mir Regula auf das Zimmer und hielt mir eine so scharfe Predigt, daß ich ganz kleinlaut und verblüfft wurde. Beide hatten große Freude, als ich kam, aber ich habe ihnen auch nicht im mindesten imponiert! In Dresden bin ich acht Tage gewesen, und es ist mir allda gut ergangen. Ich sah dort alle schrecklichen Leute, Auerbach war sehr zutulich gegen mich, und ich sah ihn alle Tage, Gutzkow aber verhielt sich gemessen und diplomatisch, weil er mit Auerbach gespannt ist und ich zufällig zuerst zu diesem gegangen war; Gutzkow's Frau, neben

welche ich bei einem Essen zu sitzen kam, ist eine ganz nette und liebe Frankforterin, die den Teufel nicht fürchtet; Auerbach's die seinige hingegen sehr hübsch, aber mehr gemacht. Ich habe auch den Dawison gesehen als Othello, den er prächtig, sonor und eigentümlich spielte. Als Mephisto stach er nicht sonderlich hervor; doch machte er etwas sehr Hübsches. Während nämlich in der Hexenküche die Hexe ihren Hokuspokus macht und Faust in dem Kreise steht, warf sich Dawison als Mephisto in einen Stuhl und pfiff eine kleine Meerkatze herbei, die er auf den Schoß nahm, auf dem Knie reiten ließ und gar anmutig teuflisch mit ihr spielte, was sehr behaglich aussah. Devrient sah ich im « Glas Wasser »; auch dieser hat eine ganz andre Persönlichkeit und ein anderes Organ als die Berliner Knäbchen, Liedtke natürlich nicht ausgenommen. Hier in Zürich geht es mir bis dato gut, ich habe die beste Gesellschaft und sehe vielerlei Leute, wie sie in Berlin nicht so hübsch beisammen sind. Auch eine rheinische Familie Wesendonck ist hier, ursprünglich aus Düsseldorf, die aber eine Zeitlang in Neuyork waren. Sie ist eine sehr hübsche Frau, namens Mathilde Luckemeier, und machen diese Leute ein elegantes Haus, bauen auch eine prächtige Villa in der Nähe der Stadt, diese haben mich freundlich aufgenommen. Dann gibt es bei einem eleganten Regierungsrat feine Soupers, wo Richard Wagner, Semper, der das Dresdner Theater und Museum baute, der Tübinger Vischer und einige Züricher zusammenkommen und wo man morgens zwei Uhr nach genugsamem Schwelgen eine Tasse heißen Tee und eine Havannazigarre bekommt. Wagner selbst verabreicht zuweilen einen soliden Mittagstisch, wo tapfer pokuliert wird, so daß ich, der ich glaubte aus dem Berliner Materialismus heraus zu sein, vom Regen in die Traufe gekommen bin. An diversen zürcherischen Zweckessen bin ich auch schon gewesen; man kocht sehr gut hier, und an Raffiniertheiten ist durchaus kein Mangel, so daß es hohe Zeit war, daß ich heimkehrte, um meinen Landsleuten Moral und Mäßigung zu predigen, zu

welchem Zweck ich aber erst alles aufmerksam durchkosten muß, um den Gegenstand recht kennen zu lernen, den ich befehden will. Heinrich Simon erinnerte mich in seiner Art und Weise ungeheuer an den Stahr-Lewaldischen Ton, ich glaubte mitten in Berlin zu sein.

Wir wohnen parterre in einem Garten, am Fuße eines Berges, der von Gärten und Gehölzen bedeckt ist, so daß der Frühling wieder einmal sehr schön für mich werden wird, es ist aber auch Zeit dazu. Nur soll es eine Menge Spinnen geben, die im Sommer aus dem Garten in die Stuben kommen. Berlin habe ich schon gänzlich vergessen, eigentlich in Dresden schon, was sich erwarten ließ. Dennoch sind nicht üble Leute dort, wenigstens zeitweise, und ich danke Ihnen auch besonders für alle mir erwiesene Freundlichkeit.

Fast hätte ich vergessen, meine große Freude darüber auszudrücken, daß jener Vehse gefangen sitzt; hoffentlich wird er recht lang innebehalten und nachher aufgehenkt.

Darf ich Sie bitten, inliegendes Briefchen etwan auf die Stadtpost werfen zu lassen? Herrn Duncker werde ich bald schreiben und bitte mich bis dahin empfohlen sein zu lassen.

Ihr ergebenster Gottfried Keller.

Zürich-Hottingen, Gemeindegasse, den 13. Jan. 1856.

An Hermann Hettner

Zürich, den 6. Februar 1856.

... Sonst ist ein schrecklich reges Leben hier. Alle Donnerstag sind akademische Vorlesungen à la Singakademie in Berlin, im größten Saal der Stadt, wohin sich Weiblein und Männlein vielhundertweise drängen und gegen zwei Stunden unentwegt aushalten. Semper hat einen allerliebsten und tiefsinnigen Vortrag gehalten über das Wesen des Schmuckes. Vischer wird den Beschluß machen mit dem « Macbeth ». Daneben sind eine Menge besonderer Zyklen der einzelnen Größen, so daß man alle Abend die Dienstmädchen mit den

großen Visitenlaternen herumlaufen sieht, um den innerlich erleuchteten Damen auch äußerlich heimzuleuchten. Freilich munkelt man auch, daß die spröden und bigotten Züricherinnen in diesen Vorlesungen ein sehr ehrbares und unschuldiges Rendez-vous-System entdeckt hätten und daß die Gedanken nicht immer auf den Vortrag konzentriert seien.

Ich gehe jetzt oft mit Richard Wagner um, welcher jedenfalls ein hochbegabter Mensch ist und sehr liebenswürdig. Auch ist er sicher ein Poet, denn seine Nibelungentrilogie enthält einen Schatz ursprünglicher nationaler Poesie im Text. Wenn Sie Gelegenheit haben, so lesen Sie doch dieselbe, Sie werden es gewiß auch finden. Auch Semper sehe ich, dieser ist ein ebenso gelehrter und theoretisch gebildeter Mann, als er genialer Künstler ist, und persönlich ein wahrer Typus der einfachen und gediegenen Künstlernatur. Er sagte, er habe den letzten Strich am Dresdner Museum noch fertig gemacht, als eben der Generalmarsch geschlagen wurde, und ist nun bekümmert, daß die kleine achteckige Kuppel oben dennoch nicht nach seiner Angabe fertig gemacht wurde. Diese Dresdner Gruppe hier unterscheidet sich überhaupt vorteilhaft von den andern Gruppen. Heinrich Simon riecht nach dem Lewaldschen Judentum, wenigstens jetzt, da er in Jura und Politik nichts zu tun hat und aus Langerweile ästhetisiert; schrecklicherweise kündigte er auf den Sommer Stahr und Lewald an! Diesem Paare ist doch auf dem Erdenrund nicht zu entfliehen!

An Lina Duncker

6. März 1856

Was Ihre in Aussicht stehende Frühlingseinsamkeit betrifft, so kann ich kein rechtes Mitleid mit Ihnen haben; Sie wollen auch gar alles miteinander genießen: im Herbst Kavalkaden mit Kavalieren, und Scheibenschießen, Jagd und Spektakel, im Winter Schauspiel, Bälle im Opernhaus und allen mög-

lichen Salonkrempel, im Sommer Reisen durch die Welt mit breitem Hut und interessantem Kostüm und im Frühling, siehe da! ein aufgefrischtes Idyllchen mit dem guten Fränzchen hinter dem Haus im Gärtchen! Ei, ei! Wenn es Ihnen ernsthaft zumut ist mit Ihrem hübschen Herzenswesen, so mag es hingehen; allein ich glaube nicht mehr an alle dieses, und meine sämtliche Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit im Punkte der Frauen ist auf den Kopf gestellt, und ich kann einzig nur noch ihre wirklich guten Qualitäten als Mütter zugeben; und daran sind sie auch nicht schuld, sondern die allgemeine Mutter Natur. Ich habe zuviel schlechten Hohn und abgeschmackte Hänselei bei den nobelsten Frauensleuten sehen müssen, als daß ich noch viel auf ihre Empfindungen gäbe. Wer einer tiefen und ernsten Empfindung fähig ist, der macht nur gute Späße und keine schlechten. Doch werden Sie mir nicht gram um dieser allgemeinen Bemerkungen willen, sie fallen mir soeben in die Feder, vermöge meiner schlechten menschlichen Natur, die nicht bei der Stange bleiben kann, sondern immer nach jener Seite hin ausreißt, wo sie der eigene Schuh drückt. Ich lasse, um den Ärger gutzumachen, Ihre guten Kinderchen um so herzlicher grüßen; an Mitteln zur Beschreibung dessen, der sie grüßen läßt, fehlt es Ihnen ja nicht, da ich die Ehre habe, mich von Ihnen dargestellt zu sehen! Wenn ich übrigens je vernehme, daß Sie mich zu arg karikiert haben, so werde ich zur Rache eine eigene lächerliche Novelle schreiben mit dem Titel « Die böse Line! » und selbige in den Verlag Ihres eigenen Mannes einschmuggeln. Es soll dann eine Art Struwwelpeter für die großen Kinder in seidenen Kleidern sein. Übrigens stand Ihre Fräulein Schwester nicht, sondern saß auf einem Stuhle, als ich jenen Knopf oder kleinen Kompaß suchte, und als sie so huldvoll war, mir ihn zu geben, trotzte ich das Ding nicht ihr aus der Hand, sondern nahm es verblüfft und demütig in Empfang. Eine besondere Rede daran zu knüpfen, war ich freilich nicht behende genug. Fräulein Betty soll aber nicht so lang in Italien bleiben. Jenes

Land hat ja nicht nötig, daß es noch viel schöner werde, das hat die Gegend um Berlin samt den Leuten dort mehr nötig. Hier in Zürich hat sie mir auch einen schönen Handel angerichtet, als sie vorigen Sommer die artige Laune hatte, meine Mutter aufsuchen zu wollen. Sie geriet nämlich an ein paar alte stupide mürrische Leute, die mit aller Welt im Zerfall leben und mit keinem Nachbaren ein Wort sprechen. Diese verleugneten aus Dummheit oder Verstocktheit meine arme Mutter; kaum war aber die « Erscheinung » wieder verschwunden, so tauten sie auf, der alte Mann und die alte sonst finstere Frau, und erhoben einen solchen Lärm von der Schönheit und Pracht und Leutseligkeit des fremden Fräuleins, daß es unter allen meinen Bekannten wie ein Laufeuer herumging, und ich schon damals in Briefen und bei meiner Heimkehr mündlich eine Neugierde und ein Klatschwesen auszustehen hatte, die über das Bohnenlied hinausgingen, so daß ich mit entschiedener Grobheit dazwischen fahren mußte, und ich kann mir aufrichtig das Lob geben, daß ich mich ritterlich für das Fräulein gewehrt habe, damit sie in keinen falschen Verdacht komme. Wie ich denn überhaupt im Punkte der Artigkeit gegen dasselbe ein vollkommen gutes Gewissen habe und selbst am besten weiß, daß ich von jeher höflich und respektvoll gegen Ihre Schwester gesinnt war. Dies genügt mir, um den Schein kümmere ich mich nichts. Wenn Sie Hochderselben etwa meinen demütigsten Dank für ihr gestrenges Grüßen vermelden wollen, so fügen Sie dies hinzu, daß jene wiederholten Vorwürfe mich gar nicht treffen. Nebenbei gestehe ich allerdings ein, daß ich den Schein sehr gegen mich haben mochte; allein es trafen gleich von Anfang an, als Ihrer Schwester hohe Gestalt am Horizonte Berlins heraufschritt, so verrückte und verhexte und verdrehte Umstände zusammen, und zuweilen herrschte in Ihrem Hause selbst ein so schnurriger Ton, daß ich, als ein argloser Mensch an dergleichen nicht gewöhnt, eben alle Unbefangenheit verlor und mich in den Mantel meiner Tugend hüllte.

Hier in Zürich schimpfe ich nicht über Berlin; ich spreche alle vier Wochen einmal davon und dann etwas Gutes, nach einer alten Taktik, nach welcher man denen, mit denen man gerade lebt, immer ein gutes Vorbild vorhalten muß. Auch würde ich mich selbst blamieren, da ich so lange Jahre leider Gottes dort gewesen bin, zum Schaden meiner Seele!
Schon seit zehn Tagen ist hier nichts als blauer Himmel und warmer Sonnenschein. Ich laufe alle Abend auf die Höhen, recke den Hals nach allen Winden und suche Anemönchen; aber es hilft nichts, immer muß ich wieder hinunter und an meinem Buche schreiben. Übrigens ist es wundervoll hier und ein ganz goldenes Land; in den Leuten dagegen, wie überall, die leidenschaftlichste Geld- und Gewinnsucht: alles drängt und hängt am Golde. Gott besser's!

An Hermann Hettner

16. April 1856

Ich komme durch diesen Frühling wirklich seit vielen Jahren zum erstenmal wieder ganz zu mir selbst, indem ich auf den wunderschönen Höhen unserer Gegend alle Abend herumstreiche und das ganz naive Vergnügen der Jugendzeit empfinde. Ich wohne vor der Stadt mitten in Gärten, parterre, so daß die Reben, Apfelbäumchen und Rosen mir dicht vor dem Fenster unter die Nase sprossen, und in fünf Minuten bin ich auf dem Berge, der mit grünen Wiesen, Gärten und Gehölzen bedeckt ist. Dabei mache ich meine Novellen, welche ein artiger kleiner Dekameron werden sollten, wenn es möglich ist. Trotz alledem bin ich auch mehr traurig als vergnügt.
Ich gehe viel mit Richard Wagner um, welches ein genialer und auch guter Mensch ist. Wenn Sie Gelegenheit finden, seine Nibelungentrilogie zu lesen, welche er für Freunde hat drucken lassen, so tun Sie es doch. Sie werden finden, daß eine gewaltige Poesie urdeutsch, aber von antik-tragischem Geiste geläutert, darin weht. Auf mich hat es wenigstens diesen Eindruck gemacht.

An Ludmilla Assing

21. April 1856

Als Antwort auf eine Rezension der «Leute von Seldwyla».

...Diese Dinge feierlich ausgesprochen, hebe ich nun noch viel feierlicher den Lobgesang an des freundlichen und gütigen Lobgesanges meiner Erzählungen, den Sie mir so lakonisch zugesandt haben in dem rosenroten Gewande der Hamburger «Jahreszeiten». Es ist die allererste Anzeige, die mir zu Gesicht kam, und also, da sie von solcher Hand kommt, eine rechte Frühlingsschwalbe. Möchte es mir in der Zukunft gelingen, die starken Lobsprüche einigermaßen zu rechtfertigen, welche mir so unvorsichtig gespendet werden! Die ungehobelten Stellen werden dann auch von selbst wegbleiben, da ich von vornherein edlere Stoffe haben werde. In der Welt dieser Erzählungen freilich konnte ich ihrer nicht ganz entbehren, da jedes Kunstwerklein seine eigenen Regeln hat; auch glaube ich, man sieht es den Grobheiten und Ungezogenheiten an, daß sie absichtlich hingesetzt sind, und dies ist beste Verteidigung: «merke man die Absicht und sei verstimmt!» Dies macht mir das größte Vergnügen. Doch, wie gesagt, mit dem fürnehmeren Stoffe wird auch eine ehrbarlichere Sprache kommen. Indessen beuge ich mich in aller Demut dem Ausspruche jener geistreichen unbekannten Dame, welche mir behufs anmutigerer Schreibart eine Frau zuerkennt. Sie soll mir doch gleich nur die Frau verschaffen, wie es mit der Zensur ist, wollen wir dann schon sehen.

Ich genieße jetzo seit vielen Jahren zum erstenmal wieder den Frühling; wir wohnen zu ebner Erde im Garten vor der Stadt, Reben am Fenster und soeben blühende Birn- und Äpfelbäumchen davor, die man mit der Hand erlangen kann. Später soll alles voll Rosen sein, den vielen Stöcken nach zu schließen, und weiterhin gibt's nichts als Wiesen und am Rande Gehölz, hinter welchem man in der Stube den Mond aufgehen sieht und am Morgen die Sonne. In fünf Minuten

bin ich an und auf einem grünen Berge, welcher wie ein Theater voll Gärten, Matten und Wohnungen der Menschen ist, voll enger Pfade zwischen den Grünigkeiten und oben mit Wald bekränzt, überall die herrlichste Aussicht auf die Alpen und den See. Wer so nur durchreist in Zürich, bekommt alle das gar nicht zu sehen und weiß gar nicht, welche kokette Herrlichkeiten unsre Gegend in sich hat. Dies alles habe ich gleichsam vor der Türe und kann jeden Augenblick geschwind die Nase hineinstecken von der Arbeit weg, und ich bin erst jetzt wieder einmal recht zu mir selbst gekommen. Dabei geht mein altes Mütterchen ab und zu und macht sich zu schaffen, und ich bin sehr froh, daß ich für diesmal ungeschlagen davon kam und sie noch ebenso rüstig und beweglich angetroffen habe, wie ich sie vor sieben Jahren verlassen. Denn es wäre eine große Schande für mich gewesen, wenn ich sie nicht mehr angetroffen hätte.

Sonst ist auch die Gesellschaft gut in Zürich. Richard Wagner ist ein sehr genialer und kurzweiliger Mann, von der besten Bildung und wirklich tiefsinnig. Sein neues Opernbuch, die Nibelungentrilogie, ist eine glut- und blütenvolle Dichtung an sich schon und hat einen viel tieferen Eindruck auf mich gemacht, als alle andern poetischen Bücher, die ich seit langem gelesen. Wenn Sie es noch nicht gelesen haben, so lassen Sie es sich doch von einem geben, der es hat. Außerdem ist es schrecklich, wie es in Zürich von Gelehrten und Literaten wimmelt, und man hört fast mehr Hochdeutsch, Französisch und Italienisch sprechen, als unser altes Schweizerdeutsch, was früher gar nicht so gewesen ist. Doch lassen wir uns nicht unterkriegen; bereits hat mit den ersten Frühlingstagen das nationale Festleben wieder begonnen und wird bis zum Herbst sein Wesen treiben. In Zürich haben wir vor vierzehn Tagen ein großes altstädtisches Frühlingsfest gehabt, wo alle Nationen der Erde, wilde und zahme, mit der Lola Montez, dem Kaiser von Rußland, Soulouque, Neuseeländer, Grönländer, Beduinen, Baschi-Bosuks, kurz, was man sich denken kann, in den

reichsten und zierlichsten Kostümen zu Roß und Wagen und zu Fuß durch die Straßen zogen. Auch ergreifen meine Herren Landsleute, als ob sie nicht bereits Feste genug hätten, begierig den Anlaß der Eisenbahneröffnungen, um gleich ein großes Volksfest daraus zu machen, wo viele Tausende zusammenkommen. So ist jüngst eines in St. Gallen gewesen, wo alle Arbeiter, welche die Bahn gemacht, in einem ungeheuren Aufzug mit bekränzten Werkzeugen und Wagen erschienen, so symbolisch und ausgedacht, als ob es aus dem « Wilhelm Meister » geschöpft wäre. Possierlich war es, als der Hauptredner begann: Dies sei der Tag, welchen Gott, die Ingenieurs und unser Volk gemacht hätten. Nächsten Monat ist wieder eine ähnliche Geschichte in Zürich, und so geht es den ganzen Sommer hindurch, bis im Herbst der Schluß gemacht wird, indem man in Zürich etwa viertausend kleine zwölf- bis fünfzehnjährige Krieger versammelt und sich ein Hauptvergnügen mit ihnen macht. Überhaupt müssen diese kleinen Kerle überall dabei sein. Wenn die Alten ein Fest feiern, so besteht die Ehrengarde und militärische Schutzwehr, wie anderwärts aus Soldaten, so hier aus den kleinen Knaben mit ihren Waffen, die als Schmuck und Zier aufgestellt werden und vorausmarschieren! Von Polizei ist keine Spur zu sehen und von Unfällen auch nicht.
Die Kehrseite von alledem ist, daß die Schweizer mehr als je, und so gut wie überall, nach Geld und Gewinn jagen; es ist, als ob sie alle Beschaulichkeit in jenen öffentlichen Festtagen konzentriert hätten, um nachher desto prosaisch ungestörter dem Gewerb und Gewinn und Trödel nachzuhängen.

An Eduard Vieweg

Zum wiederholten Vorwurf des Verlegers über den Schluß des «Grünen Heinrich» (1. Fassung).

3. Mai 1856

Was das Zugrunderichten des Romanes betrifft, so muß ich es der Zeit überlassen, eine andere Meinung davon herbei-

zuführen. Ich gebe zu, daß der vierte Band dadurch benachteiligt wurde, daß statt poetischer motivierender Ereignisse und Erlebnisse lange Reflexionen und Bildungsgeschichten stehen. Statt mit dem Tode des gr. H. aber mit einer Hochzeit zu enden würde mir, des größern Absatzes wegen, heute noch nicht einfallen, denn, so sehr unsereins des Geldes bedarf, darf das augenblickliche Urteil und der Geschmacksschlendrian des Publikums doch nicht maßgebend sein, wenn man im Interesse dieses Publikums selbst etwas Gutes erreichen will.

An Berthold Auerbach

3. Juni 1856

Lieber verehrter Herr, Freund und Auerbach!

Die Dankbarkeit ist eine so schwierige Hantierung, daß ich bis heute daran herummorxe, diesen Brief zustande zu bringen! Sie haben des Guten mehr als zuviel an mir getan, nachdem Sie mich so freundlich in Dresden aufgenommen, mir Ihr schönes Buch zugesandt, und ehe ich nur für dasselbe gedankt habe, mein eigenes Machwerk auf eine Weise angezeigt, wie ich nie erwarten noch verlangen durfte. Für diese letztere Gunst danke ich Ihnen wohl am besten, wenn ich Ihnen offen gestehe, welch eine Wirkung sie gemacht und welch angenehmen Vorschub sie mir in meiner gesellschaftlichen nächsten Umgebung geleistet hat! An allen Ecken wurde mir förmlich gratuliert, Leute, die mir ferner stehen, zogen vor mir den Hut ab, überall wurde ich angehalten und beschnarcht, als ob ich das große Los gewonnen oder mich kürzlich verlobt hätte, so daß ich bald ausgerufen hätte: Hol' der Teufel den Auerbach! Ich habe scheint's gar nichts getaugt, eh' dieser Eichmeister mich in der « Allgemeinen » geeicht hat! Den schnöden Schluß von « Romeo und Julie » würde ich sicherlich jetzt streichen und werde es tun, wenn das Büchlein irgend wieder einmal abgedruckt wird. Dagegen muß ich den Titel der gleichen Erzählung etwas

in Schutz nehmen. Erstens ist ja das, was wir selbst schreiben, auch auf Papier gedruckt und gehört von dieser Seite zur papiernen Welt, und zweitens ist ja Shakespeare, obgleich gedruckt, doch nur das Leben selbst und keine unlebendige Reminiszenz. Hätte ich keine Bemerkung über die wirkliche Vorkommenheit der Anekdote und über die Ähnlichkeit mit dem Shakespeareschen Stoffe gemacht, so hätte man mich einer gesuchten und dämlichen Wiederholung beschuldigt, während, jene kurze Notiz vorausgesagt, die Geschichte dadurch eine berechtigte Pointe erhielt; denn diejenigen, welche an « Romeo und Julie » nicht einmal gedacht hätten, und solcher sind viele, da man heutzutage ziemlich gedankenlos liest, würden alsdann die Sache für viel zu kraß und abenteuerlich erklärt haben.

An Lina Duncker

11. oder 12. Juni 1856

Meine Erzählungen habe ich Ihnen nicht geschickt, weil ich glaubte, Vieweg stelle der « Volkszeitung » ein Exemplar zu, was er mit dem Roman auch ohne meine Aufforderung getan hat. Jetzt habe ich kein Exemplar mehr und Sie müssen das Buch halt ungelesen lassen, wenn Sie es nicht aus der Leihbibliothek bekommen. Jedoch sind alle Wunderwerke, die ich bis jetzt « geschaffen », wahre Wischlappen im Vergleich zu den Novellen von vollendeter Klassizität, die jetzt mit noch ganz klein wenig Geduld zu erwarten ich Sie bitte. Nächstens werden sie erfolgen. Göttlich sind sie, von strengem Seelenadel, von endloser Grazie und getaucht in das ewige Halunkentum schnöder Verliebtheit, Vergißmeinnicht und rationelle Seidenzucht. Sie und Ihre hochgeratene, nach Süden gaffende Schwester können dann darum würfeln, welcher ich das Werk dedizieren soll, und je nachdem der Würfel fällt, werde ich einen Widmann schreiben (d. h. eine Widmung), der sich gewaschen hat.

Oder lieber will ich, in Ansehung der Franz Dunckerschen Verlagskasse, für Ihre gelockte Sorella eine eigene Novellsammlung machen zu Papilloten, für jede Locke eine Novelle und für den Zopf zwei, sie soll mir nur die Zahl schicken und nicht zu große Locken drehen, damit ich mehr Honorar herausschlage. Daß Elise Schmidt und Fräulein von Schlichtkrull nach London sind, habe ich in der Zeitung gelesen. Wenn diese beiden Schrullen Gottes mit ihrem Bettschirm nur nicht den Prinzen Albert betören oder den alten Lord Firebrand, daß die Welt aufs neue in Flammen gerät! Auch würde ich unter bewandten Umständen den Fränzchen um keinen Preis länger in London lassen, sonst kommt er nicht nur arm am Beutel, sondern auch krank am Herzen nach Hause. Es streckt mir, indem ich schreibe, ein großer Moosrosenstrolch die grünen Hände dicht ans Fenster und der Buchs wird geschoren wie ein Mönch von einem Burschen mit einer grünen Schürze.

Leben Sie wohlest und bleiben Sie gewogenst Ihrem ergebensten

Gottfried Keller.

8. September 1856

Liebe Frau Duncker!

Zuerst wünsche ich Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl herzlichst Glück zu der kleinen Sünderin, womit Sie die Welt bereichert haben; obgleich ich deren Namen noch nicht kenne, macht sie mir doch vollkommen erklärlich, warum Sie diesen Sommer nicht in die Schweiz gekommen sind. Wenn ich geahnt hätte, wie fleißig Sie in Ihrem Berufe wären, so wäre ich selbst auch fleißiger gewesen und hätte das Buch fertig gemacht; aber ach! es hätte kaum was geholfen! Schon zweimal sah ich dicht vor der Nase die Leute Heu machen, sah das Korn reif werden und abschneiden, alles wuchs und war fleißig und alle Menschen rührten sich,

nur ich tat seufzend gar nischt! Ich habe wochenlang nicht nur kein Wort geschrieben, sondern auch keines gesprochen, denn der Mensch denkt und Gott lenkt und man kann sein inneres Geschick oder Ungeschick nicht zum voraus bestimmen, wie einen Fakturzettel. Aber meine Mittel erlauben mir das! Ich habe jene 25-Taler-Bestimmung in einer düstern Vorahnung selbst verfügt, wenn etwa nicht alles am Schnürchen gehen sollte, damit ich für mein Geld meine persönliche Freiheit behalte zum Allotriatreiben und Melancholischsein, ohne gerüffelt zu werden. Wenn ich dabei auch schlechte Geschäfte mache, so werden schließlich doch wenigstens gute Bücher daraus. Indessen habe ich doch nicht Lust, diesmal noch viel bares Geld zuzulegen und bis Weihnachten soll das Buch sicher herauskommen. Jüngst habe ich mich wieder gründlich gesund gemacht, indem ich mich unter fast viertausend bewaffnete Jüngelchens oder Kadetten stürzte, die wir in Zürich aus der halben Schweiz zusammengetrieben hatten, um ihnen ein viertägiges Fest zu geben. Ich habe noch nie eine solche Freude gesehen, oder selbst gehabt, und habe mir alle Grillen aus dem Kopf geschlagen. Es war ein eigentliches Kindermeer, worunter übrigens schon ziemlich große und kräftige Bursche, aber auch ganze Bataillons ganz kleiner Stöcke von 10–12 Jahren, die ihre 50 Patronen aber so gut und regelrecht verschossen, wie die Größeren. Diese kleine Armee mit ihren vielen Fahnen sah aus wie ein wandelnder Blumengarten, und eine unendliche Menge der Alten, Mann und Weib, reich und arm umkoste und umdrängte die Tage über die bimmelnden, trommelnden, trompetenden und singenden Kleinode der Zukunft, und man sah bei dieser Gelegenheit, wieviel Liebe und rechtes Gefühl doch noch in der Welt ist, denn viele Leute hatten öfter Tränen in den Augen, sogar ich selbst gegen das Ende, nachdem ich die andern ausgelacht. Als sie einmarschierten, wurden einige Hundert von Leuten gestohlen, die sich für die auf den Quartierbilletts Bezeichneten ausgaben, so daß

die eingeschriebenen Quartiergeber wie brüllende Löwen umherliefen, die ihre Jungen suchten. Item: es war hübsch. Ich hatte zwei Lieder zum Singen machen müssen, ein ernsthaftes und ein lustiges. Letzteres nahmen die jungen Herren sehr gnädig auf, so daß sie es überall sangen. Beim Festessen, nach dem Hauptmanöver, wo die ganze Klerisei in einer unabsehbaren Halle an 175 Tischen untergebracht war, wurde es von allen zusammen gesungen. Vier Taktschläger an hochragenden Punkten verteilt, und zwei Musikchöre hielten die Masse zusammen, so daß mein Opuskulum aus den Tausenden von Knabenkehlen und im größten Jubel erklang. Ich hatte auch einen Tisch unter mir und war eben beschäftigt, aufzupassen, daß die kleinen Teufel genug Brot bekämen und nicht zu schnell tränken, als es anfing, mit Gläsern um mich her zu drängen und zu rufen: Herr Keller lebe hoch! Denn man hatte ihnen gesagt, ich habe das Lied gemacht und sie sollten mit mir anstoßen gehen; so kam die ganze Nachbarschaft herbei und ich war von den Burschen umringt, die mir ihre Gläser emporhielten und schrien wie besessen! Meine eigene Tischfamilie war sehr erstaunt, zu sehen, welch einen Vorsteher sie hatte und tat sich was darauf zugut! Sie sehen also, daß Sie mit Ihrem einzelnen Säugling nicht aufkommen können gegen meine nationalen Vaterfreuden von 3500 Säuglingen, die dazu noch alle Flintchen mit Bajonetts tragen! Adolf Stahr und Fanny Lewald haben alles mitgemacht und schwimmen im Entzücken darüber, sowie sie überhaupt gut auf unser Land zu sprechen sind. Dies hat mich ganz versöhnt mit dem wunderlichen Paar, denn wer mein Land lobt und rühmt, dem kann ich nicht bös sein!

An Hermann Hettner

18. Oktober 1856

Was Sie über das « System der Natur » [von Holbach] schreiben, hat mich lebhaft berührt. Ich habe das vielbe-

schriene Opus noch nie recht im ganzen gelesen, sondern immer nur in der Philosophiegeschichte usw. kennen gelernt; aber immer wollte es mir nicht recht einleuchten, wenn dabei über die Trivialität und Roheit jenes Werkes gelärmt wurde, und zwar so ziemlich von Leuten aller Farben. Es ist eben eine allgemeine menschliche Schwachheit, daß man auch beim eigenen Standpunkt immer etwas anderes hören will, als die kürzeste und strikteste nackte Wahrheit und Anwendung. Jedenfalls steht fest, daß, wenn jene Männer die heutigen Fortschritte der exakten Wissenschaften und deren Resultate zur Disposition gehabt hätten, so würden sie ganz andere Demonstrationen ausgeführt haben, als unsere Herren, ohne übrigens unserm Freunde Moleschott und Genossen zu nahe treten zu wollen. Oder vielleicht haben jene gerade darum so energisch und aus dem Vollen gewirkt, weil sie noch nicht behindert waren durch ein unermeßliches Detail, welches fast eher, und mit jedem Tage mehr, auf die letzten tiefen Abgründe des noch zu Leistenden hinweist. Am gedankenlosesten kommt mir das wegwerfende Gerede über die Ethik des « système de la nature » vor. Ich möchte nur wissen, was man eigentlich dagegen einwenden kann, und ob selbst das orthodoxeste Christentum auf einer idealeren Basis stehe? Gewiß nicht! Es gibt gewiß keine ärgere Utilitätstheorie, als das Christentum predigt. Und was die rationellen Ideal- und Identitätsphilosophen usw. betrifft, wie sie alle heißen mögen, so schadet es ihnen gewiß wenigstens nichts, wenn sie im besten Falle noch die Tugend des « système de la nature » nur wirklich zur Ausübung bringen.

Die Stahrs schienen entzückt über das schweizerische Leben, über die Gegend und unsere Gebräuche u. dgl. Doch waren sie nicht so auffallend in ihrem Behaben, wie im Norden, mußten auch erfahren, daß eine Menge Leute die « Wandlungen » nicht einmal gelesen haben. Anfänglich sagte Fanny etwa: « Da tun Sie sehr unrecht, es ist ein ernstes Werk », oder sie sprach von ihrem « Schaffen ». Als

sie aber bemerkte, daß dergleichen hier nicht Usus sei, zog sie die Pfeifen ein und war dann sehr liebenswürdig. Gegen mich waren beide außerordentlich angenehm und beschworen mich, ihnen zu schreiben, woraus ich entnahm, daß sie an mein Aufkommen glauben.

Vischer ist jetzt ganz von seiner Frau getrennt und hat seinen Sohn oder zwei zu sich genommen. Es war eine Schönheit aus den untern Ständen, die er scheint's nicht zu bilden und zu traktieren wußte; denn sie « gab sich mit den ordinären Studenten ab », so daß also Vischer das Opfer ist. Er scheint auch sehr gekränkt und verbittert zu sein und man darf ihn durchaus nicht zu jenen ästhetischen Sündern zählen, die aus eigener Haltlosigkeit und Gehaltlosigkeit unglückliche Ehen produzieren und dabei munter und guter Dinge sind.

Gegenwärtig ist Liszt mit seiner Fürstin in Zürich und schwärmt mit Wagner schrecklich Musik. Er wird längere Wochen hier bleiben. Köchly usf. behaupten, jene falsche Nachricht von dem Begnadigungsgesuch sei von Wagnerscher Seite absichtlich provoziert worden, damit, nachdem dann Köchly und Semper ihre désaveux abgegeben, Wagner durch einfaches Stillschweigen gut Wetter machen könne. Dies glaube ich nun nicht, wenigstens nicht, daß er persönlich darum wußte. Dagegen wünscht er jedenfalls nach Deutschland zurückkehren zu können, um wieder in die Theaterluft zu gelangen und Boden unter die Kunstfüße zu bekommen. Daher ist er nun in der Situation, in betreff jener Geschichte schweigen zu müssen, um sich nicht von vornherein das Spiel aufs neue zu verderben.

Semper ist mit seinem Lehramt auch unzufrieden; was ich wohl begreife, da er ganz junge Bürschchen zu Schülern hat, für die jeder gewöhnliche Einpauker gut genug wäre; auch hat er eine sehr tief- und breitgehende Lehrweise, welche die Bursche nicht verstehen und ihm viel Mühe kostet. Er sagte mir, er habe fast Lust, die Stelle aufzugeben und für sich zu leben, teilweise als Schriftsteller.

An Ludmilla Assing

Februar 1857

Ihr freundlicher Brief vom August vorigen Jahres mit seiner edlen Pietät und Dankbarkeit gegen Länder und Dinge, die man auf Reisen sieht, als ob dies alles mich gar nicht gerührt hätte! Und doch hat mir alles große Freude gemacht, obgleich ich wußte, daß, z. B. Ihre Reisedankbarkeit betreffend, dies unter rechten Leuten nichts Ungewöhnliches, sondern ganz in der Ordnung ist. Ich spiele hier auf den ruchlosen Herman Grimm an, der ungeschickter- und unbedachterweise mein höchst gelegenes Land Europas mit einer Kellerwohnung vergleicht. Diese Herren wollen es in ihrem jetzigen Wirken so sehr dem jungen Goethe nachtun in zierlichen und kecken Versuchen allerart; allein die gute Ackerkrume für gute Früchte, die Pietät für allerlei Dinge, so man sieht, und die Fähigkeit, die Welt anders zu sehen, als durch Berliner Guckkastenlöcher, scheint verdächtigerweise zu fehlen. Hier muß ich mich selbst ein bißchen rühmen, zur Erholung von obiger Kapuzinade: als ich kaum in Berlin mich ein wenig umgesehen hatte, sah ich sogleich, woran ich mich zu halten habe, und ging spreeaufwärts spazieren oder suchte die stillen Seen in den Fichtenwäldern auf mit ihrer stillen Sonne, und wenn meine Landsleute über die schauerliche Gegend klagten, so hielt ich dieser treulich die Stange, und habe sie auch jetzt noch nicht vergessen, wo mir die schönsten Buchenwälder und Bergzüge, rauschende Ströme und die lustige Sihl zu Gebote stehen, die jetzt kleinlaut genug unter dem Eise wegschleicht. Aber auch der Zürichsee war diesen Monat gänzlich zugefroren und bildete nur Eine große Silberplatte in der blitzenden Sonne, und weithin sah man die dunklen winzigen Menschentierchen drüber weggleiten. Über der Tiefe draußen ist das Eis wie Glas so klar, und man sieht darunter die grünen Seegewächse aus der schwarzen Tiefe aufsteigen. Es sind aber leider mehrere Menschen verunglückt, als es noch nicht fest genug war.

In Bezug auf den Neuenburger-Handel der Schweiz mit Preußen:

Während des Kriegslärmens wurde ich öfters gefragt, ob ich denn gar keine Nachrichten aus Berlin habe, der ich doch so viele Jahre dort mich umgetrieben, und ich erwiderte alsdann mit bedauerlicher Miene: « Ach! die guten Leutchen dürfen eben nichts schreiben, was ihnen gefährlich werden könnte! » während ich wohl wußte, daß ich allein selbst schuld sei an dem Ausbleiben aller Briefe, indem ich seit dreiviertel Jahr an niemand geschrieben; denn meine Lieblingskunst ist, mich in eine künstliche Vergessenheit zu bringen, um mich nachher darüber zu ärgern. Der Kriegsspektakel war übrigens sehr schön und feierlich hierzulande, und es war uns dummen Kerlen sehr ernst damit. Indessen hat er uns um vieles vorwärts gebracht in unsern innern Verhältnissen, und wenn Sie Seiner Majestät begegnen, so danken Sie doch Allerhöchstderselben dafür in meinem Namen! Ich bin aber ein paar Monate lang ganz aus allem Arbeiten herausgekommen, denn ich habe Leitartikel geschrieben, in die Scheibe geschossen, in den Kaffeehäusern gekannegießert und lauter solches Teufelszeug getrieben. Meine Schwester strickte Strümpfe für die Soldaten, kam damit zu spät und jammerte sehr. « Da ist leicht zu helfen », sagte ich, « ich zieh' die Strümpfe schon an! » Allein ich mußte ihr die Barauslagen für die Wolle ersetzen! Auch ein Schwesterstücklein, wie Sie sehen!

Vorigen Herbst war die Liszt-Wittgensteinsche Familie in Zürich, manche Woche, um bei Wagner zu sein, und da wurden alle Kapazitäten Zürichs herbeigezogen, einen Hof zu bilden. Ich wurde versuchsweise auch ein paarmal zitiert, aber schleunigst wieder freigegeben. Bei den andern Brutussen hingegen machte die Fürstin entschieden Glück, und alle sind ihres Lobes voll, besonders da sie seither an alle einzelnen, wie Vischer, Moleschott, Köchly usw. interessante Briefe schreibt. Auch hat sie allen das große Rietschelsche Medaillon Liszts geschickt, daß sie es bei sich aufhängen sollen.

An Lina Duncker

8. März 1857

Gestern ist mein alter Oheim gestorben auf dem Lande, der im « Grünen Heinrich » figuriert. Er lebte zuletzt ganz allein mit einem Knecht und einer Magd, die den ganzen Tag heimlich Eierkuchen backt, in dem zerfallenden Hause. Seine Kinder sind zerstreut und meistens vollkommene Philister und verbauert, und bei dem Leichenbegängnis am nächsten Dienstag werde ich wahrscheinlich mit ansehen, daß in dem Hause, wo vor Jahren so viel Gesang und Gelächter war, nun rücksichtslos um die Erbschaft gestritten wird. Doch mir ist's Wurst; ich seh' alles mit an. Die Bildungssucht in Zürich grassiert immer fort, alle Wochen wenigstens zwei Vorlesungen vor Damen und Herren. Die Norddeutschen und die Süddeutschen bekriegen sich dabei wegen der Aussprache. So hält Vischer sehr hübsche Vorträge über Shakespeare, die Sachsen und Preußen mokieren sich aber über sein Schwäbeln, worüber er wütend wird. Neulich, als er aus einem norddeutschen Vortrag kam, sagte er: « Des soll nun des richtige Deitsch soin, wenn so a Kerle sagt statt ‚verloren' ‚vochlochen'! und statt ‚Liebe' ‚Lübhe'! » Ich mußte sehr lachen und hinterbrachte es stracks den Nördlichen. Soeben bekomme ich auch die Todesanzeige der alten Frau Kapp in Heidelberg, und letzte vierzehn Tage bin ich wenigstens an drei zürcherischen Leichenkondukts gewesen, so daß man gegenwärtig fast nur mit dem Tod zu tun hat. Wir selbst aber sind freilich noch arg lebendig und machen viele Projekte. Letzten Herbst war Liszt mit seiner Wittgensteinin und jener jüngeren Prinzessin hier. Da es deshalb große Schwindeleien gab, wo alle möglichen Leute zusammengetrommelt wurden, so kam ich auch einmal mit der Frau Herwegh zusammen und seither auch bei Moleschotts. Diese Frau ist eine schreckliche Renommistin und Renommisterei ist die Grundlage ihrer Existenz, wie ich glaube, sie renommiert wie ein Studentenfuchs. Jedenfalls ist Herwegh noch mehr wert als sie wie

ich schätze, aber nur entre nous. Richard Wagner ist durch die Anwesenheit Liszts, der seinetwegen kam, wieder sehr rappelköpfisch und eigensüchtig geworden, denn jener bestärkt ihn in allen Torheiten.

An Ferdinand Freiligrath

30. April 1857

Hier in Zürich habe ich eine Unmasse Deutsche vorgefunden, nicht nur Flüchtlinge, sondern auch allerhand Familien, die aus freien Stücken hierhergezogen sind und die Geschäfte treiben. Auch gelehrte Notabeln, wie Vischer, Moleschott und ein paar andere. Vischer ist ein von der Frau geschiedener Mensch, und meistens moros und hat jetzt seine Ästhetik vollendet. Moleschott kannte ich von Heidelberg her, ist liebenswürdig und hat viel Geschmack an der Literatur. Dann ist auch Richard Wagner, ein sehr begabter Mensch, aber auch etwas Friseur und Charlatan. Er unterhält einen Nipptisch, worauf eine silberne Haarbürste in kristallener Schale zu sehen ist usw. Auch gibt es eine förmliche Literatenkaste seit 49 hier, wie auch an andern Schweizerorten, nicht nur Feuilletonisten und Zeitungskorrespondenten, nein, auch Romanschreiber, Dichter, kurz die ganze Grundsuppe großstädtischer Verhältnisse.

Hast Du noch keine grauen Haare? Ich habe schon manche in meinem Bart, die ich von Zeit zu Zeit ausrupfe. Schulz hat einen weißgelben oder schneeweißen Bart, der von der Nase her vergoldet wird. Übrigens hält ihn die Frau gut unter der Schere und stutzt ihn alle acht Tage. Auerbach lebt schlimm mit seiner zweiten Frau, die hübsch, aber keine Hausfrau ist, sondern eine Salondame. Nun spielt er sein eigenes Lorle aus der « Professorin », aber sehr wahrhaft, denn er haut seine Frau nicht schüchtern; nichtsdestominder bringt sie ihm alljährlich ein Kindlein. (Doch unter uns.) Wenn ich dächte, daß solches Ehgeschick den kleinen

dicken Schriftstellern beschieden sei, so würde ich jedenfalls nicht mehr heiraten, denn ich werde schändlich dick, und als ich in Dresden war, jubelte Auerbach: nun sei noch ein kleinerer da als er, was aber gelogen war! Denn er ist nicht größer als ich. Gutzkow ist eine Ratte. Ich hab' ihn auch gesehen. Er mißgönnte mir sogleich mein bißchen Schmiererei und das winzige Erfölgelchen und suchte es durch förmliche wissentliche Entstellung zu paralysieren.

An Hermann Hettner

11. November 1857

Mit Vischer, Burckhardt, Hitzig trinke ich zuweilen des Abends ein Schöppchen, wozu manchmal noch Semper kommt, welcher ein kindlich hypochondrisches Wesen ist, aber sich zu einem famosen und sehr beliebten Lehrer aufgearbeitet hat, ein weiteres Zeichen seines tiefliegenden und vielseitigen Ingeniums. Ewig schade, daß seine Jahre vergehen müssen, ohne daß er das mindeste mehr zu bauen bekommt. Richard Wagner verlangt und sehnt sich, amnestiert zu werden und nach Deutschland zurückzukehren, und es wird auch nicht ausbleiben, da ja seine Sachen an allen Höfen zu Festopern benutzt werden. Aber ich glaube, auch Semper würde sich nicht lange besinnen, wenn es auf anständige Weise geschehen würde und man ihm keine unwürdigen Zumutungen machte; denn wenn es auch bei uns monumentale Bauten gäbe, so kann er die Gebirgslinien nicht leiden, welche nach seiner Meinung solche nicht aufkommen lassen.

An Ludmilla Assing

25. November 1857

Grüßen Sie doch von mir die zierlichen Bülowsleute. Ihr Lob der Cosima hat sich glänzend bewährt, und diese vor-

treffliche und eigentümliche junge Frau hat mir so wohl und ungeteilt gefallen, wie seit langer Zeit kein Frauenzimmer. Man muß ihr wirklich alles Gute wünschen, und möge sie bleiben, wie sie ist, in der renommistisch verschrobenen heutigen Welt! Im « Zuschauer » der « Kreuzzeitung » las ich mit Behagen, daß in Berlin Eis gefahren wird. Bei uns ist heute, nachdem es ein Vierteljahr lang trocken und schön war, ein milder warmer Regen eingetreten, doch hoffen wir unverschämterweise auf einen nochmaligen letzten Nachsommer. Ich habe den göttlichen Herbst hindurch den sonnigen Farbenwechsel auf Kreuz- und Querzügen eingesogen und damit manch Schöpplein jungen Weines, von dem das Land überfließt. Die Bauern heimsten von allen Früchten den schwersten Überfluß ein und sind jetzt ebenso wohlgelaunt, als unsere Seidenfabrikanten, die nach Amerika machen, kleinlaut. Die vergnüglichste Tour machte ich vor vierzehn Tagen nach meinem Dorfe, wo ich Gevatter stehen mußte. Ich ging, da es das herrlichste Frühlingswetter war, zu Fuß hinaus, und schon unterwegs fand ich in einem alten Städtchen, wo ich einkehrte, um ein Schöpplein zu trinken, ein junges Landbäschen vor, das da mit seinem Bräutigam Einkäufe für die Hochzeitskleider gemacht hatte. Ich setzte mich mit ihnen auf ihr Gefährt und fuhr vollends mit hinaus. Das Bäschen, welches in bloßen Armen war und in der Herbstdämmerung anfing zu frieren, zog meinen Überzieher an, und der Bräutigam sang himmlisch schön, während ich den Pack mit seinen und seiner Braut Hochzeitskleiderstoffen auf den Knien hielt, was mir auch warm gab. Am Sonntag mußte ich den ganzen Tag neben der Patin, einem wohlgezogenen Bauernmädchen, figurieren, das einfach schwarz gekleidet war in wollenem Zeug, aber mit einer schönen goldenen Kette. In der hellen, freundlichen kleinen Kirche mußten wir am Taufstein zierliche Knickse machen und nachher beim Mahle vom Mittag bis in die Nacht oben am Tische sitzen. Hier bemerkte ich etwas sehr Artiges. Als nämlich die Gäste lustig wurden und

begannen, die üblichen Schwänke vorzutragen, wobei keiner zurückbleiben wollte, geschah es, daß der eine oder andere sich etwas ungeschickt anließ, übernahm oder gänzlich verunglückte. Nun war meine ländliche Nebenpatin die höchste Instanz am Tisch, vermöge ihres Geschlechtes, ihres heutigen Amtes und ihres « Ranges » im Dorfe, denn ihr Papa hat zwanzig Kühe im Stall. So war es an ihr, mit dem Lachen über einen Schwank das Signal zu geben, und sie übte dies Amt mit solcher Liebenswürdigkeit und Menschenfreundlichkeit, daß keiner um das rettende Gelächter kam. Nicht einen armen Teufel ließ sie stecken, und wenn man glaubte, der oder jener gar zu Plumpe fiele nun gewiß durch, so erhob sie doch noch rechtzeitig die wohllautende Stimme, als ob sie sich königlich amüsierte, und wir lachten alle aufs heiterste mit, wie wenn der feinste Witz gefallen wäre. Dergleichen habe ich nun in einem Salon noch nie gesehen. (Pardon!) All dies junge Volk waren in meiner früheren Zeit, wo ich auf dem Dorfe mich umtrieb, ganz kleine Kinderchen, die ich in der Wiege gesehen habe.

1. Januar 1858

Im Anschluß an die Lektüre der Dramen der Gisela von Arnim:

Ich habe zuerst « Das Herz der Lais » in Angriff genommen, weil es trotz seiner Größe das kleinste Opus war. Ich fand mich verblüfft darüber, daß die französische Manie der Hetärenpoesie von einer soliden und sogar jungen deutschen Dame aufgenommen und fortgepflanzt wird. Doch was bei den Franzosen gedankenloser Leichtsinn ist, dürfte bei dem deutschen Fräulein die pure Unwissenheit und Unschuld sein, immerhin verbunden mit einer gewissen Frechheit. Denn ahnen sollte man wenigstens, besonders wenn man so wohl beschlagen in gewissen Wendungen ist, daß das Hetärentum nichts anderes ist, als die allerprosaischste und philiströs-niederträchtigste Sache der Welt, die nüchternste Gemeinheit des Gemütes, und daß die Dames aux camélias

und die großen Herzen der Lais die einfältigsten Fiktionen sind, die je die Welt geäfft haben. Wenn solche Bestien einer Leidenschaft fähig oder aus Übermut etwa generös werden, so hat das nicht mehr zu bedeuten, als wenn ein Dieb mit gestohlenem Geld den anständigen Mann spielt. Der Unsinn zeigt sich in dieser Lais sehr bequem; denn wenn dies Geschöpf sein Leben zu opfern imstand ist, warum hat es den Nero nicht längst getötet und so Tausende errettet? Aber abgesehen auch von der Gewissenlosigkeit, ein solches Stück zu schreiben (denn was soll aus den jungen unerfahrenen Mädchens werden, wenn die erwachsenen Weiber dergleichen Dinge predigen), steckt dies Dramchen so voll famoser Schönheiten, daß man nicht mit einer Nadel dazwischen stechen kann.

Berchtoldstag (Bächtelistag). 2. Januar 1858

Unsere Straßen sind heute ganz mit geputzten Kindern bedeckt, welche von Mägden und Bedienten herumgeführt werden. Auf Neujahr geben nämlich die gelehrten, künstlerischen, militärischen, wohltätigen und andere Gesellschaften sogenannte Neujahrsstücke heraus, welche Biographien verdienter Mitbürger, lokalgeschichtliche Monographien und dgl. enthalten nebst Porträts und Kupfern aller Art, je nach dem Gebiet der Gesellschaft, zur Belehrung und Ergötzung der Jugend. Diese Hefte läßt man am 2. Januar durch die festlich geputzten Kinder auf den Gesellschaftslokalen abholen, wo einige wohlwollende freundliche Herren sitzen und aus langen neuen Tonpfeifen Tobak rauchen, der auf einem silbernen Teller liegt. Die Kinder überbringen in ein Papier gewickelt ein Geldgeschenk für die Gesellschaftskasse (die sämtlichen Päckchen tragen sie in einem niedlichen Körbchen) und erhalten dafür das Neujahrsstück, werden mit Tee, Muskateller und Konfekt bewirtet und dürfen die etwaigen Sammlungen und Raritäten der Gesellschaft besichtigen. So geht's von Haus zu Haus, und die geöffneten Heiligtümer der alten Stadt sind von

einer jubelnden Kinderwelt angefüllt. Seit ein paar Jahrhunderten besteht der Brauch, da einige Gesellschaften ebenso alt sind, wie die Musikgesellschaft, die Gesellschaft der Stadtbibliothek und die Feuerwerkergesellschaft, welche letztere in ihren Neujahrsstücken stets martialische Kriegsgegenstände abhandelt, zum Vergnügen der Knaben, auch bekommen diese den alten Waffensaal zu sehen mit der ehrwürdigen Kriegsbeute aus den früheren Jahrhunderten, während auf dem Musiksaale die kleinen Mädchen kokett ein Morgenkonzert anhören und ihre Mütter nachahmen. Wer keine eigenen Kinder hat, beglückt fremde Kinder, die keine oder unvermögliche Eltern haben, mit der Sendung. Einzig die derbe Schützengesellschaft (vierhundert Jahre alt) ist so unliterarisch geblieben, daß sie statt Schrift und Bild ein Pack Kuchen verabreicht und überdies im Geruche steht, die Jungens mit kleinen Räuschen zu versehen, indem sie dieselben aus ihren alten Ehrenpokalen trinken läßt.

Sechseläuten. 21. April 1858

Vor einigen Wochen an einem städtischen Frühlingsfeste geriet ich um Mitternacht in einen großen Saal, wo eine Menge junger Männer, zum größten Teil kostümiert, zechten und tobten. Plötzlich spielt die Musik eine Mazurka, ein junges Bürschchen, in irgend eine Weibertracht gehüllt, fordert mich zum Tanz auf, ich lasse mich fortreißen, der ich niemals getanzt, und liege nach wenigen Sprüngen auf der Nase, und die ganze nachfolgende Gesellschaft purzelt auf einen Haufen über mich her. Als ich mich wieder hervorentwickelte, sah meine Nase dergestalt aus, daß ich acht Tage ein Pflaster tragen und zu Hause bleiben mußte! Ich verlor darüber ein elegantes Konzert, welches eine Familie Wesendonck hier in ihrer Villa gab. Richard Wagner hatte eine Anzahl Musiker zusammengewürfelt und in kurzer Zeit so gut geschult, daß sie eine Auswahl Beethovenscher Sätze ganz vortrefflich sollen gespielt haben. Es waren einige

dreißig Musici und etwa doppelt so viel eingeladene Gesellschaft, was für eine Privatgeschichte in Zürich ganz unerhört war. Ein Streichquartett war das Höchste, was bisher vorkam. In öffentlichen Konzerten hat Klara Schumann mehrmals letzten Winter hier gespielt.

An Lina Duncker

23. Juni 1858

Auf die Ankündigung eines Besuches des Ehepaars Duncker in Zürich.

...Meine Wortbrüchigkeit wegen meiner Novellen macht mir nicht viel zu schaffen. Ich weiß, daß durch dieselbe niemand zu Schaden kommt, und kenne mich überdies selbst, was mir genügt. Wer in wichtigeren Dingen noch ehrlich und naiv zu sein vermag, darf sich in dergleichen Schnurrpfeifereien schon noch etwas erlauben. Man muß sich nur nicht darauf etwas zu gut tun.

Die Novellen sind hauptsächlich stecken geblieben, weil sie dem Plane nach ausschließlich aus Liebesgeschichten bestehen und mir die leichte Stimmung für dergleichen einstweilen abhanden gekommen ist, während ich durch mein hiesiges Leben für festere und löblichere Dinge angeregt wurde.

Die Schweiz werden Sie schwerlich im besseren Sinne kennen lernen. Dazu gehört ein vernünftiges Mitleben an geeignetem Platze, wie es z. B. die Stahrs vor zwei Jahren gemacht haben. Die tolle hastige Touristenjagd auf der Heerstraße über die Berge, dieser schnatternde wilde Entenzug ohne Behagen und ohne Ruh, erregt bei den Festgesessenen, während man sich den Geldgewinn gefallen läßt, nur Gelächter. Denn man sieht es dem ganzen Haufen am Gesichte an, daß er das Land lediglich nach dem guten oder schlechten Wetter, nach den Gasthofrechnungen, nach den Kellnern und Schuhputzern, kurz nach Dingen beurteilt, welche sich überall gleich bleiben.

**An Ludwig Eckardt*

24. Juni 1858

Zu dessen Bemühungen um die vereinsmäßige Organisation der schweizerischen Schriftsteller.

Geehrter Herr!

Ich danke Ihnen ergebenst für Ihr Geschenk sowohl, als für Ihren letzten freundlichen Brief. Die Maylath-Novelle habe ich zwar schon mit großem Interesse im Album Ihres Bernischen Vereines gelesen, dennoch kann sie meine Meinung über das schriftstellerische Assoziationswesen nicht ändern. Der Schluß der Erzählung selbst beweist ja, daß es eben das Menschenschicksal ist, an dem jener Unglückliche untergegangen, und nicht das spezifische Schriftsteller- oder Dichtergeschick. Die Sache ist einfach die: Vereinskomitees werden so wenig als die bisherigen Verleger die Masse der schlechten und unberufenen Schriftsteller durchschleppen und erhalten können. Die guten werden nach wie vor zum Teil ein ihrem individuellen Charakter entspringendes Schicksal haben, zum Teil glücklich, zum Teil unglücklich sein. Die Buchhändler sagen, sie müßten sich eben an den guten Schriftstellern erholen für den Schaden, den sie durch die schlechten erleiden. Dies ist der reelle Übelstand, denn daher können die Buchhändler in der Tat jenen nicht zukommen lassen, was sie verdienen. Allerdings ist der Mangel an Urteil bei Auswahl der Verlagsartikel schuld, die Sucht, immer zu drucken. Allein diese Sucht wird eben unterhalten und hervorgebracht durch das überwuchernde Literatentum, und dieses wieder genährt durch das Vereinswesen und das Geschrei vom « Schriftstellerstande ». Ich begreife nicht, wie der brave und tüchtige Marggraff nicht fühlt, daß seine Debatte über eine neue Benennung für Schriftsteller geradezu lächerlich oder vielmehr komisch ist und den Stand dieser ganzen Frage bezeichnet. Das Wort Schriftsteller ist überdies sprachlich sehr ehrwürdig, richtig und von sehr altem Herkommen.

Obigen Übelstand zugegeben, glaube ich aber nicht, daß

Vereine etwas daran ändern werden. Überhaupt wird die Einsicht, die Gerechtigkeit, der Scharfblick eines Komitees nicht um ein Haar größer sein, die Aufdringlichen, die Schleicher, die Schwanzwedler, die Plusmacher werden auch in der Vereinswelt voran sein, die Schüchternen, Verschämten, Unpraktischen, Stolzen und Mürrischen werden auf der Seite stehen und ihre Eigenschaften abbüßen nach wie vor. Dafür bürgt mir der moralische Zustand gerade der gegenwärtigen deutschen Schriftwelt. Überdies werden diejenigen, deren Bücher niemand kaufen will, entweder wiederum auf Kosten der anderen honoriert werden, oder sie werden wiederum arme Teufel sein. Dies wird kein Verein abändern, das übrige ist Menschenschicksal, und dieses wird jeder ordentliche Kerl lieber als Mensch, Bürger, Familienglied usw. tragen wollen, denn als « Vereinsmitglied ».

Was die Arbeiten betrifft, welche Sie einem schweizerischen Schriftstellerverein vorschlagen, so werde ich der erste sein, welcher dieselben dankbar benutzen wird, im Falle etwas geleistet wird. Ich für meine Person aber muß meine gegenwärtigen Jahre zur Produktion benutzen und kann mich nur empfangend und lernend zu diesen Dingen verhalten. Indessen dünkt mich, daß jetzt schon in der Sprache Dialektstudien, sowie in der Sagenforschung usw. eifrig genug gearbeitet wird, und bald dürfte eher die Ballade vom Zauberlehrling mit seinem Besen in Anwendung kommen; denn das « Zuviel » macht am Ende alle Dinge langweilig. Ehe Sie diese meine Meinung verdammen, warten Sie die nächsten zwei Jahre ab. Es ist ein Übelstand, daß z. B. das Sagensammeln jetzt « Mode » ist, denn umso gewisser wird diese von ihren Trägern wieder aufgegeben werden und die solide Forschung den Nachteil davon haben.

Sie schreiben mir eine « Sonderstellung » zu. Es gibt in Zürich mehrere Gruppen von Leuten, Schweizer wie Deutsche, welche alle schon mehr oder weniger bedeutende

Bücher geschrieben und in der Literatur längst heimisch sind, viel länger als ich. Es sind Männer von wirklichem Ansehen und wissenschaftlicher Tugend darunter; keinem davon fällt es ein, neben seinen übrigen Beziehungen noch das Bedürfnis nach einem Züricher literarischen Verein zu fühlen, so daß ich mit meiner Wenigkeit nicht eine Sonderstellung einnehme, sondern vielmehr mit dem großen Haufen laufe. Jene Äußerung im « Bund » hat mich indessen sehr geärgert, wie ich denn überhaupt die ganze Treiberei nicht recht kapiere.

Ebenso habe ich in der neuesten Nummer Ihrer « Schweiz » mit Verwunderung erfahren, daß es bei uns literarische Cliquen und Koterien gebe. Ich weiß zwar nicht, gegen wen Sie den Artikel gerichtet haben, und kann nur vermuten, daß er durch den « Postheiri » und einen Artikel im « Bund » wegen des Nationaltheaters hervorgerufen wurde. Nebenbei aber offen und frei gesagt, kann ich die beleidigenden Ausdrücke nicht billigen, die Sie brauchen, und dieselben scheinen mir in keiner Weise am Platze, wo es sich lediglich um verschiedene Meinungen in rein ästhetischen Dingen handelt. Solange Ihre Widersacher Ihnen keine Immoralität vorwerfen, sollen Sie die Beweggründe anderer auch nicht schlecht auslegen. Mich geht die Sache soweit an, als ich behaupte, es gebe keine literarischen Cliquen in der Schweiz, daß es aber sofort welche geben werde, wenn man gewaltsam ein Literatentum nach fremdem Muster pflanzt, welches von selbst eine Menge Kreaturen ausheckt, die ohne konkreten künstlerischen oder wissenschaftlichen Lebensberuf nichts sind als – Literaten.

Meine eigenen Bedenken gegen Ihre Auffassung des schweizerischen Theaters hätte ich schon längst drucken lassen, wenn es meine Art wäre, überall meinen Senf dazuzugeben und achtungswerten Bestrebungen gleich öffentlich entgegenzutreten.

Hier nur im groben meine Ansicht! Dergleichen Dinge dekretiert man nicht wie einen Feldzug, schließt nicht ab wie

eine Verfassung, sondern die wahre Liebe dafür achtet in ihnen das Werden. Ich habe mich dramaturgischer Studien halber mehrere Jahre in Berlin aufgehalten und vielfach über das schweizerische Theater nachgedacht. Seit ich zurück bin und das Leben unseres Volkes sehe, bin ich überzeugt, daß das, was möglich ist, früher oder später kommen wird und daß dazu bereits der Keim im Lande steckt.

Nur gilt, wenn irgendwo, auch hier die Regel, die stets bei aller Kunst galt (siehe Aristoteles): Erst das gewordene Werk und dann die Theorie. Sie aber wollen das Werk theoretisch entstehen lassen. So ist, um nur ein Beispiel anzuführen, eine Theaterschule unmöglich, ehe eine traditionelle Meisterschaft da ist. Diese setzt ein lebendiges, allmähliges Werden voraus und nicht ein Dekret. Das Dekret a priori hat stets nur der Pfuscherei gerufen. Das Dekret fällt am günstigsten in die Mitte einer Entwicklung, wenn sie stark genug ist, einen bestimmten Charakter angenommen hat.

Wegen der Helvetischen Gesellschaft haben Sie mich in etwas mißverstanden. Ich meinte erst die unmittelbare Wiederbelebung der Gesellschaft, wie sie zuletzt war und eigentlich noch zu Recht besteht. Ich ließ mich gerade noch in der letzten Versammlung 1847 aufnehmen. Es war ein rein politischer Volksverein geworden mit allerlei rüden Elementen, wie er eben in die Zeit vor der Sonderbundskatastrophe trefflich paßte. Von der feineren Kulturpflege war nichts mehr zu spüren. Ich meinte vielmehr die Helvetische Gesellschaft, wie sie vor dreißig, fünfzig und siebzig Jahren war, und um eine solche wieder zu haben, bedarf [es] eines neuen Zusammentrittes und vorzugsweise der Enthaltung alles Buhlens um die Massen.

Ihre gütige Einladung zur Mitarbeiterschaft an Ihrer Zeitschrift betreffend, muß ich Ihnen meinen schlimmen Zustand bekennen. Ich habe nämlich seit längerer Zeit schon an eine Reihe ähnlicher Institute Beiträge versprochen, auf freundliche Einladung hin, und noch soll ich den ersten

liefern. So habe ich an das Feuilleton des « Bund » schon vor zwei Jahren etwas zu senden zugesagt und nicht eine Zeile gemacht. Ehrenthalben muß ich, wenn ich endlich Stoff und Zeit für solche Beiträge auftreibe, mit Erfüllung des ersten Versprechens anfangen und so der Reihe nach fortfahren, so daß ich endlich gewissenhafterweise mit solchen Verbindlichkeiten innehalten muß.

Um schließlich ganz als ein negativer Bursche und verdächtiger Nihilist vor Ihnen zu erscheinen, muß ich Sie noch freundlichst bitten, im Briefkasten Ihrer « Schweiz » nicht mehr öffentlich an mich zu adressieren. Ich halte nämlich die neuerlich aufgekommene Einrichtung dieser Briefkasten, soviel Bequemlichkeit sie auch einer Redaktion bieten mag, dennoch für eine Unsitte, wenn es wesentliche Mitteilungen gilt, eine Unsitte, welche nur dem eitlen großen Haufen gefallen kann. Wenn ich mich der Freiheit und Öffentlichkeit erfreuen soll, so bedarf ich daneben noch meines festen Hausrechtes. Wenn ich einen Brief schreibe und zusiegle, so soll es eben ein Brief sein und kein gedrucktes Inserat. Schon der Patriotismus verlangt, daß wir die eidgenössische Post nicht beeinträchtigen, sonst hat ja die Bundeskasse kein Geld für unser kommendes Theater. Ich bin überzeugt, den Spaß beiseite, daß Sie meine Bitte nicht übelnehmen.

Mit besten Grüßen

Ihr Gottfried Keller.

**An den Stadtsängerverein Zürich*

25. Oktober 1858

Herr Präsident! Hochgeehrte Herren!

Ich habe von seiten Ihres hochachtbaren Vereines eine Urkunde empfangen, darüber, daß ich zu dessen Ehrenmitglied ernannt worden sei, in seiner Versammlung vom 4. August d. J. Für diese mir erwiesene, große Ehre und Freundlichkeit spreche ich Ihnen meinen ergebensten Dank aus. Er ist

um so aufrichtiger, als ich hoffe, ihn künftig bei guter Gelegenheit betätigen zu können und mich der Heimat im Schoße eines Sängervereines nicht unwert zu zeigen.
Die patriotische oder nationale Lyrik leidet gegenwärtig fast allerorten an einer gewissen Verschwommenheit und Gedankenarmut. Und zwar je mehr eine massenhafte Produktion erzwungen werden will, desto wässeriger fällt die Sache aus.
Dadurch aber, daß die Sänger den Dichtern Gelegenheit geben, sich in dem wirklich zu singenden Liede zu üben, werden diese bei einigem Nachdenken wohl darauf kommen, größere Bestimmtheit sowohl, als auch Mannigfaltigkeit der Motive anzustreben.
Hauptsächlich gilt es, statt der ewigen Verwendung des « donnernden Lawinenfalles » u. dgl. eine Reihe von sittlichen Ideen und historischen Charakterzügen, welche speziell unser vaterländisches Leben bedingen, in plastische Gestalt zu bringen, so daß der Sänger, indem er singt, von einer lebendigen Überzeugung durchdrungen und sein Gesang etwas Selbsterlebtes wird, ein Stück seines eignen gegenwärtigsten Lebens darstellt.
An solchen Bestrebungen mich mit zu beteiligen, dazu haben Sie mich durch Ihre Ernennung aufs neue ermuntert!
Ich bleibe, Herr Präsident! Hochgeehrte Herren! mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster Gottfried Keller.

An Ludmilla Assing

22. Oktober 1858

Auf die Nachricht vom Tod des Onkels von Ludmilla Assing, Varnhagen von Ense.

Ich habe die Nachricht erst abends spät vernommen, da ich den ganzen Tag zu Hause gesessen hatte und keine Zeitung zu Gesicht bekam. Am Morgen darauf, als es noch dunkel

war, wachte ich ungewohnterweise beim Klange der Frühglocke auf und dachte gleich: Also Varnhagen ist tot! Ich fühlte in dieser Morgenstille, welch ein Zeitabschnitt und welche Welt mit ihm dahin ging. Ich fühlte es um so tiefer, als der Verewigte beinahe der einzige große Zeuge jener Jahre war, mit welchem ich noch in einige freundliche Berührung kommen durfte.

9. Februar 1859

Bettina ist also nun auch hinunter zu den übrigen Schatten, und während die Weltlage wieder dahin zu geraten scheint, wo sie vor mehr als einem halben Jahrhundert steckte, sind nun die letzten hinweggegangen, welche dazumal jung waren und das Geistige gerettet und uns überliefert haben.
Es ist wieder eine abscheulich barbarische und unheimliche Zeit, wo alles in Frage gestellt wird und die ganze Welt das Maul aufsperrt und an den tückischen Worten eines einzigen Mannes hängt, und dazu eines Abenteurers. Es scheint, die Herrschaften können sich immer noch nicht dazu entschließen, nobel und entschlossen zu sein zur rechten Stunde, um sich nachheriges Elend zu ersparen. Ich bin sehr ärgerlich über diese Geschichten und fange an zu fühlen, wie das Unsichere der öffentlichen Welt auch den Einzelnen und Verborgenen beunruhigt und hindert.

28. April 1859

Sie haben recht darin, daß man das, was man erleidet, nicht wohl mitteilen kann. Physischer Schmerz macht dem Zusehenden wohl auch Schmerz. Das moralische Leiden aber berührt den Nächsten, nachdem derselbe es begriffen zu haben glaubt, durchaus nicht weiter, und sobald nur er sich darüber ausgesprochen und gesammelt hat, so verlangt er noch gar, der Betroffene selbst solle die Sache nun auch gut sein lassen.
Den dialogisierten Geschichtsaufsatz « Sickingen » des Herrn Lassalle habe ich freilich gelesen und mich nur wundern müssen, wie ein Gelehrter und Philosoph sich selbst so sehr verkennen kann, dergleichen mit weitschweifigen Worten

eigenhändig der Nation als große befreiende poetische Tat anzupreisen.

Ich habe auch zuweilen im neuen Gutzkowschen Roman gelesen und bin über die Niaiserie und Verzwicktheit dieses Mannes, die nun über alles Maß geht, ganz verblüfft. Und was will er nur mit seiner frechen Sprach- und Stilverderberei? Es ist fast unmöglich, daß er die Abgeschmacktheit ganzer Seiten und Bogen, die wahre Küchenmagdmanier nicht einsehe? Und dennoch sind sehr gute Sachen darin; es ist nur die Unruhe, die Schlingelei, die ewige Verdorbenheit, welche diesen Geist so seine gute Bahn verfehlen ließ und ihn noch sehr tief wird fallen lassen.

15. Mai 1859

Ich habe Ihre « Sophie Laroche » nun längst gelesen und freue mich sehr, Sie um dieser schönen, fleißigen und gründlichen Arbeit willen beglückwünschen zu können. Sie haben das zierliche süße Apfelbäumchen des vorigen Jahrhunderts mit seinem nötigen Erdreich und mit allen seinen Wurzeln heil und unversehrt herausgestochen und in unsern Garten gesetzt, und wir sehen mit Vergnügen aus dem zarten, mit Liebeskummer geschmückten Jungfräulein allmählich eine Frau erwachsen, welche die weitesten Lebenskreise um sich her zieht.

Ein anmutiges Schauspiel gewährt unsereinem abermals die tapfere, furchtlose und elegante Verteidigung, welche eine Frau für eine ihrer Schwestern gegenüber den wankelmütigen und nichtswürdigen Dichtern führt. Schon haben Sie Immermann hingestreckt auf den grünen Rasen mit Ihrem glänzenden Schwerte, und, ha! da liegt nun auch Wieland, der grimmige Versehrer edler Frauenherzen! Wie, du wagst noch zu mucksen, Schnödester? Du murrst: Sophie habe dich ja zuerst laufen lassen, wie auch den Bianconi! Der kindliche Gehorsam, unter den sie sich beugte, sei im Grunde die gleiche Philisterhaftigkeit gewesen, mit welcher sie später ihre eigenen schönen Töchter an ungeliebte Män-

ner hingab? Es sei dies eben eine dunkle, rätselhafte Partie, welche ebenso bedenklich sei, wie deine bengelhafte jugendliche Unbeständigkeit? Wie, du wirst immer frecher und behauptest sogar noch, trotz der Streiche, die auf dich niederfallen: Wenn du nicht ein so renommierter Dichter geworden wärest, so hätte Sophie dich vor der Welt so wenig mehr genannt, wie Bianconi? Das sei eben das Schicksal der armen Dichterlinge, daß man ihnen jedes «Verhältnis», jede dumme Geschichte ins Endlose nachtrage, während man die eigenen Sünden und diejenigen aller anderen Leute in wohlweisliches Stillschweigen hülle? Genug! Scheusal! schweig und stirb!

Im Ernste gesprochen, war Wieland in seiner Jugend ein höchst schnurriges, von wahren und gemachten Gefühlen aufgepustetes Bürschchen, und es stände den holden Frauen jederzeit besser an, solche Gesellen ihrer Wege gehen zu lassen, statt sie immer wieder an sich heranzuködern. Während die gleichen «verratenen Dichterfreundinnen» niemals verlegen sind, urplötzlich ganz unerwartete Heiraten «abzuschließen», und dergleichen im Notfall auch mehrmals wiederholen, werden die Dichterlinge dafür bescholten, daß sie nicht allein der Narr im Spiele sein und den ewigen Petrarca oder Werther vorstellen wollen.

In welch unwahre und hohle Liebesverhältnisse sich auch die geistreichste Frau hineinduseln kann im Verein mit einem des sentimentalen Kopfkrauens bedürftigen Poeten, beweist auch Julie Bondeli, welcher mit Wielands alberner und affektierter Antwort auf ihre Liebesfrage ganz recht geschah.

Es ist sehr kalt heute, das Gärtchen vor dem Fenster schlottert vor Kühle, siebenhundertundzweiundsechzig Rosenknospen kriechen beinahe in die Zweige zurück. Der Hausbesitzer, ein ältlicher Professor der Philologie, hat sich neulich plötzlich noch eine Braut angeschafft und baut sich nun dicht vor meinem Fenster eine kleine Schattenlaube, worin der unverschämte Hund wahrscheinlich, mir vor der Nase,

seine Flitterwochen vergirren will! Er hat einen alten lahmen Zimmermann angestellt, der schon die ganze Woche an dem verfänglichen Werke herumbäschelt und hämmert, heut ein Brettchen und morgen ein Brettchen; ein schlau aussehender Klempner sucht aus einer alten Badewanne von Blech ein Dach zuzuschneiden, welches so viel Wonne bedecken soll; ein Tüncher steht ungeduldig bereit mit eingetauchtem Pinsel, ein halb toller Gärtnergreis kommt alle Stunden und zankt, daß er seine Sträucher und Schlingpflanzen noch nicht hinsetzen könne, kurz es ist eine Aufregung und ein Treiben, als ob die Gärten der Semiramis gebaut werden sollten. Und der beglückte Bauherr steht hinten und vorn dabei und daneben und drum herum und mißt mit dem Zollstock und klettert auf das Dach, und nur die Braut tut verschämt und läßt sich nicht sehen auf der famosen Baustelle.

Berlin hat nun ja auch seinen Humboldt begraben und wird mit diesem Beisetzen seiner goldenen Zeit noch eine kleine Weile fortfahren und endlich damit fertig werden.

**An Paul Heyse*

3. November 1859

Professor Vischer hat mir Ihr neues Novellenbuch freundlich überbracht und mir gleich meinen Namen vorgewiesen, mit welchem Sie Ihr gutes Werk verunziert haben in anmutiger Laune des Wohlwollens.

Es ist mir schon mehrmals geschehen, daß ich mich ärgerte über Leute, welche diesem oder jenem Begabten nachrühmten, er sei zugleich auch von freundlicher und guter Gemütsart und frei von aller Abgunst; denn ich fand jederzeit, daß die Leute, die etwas Rechtes können, selbstverständlich auch sonst ordentliche Menschen seien, weil sie den Grund eines reinen Glückes in sich tragen. Und nun wundere ich mich doch selbst über Ihr gutes Herz, wenigstens insofern ich einen Pfeil desselben auf mich gerichtet sehe, ohne mir

sagen zu können, mit was ich denselben mir zugezogen. Nun, ich danke Ihnen für den schönen Gruß und werde meinen Dank mit Werkheiligkeit dadurch betätigen, daß ich beim Verfertigen meiner eigenen Siebensachen recht fleißig an Sie denke, was freilich nur wieder mein eigener Vorteil ist. Die erste Novelle reiht sich prächtig dem « Mädchen von Treppi » und der « Rabbiata » an und ist mit der Mühle zugleich von der schönsten neuen Erfindung. Sie haben mit diesem Genre etwas ganz Neues geschaffen, in diesen italiänischen Mädchengestalten einen Typus antik einfacher ehrlicher Leidenschaftlichkeit im brennendsten Farbenglanze, so daß der einfache Organismus, verbunden mit dem glühenden Kolorit einen eigentümlichen Zauber hervorbringt. In der zweiten Novelle haben Sie mir ein Motiv wie eine Schnepfe vor der Nase weggeschossen, nämlich das feine Bummeln zweier Verliebter einen schönen Tag hindurch in einer schönen Landschaft, wodurch das bewußte Ende herbeigeführt wird. Damit soll mein nächstes Novellenbüchlein schließen, und es kommt sogar ein altes Kirchlein darin vor, in welchem eine Weinkelter steht und mit großem Geräusch gekeltert wird, während Sie ebenfalls eine mit Wein gefüllte alte Kirche haben. Ich werde das meinige Gotteshäuschen nun abtragen müssen, wenn ich nicht den Reminiszenzenjägern in die Hände fallen will. Alle vier Novellen sind wieder von der soliden selbstgewachsen[en] Erfindung, welche die Frucht der peripatetischen Übungen ist, die der Kopf mit dem Herzen anstellt. Die letzte, « Das Bild der Mutter », ist sehr stark gepfeffert und wird in manchem Boudoir etwas unsänftlich anstoßen.

Ich bin nun zunächst auf Ihr neues Drama begierig. Ich selbt habe nun Zeit, meine laufenden oder eher schleichenden Arbeiten baldigst abzuschließen, sonst muß man sich wieder neu besinnen, was ich eigentlich sonst schon geschustert habe?

Der Schiller macht uns hier ordentlichen Kummer, weil das Heer der Philister sich in zwei Lager geschieden hat, in einen

feindlichen Muckerhaufen und einen hohlen Enthusiastenhaufen, der durch übertriebene und unzweckmäßige Forderungen dem ersten in die Hände arbeitet, so daß wir « Committierte », welche das Schifflein der Schillerfeier ehrenthalber durchschleppen müssen, den Tag verwünschen, wo wir es bestiegen. Glücklicherweise hat das Schifflein eine gute Kajütenschenke, d. h. wir halten die Sitzungen in einem Wirtshause, wo wir einen trüblich karneolfarbigen Weinmost trinken, alle Tage frisch vom Lande hereinkommend.

Burckhardt hat uns, wie Sie wissen, böslich verlassen, und schickt nur zuweilen einen Gruß. Ich hätte fast Lust, ihm ein recht mutwilliges und frivoles Buch zu dedizieren, um ihm in seinem frommen Basel eine rechte Unannehmlichkeit zu bereiten, mit einer Anrede, in welcher von nichts als den Wirtshäusern in der Umgebung Zürichs die Rede ist und etwa noch von einigen fingierten Schenkmädchen. Allein er dauerte mich doch zu sehr.

Nun seien Sie mir auch herzlichst gegrüßt. Nächstes Jahr werde ich Sie wohl einmal in München sehen, auch müssen Sie etwa wieder einen Schweizer Abstecher machen!

Ihr dankbar ergebener

Gottfried Keller.

An Ludmilla Assing

31. November 1859

Wir in Zürich haben von unserer kleinen Schillerfeier einen lustigen Nachgeschmack. Professor Vischer hielt nämlich eine sehr schöne Festrede, und Herwegh sprach einen schönen Prolog. Nun sind beide Herren uralte Feinde, die sich auf tausend Schritte ausweichen; um so mehr fühlen sie sich geniert, seit dem Tage immer zusammen genannt zu werden. Jeder hat seinen Anhang oder Chor, wie die Brüder in der « Braut von Messina »: Herwegh wildere rötliche Demokraten, Vischer hingegen gesetzte Gothaer und ernste ordentliche Professoren. Rühmt man nun bei Her-

weghs Gefolge die Vischersche Festrede, so riskiert man, niedergehauen zu werden; lobt man in Vischers würdigem Kreise der Graubärte den Herweghsprolog, so ruft man ein grollendes mürrisches Schweigen hervor. Beide Häupter aber halten sich still und straff und stehen nur schweigend an der Spitze ihrer Reisigen, ohne daß der helle Stern des 10. November sie zu versöhnen vermag.

15. März 1860

Über den von Ludmilla Assing herausgegebenen Briefwechsel zwischen A. v. Humboldt und Varnhagen von Ense.

Es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie mitten in dem Schlachtstaube, den Sie erregt haben, an mich armes unbedeutendes Schweizerlein denken und mich abermals mit einer Ihrer gewichtigen Aussendungen beschenken. Ihre Güte ist diesmal eine wirkliche Wohltat für mich, weil das Buch in allen Buchläden vorweggenommen und vorausbestellt wird und unsereins, der überall zu spät kommt, noch lange hätte warten müssen. Ich war letzten Sonnabend in einer Gesellschaft, wo ein Sortimentsbuchhändler für eine Anzahl Herren ein Exemplar extra zurückbehalten wollte, als Gemeineigentum, und sich von jedem einen Frank bezahlen ließ. Alle zogen wie besessen ihre Geldbeutel hervor, nur ich in meinem Phlegma und weil mir diese Spekulation nicht gefiel, hielt zurück, und nun bin ich trotzdem der erste, der das Buch gelesen hat. So gibt es Gott den Seinen im Schlaf, ach, wäre es nur mit allen Dingen so. Das Buch habe ich hintereinander weg gelesen und mich natürlich an der rücksichtslosen und freien Weise der beiden Alten vom Berge königlich gefreut; abgesehen vom Politischen, ist es sehr ergötzlich, wie da noch manch andere weltliche oder literarische Größe, die wunder glaubt wie fest zu stehen, den sarkastischen Greisen als Spielball dient, immer mit sittlicher Berechtigung. Da ich bisher nur die öffentlichen Erlasse usw. und die ehrbar gehaltenen Werke Humboldts gelesen hatte, so war ich ebenso überrascht als ergötzt von

dem frischen kecken Mutwillen und dem liebenswürdigen und geistreichen Witze der Humboldtischen Briefe; aber ebenso erkannte ich Varnhagen wieder, als er an einer Stelle, wo der grimmige Humboldt den armen Prinz Albert malträtiert, den Alten maßvoll zurechtzuweisen scheint. Denn wirklich sollte gerade ein Freisinniger sich aus dem ungeschickten und patschigen Benehmen eines großen Prinzen ebensowenig machen, als aus demjenigen eines armen Krämerssohnes oder eines Schulmeisterleins, und es scheint mir das Würdigste, dergleichen auch bei den vornehmsten Personen zu ignorieren.

An Ferdinand Freiligrath

22. April 1860

Zur Zeit der Spannung zwischen der Schweiz und Frankreich wegen Savoyen; infolge der Abtretung Savoyens durch Viktor Emanuel an Napoleon III. wurden die Vorrechte, die die Schweiz daselbst hatte, verletzt.

Wir sind jetzt in großer Schwulität mit der Kanaille zu Paris. Es ist leider kaum zu zweifeln, daß er unser Gebiet wird beschneiden wollen. Das Schweizervolk ist durchaus der naiven Meinung, sich mit den Franzosen zu schlagen, wenn es soweit kommt; und es kann der Schweiz eine schöne und ehrenvolle Aufgabe gestellt sein. Die größte Gefahr ist nur, daß die Franzosen mit ihrer bekannten Arglist und Katzentücke die Dinge so verwirren und abhetzen, daß der rechte Moment verhunzt wird, der indessen bis jetzt noch nicht versäumt ist. Denn die Besetzung von Nordsavoyen wäre ein wahrer Österreichercoup gewesen. Mag übrigens kommen, was da will, Glück und Segen wird dem Bonaparte aus diesem Handel in keinem Fall erwachsen. Schwerlich würde er die Unabhängigkeit und Integrität der Schweiz lange überleben.

Dieser Tage werde ich endlich ein Gedicht wegschicken, das mir seit sieben Jahren herumliegt. Es ist in ungereimten

Trochäen etwa acht bis neun Bogen lang und hat den Titel: « Der Apotheker von Chamounix oder der kleine Romanzero ». Es ist eine Art Grabgesang für die Heinesche Willkür und Polissonnerie, indem bei dergleichen, mit Sentimentalität gespickt, für uns Deutsche nichts herauskomme, welche klar, wahr und naiv sein sollen, ohne deswegen Esel zu sein.

Es ist nun aber keine metrische Rezension, sondern eine wirkliche Romanze, allenthalben plastisch. Dennoch bin ich tragisch gestellt, indem ich die Verspätung und Unzeitgemäßheit wohl fühle, aber zu bettelhaft bin, um fertige Manuskripte ungedruckt liegen lassen zu können! O Tugend der Entsagung und der Selbstentäußerung, wo bist du hingegangen? Wäre es erlaubt, die Gläubiger zu prügeln, anstatt sie zu bezahlen, so würde ich das verfluchte Gedicht mit tausend Freuden verbrennen. So aber muß ich es mit sehenden Augen ins Unglück senden, ich weiß nicht einmal, ob das Ganze nicht eine Trivialität und Dummheit ist!

Ferner sind nächsten fertig die Fortsetzung der « Leute von Seldwyla » und zwei Bändchen Novellen mit dem Titel: « Die Galatee ». Einer liest Logaus Distichon: « Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen? Küß eine weiße Galatee, sie wird errötend lachen! » und reiset aus, das Ding zu probieren, bis es am Ende des zweiten Bandes gelingt. In diesen Novellen sind unter anderen sieben christliche Legenden eingeflochten. Ich fand nämlich eine Legendensammlung von Kosegarten in einem läppisch frömmelnden und einfältiglichen Stile erzählt (von einem norddeutschen Protestanten doppelt lächerlich) in Prosa und Versen. Ich nahm sieben oder acht Stück aus dem vergessenen Schmöker, fing sie mit den süßlichen und heiligen Worten Kosegärtchens an und machte dann eine erotisch-weltliche Historie daraus, in welcher die Jungfrau Maria die Schutzpatronin der Heiratslustigen ist. Wenn Gutzkow den Handel entdeckt, so wird er mich des Plagiats beschuldigen.

Was sagst Du zu Daumer? Humboldts und Varnhagens Briefe sind sehr zweckdienlich. Sub rosa gestehe ich jedoch, daß ich einen Teil der Entrüstung und Freiheitsliebe für die bekannte Medisance geistreicher Greise halte.

An Berthold Auerbach

25. Februar 1860

Antwort auf eine Einladung zur Mitarbeit am «Volkskalender», für den Keller dann «Das Fähnlein der sieben Aufrechten» zur Verfügung stellte.

*Verehrtester Herr und Freund!

Auf Ihre freundliche Einladung beeile ich mich, Ihnen meine etwas zaghafte Zusage abzusenden, zaghaft, weil es eine heikle Sache ist, neben Ihnen auf dem gleichen Kalenderbrettchen angenagelt zu sein. Hoffentlich werden Sie noch einen oder einige von den minderen Leuten zuziehen.

Ich werde mich dabei an eine Geschichte halten müssen; weil die nötige heilsame Ironie oder Heiterkeit sich am unbefangensten vermitteln läßt. Denn in dem Genre Ihrer übrigen Vorschläge haben in [den] letzten Jahren einige deutsche Literaten mit ihren Aussendungen den «Markt verdorben», um mich schofel auszudrücken. Namentlich ein Wiener Flüchtling, Dr. Eckardt in Bern, betreibt eine so hyperpatriotische und überschweizerische philiströse Ruhmrednerei und Duselei, daß unsereins sich ob solchem wahrhaft helotischen Gebaren schämen muß. Schreibt man einen solchen Aufsatz in günstigem Sinne ins Ausland, so erscheint es, als ob man sich zum politischen Muster für alle Welt aufstellen wolle, und eine Arbeit, welche die Schattenseiten bemerklich macht, kann man auch nicht in ein so weit verbreitetes und auffallendes Institut placieren, wie Ihr Kalender ist, weil man dadurch als Denunziant vor dem Ausland erscheint. So müssen wir in dieser Beziehung innehalten, besonders da jener Eckardt bereits eine Schar

schweizerischer Dilettanten verführt und verdorben hat. Die Freude am Lande mit einer heilsamen Kritik zu verbinden, habe ich in den « Leuten von Seldwyla » angefangen und setze es soeben in zwei weiteren Bänden fort, was eine ganz lustige Arbeit ist, und ich denke nach und nach damit klar und deutlich zu werden.

Ich habe nun den Anfang einer Geschichte unter meinen Papieren, deren Gegenstand ein kleiner Züricher Patriotenklub ist, alles Handwerker, welche eine ganze Entwicklung mit vielen Parteikämpfen mit durchgemacht haben. Es sind alles Originale, die ich selbst kannte; von den Parteiführern vielfach benutzt, aber nie mißbraucht, haben sie einen gewissen Kern bei allen Affären gebildet, ohne je etwas für sich zu wollen. In der alten Aristokraten- und Jesuitenzeit alt geworden und von einem derben gemütlichen Haß erfüllt, verstehen sie nun mit ihren alten Köpfen die Zeit der versöhnten Gegensätze nicht mehr recht und halten um so fester zusammen als die « Alten und Erprobten ».

Das Novellistische wäre dies: Ein Reicher darunter hat ein artiges Töchterchen, ein Armer einen Sohn, die sich haben möchten. Hier hört nun die Gemütlichkeit auf. Der Reiche will die Tochter nicht geben, der Arme aus republikanischem Stolz seinen Sohn nicht aufdringen, und so werden die beiden Alten einig, gute Freunde und Bürger zu bleiben und die Kinder zu tyrannisieren, wie sie denn in ihrem Hause samt und sonders die unbeschränktesten Herrscher zu sein wähnen. Die Weiber und Kinder besiegen aber schließlich die Alten und Erprobten. In einer übermütigen Stunde beschließt der Klub, sich die Zierde und Ehre einer eigenen Fahne beizulegen und damit zum erstenmal ein Schützenfest zu besuchen. Zur Fahne gehört aber ein Sprecher. Keiner von ihnen hat trotz aller politischen Tätigkeit je öffentlich gesprochen, keiner gedachte es je zu tun, und zwar aus Anspruchlosigkeit und rechter Bescheidenheit, weil sie wissen, daß sie nicht sprechen können. Der Reiche wird nach langem Sträuben zwangsweise erkoren. Dann äußerste Ver-

legenheit, Gefahr allgemeiner Verhöhnung usw., bis der heiratslustige Sohn des Armen die Not bricht mit einer glänzenden Rede, welche dem Klub der Alten (etwa sieben Mann) Aufsehen und Ruhm einträgt.
Dies ist das hölzerne Gerüstchen. Wenn es Ihnen recht ist, so will ich es mir angelegen sein lassen, innert der gegebenen Frist das Ding auf den Umfang von zwei Bogen säuberlich zusammenzuschweißen und das Didaktische im Poetischen aufzulösen, wie Zucker oder Salz im Wasser, wie Vischer trefflich in einem seiner neueren Aufsätze sagt. Letzterem werde ich dieser Tage Ihren Gruß ausrichten. Moleschott sehe ich selten. Für Ihren freundlichen Brief bestens dankend, bleibe ich Ihr alter

Gottfried Keller.

7. Juni 1860

Hiemit erfolgt also das Opuskulum, das freilich mehr eine Sittenschilderung, als eine straffe Erzählung geworden ist; denn zu letzterer war das Ding nicht angetan. Doch ist, was darin an Reden enthalten ist, alles auf Erfahrung gegründet und ich habe bestimmte Absichten dabei gehabt, wie bei den Verhandlungen über die Ehrengabe, und den Unterweisungen der alten Käuze über die Rednerei.
Wenn Ihnen die Korrektur wirklich nicht zu viel Mühe macht, so ist es natürlich kürzer und zweckmäßiger, wenn Sie dieselbe gütigst besorgen wollen. Wobei ich Sie bitten müßte, die häufigen Ungleichheiten in der Rechtschreibung, wie große oder kleine Anfangsbuchstaben usf., deren Beseitigung mir im Manuskript immer ein bitteres Kraut ist, mit dem Rotstift zu berücksichtigen, im Falle Sie dadurch geniert sind. Mir selbst ist das durchaus gleichgültig. Ich verfahre immer nach augenblicklicher Eingebung, je nach dem Gewicht, das ich auf das Wort lege, und werde es so lange so halten, bis man zu einer allgemein gültigen, klassisch abbrevierten Schreibart schreitet, etwa im Grimm'schen Sinne.

25. Juni 1860

Der Eingang Ihres Briefes hat mir einen höllischen Schrecken eingejagt, denn ich glaubte, die Parabel von dem kalten Bad solle mich vorbereiten auf eine Unbrauchbarkeitserklärung oder daß wenigstens vieles umgearbeitet werden müsse. Um so besser mundete mir dann Ihr freundliches Lob, welches ich cum grano salis eingenommen habe. Wir haben in der Schweiz allerdings manche guten Anlagen, und, was den öffentlichen Charakter betrifft, offenbar jetzt ein ehrliches Bestreben, es zu einer anständigen und erfreulichen Lebensform zu bringen, und das Volk zeigt sich plastisch und frohgesinnt und -gestimmt; aber noch ist lange nicht alles Gold, was glänzt; dagegen halte ich es für Pflicht eines Poeten, nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft so weit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können, ja, so seien sie, und so gehe es zu! Tut man dies mit einiger wohlwollenden Ironie, die dem Zeuge das falsche Pathos nimmt, so glaube ich, daß das Volk das, was es sich gutmütig einbildet zu sein und der innerlichen Anlage nach auch schon ist, zuletzt in der Tat und auch äußerlich wird. Kurz, man muß, wie man schwangeren Frauen etwa schöne Bildwerke vorhält, dem allezeit trächtigen Nationalgrundstock stets etwas Besseres zeigen, als er schon ist; dafür kann man ihn auch um so kecker tadeln, wo er es verdient.

Doch warum ich schreibe, ist, daß ich Sie bitten wollte, bei der Korrektur einen Namen abzuändern. Schaufelberger, der Schreiner, ist nämlich der einzige von den Kerls, den ich, weil mir der Name gefiel, kenntlich gemacht habe; da es zudem ein schnurriger Kerl ist, der nichts übelnimmt. Nun ist mir aber seither eingefallen, und verschiedene Anzeichen führten mich darauf, daß man aus diesem auf die andern schließen dürfte, und das Publikum der guten Stadt Zürich die Meinung bekommen könnte, ich sei ein Aufpasser und Pasquillant. Die liebenswürdigen und ehrenhaften Charaktere schlecken sie ganz friedlich hinein und finden alles ganz

in der Ordnung, wenn sie auch nicht so gut sind; das weniger Liebliche aber wird mit Feindseligkeit und peinlicher Nachforschung gedeutet und erweckt Mißtrauen und Ängstlichkeit. Schon Gotthelf war deswegen als Spion bei seinen Bauern nichts weniger als beliebt; die künstlerische Unbefangenheit, welche die Hauptsache doch stets aus sich selbst schöpft, wird gestört und verbittert durch einen einzigen Anklang, der auf bestimmte Personen zu deuten scheint usw. usw. Kurz, ich bitte Sie also, statt Heinrich Schaufelberger, der Schreiner, überall das Wort « Bürgi » zu setzen, d. h. an die Stelle von Schaufelberger; Heinrich und Schreiner bleiben wie sie sind. Also Bürgi!

Allerdings ermutigt mich diese Eigenschaft des Volkes, sich in den poetischen Bildern erkennen zu wollen, ohne sich geschmeichelt zu finden, zu obiger Hoffnung, daß es durch das Bild auch angeregt zur teilweisen Verwirklichung werde. So sind meine sieben Alten da gewesen, und der ein' und andere davon wird sagen, wenn er den Kalender zu Gesicht bekommt: Bei Gott, so ist's gewesen! Verfluchter Kerl! Allein sie haben bei weitem nicht so gesprochen, wie ich sie sprechen lasse. Dennoch lag der Keim dazu in ihnen, und sie würden es wenigstens verstehen und dafür empfänglich sein.

11. Juli 1860

Das Volk ist doch immer produktiv und gedankenreich, wenn einmal der Weg eingeschlagen ist; es birgt alle Ideen in seinem Schoße. Vor zwei Jahren hatten wir das eidgenössische Sängerfest in Zürich, mit kostspieligen architektonischen Einrichtungen, und es hieß, die Fortsetzung in diesem Stile sei unmöglich für kleinere Orte. Trotzdem übernahm Olten, ein kleines Städtchen im Kanton Solothurn, das Fest, welches gestern und heut dort gefeiert wird. Wie halfen sie sich nun? Statt eine kostbare Architektur zu errichten, stülpten sie über die Festhütte ein riesiges Strohdach, bauten ein Storchnest auf den Giebel, brachten Taubenschläge mit jungen Taubenflügen an und stellten lebendige Bienenkörbe

über die Türen, alles Dinge, die nichts kosten und einen prächtigen symbolischen Spaß abgeben, so daß die geübten Arrangeurs und Festtapezierer der größeren Städte ganz verblüfft sind.

15. September 1860

Ich danke Ihnen, lieber Brotherr, für die freundliche Sendung, Brief und Geld. Ich bedaure, Sie so in Kosten versetzt zu haben, ich glaubte, der Verleger habe das Honorar zu zahlen. Dennoch bin ich gestern mit Ihrem guten Gelde ins Wirtshaus gegangen, habe dort den lustigen Wohlhabenden gespielt, so daß ich beim Nachhausegehen beinahe gewackelt habe, ja ich glaube fast, es ist sogar geschehen.

Wegen der Ausrufungszeichen sind Sie, mit Erlaubnis zu sagen, auf dem Holzwege. Ich habe bei der Durchlesung der Geschichte gar nichts von den gestrichenen bemerkt, weil ich überhaupt mit der Interpunktion auf einem sehr kühlen Fuß stehe. (Kühler Fuß, auch eine schöne Redensart, die mir hier entwischt, ich glaube, das kommt noch vom gestrigen Abend.) Von Haus aus bin ich der Ansicht, daß man so schreiben soll, daß wenn alle Interpunktionszeichen verloren gingen, der Stil dennoch klar und ausdrucksvoll bliebe. Weil die Einrichtung aber einmal da ist, so mache ich meiner Unschlüssigkeit und Gleichgültigkeit, die zeitweise eine große Unregelmäßigkeit bei mir hervorbringt, plötzlich einmal dadurch ein Ende, daß ich mich genau an die Schulerinnerungen halte, und z. B. immer ein Ausrufungszeichen setze, wo ich es als kleiner Junge setzen mußte, bei allen Ausrufungen, Befehlen usw. Ich bin auch immer in Verzweiflung wegen der Gänsefüßchen im Dialog, den neuen Absätzen usw., weil alles das mich nicht interessiert und man doch eine gewisse Ordnung beobachten muß.

Ich muß Sie nun doch rüffeln wegen einer kleinen Streichung, nämlich wo der Karl das Mädchen aus dem Schiffe zu sich herüberzieht und küßt. Sie hätten die Stelle ganz streichen oder das Küßchen (in Ehren) stehen lassen sollen,

da der Zorn des Mädchens, das sich wegen der gefährlichen Situation nicht losreißen kann, gerade vom Geküßtwerden herrührt. Auch sieht es jetzt fast bedenklicher aus, da man ja dem Burschen noch Schlimmeres zumuten kann. Durch das offene Wort Küssen wird dem schlauen Annähern und Überlisten eben der lüsterne und verdächtige Charakter genommen.

Hier will ich auch gleich die Frechheit begehen und behaupten, daß ja die Bibel voll der derbsten Erotik steckt und doch allen Kindern offen steht, ja von den Quäkern und Muckern millionenweise verbreitet wird. Sie mißverstehen mich gewiß nicht, wenn ich das Bedenken aufwerfe, daß der Kalender leicht einen zu trocknen und absichtlich didaktischen Anstrich gewinnen könnte. Es scheint mir schon ein kleiner Anfang dazu gemacht zu sein und ich habe selbst am meisten hierin gesündigt. Wenn Sie wirklich übers Jahr wieder etwas von mir aufnehmen wollen, so muß ich bald daran denken, etwas Geeignetes und Rundes mit mehr Muße auszuhecken, als es diesmal geschehen ist.

Dieser Brief ist das erste, was ich in einer neuen Wohnung schreibe, da ich umgezogen bin. Mein Arbeitsfenster ist zu ebner Erde und geht unmittelbar in eine Wiese hinaus, die mit schwer beladenen Äpfelbäumen bedeckt ist und eine sanfte Anhöhe hinan liegt, hinter welcher gleich der Obsthimmel kommt. Da ich auch sonst anfange, auf das konkrete Lebenswesen und seine Schattenjagd zu resignieren, so werde ich wohl endlich einem anhaltenden Fleiß anheimfallen an diesem gemütlichen Fenster und die Ruhe da suchen wo sie längst wäre zu finden gewesen, nämlich im Tintenfaß.

An Ludmilla Assing

9. November 1860

Ich habe letzthin auch politisiert, indem ich mich in eine Wahlbewegung hinein verführen ließ, um einige schlaffe und kriegsscheue Gesellen aus dem Nationalrat hinauszu-

wählen. Die Zürcher offizielle Welt nahm unseren Scherz aber als einen Angriff auf sie selbst auf und entbot allen ihren Kräften, so daß wir ziemlich aufs Haupt geschlagen wurden. Ich hatte den Manifestschreiber dabei gemacht und mir dadurch das « Bedauern » der Hochmächtigen zugezogen. Das Bedauern ärgerte mich, und ich verwandelte es durch eine Reihe von Zeitungsartikeln in etwas Solideres, nämlich in Haß und Zorn, der sich wohl wieder legen wird. Indessen habe ich bei dem kleinen Strauße einige gute Erfahrungen und Beobachtungen für mein Handwerk gemacht, sowie einige angenehme kleine Reisen an schönen Herbsttagen, um mit den Wühlern anderer Orte zusammenzutreffen. Ich verlebte auch einige angenehme Sonnentage in Luzern, wo ich mit alten Freunden, die ich lange nicht sah, im Freien unter den gelben Bäumen etliche Flaschen gelben Weines trank, doch ohne Gefährde. Es war sehr gemütlich, da alle Touristen verschwunden sind, leider auch die Touristinnen (um mich noch rechtzeitig der Galanterie zu befleißigen). Dagegen beobachtete ich in Luzern fast lauter hübsche Wirtsfrauen, wozu es aber der Lokalkunde meiner Bekannten bedurfte.

Frühling 1861

Nach Empfang des Briefwechsels zwischen Rahel und David Veit, und der Briefe des jungen Börne an Henriette Herz.

Indessen danke ich Ihnen doppelt für Ihre neue Zusendung und Vermehrung meiner Freundschaftsbibliothek. Die Briefe Rahel-Veit sind mir sehr interessant und kurzweilig, obgleich mich die übertriebene Haarspalterei im Wahrsein, Gegenseitig-Verstehen, im Denken, Wissen usw. chokiert. Ich glaube, diese Art Luxus in tugendhaftem Scharfsinn oder scharfsinniger Tugendhaftigkeit, so breit ausgehängt, ist jüdisch und hat die gleiche Quelle, wie bei den ordinären Juden der Luxus mit Schmuck und schreienden Farben. Wobei natürlich anerkannt werden muß, daß, wie diese letztern das Geld, so die erstern den nötigen Geist zu ihrem Luxus haben. Aber « bon ton » ist's nicht,

um mit den jungen Leutchen zu sprechen. Ich habe indessen erst den ersten Band durchgangen.

Das Börnesche Briefbuch, dessen Herausgabe ich der gleichen Hand zuschreiben muß, obgleich Sie sehr diplomatisch damit umgehen, habe ich verurteilt, ehe ich es gelesen hatte. Wieder einmal ein unfertiger Bengel, der eine ältere Person mit einer vermeintlichen Leidenschaft kompromittiert oder langweilt, und die sorgliche Einbalsamierung solcher Flegelei, dachte ich. Nun ich das Büchlein gelesen habe, bin ich doch froh, daß es herausgekommen, denn wie die Vorrede sagt, ist es Börne fast auf jeder Seite, und die Liebesgeschichte, welches jedenfalls eine krankhafte oder unreife Affäre ist, nimmt am Ende nicht so viel Raum im Text ein. Die Schilderung der Reilschen Wirtschaft in Halle ist köstlich, und so noch manches.

Ich lese für mein Leben gern Börnesche Briefe, und wenn sie von nichts handeln.

Ich habe soeben zum Kaffee den zweiten Teil der andern Briefe aufgeschlagen und finde gleich den ersten der Rahel sehr bedeutend und Respekt einflößend. Was die äußere Form, den Jargon und die besagte Kümmelspalterei dieser Briefe betrifft, so muß man freilich die Zeit nicht vergessen, in welcher sie geschrieben wurden.

Eines nimmt mich wunder an der Rahel, daß sie so viel klagt und sich unglücklich nennt. Es schickt sich nicht zu der übrigen Überlegenheit und Philosophie. Freilich sind die Menschen so stupid, daß man endlich, in Augenblicken der Schwäche, selbst sagt, daß einem was fehlt, und fast alle sind so gedankenlos neidisch, daß sie jeden, der zu schweigen weiß, gleich für einen gemachten Mann halten und wohl gar glauben, man esse heimlich Kuchen.

10. Mai 1861

An Georg von Cotta

Herr Prof. Vischer hat mir die Mitteilung gemacht, daß Ew. Hochwohlgeboren geneigt sind, einer ferneren litera-

rischen Tätigkeit von meiner Seite neuerdings freundlichen Raum zu gönnen. Dieser Umstand trifft gerade mit einer Alternative zusammen, in die ich mich gegenwärtig gestellt sehe. Ich fange nämlich an, den Mangel eines Amtes oder einer bestimmten bindenden und sicherstellenden Tätigkeit zu fühlen, welche dem poetischen Schaffen eine ruhige Grundlage gäbe. Denn die gänzliche Freiheit ist für Unbemittelte wie für Bemittelte auf die Dauer nicht erquicklich. Ich sehe mich daher zu der Wahl veranlaßt, ob ich durch Übernahme eines Lehramtes, wozu mir in meiner Heimat die Möglichkeit gegeben ist, oder durch ein buchhändlerisches Abkommen diese wünschbare Grundlage verschaffen will.

Ersteres sagt mir nur wenig zu und ich habe bisher alle Aufforderungen und Aufmunterungen abgelehnt. Dagegen würde mir eine mehr anhaltende und bindende Schriftstellerei über dies und jenes, wobei ich auf meiner Stube bleiben und in geeigneter Stunde sofort das poetische Manuskript (ich gedenke mich bald an das Drama zu machen, welches an sich wenig zu schreiben gibt) vornehmen könnte, mehr geeignet scheinen, zumal man dabei manches zutage bringen könnte, was auch später noch zu brauchen wäre.

Vischer machte mich nun auf eine Form aufmerksam, die mir allerdings sehr erwägenswert und geeignet erscheint, eine bestimmte Grundlage zu gewinnen, und ich stehe nicht an, Ihnen dieselbe sogleich in Gestalt eines unmaßgeblichen Vorschlages wieder mitzuteilen, welchen Sie im Falle der Inkonvenienz als nicht gemacht betrachten mögen.

Ich würde mich verpflichten, jährlich eine gewisse Anzahl Bogen verschiedener Art und Weise für Ihre periodischen Werke zu schreiben, wogegen die löbl. Cottasche Buchhandlung ein mit diesen Bogen im Verhältnis stehendes Fixum quartaliter auszahlen würde (natürlich nur bei fortlaufender Pflichterfüllung meinerseits) und der Umfang des ganzen Geschäftes müßte so beschaffen sein, daß ich dabei einstweilen sorglos existieren könnte. Ich würde die poe-

tische Arbeit dabei als Erholung vom Hauptgeschäft betrachten und dabei vielleicht weiter kommen, als bisher.
Um nun das gehörige Manuskript liefern zu können, würde ich für Ihr « Morgenblatt » die Erzählungen geben, die ich künftig mache, oder wenigstens so viel davon wünschbar wären; ferner für die « Vierteljahrsschrift » Aufsätze (ich habe soeben einen solchen projektiert über das Verhältnis der Schweizer und Deutschen zueinander jetzt und in Zukunft, sittenbildlich, kulturhistorisch und politisch, im Sinne einer größeren Verständigung, da das Franzosentum fortwährend Anstrengungen auch in der deutschen Schweiz macht), endlich kleinere Sachen für die « Allgemeine Augsburger Zeitung » je nach beiderseitiger Konvenienz, und regelmäßige Kultur- oder sonst zusammengefaßte Berichte aus der Schweiz, Rektifikationen, die etwa nötig sind, Verständigungen u. dgl. Kurz eine Art Korrespondenzen mit bestimmtem Zeichen, die ich aber auch in meiner Heimat müßte vertreten können.

**An den Regierungsrat des Kantons Zürich*

Hochgeachteter Herr Regierungspräsident!
Hochgeachtete Herren!

Hiemit erlaubt sich der ehrerbietigst Unterzeichnete, sich um die am 28. August ausgeschriebene Stelle eines ersten Staatsschreibers zu bewerben und sich dafür zu melden.
Genehmigen Sie,

Hochgeachtetster Herr Regierungspräsident,
Hochgeehrte Herren,

die vollkommene Hochachtung, womit sich zeichnet

Gottfried Keller von Glattfelden.

Hottingen, den 11. September 1861.

DIE NEUEN KRITISCHEN GÄNGE VON F. TH. VISCHER

Aus der Besprechung, die Keller in der Beilage zur Augsburger «Allgemeinen Zeitung» vom 23.–25. Mai 1861 veröffentlichte.

Mit dem dritten Heft ist die neue, hoffentlich nicht letzte Folge der «Kritischen Gänge» abgeschlossen, und damit glücklich das Bild eines Mannes erneuert, der an sich selber Disziplin übt, und daher auch berechtigt ist, sie überhaupt an Dingen und Menschen zu üben; der nicht ein Jünglingsalter, sondern ein Mannesalter entlang dieselbe Fahne geistiger Freiheit aufrecht hält, ein Freund seinen Freunden, ein Feind seinen Feinden ist, aber ohne ein blinder Parteigänger zu sein, weil er weder über der Wahrheit die Schönheit, noch über der Schönheit die Wahrheit vergißt, da ihm beide Eins sind.

Das erste dieser neuen Hefte ist bisher am eifrigsten besprochen worden. Wir sehen darin einen deutschen Patrioten, aufgejagt durch die Unruhe der Tage, einen leidenschaftlichen Rundgang tun gerade bei den Völkern, welche ihr menschliches Recht, ihre Freiheit erringen, aber durch den westlichen Antrieb, durch die französische Hilfe zugleich damit an Deutschland rütteln und ihm eher feindlich als freundlich gegenüberstehen. Wir erblicken ihn auf den Schlachtfeldern, auf denen Deutschland nicht nur nach seiner Meinung, sondern gewiß auch nach der Meinung der Franzosen, in den österreichischen Waffen geschlagen wurde, und wir hören seine zornige Forderung, daß Deutschland sein Schicksal in die eigene Hand nehmen, und vor allem die Integrität dessen, was man Reich, Reichsboden nennt, wahren solle, um nicht leidend zu gewärtigen, was die handelnden, treibenden und getriebenen Völker schließlich an ihm lassen würden.

Da der Berichterstatter nicht im politischen Verbande Deutschlands bürgerpflichtig ist, so hat er hier seine Stimme in dieser Frage, die den Norden und Süden in Widerspruch bringt, nicht abzugeben; nur die Bemerkung will er sich erlauben, daß eine Haltung wie Vischer's eher geeignet ist, nach außen hin Achtung zu verschaffen, als die entgegengesetzte. Wenn alte französische Flüchtlinge, die Todfeinde Napoleon's III., die deutsche Rede hören, daß man Elsaß und Lothringen wieder heimholen wolle, so sagen sie kurzweg, in diesem Falle müßten auch sie nach Hause kehren, um selbst unter Napoleon's Fahnen die Grenzen Frankreichs verteidigen zu helfen. In der Tat sollen in diesem Punkt alle Parteien eines Volks, selbst die radikalsten, einen gemeinsamen Konservatismus hegen, sonst hört alles Übrige von selbst auf, und der Staat der Vernünftigen wie der Unvernünftigen schwebt sanft empor von der festen Erde nach Wolkenkukucksheim. Das Schwärmen vieler kosmopolitischen Deutschen für den braven Garibaldi sieht daher mehr eigener Tatenscheu ähnlich als irgend etwas anderem, sonst würde diese Sehnsucht nach einem solchen Führer sich in das Bewußtsein verwandeln: « Viele Männer sind auch ein Mann », was uns, um einen Gemeinplatz zu gebrauchen, eher germanische Weise dünken würde.

Dieser tatlosen Garibaldi-Sehnsucht gegenüber steht die tatendurstige Sehnsucht nach deutscher Machtentfaltung, die auch Vischer teilt, und die allerdings nur an solchen Männern unbedingt kann gelobt werden, welchen diese Macht die notwendige Folge der echten deutschen Bildung, Freiheit und Einigkeit, und nicht ohne Gerechtigkeit und Humanität zu denken ist. Wo es aber ein bloßes Gelüsten ist, mit dem Renommierknüppel unter die Völker zu schlagen, und auch wieder einmal fremde Quartierbauern zu ängstigen, da können die Franzosen mit Recht sagen: sie sähen nicht ein, warum sie sich darin ablösen lassen sollten, da sie dazu gerade gut genug seien.

Aber unerquicklich sind diese Untersuchungen, und fast

könnte man sagen, glücklich seien die kleinen Völkerschaften, welche, geistig und sprachlich einer großen Kultur angehörend, politisch für sich bestehen und zufrieden sind, nicht zur tragischen Wahl der Mittel gezwungen zu sein, welche die Anforderungen der Größe erfüllen sollen.

Das zweite Heft, welches zwei Arbeiten über Shakespeare enthält, wird denjenigen, der über das Anschwellen unserer kommentierenden und memorierenden Literatur zuweilen ungehalten ist, sogleich sich fügen lehren, da es aus allgemeinen und besonderen Gründen noch immer fesselnd genug ist, einen gedankenreichen Mann über Shakespeare reden zu hören. Es wäre auch mehr als seltsam, wenn kaum hundert Jahre nach der Wiederentdeckung des größten Dichters unserer Zeitrechnung der Mund über ihn geschlossen werden müßte. Vischer selbst zeichnet richtig: wie die erste Einführung Shakespeare's in Deutschland eine bloße Formbefreiung war, und zu einer großphantastischen und wilden Opposition gegen den Zopf wurde; wie dann in unsern Tagen der Dichter von seiten einer höhern sittlichen Weltanschauung aus, vorzüglich von Gervinus, neu besprochen und gewürdigt, wie aber ein eigentliches Buch « Shakespeare als Künstler », welches ihn im Geheimnis seiner reichen dichterischen, dramaturgischen Werkstätte aufsucht, noch immer vorbehalten wurde ...

Unser Mann, natürlich abermals an das Vaterland denkend, wiederholt im Verlaufe seiner Rede den Spruch: « Deutschland ist Hamlet ». Der erste, welcher unseres Wissens dieses Gleichnis in einem schönen Gedicht durchführte, war Ferdinand Freiligrath in seinem « Glaubensbekenntnis », also ungefähr 1844. Dann nahm es Gervinus in seinem « Shakespeare » wieder auf, und neuerdings also Vischer. So viele nun überdies noch das bedeutungsschwere Wort gebrauchen mögen, jeder wird wenigstens teilweise etwas anderes meinen. Zum Hamlet gehört der Übeltäter, der verbrecherische Zustand, gegen welchen er angehen soll, und eben was und wer dieses Übel sei, darin gehen die Meinungen

auseinander. Der eine sagt: es ist dies, der andere jenes, der dritte alles zusammen. Vischer nennt Frankreich. Allein dieses kann es auch nicht sein, sonst wären alle Völker, welche der Reihe nach von Frankreich beleidigt werden, Hamlet, und für Deutschland läge dann nichts Charakteristisches mehr in dem Gleichnis. Überdies bringt es das Wesen dieser Tragödie mit sich, daß das Übel im eignen Hause sei, sonst ist es wieder nicht Hamlet. Hamlet muß untergehen. Da Deutschland das nicht im Sinne hat, und auch Vischer selbst sagt: « Es wird zuletzt und am besten lachen! », so kann es wiederum nicht Hamlet sein, denn einer, der sich erholt und kuriert, kann nicht so genannt werden. Wozu diese Silbenstecherei? Man weiß ja, wie es gemeint ist! wird man sagen. Antwort: Wir meinen, man sollte eben dergleichen Steckbriefe sich gar nicht ausstellen, indem man sagt: Ja, so sind wir, wir sind solche Käuze! – Wer persönlich einen Fehler, ein Übel zu ertragen hat, der wird täglich die Erfahrung machen, daß, sobald er es den Freunden und Gevattern bekannt macht, sich selbst einen Übernamen gibt und von andern duldet, er sich alsobald auch die freiwillige Wandlung zehnfach erschwert hat. Denn wer die erste Scham des Eingeständnisses einmal überwunden hat, für den ist die zweite nicht mehr furchtbar und damit ein Hauptpfeiler der Besserung gefallen. Die Nachbarn und Gevattern aber verzichten ungern auf ihr Mitleid und ihr hämisches Lächeln, und sie werden dem Patienten auch nicht sehr an die Hand gehen.

Noch weniger Spaß darf in solchen Dingen ein ganzes Volk verstehen. Ein Zerrbild, nicht erfunden, sondern aus dem Leben geschöpft, wird unsere gute Meinung beleuchten und erweisen helfen. Wir kannten einen deutschen Edelmann, gewesenen Offizier und Staatsbeamten, begabt, gebildet und geistreich, aber wild, müßig und lebenslustig, welcher bis gegen sein fünfzigstes Jahr hin sein Leben so weit verunschickt hatte, daß er den Boden unter den Füßen verlor und sich außerhalb jedes erhaltenden Kreises der Tätigkeit ge-

stellt fand. Es war gerade um den Anfang der fünfziger Jahre, zur Zeit der zerstörten Hoffnungen und der wildesten Reaktion. Der studierte nun den Hamlet recht eigentlich aus lauter Müßigkeit übertrieben gründlich, d. h. mißverständlich, und behauptete: Hamlet sei die Tragödie des Gewissens. Hamlet sei der moderne gebildete Christ, dem die heidnische Aufgabe der Blutrache wider das Gewissen gehe. Das deutsche Volk sei Hamlet; denn das einzige was es tun könnte und sollte, um sich zu helfen, wäre ein Blutbad, unter dem eigenen Dache angerichtet; allein dazu ließen es seine Pietät, seine menschliche Bildung, seine in reiches Gedankenleben aufgelöste Christlichkeit nicht kommen; mit solcher Barbarei würde es sich zugleich selbst aufheben. Von diesem nationalen Hamlettum ging er jedoch bald auf das persönliche über, indem er behauptete, sein Gewissen erlaube ihm nicht, unter der bestehenden Staatsgewalt tätig zu sein, noch auch sich einer der selbstsüchtigen und rohen Parteien anzuschließen; er finde jeden Entschluß, seine Lage zu ändern, durch Tätigkeit unsittlich, unmöglich. So kokettierte er denn in aller Form selbst als Hamlet. Doch endlich wurde ihm das Kostüm für die Zustände, in welche er geriet, zu zierlich und fein, und er entdeckte daher plötzlich, daß Shakespeare sein eigentliches Geheimnis im Falstaff offenbart habe, und fand den Beweis dafür, daß der Dichter in diesem Kauze sein Herzblut ausgegeben, in dem Umstande, daß er den dicken Herrn im Tode mit Blumen spielen lasse! Er setzte sich also vom Hamlet auf den Falstaff herunter und versetzte sich so eifrig in dessen Rolle, daß er selbst die Untersuchungen über die Ehre, welche Falstaff anstellt, ernstlich aufnahm und im gleichen Sinn in ernsthafter methodischer Weise fortsetzte. Ein früher Tod, in dessen Kampfe auch er sich lieblicher und harmloser Phantasien erfreute, kürzte seine Leiden und sühnte den Irrtum.

Nein, nicht zugegeben, daß man Hamlet sei! Lieber das ganze Wunderwerk von Trauerspiel vergessen bis auf den

Namen! Denn wenn eine Nation erst solch wehmütig zierliches Ding von Bezeichnung angenommen hat, so wird auch der Einzelne seine Schwäche damit beschönigen, sich einbilden, recht national zu sein, und die Kerze brennt an beiden Enden.

Noch eine andere Bemerkung, den Stil Shakespeare's betreffend, entwickelte sich uns zu einem unmaßgeblichen Widersprechen. Mit Recht erhält sich Vischer über einer unbedingten und wehrlosen Bewunderung auch des Zufälligen und Auswüchsigen an dem einzigen Dichter, indem er z. B. das Unwesen mancher Concetti und einiger leeren Zynismen als bloßen Zeitballast hinwegwünscht. Wenn er aber alles hinzurechnet, was man Zweideutigkeiten, Derbheiten, schlimme Scherze u. dgl. nennen kann, so können wir nicht beipflichten. Shakespeare hatte, wie er einmal war, eine Welt zu tragen und darzustellen, und mußte auch die Partie, welche in den verschiedenen Literaturen sonst ausgeschieden und einem Spezialmann übertragen ist, die man etwa die Aristophanische nennen könnte, in sich aufnehmen. Er verteilte und streute sie sparsam unter seine Werkmasse; aber es ist bei aller Derbheit nicht mehr der sachlich mechanische Schmutz der drastisch objektiven Heiden oder der Rabelaisischen Renaissance, die bloß physiologische Phantasie räumt dem geistigeren gesellschaftlichen Scherze, der nicht ohne sittliche Ader ist, das Feld, und, genau besehen, wird man fast immer finden, daß das bedenkliche Spiel mit wahrer Stimmung gesättigt und die elektrische Schwüle der Situation zu erhöhen geeignet ist. Gewiß ist es, daß z. B. die schlimmen Dinge, welche Hamlet vor dem Schauspiel zum Besten gibt, für den heutigen Gebrauch unmöglich sind; aber eben so gewiß ist, daß wir keine Ausgabe des Hamlet möchten, in welcher sie gestrichen wären. Abgesehen von der speziellen Wahrheit, welche darin liegt, daß ein geistreicher Kronprinz bei Hofe das enfant terrible macht (alle andern sprechen ja konsequent ehrbar; man sollte doch auch hierauf sehen), scheint uns Hamlet mit diesen Dingen sagen

zu wollen: Ich wüßte freilich etwas Besseres zu tun, als diese Blut- und Schandgeschichte zu untersuchen; ich dachte um diese Zeit das kleine Mädchen hier in die Hochzeitskammer zu führen; nun, es soll eben nicht sein. Und er quält das schöne Kind mit Anzüglichkeiten, denn der Moment und der Mann sind nicht dazu angetan, in ehrbare Empfindsamkeit auszubrechen.

Eine Stelle in « Romeo und Julie » scheint uns außer Zweifel zu setzen, daß der Dichter aus diesem bedenklichen Gebiete positive Schönheiten mit höherer Absicht herbeizuholen wußte. Akt I, Szene 3 erzählt die Amme eine Szene aus Juliens Kindheit. Das dreijährige Mädchen habe sich eine Beule in die Stirn gefallen und bitterlich geschrien und geweint. Da habe sie ihr Mann aufgehoben und gesagt: « Einst..... wenn sie klüger sei – nicht wahr, mein Kind? » – Das Mädchen schrie nicht mehr und sagte: Ja. Dreimal kommt die Amme darauf zurück.... Hiermit ist wohl erwiesen, daß Shakespeare selbst einen Akzent auf das kleine Bild legte. Wir werden in die zarteste Kindheit der Heldin zurückversetzt, und gewinnen vorerst ein Idyllion wie auf eine antike Vase gemalt. Wärterin und Mann am Taubenschlag in der Sonne weilend, das Kind, das eben erst von der Brust entwöhnt wird, weinend und vom Mann auf die Füßchen gestellt. Der rustike Kerl sagt ihm als Trost eine anzügliche Prophezeiung, welche sich auf den künftigen Gattinberuf des Mädchenkindes bezieht, und das Kind in seiner Engelsunschuld und Einfalt glaubt, es handle sich um eine gute tröstliche Sache, beruhigt sich augenblicklich und sagt, noch halb weinerlich, halb zufrieden: Ja! indem es seine Tränchen trocknet. Welch ein köstlicher Kontrast zwischen dem Faun und der gefoppten Unschuld, die noch kaum auf den Füßchen stehen kann, die lachende Wärterin und die Tauben nicht zu vergessen! Allein der behagliche Kerl, « der lustige Mann, den Gott selig habe », hat nur ein Symbol, eine elektrisch zuckende Ahnung ausgesprochen. Denn als das Kind kaum zur Jungfrau herangeblüht

ist, da steigt auch schon ihr Frühlingsgewitter auf, und Sehen, Lieben, Hingeben und Sterben sind bei ihr eins, und sie liegt auf dem Grabmal in der Gruft wie auf dem Brautbette. Dies alles ist mit zwei Federzügen erreicht, welche allerdings zuerst ein grober Spaß zu sein scheinen.
Ehe wir dieses Heft weglegen, ist noch die Ritterlichkeit unseres Ästhetikers zu preisen, mit welcher er eine Lanze für Ophelien einlegt, indem er gegen die beliebte (ursprünglich Tieck'sche) Auffassung ankämpft, welche aus der duftig zarten Gestalt eine Art von unkeusch glühendem Elementarwesen machen will. Die Neigung, die Stille zu benutzen, wenn Shakespeare schweigt oder schläft, um etwas hineinzuschaffen, und die zarten Umrisse, die er zuweilen gibt, mit gröberen Schraffierungen von eigener Mache auszufüllen, hat auch der ärmsten Ophelia übel mitgespielt.

Das deutscheste der drei Hefte ist das dritte, durch und durch national; denn es enthält einen Aufsatz über Strauß, den Biographen deutscher Geistespfleger und -heroen; eine anmutige und geistreiche Protestation gegen das französische Kleiderübel in den « vernünftigen Gedanken über die jetzige Mode»; endlich als stattlichen Schluß eine Vorschlagsdichtung oder einen Dichtungsvorschlag für einen neuen zweiten Teil des Faust...
« Zum zweiten Teile von Goethe's Faust » gehört beileibe nicht in den wunderlichen Kreis des Demetrius-Fertigmachens. Goethe hat es mit seinem zweiten Teil einmal der Nation nicht zu Danke getroffen, die mächtige Aufgabe, die er selbst gestellt, nicht im Sinne des Allgemeinen gelöst. Wir sind zwar bei weitem nicht geneigt, das seltsame Werk lediglich als das Produkt des unfähigen Hochalters anzusehen, halten es im Gegenteil für das Produkt behaglich heiterer, noch sehr kräftiger Willkür, die nichts nach den Anforderungen des Gesamtbedürfnisses, sondern nur nach denjenigen der persönlichen Stimmung fragt. Denke man sich einen greisen Schiller, welcher einen solchen späten

Abschluß zu leisten unternommen hätte; stelle man sich die gründlichen Untersuchungen, die gewissenhafte Rechenschaft die er angestellt, die Konzepte und Briefe vor, die er auch mit zitternder Hand noch geschrieben hätte, um seine eigenen Anforderungen mit denen der Allgemeinheit zu identifizieren und der Notwendigkeit gerecht zu werden, so wird man den Gegensatz zu Goethe's Verfahren haben.
Diesem war es nicht um eine Volksdichtung zu tun, denn wer darauf ausgeht, das Unverstehliche aufzurichten und sich darauf zu gute tut, der dichtet nicht darstellend, sondern verhüllend – eine Poetik, die nur etwa einer Nation von Geheimniskrämern adäquat sein könnte. Nein, er wollte noch einmal, eh er unter den Rasen hinabginge, schauen den ganzen glänzenden klagenden Zug von Dämonen und Gestalten, den er in seiner Brust beherbergte, lediglich zu seinem eigenen Vergnügen, und er ließ ihn hinaus und führte ihn um sich selbst herum. Es ist keine Frage, der Greis spielte, aber er spielte nicht wie ein Kind, er spielte wie ein Halbgott, immer noch gewaltig genug. Aber die Frage vom rechten Faustende, vom deutschen Geistermannschicksal blieb unbeantwortet; denn das Human-Politische, Oppositionelle, Weltbauende, welches im zweiten Teile vorkommt, kann wegen der spielenden romantischen Form für den nationalen Gebrauch nicht als vorhanden gelten.
Anfertigung von neuen Faustdramen kann nicht helfen, da Goethe weder zu umgehen, noch als bloße Beziehung zu verdauen ist, heißen die Unternehmungslustigen wie sie wollen. Eine abschließende Fortsetzungstragödie, welche die erste zur Exposition hat, und deren Ton und Klangfarbe virtuos fortführt, wird so lange auf sich warten lassen, bis die ökonomische Natur eine ebenbürtige Begabung hervorbringt, welche zugleich die nötige Stimmung in und außer sich vorfindet. Dagegen, wenn eine « Natur, welche zwischen Kritik und schaffende Kunst in die Schwebe geworfen ist », wie Vischer sich gutmütig bescheiden selbst bezeichnet, als « positive Kritik » einen Entwurf aus dem Ganzen und

Vollen der Frage herausgreift, so dürfte eine solche gedichtete Kritik, frisch, unbefangen wie sie ist, ein ebenso neuer wie gewichtiger Ausweg sein. Denn indem der Leser dadurch angeregt, ja gezwungen wird, mitzuarbeiten und die Skizze beliebig weiter auszuführen in seinen Gedanken, ohne daß auf jemanden die Last eines Anspruches ruht, kommt er endlich aus dem Kreise hinaus ins Freie, und gelangt über der munteren Bewegung, die Lösung wenigstens theoretisch feststellend, in dieser Sache zur Ruhe. Sein « Faust » ist fertig, und nun nimmt er erst mit Behagen Goethe's zweiten Teil zur Hand, da er ihm nicht mehr blind und ohnmächtig gegenüber steht. Dazu gehört freilich eine tüchtige Wegleitung, und daß Vischer diese mit glücklicher Hand gegeben, wird der Leser leicht finden, und das befürchtete Lachen dem Unverständigen überlassen.

Nicht in Allegorien, Masken und Geheimnissen, sondern in reell naivem Handeln und Geschehen verläuft Vischer's Entwurf. Er läßt den durch Gretchen's Hinrichtung gebrochenen Faust allmählich sich wieder aufrichten an dem Streben der Reformatoren und Humanisten. Mephistopheles, der mehr als im Goethe'schen zweiten Teil hier organisch verbunden bleibt, antreibt, handelt, wühlt und, das Böse wollend, das Gute hervorbringen helfen muß, lockt den Faust nach Rom, um dort, wie er sagt, das Übel an der Quelle anzugreifen. Dort spielt sich nun, um einen kurzen technischen Ausdruck zu gebrauchen, die humanistische Renaissance ab, in welche Faust sich geworfen, im Rom Leo's X., das noch zweckmäßig mit der Atmosphäre der Borgia gemischt ist. Der Teufel steckt den Succubus Helena in die Maske eines prächtigen römischen Renaissance-Weibes, welches Fausten in direkte Blutschuld stürzt, und darauf, wie er sie umarmen will, ein Totengerippe ist.

Dies soll nicht Allegorie, sondern wirkliche Inszenierung eines Sagenmotivs sein. Allegorisch wird es aber dennoch wirken, wenn es seinen tieferen Zweck behaupten soll; sonst würde es zu sehr Puppenspiel sein. Wir finden Faust wieder

in Deutschland als einen armen Mann, der mit dem Spaten in der Hand seine Scholle gräbt. Er erwehrt sich kaum seines Lebens und seiner Freiheit, denn er soll zum Leibeigenen heruntergedrückt werden. Auf dieser untersten Stufe büßender Menschenwürde findet ihn der deutsche Bauernkrieg mit den ungeheuern Aussichten, die er unter glücklicheren Sternen gewinnen konnte; und an dieser Bewegung, indem er ein Führer der Bauern, ein Freiheitskämpfer wird, richtet er sich wieder auf, um paradox zu sprechen: die persönliche Schuld wird erleichtert; denn sie weitet sich zu einer politischen, größern, universelleren Schuld aus. Denn der Teufel findet jetzt alle Hände voll Arbeit; er mischt sich in den pittoresken dämonischen Masken, wie sie historisch sind, unter die Bauern und richtet Greuel auf Greuel an, deren Schuld auf den Führer wälzend. Faust aber, obwohl nur halb schuldig, da er nur verhängnisvollen Spielraum gab, nimmt die Schuld auf sich und entschließt sich, den freiwilligen Opfer- und Heldentod für das untergehende Volk und sich zur Sühne zu sterben. Mit diesem Entschluß schaut er auch den Sieg des Guten, das er gewollt in der Zukunft; zur völligen Gewißheit erscheint ihm Gretchen's Geist vor der Schlacht, Verzeihung und reine Liebe bringend, und so ist der Augenblick gekommen, den er mit Goethe's Worten:

> Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
> Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick,

festhalten will. Er geht in das letzte Treffen und kommt mit dem stärksten Feind aus demselben. Es ist Mephistopheles. Dieser sucht ihn nochmals zu verlocken, verspricht ihm erst jetzt die höchsten ausschweifendsten Dinge. Doch Faust beharrt in seiner Versöhnung, in seinem beglückenden Entschluß, und der Feind stößt ihn nieder, da er den Augenblick für gekommen wähnt, wo der Vertrag erfüllt sei. Mit gespreizten Beinen, triumphierend stellt er sich auf dem stillen überschatteten Schlachtfeld über die Leiche und greift

ihr an die Kehle. Da öffnet sich glanzvoll der Himmel, im Halbkreise sitzen die Märtyrer und Helden der Menschlichkeit, Freiheit und Wissenschaft, Christus mit dem verlornen Sohn in der Mitte. Wie im Goethe'schen Prolog zum ersten Teil disputiert Mephistopheles mit den Himmlischen um die Seele, aber erfolglos, streckt wütend wie Shylok und eben so geprellt den « Schein » empor und muß abziehen. Faust aber wird in das Element des ewig tätigen, aber harmonisch geregelten Weltlebens aufgenommen.

Nicht um zu tadeln oder besser zu machen, sondern nur um die Anregungskraft des Vischer'schen Entwurfs zu beweisen, wollen wir hinzufügen, daß uns dieser Himmel zwar besser gefällt als der gothische Kirchenhimmel bei Goethe, daß er uns aber auch nicht ganz zusagt. Er ist uns für den Ernst und die stille Größe des Endes noch zu konventionell, nach Art der lebenden Bilder. Sodann mag Gott oder Christus unter den Auspizien der römischen Kirche theatralisch dargestellt werden, in Oberammergau z. B. in fromm naiver Volkshand sogar tragisch wirken; wir in protestantischen Landen, wo Faust recht eigentlich hingehört, haben einen hausbräuchlichen Widerwillen, den Schauspieler Herrn Piefke oder Herrn Schwemperle Christum tragieren zu sehen; und je philosophischer wir sind, je mehr uns Christus zur Idee wird, desto stärker macht sich uns der Glaube unserer protestantischen Kindheit, daß man von Gott kein Bildnis machen solle, geltend. Und nun erst noch das konkrete, jedem Göttlichen, Unendlichen gegenüber immer zu dünne Stimmorgan jedes Schauspielers! Fügen wir erst noch bei, daß wir Faust ganz allein und verlassen wünschen bis an sein Ende, ganz auf sich angewiesen dem Teufel gegenüber, ohne jede Stärkung und Aufmunterung aus dem Jenseits, also auch ohne Gretchens Erscheinung zu genießen, so würden wir Gretchen vielleicht nachher herbeiführen können etwa mit einem einzelnen Engel oder andern Abgesandten, der ein klares Streiflicht über das dunkle Feld wirft, und ruhig, aber fest auf der Erde stehend, an Faust's Leiche

mit dem Teufel streitet. Das Osterlied könnte mit der allgemein werdenden Helle dennoch ertönen. Das sinnlich Theatralische aber würde auf diese Weise sich gewissermaßen ehrerbietig mäßigen vor der Gedankenwucht dieses Stoffs.

Der sich aufrichtende selige Faust würde nun einfach von Gretchen's Geisterhänden empfangen, welche der Genius des nationalen Werks wäre, aus dem sich die Nation immer neu gebiert, und das aus Liebe für den Mann und mit ihm schuldig geworden und ihm in Untergang und Sühne vorangegangen ist, nachdem es seinen Hauptberuf, selbst geopfert, veruntreut hat. Gereinigt kommt es ihm an der Schwelle des Jenseits entgegen, und Goethe's eher komisch wirkendes Wort: « Das ewig Weibliche zieht uns hinan » würde hier ungesprochen, aber einfach schön zur Geltung kommen, zugleich aber das Hauptmotiv des ersten Teils, der dort so herzzerreißend abbricht, abschließend anklingen.

ALS POLITIKER

Aus den Materialien zum «Grünen Heinrich»

Um 1849

Es sind insbesondere die salbungsvollen rationellen Konstitutionellen, welche einen geläuterten und vernunftgemäßen Begriff von Gott und Unsterblichkeit zu haben wähnen und mit salbungsvoller Beredsamkeit Atheismus, Demokratie, Anarchie und Nihilismus in Einen Tiegel werfen.
So sehen wir, daß dieselben Menschen, welche der Menschheit das Bedürfnis und das Reifsein für die Idee eines ewigen Gott- und Unsterblichkeitsbewußtseins vindizieren wollen, derselben doch für diese Spanne Erdenleben die Fähigkeit für republikanische Maßhaltung und Selbstbeherrschung absprechen. Was soll dem Menschenkinde die unabsehliche verworrene Aussicht auf ein vollkommenes göttliches Urbild und unendliches Leben, wenn ihm nicht einmal zugestanden wird, daß es in diesen kleinen und greifbaren irdischen Verhältnissen leben könne, ohne ein willkürliches gemachtes Phantom, welches der konstitutionelle Monarch in der Tat ist? Was soll ein Gott mit einer Kreatur beginnen, welche ein Wort, wie Republik und Demokratie ist, gehört und verstanden hat und doch trotz ihrer Vernunftgaben sich für zu faul und zu schwach erklärt, dieses Wort zur Wahrheit machen zu können? Diese Kreatur will ewig leben und sich über die ganze sichtbare Welt vergeistigt erheben und fühlt nicht einmal so viel Geist und vollkommene Würde in sich, sich die notwendige männliche Entsagung und Aufopferung zur Republik zuzutrauen. Denn so wie die Republik nicht eine gemachte Form, sondern ein ursprüngliches Wesen und die Gerechtigkeit selbst ist, so ist auch nicht sie die Lehre von der Begehrlichkeit und Selbstsucht, sondern der Mon-

archismus ist es, welcher der menschlichen Schwachheit erlaubt, unter seinem Deckmantel ohne große Opfer nach allen möglichen Bequemlichkeiten und weichlichen Genüssen und nach kleinlichen Ehren zu haschen, welche man sich als mystische Symbole zurecht macht und die sich zur republikanischen Ehre gerade verhalten, wie wertloses Papiergeld zu wirklichem Golde.

★

Hingabe und Opfertod für das Vaterland sind das Vorbild im kleinen für die Hingabe und Aufopferung für die ganze Menschheit. Gleichwie sich der Bürger für das Vaterland opfert, ungeachtet er selbst nicht mehr an den Früchten teilnehmen kann, und auch wenn er Christ ist, nicht hoffen darf, dies engere Vaterland jenseits wieder zu finden: so besteht die Tugend des echten Menschen darin, daß er dem Wohle der Menschheit und der ganzen Welt gemäß handelt und lebt, auch wenn einst sein Bewußtsein davon für immer verschwinden sollte.

★

Patriotismus und Kosmopolitismus.

Erst durch richtige Vereinigung beider gewinnt jedes seine wahre Stellung. Die Ratschläge und Handlungen des beschränkten und einseitigen Patrioten werden seinem Vaterlande nie wahrhaft nützlich und ruhmbringend sein; wenn dasselbe mit dem Jahrhundert und der Welt in Berührung tritt, so wird er sich in der Lage eines Huhnes befinden, welches angstvoll die ausgebrüteten Entchen ins Wasser gehen sieht; indessen der einseitige Kosmopolit, der in keinem bestimmten Vaterlande mit seinem Herzen wurzelt, auf keinem konkreten Fleck Erde Fuß faßt, für seine Idee nie energisch zu wirken im Stande ist und dem fabelhaften Paradiesvogel gleicht, der keine Füße hat und sich daher aus seinen luftigen Regionen nirgends niederlassen kann.
Wie der Mensch nur dann seine Nebenmenschen kennt,

wenn er sich selbst erforscht, und nur dann sich selbst ganz kennen lernt, wenn er andere erforscht, wie er nur dann anderen nützt, wenn er sich selbst in Ordnung hält, und nur dann glücklich sein wird, wenn er anderen nützlich ist, so wird ein Volk nur dann wahrhaft glücklich und frei sein, wenn es Sinn für das Wohl, die Freiheit und den Ruhm anderer Völker hat, und es wird hinwiederum diesen edlen Sinn nur dann erfolgreich betätigen können, wenn es erst seinen eigenen Haushalt tüchtig geordnet hat. Immer den rechten Übergang und die innige Verschmelzung dieser lebensvollen Gegensätze zu finden und zur geläufigen Übung zu machen, ist der wahre Patriotismus und der wahre Kosmopolitismus.

Mißtrauet daher jedem Menschen, welcher sich rühmt, kein Vaterland zu kennen und zu lieben, aber mißtrauet auch dem, welchem mit den Landesgrenzen die Welt mit Brettern vernagelt ist und welcher alles zu sein und zu bedeuten glaubt durch die zufällige Geburt in diesem oder jenem Volke, oder dem höchstens die übrige weite Welt ein großes Raubgebiet ist, das nur dazu da sei, zum Besten seines Vaterlandes ausgebeutet zu werden!

Allerdings ist es eine Eigenschaft auch der wahren Vaterlandsliebe, daß ich fortwährend in einer glücklichen Verwunderung lebe darüber, gerade in diesem Lande geboren zu sein, und den Zufall preise, daß er es so gefügt hat: allein diese schöne Eigenschaft muß gereinigt werden durch die Liebe und Achtung vor dem Fremden; und ohne die große und tiefe Grundlage und die heitere Aussicht des Weltbürgertumes ist der Patriotismus (ich sage absichtlich diesmal nicht Vaterlandsliebe) ein wüstes, unfruchtbares und totes Ding.

An die hohe Bundesversammlung

In der «Eidgenössischen Zeitung» vom 26. Dezember 1856 nahm Keller Stellung zum Konflikt der Schweiz mit Preußen wegen Neuenburg.

Erwählte des Vaterlandes! Ihr tretet in einer Stunde zusammen, von welcher im Schweizervolk gesprochen wird, seit es seinen Bund erneuert hat; es ist die Stunde der Prüfung und Bewährung dieses Bundes. Daß aber alles Volk im Lande unter altem und neuem Bund nur einen und denselben uralten Bund frommer Treue sich denken kann, zeigen diejenigen Brüder, Herren wie Bauern, welche sich mit ihrem Leib und Leben dem neuen Pakt widersetzt und nun, in der Stunde der Gefahr, eben dies Leib und Leben für denselben einzusetzen bereit sind – weil er nichts anderes ist, als wohlbekannter und vertrauter Männer freie Eidgenossenschaft, Name, Wortlaut und Bedingung ihres Lebensglückes!

Ein tückischer, aber schief geratener Stoß wurde in den Tagen des letzten Herbstes auf diese Grundlage unseres Lebensglückes geführt. Trotz seiner Schiefe ist der Stoß gefährlich geworden, und in diesem Augenblicke umkreisen unheilvolle Drohungen, Äußerungen und Gerüchte das Land und regen unser Volk in seinen Grundzügen auf, während Ihr zusammentretet, das Wohl und ehrenhafte Bestehen des Bundes, Gefahr und Schutz zu erwägen, während ferner niemand weiß, ob es überhaupt in Eurer Hand liegt, uns die Segnungen des Friedens zu erhalten.

Wenn ein einzelner Mann in dunkler Nacht steht und fühlt, wie die Widersacher ihn umschleichen, ihre Stöße auf ihn zu führen, so wünscht er sich einen einzigen Lichtstrahl, damit er erkennen kann, wohin er mit seiner Faust am wirksamsten fassen soll, sich seines Leibes zu wehren. In solcher Lage befindet sich das Schweizervolk, und es bittet Euch, seine Verwalter, ihm jenen Strahl zu verschaffen, indem Ihr, wenn es in Eurer Gewalt liegt, das Äußerste tut, was wahre Ehre und vollkommene Unabhängigkeit des Gesamtvaterlandes erlauben, Frieden zu erhalten. Nur indem Ihr im

Namen des Schweizervolkes eine unzweifelbar friedliche Gesinnung verkündet und demzufolge das Äußerste bietet, was dem ehrlichen und treugesinnten Schweizer möglich ist, lenkt Ihr jenen hellen Lichtstrahl in das Gesicht der fremden Gewalten, ihre wahren Absichten treten unverhüllt zu Tage, und wir werden von dem Augenblicke an, wo Eure Bemühungen sich als fruchtlos erweisen, wissen, daß wir nicht mehr auf fremdes Wort, sondern allein auf eigene Tat zu achten haben.

Diese steht bereits dicht hinter Euern Stühlen. Gefaßt und wohlgemut zieht schon auf allen Wegen das blühende Heer nach den Grenzen, während die noch Zurückbleibenden in ernster Sorge stehen, wohin das Auge blickt. Aber es ist nicht die zagende Sorge, sondern die ehr- und wehrhafte Sorge, die Mutter der besten Taten, des allein gerechten Kriegsmutes.

Habt Ihr zum letzten Mal und vergebens um Frieden getagt, so taget zur selben Stunde zum Krieg und führet Euer Volk in jene ernste und heilige Schule, wo die Güter des Lebens nach ihrem wahren und letzten Wert erkannt und geschätzt werden!

Aufruf zu einer Volksversammlung nach Uster

Vom 2. Oktober 1860 ist das folgende Flugblatt datiert, das Keller zum Mitunterzeichner und, wenn nicht alles trügt, zum Verfasser hat. Beabsichtigt war eine oppositionelle Wahlagitation gegen die herrschende, von Alfred Escher geführte liberale Partei im Hinblick auf die bevorstehenden Wahlen zum Nationalrat. Vergleiche den Brief S. 340 f.

An die Wahlmänner des Kantons Zürich!

Wir befinden uns in der seltsamen Lage, daß der Stand Zürich, während er in seinem Innern gewissenhaft und geschickt verwaltet wird, in den eidgenössischen Räten zum guten Teil nicht auf eine Art vertreten ist, die ihm angemessen genannt werden kann.

Es sind teilweise Unselbständigkeit der Gesinnung in den Angelegenheiten des Gesamtvaterlandes, teilweise Marklosigkeit und Verschliffenheit der Grundsätze, welche in dieser widersprechenden Erscheinung zu beklagen sind und nur durch die herkömmliche Teilnahmlosigkeit an den Wahlen ermöglicht werden.

Die Rede davon geht seit Jahr und Tag unter allen unabhängigen Leuten; aber seit dem Savoyerhandel ist die hohe Wünschbarkeit einer teilweise neuen Vertretung im Nationalrate dringend ans Licht gebracht worden. Es handelt sich nicht darum, Personen von Talent, Tätigkeit und verdientem Ansehen aus dieser Vertretung zu beseitigen, sondern an Stelle jener müßigen Elemente Männer von ernstem und entschlossenem Charakter zu setzen.

Fünfzig Bürger aus verschiedenen Bezirken sind am 30. Herbstmonat in Zürich zusammengekommen, um die Möglichkeit und die Mittel einer solchen Erneuerung zu beraten, und sie haben sich ermutigt gefühlt, ihre Mitbürger zu einer weiteren Zusammenkunft auf Sonntag den 7. Weinmonat in Uster einzuladen.

Wir gehören nicht zu denen, welche im besagten Savoyerhandel Ehre und Wohlfahrt des Vaterlandes schon verscherzt sehen. Diese Güter werden nicht über Nacht verscherzt, und es gehört allerdings eine gewisse Leichtfertigkeit dazu, sie bei jeder Gelegenheit ohne weiteres für verloren auszugeben. Die Dinge haben vielmehr den Verlauf genommen, den sie einstweilen bei dem zu großen Vertrauen auf schweizerischer Seite und bei dem Mißbrauch desselben nehmen mußten. Denn das Schweizervolk beschreitet, nach langer Ruhe nach Außen, nur zögernd und bescheiden die gefahrvolle Bahn des handelnden Auftretens unter den fremden Gewaltmächten.

Der Tag, an dem es heißt: bis hieher und nicht weiter, kann schwerlich ausbleiben, und Angesichts dieses drohenden Tages können wir aus manchem Vorgefallenen und aus der ganzen Manier, wie von unserer Seite in Bern

verfahren wurde, nicht das nötige Vertrauen für die Zukunft fassen.

Angesichts dieses Tages gilt es, statt ferner zu einer kleinlichen Schlauheit, welche der notorischen Verschlagenheit des gegnerischen Gewalthabers doch nicht gewachsen ist, unsere Zuflucht zu nehmen, diese vielmehr in das gute, altschweizerische Volkstum zu setzen.

Angesichts dieses Tages gilt es, unsern bisherigen Wortführern in der Bundesversammlung Männer an die Seite zu geben, welche ihre Persönlichkeit nach befähigt und gesonnen sind, die Kraft dieses Volkstumes, das einzig wirksame Mittel, in die Wagschale zu werfen.

Angesichts dieses Tages wollen wir, daß der Stand Zürich sich seines frühen Eintrittes in den Schweizerbund erinnere und mit seinen Eidgenossen einig gehe, wenn seine Boten wieder nach Bern ziehen.

Wir wollen nicht, daß Zürich Zweifel und Streit hineinwerfe, wo die Urschweizer, die Berner und unser westliches bedrängtes Grenzland das ehrliche Banner der Entschlossenheit entfalten.

Wir wollen nicht, daß die Zürcher, die Ostschweizer überhaupt in den Geruch eines falschen Spekulantenvolkes geraten, welches den Ernst des Lebens als ein Ränkespiel betreibt.

Wir wollen nicht, daß die Beeidigung unserer Bataillone nach und nach zu einem leeren Schauspiel werde; dazu ist, so dünkt uns, die Farbe unserer Fahne und das Blut unserer Mannschaft zu hochrot!

Wir sind wohl eingedenk des Spruches: Als Demut weint und Hochmut lacht, da ward der Schweizerbund gemacht! Aber es ist die Demut, welche durch eine gerechte Sache stark wird, welche auch wir fort und fort der kleinen Zahl unseres Volkes innewohnend wünschen; es ist die Demut, welche sich nicht aus Furcht in eine unzulängliche und törichte Weltklugheit verwandelt.

Zürcher Korrespondenzen

Aus den « Zürcher Korrespondenzen » im Berner « Bund », in denen Keller zu den Wahlen weiterhin Stellung nimmt.

« Bund » vom 16. Oktober 1860

Die Leute, welche bei uns eine Änderung in den Bundeswahlen zu bewirken suchen, sind nicht alle über einen Leist geschlagen. Da sind einige Mitglieder der « Helvetia », welche ja schon lange Alarm geblasen hat, aber im Kanton Zürich doch nicht recht gedeihen wollte, ferner einige Ungeduldige und Heißblütige ebenfalls von älterem Datum, sodann eine gute Zahl Militärs, deren Teilnahme sich selbst erklärt, und endlich eine hübsche Anzahl bisher stiller und unbefangener Männer, die sich im Ganzen wohl fühlten und nicht immer die Not so nah am Mann sahen, wo die andern zur Sammlung riefen.

Diesen letztern ergeht es jetzt am kuriosesten; denn kaum haben sie, endlich verletzt durch die zynisch und munter zur Schau getragene Gleichgültigkeit und Verblendung gewisser Kreise, ihre Nase in das öffentliche Leben gesteckt, so gewahrten sie alsobald die Verharzung desselben und wie schwer es sich bereits der edlere Teil unserer Bevölkerung durch die lange Entwöhnung gemacht hat, sich zu gemeinsamem Handeln gegenseitig zu orientieren und zu verständigen. Nicht ohne etwelche lange Nasen sitzen wir daher neben den Helvetern, die den trübseligen Triumph feiern, recht zu behalten.

. . . Ich habe diese Frage des Mutes eine unselige genannt, weil sie zu Unbilligkeit und Erbitterung führt; denn fast jeder Schweizer ist nach irgend einer Seite hinaus mutig. Die französische Wetterseite ist es, welche diesmal Zweifel und Aufregung verursacht. Nun kann mancher im Rate mutlos sein, der im Felde persönlich die größte Courage beweist, und umgekehrt; aber nach besagter Wetterseite hin muß der Mut im Rat einig, entschieden und rechtzeitig vorangehen, wenn der Mut im Felde sich nicht zersplittern und elend verbluten soll.

Das Volk teilt mit Männern von tieferer Bildung im Gemüt einen ritterlich naiven Glauben an seine unbedingte Wehrbarkeit gegen jeden Feind. Nehmt ihm diesen Glauben, der zugleich derjenige an eine ewige Gerechtigkeit ist, und all' eure Regiererei, all' euer Erziehen, all' eure rationelle Landwirtschaft wird nur noch einen Pfifferling wert sein. Wer an sich glaubt, der ist der Freie; wer nicht an sich glaubt, der ist der Knecht, und wäre er ein Bundesbaron.

« Bund » vom 19. Oktober 1860

Die « Neue Zürcher Zeitung » hat jüngst die zehn Leute, welche den Aufruf nach Uster unterschrieben, gefragt, warum sie unkonsequenter Weise der zürcherischen Nationalvertretung gerade « den Schwanz abschneiden, den Kopf aber stehen lassen wollten? » Hierauf könnte man, um in ihrem Bilde zu bleiben, antworten: Was ein Kopf ist, hat immer sein Schicksal, welchem er füglich anheimgestellt werden kann; gewöhnliche Schwänze aber, die nicht einmal ein Schicksal haben, muß man abschneiden.

Doch im Ernste gesprochen ist die Sache einfach genug. Wir glauben sehr wohl, daß die Herren Escher und Dubs sich von ihrem Tun und Lassen auch Rechenschaft geben und darüber vielleicht sogar in Sorgen leben; deshalb gehören sie auch in den Rat, und ihre Stimme soll gehört werden. Leute dagegen, die das Ding nur ins Triviale und Gedankenlose übersetzen und nach Bern gehen wie man auf den Rigi geht, und wiederum andere, deren Herz auch in Bern nur im Privatgeschäfte steckt, sollen solchen Platz machen, die den Kanton besser vertreten.

Wir wissen wohl, daß ein Kanton nicht ein Dutzend Washingtons und Franklins auf die Beine stellen kann; aber er hat gewiß noch Männer genug, deren vornehmlicher Refrain nicht immer ist: «Herr Jesis, was wend er au mache?» Nämlich gegen den Franzosen – ist der innere Sinn dieses Stoßseufzers. Wehren wollen wir uns, ihr Schalksnarren, und zwar zu euerm Entsetzen sogar gegen die Franzosen!

Die Revolutionen und Weltstürme fangen erst recht an und werden sich voraussichtlich innerhalb der nächsten drei Jahre kaum abklären und beruhigen. Darum haben wir auf Räte zu sehen, die das Vergängliche zur Seite setzen und die Idee der schweizerischen Eidgenossenschaft einig und fest über der Sündflut zu erhalten vermögen. Nicht die Idee einer eventuellen Schweiz, wie sie in verschiedenen Köpfen spuken mag, sondern der Schweiz, wie sie ist und bleiben soll.

Jene eventuelle Schweiz mag allerdings wunderlich genug aussehen. In einem Kopfe spiegelt sie sich als wohldressierter Einheitsstaat, wo je der zweite Mann eine rotverbändelte Mütze trägt mit einem Schildchen, dessen Kreuz nicht mehr das Bundeszeichen treuer Eidgenossen, sondern lediglich ein ministerieller Amtsstempel wäre. Eine solche Schweiz wäre ein Bienenkorb, dem nur noch die eierlegende Königin fehlte, und sie würde kein Jahrhundert auf sich warten lassen.

In andern Köpfen hinwieder malt sich eine eventuelle Schweiz, die aussieht wie eine einzige ungeheure Fabrikstadt, in welche alles Geld der Welt zugeführt wird. Die Söhne der Matadoren jassen um halbe Millionen, die Kinder des gesamten Volkes müssen täglich 14 Stunden arbeiten, die eidgenössische Armee ist zum Kohlentragen kommandiert, mit Ausnahme der Artillerie, welche die schweizerischen See- und Handelshäfen Triest und Venedig verteidigt. Jede Bundesrätin hat in diesen Häfen eine vergoldete Jacht, in welcher sie der Königin von England Besuche abstattet.

In den Köpfen des Piusvereins endlich malt sich die künftige Schweiz als der Ruhe- und Ehrensitz des Papstes. Ein neuer Vatikan erhebt sich zu Schwyz; an allen Seen glänzen die Landhäuser der Kardinäle, deren Purpurgewänder im romantischen Abendlichte schimmern. Musik, Gesang, Glockengeläute ertönt unaufhörlich durch die Täler, leuchtende Abteien stehen auf allen Höhen, zehnjährige Schweizerbubli mit Tonsur und Kuttli laufen herum als die künftigen Äbte; geistliche Herren aller Nationen strömen ab und zu mit gefüllter Börse, und der Peterspfennig der ganzen

Welt fließt in die Schweiz. P. Theodosius predigt im Münster zu Zürich, und wo die Mutter eines Kardinals und eine Bundesbaronin zusammentreffen, da muß die Letztere aufstehen und einen Knix machen.
Alle diese Träume kümmern uns nichts. Die Schweiz, wie sie ist, befriedigt uns vollkommen; sie haben wir zu erhalten, und das ist Arbeit genug in den kommenden Tagen. Die Zeit des Abtretens und Austauschens von Kantonen ist vorbei; im äußersten Häuschen wohnen unveräußerliche freie Schweizerseelen. Die Schweiz hat durch ihre gute Haltung im Preußenhandel, da der Kampf verhütet wurde, nur einen Wechsel auf ihren Ruhm, ihre sogenannte Feuerprobe akzeptiert, der erst noch honoriert werden muß....

« Bund » vom 22. Oktober 1860

...Die « Neue Zürcher Zeitung » stellte vor einigen Jahren in edler Selbstenttäuschung den Satz auf, Bildung und Sitte der deutschen Schweiz seien wesentlich französisch. So viel davon ist richtig, daß auch wir ein unsterbliches Geschlecht von Gaffern haben, die nach Frankreich gaffen und nicht eher klug werden, als bis sie eine tüchtige Kelle voll Elend in den offenen Mund bekommen haben. Wem Frankreich wirklich was geben kann, der nehme es mit Dank an. Uns kann es nichts geben, sondern nur nehmen, und unsere Bundesverfassung, das erste brauchbare Originalgewächs seit dem Untergange der alten Eidgenossenschaft, ist das Erzeugnis unseres germanischen Saftes und Blutes, so gut wie die alten Briefe der großen Zeit.

Nachträgliches

Leitartikel im « Zürcher Intelligenzblatt » vom 22. Februar 1861 als Polemik gegen die Rede, mit der Alfred Escher die Session des Großen Rates des Kantons Zürich eröffnet und darin die Neutralitätsfrage behandelt hatte.

Soeben einige Nummern der « Neuen Zürcher Zeitung » durchblätternd, gewahre ich, daß sie, von dem Schmachten der Freitags-Zeitung befallen, sich über das Schweigen der gegnerischen, oder wie sie's nennt, der Kriegsblätter beklagt und sich nach Polemik sehnt in Betreff der jüngsten Eröffnungsrede unsers Herrn Großratspräsidenten. Dem Manne kann geholfen werden! dachte ich, schlug einige Nummern zurück, um vorerst die besagte Rede selbst kennen zu lernen, und fand allerdings die Klage der « Neuen Zürcher Zeitung » nur zu begründet; denn die Rede lautet weniger wie die Rede eines Großratspräsidenten, als wie der Artikel eines Mitarbeiters der « Neuen Zürcher Zeitung ». Mit Erstaunen dazu entdeckte ich die wunderlichen Proportionen, in welchen diese Rede gebaut ist, und wie das Wahre daran nicht neu und das Neue nicht gut ist. Wahr ist, daß die Neutralitätspolitik der Schweiz eine aufrichtige sein soll; da sie es aber nicht nur sein soll, sondern es schon ist, indem von hundert Schweizern kaum einer zu finden sein dürfte, der nicht wünscht, ungeschoren innerhalb seiner Grenzen zu leben, und von Haus aus dermalen keine Neigungen zu irgend einer der Kriegsmächte sich kundgeben, so steht der Entdeckerton der « Neuen Zürcher Zeitung » in keinem Verhältnis zu dem Bedürfnis, diese Tatsache von Herrn Escher neu konstatieren zu hören. Wahr ist auch, daß der Landeskredit nicht verscherzt werden darf; da aber bisher weder der Große Rat in Zürich, noch die Bundesversammlung angefangen haben den Kredit zu ruinieren, so ist nicht recht zu erraten, warum gerade unsern Herren Großräten diese Ermahnung gehalten wurde. Wollte man auf diese etwas geldstolze Stelle outriert antworten, so könnte man sagen: es gibt in der Schweiz arme Kantone, die dennoch sehr ehrwürdig sind, und es gab zum Beispiel auch ein

einzelnes Individuum, Namens Pestalozzi, welches sein Leben lang in Geldnöten war, sich auf den Erwerb gar nicht verstand und dennoch viel wirkte in der Welt, und bei dem der Ausdruck, er verdiene keine Achtung, nicht ganz richtig gewählt gewesen wäre. Es ist endlich auch eine Wahrheit, daß die Schweiz nur durch ihr Beispiel und nicht mit dem Bajonett Propaganda machen kann (ausgenommen wenn es mit der Selbstverteidigung zusammenfällt); allein gerade diese Wahrheit darf nicht so oft und an hervorragender Stelle ausgerufen werden; denn auch sie verletzt die Bescheidenheit so gut wie das Rasseln mit dem Säbel. Oder würde man nicht zuletzt die Schweiz mit einem indischen Säulenheiligen vergleichen, der, nur seine eigene Nasenspitze betrachtend, allen Umstehenden zuruft: Nehmt euch ein Beispiel an mir?

Diese Untersuchungen brauchen überhaupt nicht so subtil betrieben zu werden; einstweilen genügt es, daß wir und andere wissen, wir seien am liebsten für uns und unter uns allein. Wesen und Umfang unserer Neutralität aber werden erst vollständig reguliert werden, wenn der erste Bauernhof auf unsern Grenzen brennt, aber dann auch klar und rasch. Es wird dann unter anderm auch Sache der Schweizer sein, sich nicht mystifizieren und zu einer Versplitterung ihrer Kräfte verlocken zu lassen, oder gar zu einem passiven Übersichergehenlassen, in ungeschickter Anwendung eines mißverstandenen Neutralitätsbegriffes.

Diejenige der kriegführenden Mächte, welche auf Seite des strengen Rechtes steht und den rechtlicheren Charakter hat, wird auch geneigt sein, unsere Neutralität aufrichtig zu respektieren. Denn die Aufrichtigkeit von unserer Seite bedarf als Gegenhalt die Aufrichtigkeit von wenigstens einer der Mächte. Ohne diesen Gegenhalt wird sie ein totgeborenes Kindlein sein. Ist aber eine solche Macht aufrichtig gegen uns gesonnen, schont uns so lang als möglich, vertraut unserer Kraft, greift unser Gebiet nicht an, so müßte es denn doch wunderbar zugehen, wenn wir durchaus diese Macht

zum Feinde bekommen und wir unsere Bajonette gegen sie kehren sollten. Es müßte noch wunderbarer zugehen, wenn man, sowieso im Feuer gegen die eine Macht, nicht Rücksicht nehmen dürfte auf günstige Aufstellungen der andern, noch befreundeten Macht. Die aufrichtige Neutralität, von welcher Herr Escher spricht, ist kein so ganz einfaches Ding. Wie alle menschlichen Anstalten, kann auch sie einem Ende, einer Katastrophe unterworfen sein, und was dann? Alsdann hat sie ihren Charakter dadurch zu bewähren, daß man sich durch keine regulären Sympathien, durch keine blendenden Ereignisse verleiten läßt, mitzuspielen das betrügliche Spiel, sondern sich treulich auf Seite des strengsten Rechtes stellt, möge dieses sein, wo es wolle. Nur dann ließe sich mit beruhigtem Gewissen und mit Hoffnung auf schließliche Rettung ein Grundsatz aufgeben und aus der Not eine Tugend machen. Neu ist nur in der besprochenen Rede die unverkennbare Neigung, die Besprechung menschlicher Möglichkeiten moralisch zu verbieten, niederzuschlagen, und dieses Neue ist nicht gut.

RANDGLOSSEN

« Zürcher Intelligenzblatt » vom 18. März 1861. Polemik gegen die franzosenfreundliche Haltung Eschers und der « Neuen Zürcher Zeitung ».

Kommt mit – in die neue Zeit! singt Herr Lagueronniere. Kommt mit – in die neue Zeit! singt der Prinz Plonplon. Kommt mit – in die neue Zeit! flüstert der Kaiser Napoleon. Kommt mit – in die neue Zeit! sagt die « Neue Zürcher Zeitung » – o, eine Janauschek her, die mit den Flötentönen ihres « Komm her » dies « Kommt mit » uns würdig sänge. Tiridi singt die Nachtigall; Dieb, Dieb! der Spatz. Wir wollen sehen! – singt der Schweizer, der kein Zwick ist. Die « Neue Zürcher Zeitung » brachte jüngst Herrn Eschers ehrenwerte Rede, daß die Schweizer kein neutralitätswidriges Bündnis vorbereiten sollen – wohlan, was ist es, das sie heut verkündigt? Kommt mit – in die neue Zeit! Das

heißt: Helft die Briefe von Anno 15 durchschießen, welche unser dermaliges Gebiet und unsere Neutralität verbürgen. Natürlich, man hat sich zu guter Zeit über diese Verträge moquiert und sie durchlöchert genannt, gleich wie etwa ein leichtblütiger Erbe einen Kaufbrief, aus welchem eine Servitut gestrichen wurde, gleich ganz wegwirft. Natürlich, wenn es über den Rhein hergeht und der « aufgeklärte Despotismus » sich divertiert, die Welt wieder einmal auf den Kopf zu stellen, so heißt es, kein neutralitätswidriges Bündnis vorbereiten, wenn man ruft: Kommt mit – in die neue Zeit! Welche neue Zeit? Wir haben geglaubt, wir Schweizer kennen nur eine Zeitrechnung, das heißt unsere eigene und neutrale!! So sagt Herr Escher – die Zeitung aber sagt: Kommt mit – in die neue Zeit, welche uns schon ein Stück Recht und Sicherheit geraubt hat und uns noch Gebiet und Blut abfordern und zuletzt zur Wahl zwingen wird, ob wir uns auf die oder jene Seite stellen wollen. Fürwahr, der Ruf der wackern Zeitung klingt nicht nach aufrichtiger und selbständiger Neutralität; wir sagten es ja neulich, die Frage werde sich schon allmählich zuspitzen. Gut ist's, wenn nicht alles reif wird unter der Sonne, was gesäet wird im Sturm.

Vor einigen Wochen noch verlangte die « Neue Zürcher Zeitung » von der italienischen Bewegungspartei, sie solle vor sich selbst zurückschaudern; denn der große Erzengel der Freiheit in Paris schien ein Gesicht zu schneiden. Jetzt hat Prinz Plonplon gesprochen, und nun heißt es in hallendem Echo: Vorwärts, kommt mit!

Seit wann hat der Despotismus, auch wenn er aufgeklärt war, die Völker befreit und erhöht? Joseph II. war ein ehrlicher und edler Mann; aber was er, unter dem Zujauchzen seiner Zeit, schaffte, ist wie mit einem Schwamm weggewischt. Ehre sei Garibaldi, Glück möge der erste König von Italien als solcher haben; aber schon sein nächster Thronfolger kann ein Obskurant und Tyrann sein und den menschlichen Inhalt der jetzigen Bewegung vertilgen. Darum soll

die Sache solide Volksarbeit, eigen gemachte, sein, und da schreit man nicht: Kommt mit! wenn ein brutaler Usurpator vorangeht und seinen Vetter zur Sammlung pfeifen läßt.
Wir glauben nicht, daß einstweilen ein tätiges Mitgehen unter diesem: Kommt mit! gemeint sei; noch weniger glauben wir, wie manche zu grobem Mißtrauen und Schwarzsehen geneigte, daß die « Neue Zürcher Zeitung » speziell in französischem Interesse zu sprechen veranlaßt sei; aber das glauben wir, daß eine Schweizerzeitung zu jeder Stunde so geschrieben sein sollte, daß auch der Griesgrämigste nicht auf einen schlechten Argwohn gerät. Es sollte dies nicht so schwer sein!

« Zürcher Intelligenzblatt » vom 27. März 1861. Beim Aufschwung der Baumwollindustrie kam es in einzelnen Betrieben zu rücksichtsloser Ausnutzung der Arbeitskräfte. 1859 war ein kantonales Fabrikgesetz angenommen worden, das wenigstens die Arbeitszeit auf 13 Stunden einschränkte und die Nachtarbeit für Kinder verbot. Keller kämpfte für die weitere Verbesserung des Loses der Arbeiter.

Es ist ein ganz erfreuliches Zeichen, daß unsere Industriellen empfindlich sind gegen Spitznamen, wie sie etwa im Parteileben auftauchen, daß sie darüber ungehalten werden und zum Beispiel als « Baumwollene » keine schlechtern Patrioten auf ihre Weise sein wollen als andere Leute. Anderwärts ist man über dergleichen Empfindlichkeiten hinweg und kehrt scheulos seine rohen Instinkte hervor.
Allein trotz alledem klebt einmal von ihrer Pflanzstätte jenseits des Ozeans bis zur drehenden Spindel und zum Druckertisch am Schweizerwasser etwas spezifisch Verhängnisvolles an der Baumwolle, das auf die politischen und menschlichen Anschauungen derer, die mit ihr zu schaffen haben, einen unleugbaren Einfluß behauptet und mit dem innern Leben eines tiefer gefaßten Patriotismus, einer gründlichen Humanität oft genug in Widerspruch gerät.
Greifen wir eine einzige Bilderreihe aus dem Leben heraus, um einem solchen Widerspruch auf die Spur zu kommen.

Es ist ein schöner Sommerabend; wir gehen durch die Straßen eines aufblühenden, ländlichen Gewerbeortes; wir sehen wohlgefällig die Landhäuser der Fabrikanten, umgeben von schön gepflegten Gärten; wir sehen auch sonst eine Menge stattlicher Wohnungen. Hier wohnt ein Buchhalter, dort ein Geschäftsführer, dort ein wohlhabend gewordener Krämer oder Handwerker, dort wieder ein Arzt, ein Advokat, die alle durch den Aufschwung des Ortes, den er der Baumwolle zu verdanken hat, sich behaglich gestellt sehen. Hie und da bemerkt man wohl erhaltene Bauernhäuser im alten Stil mit buntem Holzwerk und hellen Fenstern; ihre Eigner bebauen noch das Feld, wie ehedem, unabhängig von der Industrie; aber auch sie befinden sich wohl, da ihr Feld mit seinen Früchten im Preise gestiegen ist und sie überdies die Wohltaten der erhöhten Kultur mitgenießen. Doch plötzlich hören wir einen muntern Marsch schlagen; neue messingene Trommeln glänzen uns entgegen, und hinter ihnen marschiert ein Zug von fünfzig oder sechzig Knaben einher im artigen Waffenrock, das blanke Gewehr auf der Schulter, in frischer, reiner Wäsche, wohl gekämmt und gewaschen und mit gesunden, frohen Gesichtern. Es sind die Kinder der Freien, welche von behäbigen Männern auf die grünen Matten hinausgeführt und mit liebevoller Sorgfalt im frühen Waffenspiel geübt werden. Man sieht, daß man sich in einem Musterdorfe befindet, wo alles vorwärts schreitet, das sich darf sehen lassen.

Aber die kleine Kolonne zieht eben an einem unendlich langen und hohen Häuserkasten vorbei mit hundert Fenstern, und hinter jedem Fenster drängen sich einige Kinderköpfe, nicht so frisch und so wohl gekämmt wie die Vorüberziehenden, und sehen wehmütig oder boshaft lächelnd diesen nach. Wessen Kinder sind nun dies? Wollen wir sagen der Unfreien? Das geht nicht; denn ihre Väter, die auch in der Fabrik arbeiten, haben das Recht, zu den Wahlen zu gehen, so gut, wie die Väter der andern; ja sie werden vom Fabrikherrn sogar dazu aufgeboten; nur ist ihnen zu

raten, daß sie so stimmen, wie ihnen empfohlen wird. Wollen wir nun die Baumwolle dafür verantwortlich machen, daß sie allen jenen Kindern Nahrung gibt und ihnen dazu nicht noch ein buntes Kleid anzieht, ein Gewehrchen in die Hand drückt und sie an die freie Luft hinausführt? Nein; denn die Baumwolle will verarbeitet sein, wenn das Brot kommen soll, und sie hat ja im Großen Rat wie ein Löwe dagegen gekämpft, daß von dreizehn täglichen Arbeitsstunden der Kinder nur eine hinweggenommen werde. Überdies gibt es noch Hunderttausende von Knaben, die nicht Fabrikkinder und doch nicht Kadetten sind.

Freilich, der denkende und menschenfreundliche Staat, mit seinem pflichttreuen Blick in die Zukunft, sieht fünfzig Jahre weiter und erblickt ein verkümmertes Geschlecht überall, wo rädertreibende Wasser laufen, welches ihm weder taugliche Verteidiger noch unabhängige, auch nur zum Schein unabhängige Bürger mehr liefert; er berechnet, wie lang der Tag ist für das unruhige Kinderherz, das sich krümmt und wendet, bis es sich allmählich ergibt, um in einem verfrühten Geschlechtsleben eine neue Generation hervorzubringen, an der schon bedeutend weniger zu zähmen ist; er berechnet, wie vielleicht gerade die dreizehnte Stunde, dreihundertmal jährlich wiederkehrend, die Stunde zu viel ist, welche die Lebensfrische retten könnte, und er bettelt bei der Baumwolle um diese einzige Stunde. Er weiß, daß kleine Republiken vor allem die volle Zahl und Kraft ihrer Bürger brauchen und keine Kasten dulden können, die, bereits körperlich, gesundheitlich verschieden, ihr Grundprinzip aufheben, und er bettelt abermals um die dreizehnte Stunde bei der Baumwolle. Denn er sieht immer, wie ein Gespenst, die Zeit vor sich, wo es einst in unserm Dorfe wohl Kommandanten, Majors, Hauptleute und genug halbgeleckte Infanterielieutenants, aber nicht einen einzigen Soldaten mehr geben wird, der einen Tornister zu tragen oder einen Regentag hindurch zu marschieren vermag.

Allein die Baumwolle « niggelet » stetsfort mit dem Kopfe,

den Kurszettel der Gegenwart in der Hand, indem sie sich auf die « persönliche Freiheit » beruft, während sie wohl weiß, daß der Staat in kirchlichen, pädagogischen, polizeilichen, sanitarischen Einrichtungen oft genug diese unbedingte persönliche Freiheit zu beschränken die Macht hat, und daß die Quelle, aus welcher diese Macht fließt, nicht versiegen kann. Sie wird niggelen mit dem Kopfe, bis der Staat einst sein Recht zusammenrafft und vielleicht nicht nur eine Stunde, sondern alle dreizehn Stunden für die Kinder wegstreicht. Alsdann würde Matthäi am letzten und der Weltuntergang da sein.

So ist es diese weiche weiße Flocke, welche die große Republik der neuen Welt auseinandersprengt, wenigstens in Frage stellt, und in der einzigen Republik der alten Welt eine neue Leibeigenschaft vorbereitet, welche um so schlimmer als die feudale, weil sie auf leibliche Abschwächung gegründet sein wird.

Wir wollen durchaus nichts in die Ökonomie der Baumwolle hineinreden; wir wollen sie nicht schelten, daß sie ist, wie sie ist; wir wollen sie nur begreifen. Sie hat, gleich der katholischen Kirche, ihren Schwerpunkt außerhalb; sie ist nicht nur ultramontan, sondern sogar transatlantisch; so wenig wir die katholischen Eidgenossen schlechte Schweizer nennen, so wenig tun wir es den « Baumwollenen »; aber bei beiden erlauben wir uns, wenn gewisse Fragen aufs Tapet kommen, sie in ihrem Gedankengang etwas zu kontrollieren.

Auch wir sind stolz darauf, daß schweizerische Fracht auf allen Meeren fährt, und daß die Schützenpreise von allen Punkten der Erde einlaufen; aber wir möchten auch gerne stolz auf die freie Hand sein, die man in einem so freien und durchsichtigen Gemeinwesen haben sollte, die Dinge sich nicht über den Kopf wachsen zu lassen, sondern sie nach Vernunft und Menschlichkeit zu bezwingen.

Pfingsten

«Zürcher Intelligenzblatt» vom 19. Mai 1861. Über die Hilfe und eidgenössische Solidarität bei dem großen Brand von Glarus.

Pfingsten ist durch das Landesunglück, wie man den Brand von Glarus wohl benennen kann, nicht um ihre Lieblichkeit gekommen; diese wird vielmehr erhöht durch eine ernste und erhebende Erfahrung, sowie durch die Eintracht, mit welcher das Liebeswerk die Gemeinden in die Landeskirche führen wird, darunter manchen, den sie sonst nicht viel zu sehen bekommt. Gegenüber dieser Eintracht und der handlichen Bewegung dieser Tage werden der welt- und kreaturfeindliche Eiferer auf reformierter Kanzel und der auseinanderzerrende herrschsüchtige Ultramontane gleich einsam und verlegen dastehen; denn das Volk wird das Glarnerfeuer nicht als ein höllisches Straffeuer, sondern als ein läuterndes und weisendes Pfingstfeuer betrachten.

Es würde geschmacklos und ungesund sein, die Hilfe, welche die eine Hand gibt, im gleichen Augenblick mit der andern Hand bewundernd in die Welt hinauszuschreiben. Das Geleistete steht zu den heutigen Verkehrswerten und -mitteln nicht im Mißverhältnis, und überdies werden sich die Glarner in der Hauptsache selbst helfen müssen. Aber einer Seite dieser Erscheinung dürfen wir uns wohl ohne Tadel freuen, und das ist das Augenblickliche, Gleichzeitige und Allseitige, auf die erste Kunde Unaufgeforderte der möglichen Hilfe, das man mit Recht alteidgenössisches Aufsehen heißen kann. Der Umstand, daß die betroffene Stätte der Hauptort einer der ältesten Demokratien der Schweiz, daß es der alte Dämon unseres Gebirges, der Föhn ist, welcher den Ort in Asche legte, hat diese Erscheinung zwar nicht bedingt; aber er prägt ihr einen ehrwürdig schweizerischen Stempel auf, und mehr als einer fragte sogleich, ob wohl auch die alten Pergamente und die Näfelserfahne verloren seien. Wir können nicht helfen, wir müssen auch angesichts dieser rauchenden Trümmer ein wenig politisieren.

Wenn wir nämlich das frei entschlossene Handeln von Gemeinden, Städten, Regierungen, das hilfreiche Herbeieilen von Magistraten, Bauleuten, Arbeitsmännern recht betrachten, so können wir nicht einsehen, inwiefern unser Bundesleben seine Aufgabe überlebt haben und dem Einheitsstaate verfallen sein sollte, welcher mehr oder weniger offen und lüstern immer wieder prophezeit wird. Nein, wir glauben, daß der Name Eidgenossen noch immer der rechte Name für uns ist, welchen aufzugeben eine hölzerne Gedankenlosigkeit wäre! Was im vorliegenden Falle durchgehende Zentralisation mit ihren tausend Unfreiheiten, Schwerfälligkeiten und Bevormundungen geleistet hätte, kann man schon aus dem verspäteten Bewilligen der schweizerischen Postfreiheit ersehen. Doch wird man sagen: Ein Brand ist kein Maßstab für politische Verfassungen. Aber die Antwort lautet: Jede Not ist ein Maßstab für den Charakter der Männer und mithin für die Verfassung, die für sie taugt.

Wer unsere schweizerischen Kantonalbehörden aller politischen Bedeutung verlustig erklärt und gar die sträfliche Meinung verbreiten hilft, daß sie besseren Köpfen kein Feld der Tätigkeit mehr bieten könnten, der tut unrecht. Wenn sie nichts zu tun hätten, als den Wohlstand und die Selbständigkeit der Kantone, den persönlichen Wert ihrer Bürger zu mehren durch mannhaft durchgeführte Grundsätze in Erziehung und Verwaltung, das schweizerische Lebensprinzip: Selbst sei der Mann! auf diese Weise zu erhalten und dadurch endlich eine feste Schutzmauer aufzubauen für den Bund, so würden sie noch politische Bedeutung genug haben. Aber sie haben noch mehr zu tun; sie haben zu wetteifern unter sich in Erfüllung der Bundespflichten sowohl, als in Erhaltung der kantonalen Eigentümlichkeit und sich in fester Vereinigung beider Pflichten auszeichnend hervorzutun unter den Eidgenossen, und das wird, wenn erst die verzeihliche Klettersucht dieser Übergangszeit sich gelegt hat, wieder Ehre genug sein für gute Köpfe.

Inzwischen hat unser Pfingstfeuer am Glärnisch kräftig in die Herzen geleuchtet und gezeigt, daß das eidgenössische Aufsehen die Wege noch gangbar findet auch für eine noch größere Gefahr als diese. Wenn mit dem heutigen Tage, wie nicht zu zweifeln, die Liebesgaben den materiellen Betrag eines großen Nationalfestes erreichen, so ist damit allerdings nichts Unerhörtes getan; aber man wird doch mit doppelt leichtem Mute zum Unterwaldner Schützenfeste gehen.

Unser Grosse Rat

Leitartikel im «Zürcher Intelligenzblatt» vom 27. August 1861 über die Kinderlehre, die vom Zürcher Kantons-Parlament für das 12.–16. Altersjahr obligatorisch erklärt wurde.

Unser Große Rat, welcher seit einiger Zeit eine rühmliche geistliche Laufbahn angetreten hat, flößt uns den innigen Wunsch ein, daß er nur nicht ganz in die Fußstapfen berühmter theologisierender Souveräne treten möge, wie etwa Heinrichs VIII. von England oder Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, von denen der Erste ein Blaubart gegen die Weibsame, der andere aber vertrüdelet ward. Indessen benahm uns die Art, wie die hohe Gesetzgebung über den § 232 des Kirchengesetzes, den pflichtigen Besuch der Kinderlehre betreffend, entschied, alle Furcht. Gegenüber einigen Begehren, welche die Kinder nicht früh genug zwangsweise in der Kirche sehen konnten, hielt sie am Besuch vom 12. bis 16. Altersjahre fest und hat so wohl das Beste gewählt. Allerdings sagte Christus: Lasset die Kindlein zu mir kommen! Aber es war kein Sigrist in seiner Nähe, welcher den Kleinen Kopfnüsse austeilte, wenn ihre jugendliche Aufmerksamkeit an der Klippe der Langenweile Schiffbruch litt. Überhaupt stellen wir uns vor, daß es in der Nähe des Herrn kurzweiliger gewesen sei, als in der Nähe eines modernen Katechetenkänzelchens. Die Selbstverliebtheit heutiger Priester, freisinniger sowohl wie anderer, wird das zwar kaum zugeben wollen.

...Dennoch ist es gut und nützlich, daß jedes Landeskind mit allen übrigen gleichmäßig bei der Landeskirche in die Lehre gehe, und die bestimmten vier Jahre sind dazu die glücklichsten. Was in dieser Zeit an Selbständigkeit und freiem Sinn für immer zugrunde geht, daran ist nicht viel verloren, wogegen es die bedauerlichste Ignoranz für den erwachsenen Bürger wäre, nicht einmal zu wissen, was der kirchliche Staat eigentlich glaubt, während er in hundert Fällen darüber sich doch ein Urteil anmaßen müßte. Mit dem sechzehnten Jahre ist jeder frei und kann sich je nach den Eindrücken, die er empfangen, weiter verhalten. Milde religiöse Jugendeindrücke haben noch keinem Menschen geschadet, und der heftigste Kirchenstürmer würde sie, aufs Gewissen befragt, schwerlich dahingeben. Wo diese Eindrücke nicht mild, nicht lieblich und erquicklich sind, hat die Kirche darüber nachzudenken; denn das ist ihre Sache.

Möge der Große Rat, indem er dem Kirchenwesen näher tritt, durch die Theologie sich zu keiner Zeit zu « fleischlichen », weltlichen Zwecken, wie jener englische König, oder zu geistiger Verfinsterung, wie der preußische, mißbrauchen oder hinreißen lassen, sondern diese Dinge stätig als reine Geistesangelegenheit, als Sache der freien menschlichen Bildung behandeln.

Eine Steuerverweigerung

« *Zürcher Intelligenzblatt* » *vom 14. September 1861.*

Von Zeit zu Zeit, und eben wieder in diesen Tagen, werden eine Menge Leute mit Zusendung von deutschen Lotteriepapieren belästigt, und es ist nur der Organismus zu bewundern, mittelst dessen diese Blutsauger die Adressen der unbekanntesten und abgelegensten Familien ausfindig machen.

Es ist nicht zu zweifeln, daß fortwährend mancher Gimpel sich fangen läßt und seinen Tribut der Dummheit und Gewinnsucht bezahlt; sonst würden die Portoauslagen für die

Gimpelfänger in Basel, Frankfurt usf. bedenklich sein. Hoffentlich aber sind doch diejenigen, welche den zugesandten Papierschund wegwerfen, in der Mehrzahl, und diese könnten eine vielleicht nicht ganz unwirksame Steuerverweigerung dadurch ausführen, daß sie regelmäßig jene Lotteriepapiere, Pläne, Lose, Briefe usw. in ein recht dickes Couvert packten und den Absendern umgehend und unfrankiert mittelst des nächsten Briefeinwurfes wieder zustellten, um wenigstens den Blutsaugern auch eine kleine Rücksteuer aufzulegen.

Bei dieser Gelegenheit fällt uns ein drolliger Steuerheld wieder ein, der zur Zeit der letzten Vermögensschätzung, welche die Finanzdirektion vornahm, eine gar wundersame Rolle spielte. Es ist der alt Feuerhauptmann, Gemeinderat und Käsehändler X zu N. N. nebst seiner stattlichen Feuerhauptmännin, welche es jedem höchlichst übel nehmen, der sie nicht für reich und mächtig hält, und ihren Reichtum besonders dadurch austrompeten, daß sie jeden Franken aufzählen auf allen Gassen, welchen sie an Staat und Gemeinde steuern müssen.

Als nun zu Anfang dieses Jahres der Finanzminister in seinen Nöten, die ehrbaren Ausgaben des Kantons zu bestreiten, auch unsern X ausfindig machte und um einige Tausend Franken hinaufsetzte, da war das für ihn ein gefundenes Fressen, sich wieder einmal wichtig zu machen. Während seine Gemahlin die untere Hälfte des Dorfes in Angriff nahm, bereiste er mit frisch gefüllter Pfeife das Oberdorf, um die große Kunde sotaner « unrechtmäßigen » Hinaufsetzung zu verbreiten unter greulichem Fluchen, Schimpfen und Drohen gegen die Regierung, den Staat, die Gemeinde, gegen die Bauten und gegen die Armen, gegen die Soldaten und gegen die Schulmeister, gegen alles, was Geld kostet, vor allem gegen den bösen Finanzminister. Da es schön Wetter war, so bereiste der Steuerheld, nachdem er das eigene Dorf abpatrouilliert, das Nachbardorf zur Rechten und sein Weib dasjenige zur Linken, damit doch ja in drei

Tagen der ganze Bezirk wisse, was Feuerhauptmann X's vermögen und was man ihnen zutraue. Denn das war das Wunderbarste: wenn ihnen einer Beifall gab und sagte, ja, das sei denn doch zu stark hinaufgesetzt, so wurden sie heimlich falsch und setzten ihren Stab weiter; meinte aber einer, nun, wo Rauch sei, da müsse auch Feuer sein, er wollte die Steuer gern bezahlen, wenn er des Feuerhauptmanns Vermögen hätte usf., so schmunzelten sie in ihrem Innersten und blieben so lange als möglich, um den angenehmen Weihrauch einzuschlürfen und dabei ihren Zorn zu zeigen gegen derlei Zumutungen.

So ging der Tag voll lieblicher Aufregung vorüber und der Kredit der Feuerhauptleute war um ein Merkliches gestiegen, wenn das noch möglich war. Als sie aber am Abend zu Hause eintrafen, wartete eine neue Besteuerung der Vielgeprüften. Denn um die selbige Zeit war es, daß der König von Sachsen Geld brauchte für seine pensionierten Majors und seine Gensdarmen, und siehe, er sandte einen sicheren Steuerbeamten an seinen halben Untertan, den Feuerhauptmann X, in der Gestalt des wahren Eidgenossen, Kollekteurs und Schneidermeisters Lümpli, welcher mit kurzen Worten einen feinen Zettel überreichte und dafür in aller Stille zirka achtzig neue Schweizerfranken einstrich. Seltsamer Weise schien zur gleichen Stunde auch der König von Bayern Geld zu brauchen für seine Prachtbauten und Soldaten; denn sein Steuerbeamter, der gleiche Schneidermeister Lümpli, schlich in der Dämmerung ums Haus herum in den Garten, allwo die Frau Feuerhauptmännin seiner harrte und ihm zirka zwanzig Fränkli für das bayrische Lotto ebenfalls in aller Stille einhändigte, nebst den betreffenden Nummern, welche sie ironischer Weise dem regierungsrätlichen Steuerzettel entnommen, welchen ihr Mann am Morgen erhalten.

So steuern diese Leutchen, während sie jeden Franken, welchen sie an den eigenen Staatshaushalt geben sollen, mit Murren und Renommieren herausklauben, aus vollen Hän-

den den fremden Potentaten. – Nun, jedem Narren gefällt seine Kappe, und wenn nur diese versteuert werden müßte, so würde es keine Steuerverweigerer in der Welt geben.

KANTONALBERICHTE

Aus der Stellungnahme zur Diskussion einer Revision der Zürcher Kantonsverfassung. «Sonntagspost» Probenummer Ende 1864.

Einem beschaulichen Schweizer, der für seine Person mit einem dauerhaften « Brief » nach alter Fasson auskäme, wird es seit einigen Jahren bei dem Wort « Verfassungsrevision » immer wunderlich zumute. Die Eidgenossen haben sich in neuerer Zeit an fremden und eigenen Nationalfesten fleißig als Lehrmeister der Freiheit, der nationalen Kraftübungen und Geschicklichkeiten fetieren lassen, und es ist auch unverkennbar, daß unsere öffentlichen Sitten und Gebräuche einen Einfluß über unsere Grenzen hinaus üben. Fragen wir aber nach dieser Lehrmeisterschaft auf dem Gebiete der Landesverträge und der Gesetzgebung und blicken wir dabei auf den unaufhörlichen Wechsel, das ewige Mißlingen, Verwerfen und Wiederanfangen, die ganze kleinliche und schmale Kurzlebigkeit in Verfassungs- und Gesetzessachen, so müssen wir entweder denken, der Schweizer ist eben ein Mann der Praxis und nicht der « Theorie » (wie sie in den Kasernen geübt wird); ihm geht es schlecht, wenn er sich als Paragraphendrescher auftut, oder aber, wir müssen annehmen, daß hier irgend eine moralische Unfähigkeit eingerissen ist. Zwar unser Hauptopus, die Bundesverfassung, ist trotz der Meinung einiger Jesuiten und einiger Gesellenvereine noch bei guten Kräften; sie ist eben gleichmäßig das Ergebnis lebensvoller Ereignisse und geistiger Erfahrung und vor allem ein Kind der Notwendigkeit, da es hieß: Jetzt oder nie!

Die Entstehung und den äußern Verlauf der jetzigen Revisionsbewegung kurz zu zeichnen, dürfte am treffendsten

gelingen, wenn man die Züge ein wenig chargiert, wie gewisse gemischte Gesichter in der Nachbildung am kennbarsten werden, wenn man sie etwas übertreibt.

Vor ein paar Jahren glaubte ein ganz unbekannter Mann, der in der Nähe des jetzigen Irrenhauses wohnte, die Mißhandlung einer dort befindlichen Person zu bemerken, und erzählte diese Wahrnehmung in einer kleinen Wirtschaft, wo sich der Redaktor eines Lokalblattes aufhielt, dem kein geräumigeres Revier zur Neuigkeitenjagd zu Gebote stehen mochte. Es erschien sofort eine Anzeige des Vorfalles in dem Blatte, welcher Vorfall aber bei sofortiger Anfrage der Aufsichtsbehörde in nichts zerfiel. Allein mit dieser Geschichte war das Signal zu jenem Sturm auf die Zustände der Versorgungsanstalten gegeben, welcher mit einer vom Großen Rate selbst an die Hand genommenen Untersuchung endete. Es ergab sich zwar aus dieser, daß die Schuld der wirklich vorhandenen Übelstände hauptsächlich auf der Lokalität beruhte, wie überall, wo dergleichen Anstalten eben nicht in eigens gebauten Räumen, sondern in denselben alten Klöstern geblieben sind, in welche man sie nach der Reformation verlegt hatte, daß ferner die Regierung seit Jahr und Tag alle Vorarbeiten zum Bau und zur neuen Einrichtung dieser Dinge betrieben hatte. Nichts desto minder glaubten die Bewegungslustigen oder die Partei der Malkontenten, wie sie von der « Neuen Zürcher Zeitung » genannt wurden, nachdem das Volk für politisch prinzipielle Änderungen sich so kalt gezeigt, das herrschende Regiment, die Leute von 1831 bis 1848, nun im Punkte der Verwaltung und der Humanität packen zu können. In dem entstandenen Lärm sprang aber merkwürdiger Weise der Angriff von diesem Punkte sofort wieder auf das politische Prinzip über, trotz der diesfälligen eisigen Ruhe des Volkes, und überall ertönte im Lager der Angriffsmänner das Wort « Verfassungsrevision ».

Merkwürdiger Weise gelangte der Regierungsrat im Verlauf seiner Beratungen ebenfalls zur Totalrevision, und zwar

nicht aus Furcht vor der demokratischen Forderung oder um die reine Demokratie einzuführen, sondern weil er, einmal ins Ausgleichen und Redigieren hineingekommen, nicht mehr einzuhalten vermochte. Eine Verfassung ist aber keine stilistische Examenarbeit. Die sogenannten logischen, schönen, philosophischen Verfassungen haben sich nie eines langen Lebens erfreut. Wäre mit solchen geholfen, so würden die überlebten Republiken noch da sein, welche sich einst bei Rousseau Verfassungen bestellten, weil sie kein Volk hatten, in welchem die wahren Verfassungen latent sind bis zum letzten Augenblick. Uns scheinen jene Verfassungen die schönsten zu sein, in welchen, ohne Rücksicht auf Stil und Symmetrie, ein Konkretum, ein errungenes Recht neben dem andern liegt, wie die harten glänzenden Körner im Granit, und welche zugleich die klarste Geschichte ihrer selbst sind.

Vom Schweizerischen Wehrwesen

An Abraham Roth, Redaktor der «Sonntagspost».

14. August 1866

Lieber Abraham!

Ich überlasse dir ganz, nachfolgende Aphorismen, Ausflüsse einer schlimmen Laune, aufzunehmen oder nicht.

Zürich, 14. August. Es wird für uns Schweizerlein gut sein, wenn Napoleon sein Bauchweh noch einige Zeit behält und deshalb der Friede doch zu stande kommt. Nichts ist geeigneter, einem altmodischen Menschen den Mut und das Vertrauen so zu benehmen wie das Militärgeschrei, das wir in diesen Tagen, Wochen und Monaten erlebten. Allerdings sind diesfällige Zustände, die von Rindviechern geschaffen wurden, mit denen man zwanzig Jahre lang um die Abschaffung des Frackes kämpfen mußte, nicht ohnehin klassisch; aber diese Rindviecher haben wenigstens noch eine Eigenschaft der alten Zeit gehabt, diejenige des männlichen Selbstvertrauens. Nichts sieht unkriegerischer und erbärm-

licher aus, als die kleinmütigen verzweifelten Besprechungen und geschraubten Forderungen bezüglich unsers Kriegswesens. Wenn man vor zehn Jahren von 200 000 Mann sprach, so glaubte man das Maul sehr voll zu nehmen; jetzt tun's 500 000 nicht mehr, sondern es müssen 800 000 sein, ein sicheres Zeichen, daß der Manneswert im Schweizerlande heruntergegangen wäre, wenn die Sache so stünde. Hinterladung, Schlagwaffen, Landsturm (letzterer in zehn verschiedenen Auffassungen), alles wird fieberhaft besprochen, berochen, berufen, bezankt und begackelt; nur ein einziger, kleiner, armer Faktor, das ursprüngliche Muttergütchen der Schweiz, erfreut sich keiner Rücksichtnahme mehr: nämlich der Satz, daß man es in Gottes Namen auch mit wenigem muß machen können, wenn man nicht viel hat! Dieses ist das Militärgeheimnis unserer Väter gewesen; wie es scheint aber nicht dasjenige der Herren Enkel, welche die eidgenössische Feldbinde wohl journalistisch und belletristisch zu verwerten wissen, jedoch nicht mehr an sie glauben!

Mit wenigem es machen können hieß ehedem soviel als: wenn der Mann seine Haustüre hinter sich hat, so ist er mit Leib und Leben und Leidenschaft dem Vaterlande verfallen und betrachtet sich als tot, ist deshalb unbedingt zuverlässig! Jetzt ist's anders geworden.

Jetzt verlangt der Schweizermann vor allem aus Reklame. Jetzt beginnen die Aufrufe und Sammlungen für das arme Tröpfchen, das die Ehre hat, Soldat zu sein, mit der Piketstellung. Rückt erst ein Bataillon an die Grenze, um einige Wochen lang dort täglich sein Pfündchen Fleisch zu essen, so ruft dieses Faktum ebensoviele Schriftsteller und Stilüber hervor, als die Kohorte Soldaten zählt, und wenn kein Blei verschossen wird, so wird wenigstens solches stumpf gedruckt.

Das Militärgeheimnis der Schweiz war sonst, daß man eben das tun müsse, was andere nicht tun; daraus gingen die spezifisch schweizerischen Waffentaten hervor; jetzt will

man höchstens das tun, was die andern auch können, und da muß man natürlich die gleichen Mittel haben wie die andern, d. h. wenn sieben Mann gegen einen gegebenen Punkt anrücken, so müssen genau sieben, oder besser noch, acht Mann dort aufgestellt werden.

Sonst glaubte man, zehntausend Schützen zu haben, das heiße soviel als zehntausend selbstbewußte Individuen zu haben, von denen jeder seinen eigenen Krieg zu führen imstande sei. Jetzt scheint man nicht einmal zu wissen, wie man unsere teuerwerten Scharfschützen als Rohstoff eigentlich verwenden wolle. Dem Mangel an Tat ging aber von jeher der Mangel an Idee voran. Es ist unerträglich, einerseits von der alten Kompetenzeselei vertraulich achselzuckend bemerken zu hören, « es werde eben nicht viel zu machen sein » – anderseits den Volksgenius in überspannter und verdrehter Weise da suchen zu sehen, wo er nicht ist; er ist nämlich niemals da, wo Übertreibung und Unruhe, die Eltern der Feigheit, sind, sondern da, wo schlichtes Selbstvertrauen, zuverlässige Pflichterfüllung und Ordnungssinn walten, mit einem Wort, wo es Frömmigkeit im alten Sinne des Wortes, virtus, gibt. Dieselbe verträgt sich aber nicht mit der heutigen Bummelei.

Hoffen wir, daß unser Volk als ein praktisches und lebendiges Wesen im konkreten Falle zeige, was hinter ihm steckt und stecken muß.

DAS SCHILLERFEST AM MYTHENSTEIN

Das Schillerfest auf dem Mythenstein

Vorläufiger Bericht Kellers in der Augsburger «Allgemeinen Zeitung» vom 29. Oktober 1860.

Luzern, 22. Okt. Gestern fand auf dem Vierwaldstättersee die Enthüllungsfeier am einfachen, aber in seiner Art unübertrefflichen Schillerdenkmal statt. War die sinnige Schillerfeier auf dem Rütli im November in die weißen Schauer der winterlichen Gebirgswelt gehüllt, so glänzte am gestrigen Fest die Szenerie in der Farbenglut des schönsten wolkenreinsten Herbsttags. Um 2 Uhr stießen die großen Nauen der Länder vom Ufer zu Brunnen und fuhren nach dem Mythenstein hinüber, gefolgt von einer ganzen Flotte kleinerer und größerer Fahrzeuge, denen im Hintergrund die Dampfer sich anschlossen, auf deren Deck ein mächtiges Zuschauerpublikum von Luzern und andern Kantonen sich eingestellt hatte. Hr. Landammann Aufdermaur von Brunnen hielt, als Festadmiral in leichtem Boot umherfahrend, diese zahlreiche Schifferwelt in trefflicher Ordnung, so daß sie sich ebenso zweckmäßig als ohne allen Unfall bewegte. Der Mythenstein erhebt sich 80 Fuß hoch in der glücklichsten Form mitten aus den Wellen am Eingang des Flüelersees, der Wiege Tell's und dem Rütli zugekehrt. Durch die Inschrift, bestehend aus kolossalen vergoldeten Metallbuchstaben, die auf die flache Steinseite im besten Verhältnis geheftet sind, verwandelt sich der Stein urplötzlich in ein Denkmal, das von bündigster Künstlerhand hingestellt erscheint.

Als sich die buntbewimpelte Flotte um den Stein zusammengedrängt, eröffnete Uri den dialogisch gedichteten Weih-

gesang des poetischen Klosterherrn von Einsiedeln, P. Gall Morel, komponiert von Baumgartner in Zürich; Unterwalden nahm den Gesang auf, dann Schwyz, worauf sich alle drei im Chor vereinigten.

Die Chöre waren nur klein, aber ihre frischen Stimmen und die eigentümlichen Tonsätze widerhallten an den Felswänden wie in einem Dom. Landammann Styger von Schwyz bestieg hierauf eine kleine Rednerbühne zu Füßen des Denkmals und hielt die Begrüßungsrede, in welcher er auch eine freundliche und anmutige Zuschrift von Schiller's Tochter vorlas, welche mit allgemeiner lautloser Teilnahme angehört wurde. Nur ein kaum erkennbares Galeriepublikum oben auf der himmelhohen Bergwand, das junge Hirtenvolk von Seelisberg, das neugierig den Kopf über den Abgrund hinausstreckte und nicht wußte, daß eben ein Brief von einer ehrwürdigen deutschen Dichterstochter verlesen wurde, sandte einige fröhliche Jauchzer aus der blauen Sonntagsluft herunter.

Die Verhüllung der Inschrift bestand aus einem großen Schiffssegel, das mit Wappen und Immergrün stattlich geschmückt war. Hr. Styger ließ es fallen, und nun erglänzte es zu aller Freude: « Dem Sänger Tell's Fr. Schiller die Urkantone 1859. » Nach dem Schwyzer Redner sprachen noch der Landschreiber Lusser, im Namen Uri's, und im Namen von Unterwalden Landammann Wirz in leidenschaftlich bewegter gewandter Rede. Hier wie bei den späteren Tischreden im « Adler » zu Brunnen bildete den Inhalt lediglich die Freude über Schiller's Divination, welche die Brüderschaft, Freiheitsliebe und das Gottvertrauen der drei Länder so treu gezeichnet habe. Schließlich wurde das liebliche Fest wieder zu einem Freundschaftsfest; mit Kraft und Ernst wurde an die Gefahren der Gegenwart erinnert und eine Neutralität verkündet, welche nicht von der Willkür eines Nachbars abhängen, sondern auf dem eigenen Willen gegründet sein solle. Die Schiller'schen Sprüche: «Wir wollen trauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor

der Macht der Menschen! » ferner: « Denn über dir erkennst du keinen Herrn als nur den Höchsten in der Christenheit », und noch ähnliche, welche einen stürmisch erregten Beifall hervorriefen, bewiesen, wie es dies Volk der Urkantone noch immer will gehalten wissen.

Möge es seinen guten Mut und seinen einfachen Sinn in den kommenden Tagen den übrigen Eidgenossen, wo es daran fehlen sollte, mitteilen! »

Am Mythenstein

« *Morgenblatt für gebildete Leser* » *vom 2. und 9. April 1861.*

« Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.»

Dieses Sprüchlein, sonst nur auf anmutige Gesellschaftsverhältnisse anwendbar, hat sich zwischen Schiller und den Schweizern als eine Tatsache im großen Stil erwahrt. Ein großer Dichter schüttet aus dem Füllhorn seines Reichtums ein Schauspiel hervor, und einem alten Bundesstaate, der eine stattliche Vorzeit und eine Geschichte hat, welche er noch nicht zu liquidieren Willens ist, dem aber eine verklärende Nationaldichtung fehlt, ist diese in der schönsten klassischen Form geschenkt, die seine Entstehung vor aller Welt bestrahlt und typisch macht.

Lange schon hat da und dort das Schweizer Volk, zur Erhöhung seiner Frühlingslust, Schillers « Tell » in fröhlichem Versuch auf offenen Dorfgassen, auf Matten und luftigen Höhen in die braune Hand genommen und keck aufgespielt; aber durch die vorjährige Schillerfeier auf dem Rütli und durch die neuliche Weihe des Mythensteins zu einem Denkmal des Telldichters haben die drei Länder der Urschweiz den Unsterblichen förmlich zu ihrem Landsmann gemacht, und wenn das Diplom noch verspäteter eintraf, als dasjenige der französischen Republik, so ist es dafür dauerhafter und richtiger geschrieben, als jenes Bürgerdiplom.

Ehrsame Philistersleute, die von Malern schmeichelhaft

idealisiert werden oder in Dichtung- und Wahrheitsbüchern vorteilhaft und erfreulich Figur machen, pflegen in so günstiger Entstellung niemals ein Haar zu finden, vielmehr mit größtem Ernste zu rufen: « Ja, wahrhaftig, das sind wir! » Wollte man nun lächelnd zu den vergnügten Schweizern sagen, sie seien mit Schillers « Tell » in diesem Fall, so könnten sie erwidern, sie hätten die Fabeln, wenn auf solche angespielt werden sollte, wenigstens gut ausgeheckt, als sagenfähiges Volk, und Schiller habe das Typische schließlich aus Tschudi und Johannes von Müller geschöpft, die er ebenfalls vorgefunden. Allein die drei Länder sind noch lange nicht bei diesem Zugeständnisse angekommen, sonst würden sie nicht so viel ungetrübte Freude an dem Gedicht haben. In der Tat haben sie auch, nebst den übrigen Schweizern, seit der Schlacht am Morgarten bis 1798 so viel handgreifliche Schnurrpfeifereien ausgeübt, daß nicht abzusehen ist, wie all das Leben nicht einen konkreten Anfang soll genommen haben. Gewiß ist auch hier die Bemerkung Varnhagens aus den Humboldt-Varnhagenschen Briefen anzuwenden: « Humboldt bestätigt meine auch schon öfters ausgesprochene Behauptung, daß aus dem Schweigen der Autoren nicht zu viel gefolgert werden dürfe. Er führt drei wichtige, ganz unleugbare Tatsachen an, von denen man da, wo man es am meisten voraussetzen müßte, kein Zeugnis findet: in den Archiven von Barcelona keine Spur von dem Triumpheinzug, den Columbus dort hielt, in Marco Polo keine Erwähnung der chinesischen Mauer, in den Archiven von Portugal nichts über die Reisen des Amerigo Vespucci in Diensten dieser Krone. »

Wenn es nun den Gelehrten verboten ist, den Raum zwischen den beiden Bundesbriefen von 1291 und 1315 auszufüllen oder etwas hineinzudenken, so wird es dagegen den Laien erlaubt sein, denselben an der Hand der lebendigen Überlieferung zu beleben und anzunehmen, daß die Leute während dieser vierundzwanzig Jahre nicht geschlafen haben. Wenn es keine österreichischen Vögte gab in histo-

risch rechtlichem Sinne, so gab es desto wahrscheinlicher widerrechtliche Annexionsagenten, welche nach mancherlei Plackerei und Unverschämtheit zum Tempel hinausgeworfen wurden, und zwar in Folge einer auf germanische Art recht sinnlich und persönlich stattgehabten, beschworenen Verabredung, und da diese irgendwo zweckmäßig stattfinden mußte, warum denn nicht auf dem Rütli? Wenn die Eidgenossen hundertsiebenunddreißig Jahre später im alten Zürichkrieg selbst sechzig unschuldige Zürcherische Kriegsknechte an Einem Abend hinrichteten und im gleichen Kriege bei St. Jakob die größte Kriegstat der christlichen Zeitrechnung verrichteten, was soll denn da so Fabelhaftes an jenem bißchen Leuteschinden der sogenannten Vögte und an dem Brechen der paar Burgen sein? Weil nichts aufgeschrieben wurde? Es war eben eines von den momentan unscheinbaren faits accomplis, wie sie, besonders an « abgelegenen Orten », hundertweise in der Geschichte vorkommen und, weil sie der übrigen Welt nichts zu entscheiden scheinen, einstweilen nicht beachtet und auf immer entstellt, verschoben oder ganz vergessen werden, wenn nicht wichtige Folgen sie später wieder an's Tageslicht führen. An Ort und Stelle, im treuen Gedächtnis des Volkes, bleiben sie indessen Jahrhunderte lang aufbewahrt.

Warum überhaupt diese Scheu vor einem spontanen persönlichen Begeben dieser Dinge? Noch in der französischen Revolution sind die massenhaften ungeheuerlichen und schrecklichen Vorgänge, welche ein blindes Stürmen der Elemente selbst zu sein schienen, bei Nacht und Nebel von wenigen Personen eingeleitet und herangewinkt worden. Auch ist zu wetten, daß in fünfhundert Jahren die Historiker die Erscheinung unserer Tage, wo ein einzelner Mann mit achtzehnhundert Gefährten ein wohlbewaffnetes Königreich angepackt und zertrümmert hat, sehr kritisch beaugenscheinigen werden. Wenn bis dahin die ungeheure Masse bedruckten Maschinenpapiers wird vermodert, unsere auf Postpapier geschriebenen Briefsammlungen werden ver-

duftet sein, so dürfte es sich leicht ereignen, daß z. B. in Sizilien kaum ein handfester Kanzleibogen über diese Ereignisse zu finden ist.

So wären wir füglich gezwungen, wenn keine Sage über die Entstehung oder Stiftung der Eidgenossenschaft vorhanden wäre, eine solche zu erfinden; da sie aber vorhanden ist, so wären wir Toren, wenn wir die Mühe nicht sparten. Mögen indessen die Gelehrten bei ihrer strengen Pflicht bleiben; wenn sie nur das mögliche Notwendige nicht absolut leugnen, um das Unmögliche an dessen Stelle zu setzen, nämlich die Entstehung aus nichts. Auch den Tell geben wir nicht auf und glauben an einen handlichen, rat- und tatkräftigen Schützen, der sich zu jener Zeit zu schaffen machte und unter seinen Mitbürgern berühmt war. Den Apfelschuß freilich geben wir preis, obschon man auch hier noch sagen könnte: sind nicht in neuester Zeit, als direkte Nachahmung des Tellschusses, von verwegenen Gesellen und Renommisten, z. B. in Amerika, dergleichen Schützenstücklein verübt worden? Wenn wir nicht irren, so hat in den letzten Jahren ein Pfälzer seinem Sohne aus purem Übermut mit der Pistole einen Apfel vom Kopfe geschossen. Was wäre das nun so Menschenwidriges, Unwahrscheinliches, wenn damals in Uri ein uraltes nordisches Schützenmärchen, auf der Völkerwanderung mitgeschleppt und sprichwörtlich geworden, in Mutwillen und höchster Leidenschaft nachahmend ausgeführt worden wäre? Es gibt im Waffenleben überhaupt gewisse, eben deshalb faktisch wiederkehrende Streiche, weil sie sprichwörtlich sind.

Zu diesen abschweifenden Gedanken verführte mich der bedenkliche Name Mythenstein, den das Denkmal des Tellendichters trägt und der mir, so wohlklingend er ist, doch gar nicht recht im Magen lag.

Ich fuhr mit dem Frühboot von Luzern weg in die klassische Gebirgswelt hinein, welche in grauem Morgenschatten vor uns stand, geheimnisvoll gleich einem Theater-

vorhang den goldenen Morgen verhüllend, der im Osten hinter ihr heraufstieg. Da ich nichts als Fest, Tell und Schiller im Kopfe trug, so war es mir wirklich wie in einem Theater zu Mut, so erwartungsvoll, aber auch so absichtlich. Ich gedachte der Telldekorationen, die ich da und dort gesehen, und harrte fast ängstlich kritisch auf das erste Erglühen eines Berghauptes. Da, plötzlich und unversehens, indem ich mich rückwärts wandte, war die Klippenkrone des Pilatus rosig beglänzt und durch Linien des ersten Herbstschnees fein gezeichnet. Es war ein gar stattliches Versatzstück; ich wandte kein Auge davon, vergaß die mitgebrachte Theaterkultur und verfiel der malerischen. Ich erwog die technischen Mittel, welche für diesen Effekt aufzubieten wären, die Untermalung und die Lasuren, trug das Pastose auf, überzog es mit dem Transparenten, und indem ich so mit dem Pinsel um die Formen herum modellierte, merkte ich, daß es mit meiner Zeichnung nicht gut beschlagen war. Ich zog also in Gedanken den Stift hervor und ging den zerklüfteten Riesengebilden auf den Grund, vom Schlaglicht des Morgens geleitet.

So zeichnete, wischte, tuschte, kratzte und malte ich mit den Augen, indem das Schiff weiter fuhr, wie in saurem Tagelohn, und es war fast nötlich anzusehen, wie ich mich befliß, keine der vorüberziehenden Erscheinungen mir entwischen zu lassen. Ganz niedrig und nah am Schiffe saß noch eine zurückgebliebene Nebelflocke auf einem Felsen, schief aufwärts um ein Tännchen gewickelt. Sogleich überlegte ich, auf welche Weise sie am duftigsten anzubringen wäre, trug etwas Weiß mit Rebschwarz auf und handhabte eben den Vertreiber, als ein Lufthauch die Flocke losmachte und wie einen verlorenen Frauenschleier an der Bergwand entlang wehte. Das Geisterhafte des Anblicks schob mir nun die Dichterei in das Malen hinein, und stracks war ich dahinter her, ein Bergmärchen auszuspinnen, als ich endlich dieser modernen Befangenheit und Machsucht inne ward.

Was sind wir doch für große Leute! dachte ich. Weil uns

die Errichtung eines fünfhundert Fuß hohen Turms unsägliche Mühe verursacht, so betrachten wir das bißchen geborstene und senkrecht aufgerichtete Erdrinde mit unaufhörlichem Staunen und krabbeln mit einem künstlich geschulten Geschmacke darin herum. Ist dieser berühmte See größer als ein Tautropfen, der zwischen dem aufgerissenen Schorf einer Baumrinde hängt? Mir kamen die mikroskopischen Tierchen Bernardins de St. Pierre in den Sinn, welche auf einem Baumblatt eine unabsehbare grüne Wiese finden, denen die durch die Pflanzenzellen dringende Feuchtigkeit als ein Heer von gewaltigen Katarakten und Springsäulen vorkommt und denen ein Blumenkelch ein ungeheurer Purpurdom mit elfenbeinernen Säulen und goldenen Kapitälen ist. Ein Tautröpfchen ist für sie ein unermeßliches geballtes Kristallmeer, an dessen Rundung sie ehrfurchtsvoll in die Höhe staunen, ein unerschöpflicher Gegenstand für ihre Begeisterung und ihren Geschmack; und es fehlt nichts, als daß sie zum Schillerfest reisen, das auf der Höhe der nächsten Blattrippe stattfindet. Aber wir sind große Leute, keine Blattläuse! Zwar sind wir in dem erhabenen Schorf unserer Erdrinde noch etwas abhängig von einem Strahl von Licht, der von auswärts kommt, unser Brot reift, den Tropfen Wein kocht und uns das Weib erkennen läßt, mit dem wir unsere Tage leidlich hinbringen und unsere herrliche Zukunft begründen. Zwar muß uns dies bißchen Morgen- und Abendlicht erst unsern gewaltigen formenreichen Schorf bestreifen und beleuchten, ehe wir unsere komplizierte Ästhetik daran wetzen können; aber es steckt einmal in uns, wir sind Düftler, wir sind dennoch große Männer!

Von diesen skeptischen Empfindungen befreite mich die Ankunft in Brunnen und die Einfachheit der Vorbereitungen zum Feste. Die Hauptanstalt war der blaue wolkenlose Himmel, der wahrhaft sonntägliche Sonnenschein, der nach langer Regenzeit von goldroten Bergwäldern aufflammte und vom glatten Seespiegel aufblitzte. Im übrigen

lagen noch drei mächtige Lastschiffe am Ufer, von uralt einfacher Bauart, Nauen genannt, in denen schon manche rehfarbige Kuhherde nach Flüelen gefahren war und die mit kräftigen, lang gezogenen Ruderstößen über den See geschoben werden.

Diese Nauen von unbemaltem Holz mit dem Banner der drei Länder, mit einigen Flaggen und etwas Grünzeug zu schmücken, war eben das Faktotum von Schwyz, der Landammann, Ständerat, Kriegsoberst und Gastwirt Aufdermaur in aller Gemütsruhe eigenhändig beschäftigt. Kaum flatterte das bißchen bunte Seide, sich leuchtend von den blauen tiefklaren Schatten der Bergwelt abhebend, so waren die Buzentauren der drei alten Landgemeinden fertig und die Freude durchwehte die reine Luft. Über dem See am Mythenstein wurde auch noch hantiert; ein großes Schiffsegel, mit Immergrün besäumt und mit den Kantonswappen besetzt, wurde als Verhüllung über die Inschrift gezogen, und auf ein Föhrchen, welches aus der Rückseite des Steines emporsproßt und ihn malerisch überragt, steckte einer mit Lebensgefahr ein Schweizerfähnchen; denn das Gewicht eines Mannes konnte das schwanke Bäumchen leicht aus der Ritze ziehen, in die es seine Wurzeln geschlagen.

Das war nun aber auch alles, wenn man nicht noch etwas Laubwerk hinzurechnen will, das um die naiven Fresken befestigt wurde, so an der Sust zu Brunnen zu sehen sind: die drei Eidgenossen und der Gründer von Schwyz, Switer, der den Swen erlegt. Im übrigen zog das Volk gelassen taleinwärts zum Morgengottesdienst; und da ich nicht allein am Hafen herumgaffen mochte, wanderte ich ebenfalls gegen Schwyz hin, die Pyramiden des Haggenberges im Auge, um welche herum sich dieser rühmliche germanische Völkerzweig in grauer Vorzeit gelagert hat und noch fortblüht, zum Teil mit den gleichen Amtstiteln und Geschlechtsnamen. Die Kirchgänger grüßten mit mildem, landfreundlichem Wesen; nichts Eisenfresserisches lag in ihrer Haltung; die Glocken verklangen und bald war ich allein auf

der Straße. Nichts war mehr zu hören, als fernes Herdengeläute und hier oder dort das Jauchzen eines Hirtenbübchens.

Wer hätte es dieser Stille, diesem sonnigen Frieden angesehen, daß nur aus den Tälern von Schwyz seit vier Jahrhunderten so viele Tausende von Kriegsmännern und Totschlägern hervorgegangen sind? So weit man blickt, steht kein Haus, kein idyllisches Hüttchen auf den Höhen, hängt an den Halden, aus dem sie nicht herausgetreten sind, den Spieß in der Hand, voll Unruhe und Leidenschaft, ihr Blut auf ferne Schlachtfelder zu tragen, entweder Ruhm und Gold oder Tod zu finden, und ihre Geschichte mit einer Schuld zu beladen, die mehr als einmal den Untergang gerechtfertigt hätte. Fürwahr, der Mensch ist ein wunderliches Wesen! Aber schmähe nur kein Deutscher über diesen wildkriegerischen Wandertrieb, denn er ist deutsches Muttererbe. Und wer weiß, ob man die Schweizer so lange ungeschoren gelassen hätte, wenn sie nicht so andauernd außerhalb ihrer Grenzen als militärische Klopffechter auftraten? Es war noch in der Zopfzeit höchlich zu überlegen, ob man ein Völkchen in seinem Nest aufsuchen wolle, das im Ausland so schöne Regimenter stehen und in allen Armeen seine Offiziere zerstreut hatte. Noch während des bayerischen Erbfolgekrieges, als die Schweiz von Invasionen bedroht war und eifrig rüstete, wurde ein Zürcherischer Angehöriger laut neuerlich hervorgesuchten Akten zu 400 Gulden Buße, Eintürmung, kirchlicher Abbitte vor Gott und der Obrigkeit und zu dem feierlichen Versprechen besserer Gesinnung verurteilt, weil er, in einem Wirtshause kannegießernd, bezweifelt hatte, daß man sich gegen die Franzosen werde halten können. Übrigens legte der Kriegsdienst den Grund zu der Weltkenntnis der Schweizer, die heutzutage durch ihre Industrie und ihren Handel festgehalten wird, und ohne welche ihre Republik längst ein wertloses Kuriosum geworden wäre, unfähig, an der Erreichung allgemein menschlicher Ziele mitzuarbeiten.

Nach Brunnen zurückgekehrt, fand ich das Ufer und den See bereits lebendig. Die Dampfboote waren als schwimmende Galerien mit Zuschauern von nah und fern herangekommen, eine Menge kleiner Schiffe tummelten sich dazwischen herum, und bald fuhr die ganze Flotte, die drei großen Nauen voran, langsam nach dem Mythenstein hinüber. Ich war noch rasch in den Schwyzer Nauen geschlüpft und ragte da im Volke mit dem Hut kaum über den Rand empor; man stand dicht in einander wie in einer großen Bauernstube. Wenn die Herren und Geistlichen der Urkantone ihre Landleute am Bande zu halten wissen, so tun sie ihnen dafür auch die Ehre an und verstehen trefflich mit ihnen umzugehen. Es waren Buben und arme Leute ohne weiteres mit in die offiziellen Schiffe gedrungen und setzten sich behaglich auf den Bord, ohne daß jemand sie beschnarchte. In den Städten hätte man mindestens elegante Festkarten drucken lassen, und bebänderte Komiteeglieder hätten den Eintritt überwacht und keine Maus hineingelassen ohne Karte.

Es mußte nun einen hübschen Anblick gewähren, als alle die bewimpelten Fahrzeuge sich um den hochragenden, achtzig Fuß hohen Stein drängten, an die geist- und poesiereichen Bilder des Zürchers Ludwig Vogel erinnernd, welche ähnliche Feste zum Gegenstande haben. Freilich war von jener malerischen Trachtenwelt hier nicht mehr viel zu sehen; außer einigen Unterwaldnerinnen in ihrem feinen Gewand, mit reicher Stickerei und schönem Haarschmuck, war nichts vorhanden.

Der Schwyzer Staatsanwalt Krieg, der den Gesangmeister machte, gab nun den Ton an, schlug den Takt, und als der begrüßende Wechselgesang und der Chor der drei Schiffe an den Felsen widerhallte, da waren mir die Berge nicht mehr gemalt, sondern die unvergänglichen Zeugen eines uralten und nun wieder neuen Schauplatzes. Drüben baute sich die Fronalp in den Himmel mit ihren mächtigen grünen Terrassen und der grauen Felsenstadt auf ihrem

Haupte. Hinter den Bergen aber zu Einsiedeln saß der poetische Mönch abgeschieden in seinem Kloster, welcher den Sängern freundlich das maßvolle Lied gedichtet hatte zum weltlichen Spiele.

Der einfache Vorgang ist übrigens hinlänglich beschrieben worden. Ein rührender Augenblick war das Vorlesen eines anmutigen und freundlichen Briefes der Frau von Gleichen, da das Gefühl eines unmittelbaren Zusammenhanges mit dem längst gestorbenen Klassiker die Anwesenden ergriff. Ganz in meiner Nähe flüsterte ein halberwachsenes Bürschchen, dessen Galanterie größer sein mochte, als seine literarhistorischen Kenntnisse, auf dem Schiffsrande hockend: « Ach, das wäre so schön, wenn sie jetzt hier wäre! » Er stellte sich unter der berühmten Dichterstochter irgend eine jugendlich reizende Fee vor. Als ihm ein älterer Bursch erwiederte: « Ich schätze, es wird eine fast Alte sein! » schwieg er etwas betroffen, doch ehrerbietig.

Des Seelisberger Völkchens, das kaum sichtbar auf seinem Himmelsrande stand und in das Lesen des Briefes herniederjauchzte, ist schon anderswo gedacht worden; ebenso der drei Ziegen, welche in Turmeshöhe an der Wand über uns hingen und kein Auge von dem Vorgange verwandten in völligem Erstaunen. Aber nur wenige sahen das Hirtenmädchen, das unweit davon stand, träumerisch und regungslos, wie ein auf den Kalkfelsen gemaltes Marienbild, ein zartes Bäumchen in der Hand haltend, wie ein grün seidenes Fähnchen. Als das verhüllende Segel vom Steine fiel und das Geschütz durch die Berge donnerte, verschwanden die Tiere mit weiten Sätzen, man wußte nicht wohin; das Mädchen aber regte sich jetzt ein Weniges, beugte sich sachte vor und sein Augenpaar hing verwundert an dem großen goldenen Wort Schiller, das unten über den See hinglänzte. Es war, als ob das Auge der großen Natur selbst sich die Neuigkeit betrachtete.

Landammann Styger von Schwyz hatte die Enthüllungsrede gehalten. Nun trat Lusser, der Landschreiber von Uri, auf,

das katholische Gewissen zu verwahren. Er erklärte, wie es gekommen sei, daß die katholische Urschweiz dem protestantischen Dichter Deutschlands ein Denkmal setze, und daß sie nichts desto weniger am Glauben der Väter festhalten werde. Mochte sich daran ärgern, wer überall hin seinen Nicolai im Busen mit sich trägt. Mir störte es das Vergnügen nicht im mindesten, und wenn ich mit einem Batzen zehn katholische Seelen hätte abspenstig machen können, ich hätte ihn lieber in den See geworfen. Es erschien mir ganz artig, daß der Weltmann dem klösterlichen Festdichter so den Rücken frei hielt. Landammann Wirz von Unterwalden hielt die letzte Rede, indem er die fortdauernde Verbrüderung und Eintracht der Urkantone erhob.

Sämtliche Redner sprachen mit vielem Feuer und schienen mir, mit Ausnahme derer von Schwyz, etwas heftiger und theatralischer, als unsere Redner der repräsentativen Kantone, teilweise mit förmlich einstudierter Technik in Wendungen und Gebärden; wohl ein Beweis, daß sie gewöhnt sind, ihren Landsgemeinden in's Gewissen zu reden, und daß ihnen die Lenkung ihres Volkes nicht ohne rhetorischen Aufwand zu gelingen pflegt. In den größeren industriellen Kantonen verhält es sich gerade umgekehrt; da ist dermalen ein so übertrieben farbloser und nüchterner Ton beliebt, daß selbst solche, die Geist haben, ihn verbergen und einen kurz geschnittenen Philisterwitz hervorkehren, um beim Volke als recht praktische Gesellen zu gelten und oben auf zu bleiben. Allein sie werden schließlich doch die Rechnung ohne den Wirt gemacht haben; das Volk will zuletzt immer wieder lebendige Farben sehen.

Der schönste Abendschein begann nah und fern auf dem Berglande zu glühen, als die Flotte in höchster Zufriedenheit und mit Hörnerklang nach Brunnen zurück fuhr. Diese Zufriedenheit verwandelte denn auch die zufällig geborstene Erdrinde wieder in eine Landschaft, welche im schönsten Verhältnisse stand zu der menschlichen Stimmung. Doch erweckte der Anblick abermals eine nüchterne Betrachtung.

Der Brief von Schillers ehrwürdiger Tochter enthielt eine Stelle, worin sie das Bedauern ausdrückte, daß ihr Vater « leider » nie diese Gegenden gesehen habe. So statthaft es nun ist, daß die edle Frau dem Verewigten nach der Zeit noch einen erweiterten Weltgenuß wünscht, so können wir dennoch sagen: und doch hat Schiller einen « Tell » geschrieben, wie ihn kein anderer geschrieben hätte, der die Schweiz wie seine eigene Tasche gekannt.

Dies ist nicht ohne tiefere Bedeutung. Es war eben noch die Zeit, wo große Dichter Jahre lang nicht dazu kamen, die alte Mutter zu sehen, die im nächsten deutschen Ländchen wohnte, und dennoch Welt und Leben mit einer so sichern Ahnung, mit einem Hellsehen erfaßten, wovon der, so die Nase unmittelbar in alles stecken muß, seinerseits keine Ahnung hat. Unsere heutigen Dichter verreisen jeden Taler, den sie aufbringen können. Das ist ein ewiges Hin- und Herrutschen, man muß sich ordentlich schämen zu sagen: « ich bin noch nie da und bin noch nie dort gewesen, ich bin diesen Sommer nicht von Hause weggekommen! » Durch ein abgetriebenes Touristenleben suchen sie sich die höchste Weihe, den letzten Schliff zu geben. Mit den Kellnern aller Nationen wissen sie geläufig zu schwatzen, und schon sind sie praktischer und erfahrener in allen Reisekünsten, als die verpichtesten Weinreisenden. Und was ist die Frucht von all der rastlosen Bewegung? Hier ein Reisebildchen, dort ein Genrebildchen und zuletzt ein schwindsüchtiges Drama, dessen taciteische Kürze lediglich der Deckmantel ist für die verlorene Intuition, für das verzettelte Anschauungsvermögen. Die unmittelbare Beschreibung, sobald sie sich für Dichtung geben will, bleibt immer hinter der Wirklichkeit zurück; aber die dichterische Anschauung, die sich gläubig und sehnsuchtsvoll auf das Hörensagen beruft, wird sie gewissermaßen überbieten und zum Ideal erheben, ohne gegen die Natur zu verstoßen.

Schiller war, als er abscheiden mußte, zu der Reife gediehen, von jedem gegebenen Punkte aus die Welt treu und ideal

zugleich aufzubauen. Der « Tell » war nicht ein einzelnes Ergebnis günstiger Umstände; wie er fortgefahren hätte zu schaffen, lese man in der zweiten Szene des zweiten Aufzugs im « Demetrius », wo er den Anblick russischen Landes im Frühling beschreibt. Man lese die Schilderung des polnischen Reichstags, und ferner den einzigen Zug, wie das eine Dorf vor den Polen landeinwärts flieht, während das andere ihnen entgegen eilt und beide durch einander irren. Der hat nicht nötig nach Rußland zu gehen, um dort « Studien » zu machen. Nein! mögen sich unsere Dichter rüstig unter ihrem Volke herumtummeln, sogar mehr, als sie es vor sechzig Jahren taten. Wer es haben kann, der gehe auch sein Jahr nach Italien; wer's aber nicht haben kann, der halte sich darum nicht für einen unglückseligen Tropf, sondern mache sich Haus und Garten zu seinem Morgen- und Abendland. Fort mit dem abgegriffenen Allerwelts-Bädecker, zwischen dessen Blättern die poetischen Entwürfe liegen wie quittierte Gasthofrechnungen!

Dies waren die Betrachtungen, die mir aus dem Bedauern der Schillerstochter erwuchsen. Schiller hat die Schweiz nie leiblich gesehen; aber um so gewisser wird sein Geist über die sonnige Halden wandeln und mit dem Sturme durch die Felsschluchten fahren, auch nachdem der Mythenstein endlich lange verwittert und zerbröckelt sein wird.

Die ungewöhnliche Menge belebte nun das stille Brunnen und füllte seine Wirtshäuser von unten bis oben. In einem bescheidenen Saale des « Adlers » nahm die Besatzung der drei Nauen ein Abendbrot ein und zahlreiche Trinksprüche ergänzten das kleine Fest, freilich ohne dessen Gesichtskreis erheblich zu erweitern. Denn die Telldichtung war und blieb selbstherrlich abgeschnitten von dem ganzen übrigen Lebensgebiete des Dichters und bildete die Grundlage eines neuen Freundschaftsbündnisses zwischen den drei Waldstätten. Schillers Schatten saß mit am Tisch, aber lediglich als Sänger des « Tell ». Doch wurde auch kein unzartes Wort, keine Verwahrung gegen seine allgemeine Geistesfreiheit

laut, und das Unbefangenste sagte vielleicht ein lebhafter geistlicher Herr, welcher schon an der Rütlifeier am 11. November 1859 sich den Namen Rösselmanns, des Pfarrers, erworben. Bekanntlich halten sich die drei Gemeinwesen für blutsverwandt, für die Abkömmlinge derselben germanischen Männer, die einst in das Tal von Schwyz eingewandert und von da sich über die andern Orte verbreitet haben. Ihr starkes Zusammenhalten bis auf den heutigen Tag wurde gepriesen und die Meinung verkündigt, daß, sobald sie einst nicht mehr zusammengehen würden, ein Riß durch die ganze Schweiz ginge. Dies war etwas kitzlich anzuhören für einen Schweizer der äußern Kantone; allein etwas ist an der Sache. Die Urkantone haben in der schweizerischen Gesamtpolitik ihre souveränen Stimmen verloren und zählen fast nur noch nach Köpfen. Dennoch stellen sie durch ihr zähes Beharren bei ihrer uralten Landesverfassung, bei ihrem engeren Bunde, ein wohltätiges moralisches Element vor gegenüber dem ewigen Auf- und Abwogen der äußern Schweiz, die mitten im Weltverkehr steht und deren Verwaltungskreise sich von fünfzehn zu fünfzehn Jahren gewöhnlich abnutzen und dem Volke aus irgend einem Grunde langweilig werden. Hier hat man ein Prinzip einseitig zu Schanden geritten, dort wurden unglückliche Finanzversuche gemacht, an einem dritten Ort gab es große Rhetoren und kleine Arbeiter, welche die Geschäfte in Rückstand brachten, während sie eine Idee verkündigten; wieder anderswo zankt man sich um das Glück, dessen das Vaterland teilhaftig ist, und mag sich den Erfolg nicht gönnen, und in irgend einer Ecke endlich ist man aus lauter Selbstvergnügtheit eingenickt und purzelt plötzlich vom Stuhle wie einer, der ein unzeitiges Tagschläfchen macht. Kurz, es gibt immer etwas zu streiten, zu revidieren, zu lärmen, bis der scharfe Wind einer äußern Gefahr das gesegnete, aber zerzauste Ährenfeld wieder glatt kämmt und die Halme nach Einer Richtung hinstreicht. Dann atmet man auf, wenn es heißt: die Urkantone stehen wie Ein Mann da und sind

guter Dinge! Sie sind so wenig idyllische Tugendhelden wie die übrigen Schweizer; sie haben schon allerhand Wüstenei begangen; aber sie sind die Bewahrer der ältesten, noch lebendigen Form unserer Freiheit, so wie eines religiösen Glaubens an Verteidigungsrecht und Kraft. Nur die Flegelei, nicht des Radikalismus, sondern des Philisters, der sich für radikal hält, kann darauf ausgehen, sie unter dem freien Himmel von ihrem alten Grund und Boden wegzulocken und in die bureaukratische Schreibstube hineinzudrängen.

Ihr theokratischer Zug geht nicht tief; sie sind weder Kopfhänger noch Fanatiker; ihr Katholizismus scheint hauptsächlich auf ihrem souveränen Staatsgefühl zu beruhen: car tel est leur plaisir. Im Glanz ihrer früheren Tage war es ein Vehikel ihrer Herrschsucht, ihrer Regierungs- und Wirkungslust nach außen; heute ist es die Verteidigung ihrer Selbstbestimmung innerhalb ihrer Grenzsteine. Als sie durch den Sonderbund sich das Recht wahren wollten, ihre Jugend durch die Jesuiten erziehen zu lassen, unterlagen sie nicht sowohl den Exekutionstruppen der Bundesmehrheit, als der öffentlichen Meinung der gebildeten Welt, und sie verloren mit diesem Recht zugleich einen Teil ihrer Landeshoheit, oder vielmehr den Einfluß derselben. Sie verloren das Gute an gute Hand, an den Bund, dessen Mitglieder sie selbst sind. Dagegen ist es rätlich für die übrigen Kantone, sie in der Behauptung des Eigentümlichen, das ihnen geblieben ist, zum Muster zu nehmen und sie darum zu ehren, statt mitleidig über sie hinwegzusehen.

Es wurde nun der gefährlichen Zeitumstände, der Neutralität und ihrer unbedingten Verteidigung, des lauernden Westnachbars gedacht und ohne Herausforderung, aber auch ohne alle Furcht vor den Verhältnissen, die Bereitschaft zum Kampfe ausgesprochen, und die Sprüche aus dem « Tell », welche so schön die menschliche Gefaßtheit gegenüber wilder Menschenmacht ausdrücken, wurden alle mit Bewegung wiederholt und angehört. Auch des blutigen und

tragischen Widerstandes der Waldkantone gegen die Franzosen und die aufgedrungene Abklatschverfassung von 1798 wurde gedacht, und mit vollem Rechte; denn die Tage dürften kommen, wo jener hoffnungslose Kampf dennoch als ein notwendiges bedeutungsvolles Vorspiel und geschichtliches Mittelglied seine ganze Geltung erringt. Aber auch ohne dies gebührt ihm ein immergrüner Kranz, als einer ruhmwürdigen Übung germanischer Selbstherrlichkeit. Denn für was soll der Mann sich wehren, wenn nicht für sein ureigenes Gesetz gegen eingedrungene Falschmünzer?

Am nächsten Morgen wurde in die Nauen richtig wieder eine Herde Alpenvieh eingeschifft, um nach Uri geführt und über den Gotthard nach den Pächtereien der Lombardei gebracht zu werden. Dieses alte Wahrzeichen der Schweizer, die Kuh, ist übrigens nicht so lächerlich, wie es unsere Nachbarn, die Schwaben, seit Jahrhunderten uns aufgesalzt haben. Tiere, die leicht und anmutig über Planken setzen und sich, dem Rotwilde gleich, mit dem Hinterfuß am Ohre kratzen, sind etwas ganz anderes, als die trägen Stallbewohner der Ebene.

Eine unschönere Herde war über den Gotthard hergetrieben worden und füllte den Dampfer, den ich bestieg, nämlich einige Hundert verfrorener Päpstler-Soldaten ohne Kleider und Gepäck, ein Stück Brot in der Hand, geringes Volk, sogar Buben dabei. Martialisch sahen nur die Unteroffiziere aus. Man fühlte, daß der edle Geschäftsstern dieser letzteren und ihrer Vorgesetzten bis zum General hinauf im Erbleichen ist. Wenn man die armen, unrühmlich heimkehrenden Bursche mit denen verglich, die am Ufer standen oder die Kähne führten, in welchen die einzelnen Soldaten ihre Hütten aufsuchten, so war wohl zu bemerken, daß das Kernvolk, auch äußerlich genommen, zu Hause sitzt, und daß der Alp, der so lange auf dem Bewußtsein des Landes gelegen, sich allmählig löst. Wenn sie sich keinen sterbenden Löwen von Thorwaldsen mehr verdienen, so wird die Nachfrage von

selbst aufhören, und das ist gerade recht. Die Schweizer haben dann nicht mehr mit überlebter Handwerkshaltung, sondern mit dem schuldlosen Zorn eines friedlichen Volkes an den Feind zu gehen und das Unvorhergesehene zu tun. Das ist das Beste gegen Zuaven und andere eisenfresserische Seiltänzer. Das eidgenössische Heer, wenn es an den Tanz kommt, wird ein wesentlich neues sein und hoffentlich die Eigenschaft eines neuen Besens bewähren.

Meine kriegerischen Gedanken lösten sich bald auf in ein neues, friedliches Träumen von Kunst und künstlerischen Dingen, ähnlich wie auf der Herfahrt, doch nun in so keck zuversichlicher Weise, daß es unbescheiden aussähe, wenn das Ziel dieser Träumerei nicht gemütlich einer fernen Zukunft zu überlassen wäre. Das einfach liebliche Fest, dem ich beigewohnt, war eine Dankesfeier gewesen des « Bundes der oberdeutschen Lande » für ein mustergültiges Schauspiel, welches die Gründung ihrer alten Republik verherrlicht. Diese Feier war selbst wieder ein kleines Drama geworden; wenigstens enthielt der Wechselgesang, den die herangefahrenen Chöre der drei Länder aufführten, den bescheidenen Keim dazu, und es hätte nur etwas Kostüm, vielleicht etwas Verwendung der Landestracht gebraucht, um das noch mehr in's Licht zu stellen.

So geht das Bedürfnis nach Schauhandlung wie ein roter Faden durch alle Lebensäußerung der Völker und ihr Genius wird nicht eher beruhigt, als bis dieses Bedürfnis die goldene Frucht eines fertigen, reinen nationalen Spieles gereift hat. Inzwischen ringt und drängt alles nach der Komödie und alles spielt Komödie, und wenn keine Reinigung der Leidenschaften erzielt wird, so geraten sie wenigstens in Fluß, von der Dorfscheune bis zum Residenztheater. Alle Stände, Bauern, Philister, Weltstädter und Hofleute suchen gleich beharrlich ihren Durst nach einem erhöhten Spiegelbild der Existenz, nach poetischer Gerechtigkeit oder auch nach Rechtfertigung ihrer Laster zu befriedigen; ein unendliches Gewimmel von Üppigkeit und Hunger, Hoffen

und Fürchten, Unverschämtheit und Sklaverei und von jeglichem Schmarotzertum lagert sich um diesen Trieb, und das Schauspiel aller Schauspiele ist die Unberufenheit, welche sich allerwärts beweglich macht, die paar Bretter erstürmt und das Zerrbild des Lebens noch einmal verzerrt, so daß es aus lauter Dummheit manchmal fast wieder zurecht gezogen wird; aber freilich nur fast, und dieses fast ist ein Abgrund.

Wenn aber irgendwo ein öffentlicher Zustand durch politischen Fleiß und Glück gelungen ist und seine Genossen zufrieden macht, so läßt die Frage nach volksmäßigen Spielen, welche die entscheidenden Momente des Gelingens kunstgerecht fixiren und das Gewordene, von der Schwere der Not und Sorge befreit, noch einmal werden lassen in schöner Beschaulichkeit, nie lange auf sich warten. Seit die Schweiz, nach fünfzigjährigen Kämpfen, ihren Schwerpunkt wieder in sich selbst gefunden hat, haben ihre Volksfeste einen neuen Aufschwung genommen und die Lust zu Aufzügen und öffentlichen Spielen ist überall auf's neue erwacht. Da brachte der frische Luftzug denn auch die Frage von selbst mit sich, und ein eingewanderter Unternehmungslustiger, der gern, was gemacht werden kann, gleich machen möchte, schrieb auch gleich die « Nationalbühne » aus, wie man eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder ausschreibt. Hinz und Kunz wurden aufgefordert, sich ja recht fleißig an's Dramatisieren zu machen und einzusenden, und der neue Pater Brey belobte alles, verlangte noch mehr « Manuskripte » und ging selbst mit rüstigem Beispiele voran, alle möglichen Stoffe in Szene setzend, nur keinen, in dem ein dramatischer Keim steckt.

So leicht ist nun freilich der gewaltige Vorhang einer neuen Nationalbühne nicht in die Höhe zu ziehen; nur die Zeit selbst vermag ihn zu bewegen, daß er majestätisch sich aufrollt.

Dennoch dürfte gerade das Schauspiel diejenige Kunst sein, in welcher das Schweizervolk mit der Zeit etwas Eigenes

und Ursprüngliches ermöglichen kann, da es die « Mütter » dazu besitzt, nämlich große und ächte Nationalfeste, an welchen Hunderttausende sich beteiligen mit dem ausschließlichen Gedanken des Vaterlandes.

Die alten Städtetheater können der künftigen Volksbühne nichts abgeben, als ausrangierte Kleider, eine grundverfälschte Deklamation und sonstige schlechte Sitten. Überdies bedarf sie neuer Voraussetzungen und moralischer Grundlagen: Feierlichkeit, Mäßigkeit, Selbstbeschränkung und Unterordnung unter die allgemeinen Zwecke. Ein Theater, das Jahr aus Jahr ein wöchentlich sieben mal geöffnet ist, entbehrt jeder Feierlichkeit, das Festliche ist zum gemeinen Zeitmord herab gesunken. Die Unmäßigkeit im Theatergenuß hat ein eigenes Publikum geschaffen, welches einem Volke gleicht, wie eine Katze einem Löwen, und, obgleich mit stumpfem Ekel erfüllt, dennoch hungerhohl verschlingt, was ihm in unseliger Hast täglich neu geboten wird. Von Selbstbeschränkung im Genuß und Unterordnung unter das Allgemeine ist vor und hinter dem Vorhang keine Rede; alles schießt auseinander und durcheinander in ewigem Kriege, und eine Unzahl kleinlicher Zwecke und Interessen, eine von Kindern geführte Kritik vertritt die Stelle einer einfach großen Nationalästhetik. Schlagt die Bretter einmal vor einer Versammlung von zehntausend ernsthaften Männern auf, gleichmäßig aus allen Ständen gemischt und von allen Gauen eines Landes herbeigekommen, ihr werdet mit eurer Dramaturgie bald zu Ende sein und von vorn anfangen müssen!

Von vorn anfangen, das wird in der Tat auch das einzige Heil sein für weiter gehende Hoffnungen, und dazu scheinen die aufblühenden Feste, wie die Schweiz sie hat und wie sie in Deutschland seit der großen Schillerfeier und den Coburger Festtagen sich auftun (auch die Maifeste deutscher Künstlerschaften dürften leicht zu einem schönen Baume der Art gedeihen), der geeignete Boden zu sein. Mag das Talent sich mittlerweile an dem bestehenden Theaterwesen

fortüben; was aus dem Geiste kommt, geht nie verloren. Auch Euripides lebt noch.

Als das eidgenössische Schützenfest für 1859 in Zürich vorbereitet wurde, kamen einige Freunde auf den Gedanken, ob nicht der Versuch zu wagen sei, gewissermaßen ein Samenkorn zu stecken und eine dramatische Übung einzuführen? Man dachte sich die Zeit nach Sonnenuntergang, wo das Volk noch die halbe Nacht in anständiger Fröhlichkeit beisammen bleibt, aber ohne einheitlichen Halt und ziemlich müßig ist. Entweder unter freiem Himmel auf dem Platze oder in der großen Festhütte sollte eine einfache Bühne ohne bildliche Dekoration, oder wenigstens ohne Veränderung derselben, in tüchtiger Höhe errichtet und darauf allabendlich ein höchstens halbstündiger Schwank aufgeführt werden, voll Handlung und von klarem und bündigem Texte in gereimten Versen. Kräftige und gewandte aufgeweckte Gesellen sollten die Darsteller sein, und die Darstellung drehte sich für's erste, so viel mir erinnerlich, um eine Allegorie, in welcher alle Arten des unächten Patriotismus, der eigennützige, der unzufriedene, der neidische, der affektierte, der durchtriebene, der weinerliche, der beschränkte, der händelsüchtige usf. in verständlichen, aus dem Leben gegriffenen Typen ihr Wesen trieben, beherrscht von einer in einem kolossalen Frankenstück thronenden Münzhelvetia. Jedes Wort wäre natürlich eine Anspielung auf Vorkommnisse und Zustände gewesen, zum Schluß aber wäre etwa die wahre Helvetia aufgetreten, dargestellt durch einen hochgewachsenen schönen Jüngling im Purpurgewand, mit mächtig wehendem Walkürenhaar, einen schattigen Kranz von Alpenrosen auf dem Haupt, und hätte ein strenges Gericht mit den wunderlichen Gesellen gehalten, indem sie sich ihre Taten und Früchte der letzten Zeit vorweisen ließ. Da gab es denn manchen Verweis und große Verlegenheit, bis sich schließlich herausstellte, daß sie wenigstens Kinder hervorgebracht haben, indem sie in ihrer Angst eine Schar allerliebster Kinderchen herbei holen in den

Trachten aller zweiundzwanzig Kantone, je ein Knäbchen und ein Mädchen, die in hellem Jubel dem personifizierten Vaterland in den Schoß geführt wurden, womit sich die stattliche Dame dann zufrieden gab. Dieses Kindermotiv stammt übrigens aus den Aufzügen eines bekannten Züricher Frühlingsfestes und hat als reizende Episode schon mehrmals große Freude erregt. Wären die Kinder nachher etwa unter dem Volke herumgeführt und in seiner Mitte abgefüttert worden, ehe man sie nach Hause brachte, so gab das der Versammlung eine heiter milde, ja häusliche Stimmmung, einen reizenden Kontrast zu der Öffentlichkeit und großen Zahl, was freilich nicht mehr zur Dramaturgie gehört.

Der Festpräsident, so wie der Baumeister zeigten sich geneigt, die Sache überhaupt weiter zu vertreten; allein der italienische Krieg stellte das Fest in Frage und seine Schlachten mußten alle inländischen Pointen abstumpfen; überdies benahm uns die bewußte Absicht die Unbefangenheit, und eine verzeihliche Furcht beschlich uns vor der trockenen Kritik des wortkargen Schützenvolkes. Denn wenn diese Herren den Tabak nicht stark genug fanden und dem Spaße stillschweigend den Rücken kehrten, so war das schlimmer als das Pfeifen eines Parterres. So unterblieb das Ding. Würde es aber anderswo wieder aufgenommen, wiederholt und zuletzt zu einem wesentlichen Moment des Festes gedeihen, so wäre kein Hindernis zu denken, warum aus dem halbstündigen Schwank im Verlauf der Zeiten nicht zuletzt eine stattliche zweistündige Volkskomödie werden sollte, alle zwei Jahr eine neue mit immer neuen Erfindungen und Betätigungen der unverwüstlichen Volkslaune. Denn die Gelehrsamkeit dürfte nur mäßig und vorsichtig eingreifen und müßte die Entwicklung dem jeweiligen populären Lokalgenius überlassen, damit eine neue und ursprüngliche Phantasie, welche in den Volksmassen nie ausstirbt, vorerst den Grund legte zu neuen dramatischen Möglichkeiten.

Denkt man sich eine Zuschauerschaft von Tausenden, die

in erhobener vaterländischer Feststimmung versammelt sind, so ist damit auch eine kritische Zuchtschule gegeben, welche von selbst bald Bedürfnis und Ausführung regulieren würde. Träte aber der Wendepunkt ein, auf welchem aus solcher Übung und Vorschule die einzelnen Meister hervorgingen, die mit Bewußtsein solche Übung zum vollen Kunstwerk erhöben, so würden auch diese nur so lange blühen, als sie mit dem Volksgeiste einig gingen und aus demselben heraus dichteten, indem sie ihn zugleich weiter führten.

In diesem Sinne brauchte ich das Wort Nationalästhetik, und nicht etwa in der lächerlichen Meinung, daß jedes Ländchen seinen eigenen Vischer haben müsse.

Das geeignetere Feld für solche Aussichten dürften jedoch die größeren Gesangfeste sein, da diese schon von Haus aus auf die schönen Künste gerichtet sind. Sie enthalten bekanntlich zwei Abteilungen: den Wettkampf der einzelnen Vereine im Vortrage ausgewählter lyrischer Kompositionen und die Gesamtaufführung solcher, ebenfalls lyrischer Stücke, welche sich für größere Tonmassen eignen. Bei der Preisverteilung unter die Sieger des eidgenössischen Sängerfestes 1858, ebenfalls in Zürich, deutete der Vorstand des Kampfgerichts in seiner Rede an, daß es die Aufgabe dieser Feste sei, weiter zu gehen und namentlich für die Gesamtaufführung neue Bahnen einzuschlagen, vielleicht ein weltliches nationales Oratorium einzuführen, welches solcher vaterländischer Sängermassen würdig wäre und ihren Bestrebungen einen neuen, angemesseneren Inhalt gäbe, als zur Zeit ein Programm der verschiedensten Gesangstücke von oft zufälligem und unbedeutendem Inhalte bietet.

Verweilen wir einen Augenblick bei jenen Wettkämpfen, um auch in ihnen den Baum zu sehen, der neue Blüten treiben könnte. Der Wettgesang der Sängerfeste wird wohl, wie sich's auch gebührt, die Lyrik, das eigentliche Lied, als sein Feld behalten; und wie es jetzt ist, darf sich dieses Feld

sehen lassen, besonders auch, was die Wortdichtung betrifft, auf welche die Tondichtung gebaut ist. Denn bekanntlich gibt es jetzt selten mehr einen Liederkomponisten, der einen trivialen gehaltlosen Text wählt, während eher das Gegenteil vorkommt und manch mittelmäßiger Zeisig zu finden ist, dem die Texte nicht tiefsinnig und pikant und zugleich wohllautend genug sein können, ja dem es am liebsten wäre, wenn der Text sich schon von selber sänge. Was nun die deutsche Lyrik seit Goethe und dem Wiederfinden der alten Volkslieder, dann durch das Erwachen der Vaterlandsliebe und freiheitlicher, männlich nationaler Regungen an klaren und tiefen Tönen erreicht hat, wird in vielfältig blühender Melodie gesungen; ein reicher Vorrat zum Vortrage mannigfach persönlicher, heiterer und ernster Stimmung ist vorhanden, in welchen die einzelnen Vereine sich teilen können, indem sie am Feste wettsingend die subjektive Person darstellen. Horcht man aber aufmerksamer hin, so wird man bemerken, daß diese reiche Lyrik, was das Wort betrifft, bereits stille steht und sich auszusingen anfängt, wo nicht schon ausgesungen hat, wie übrigens schon oft behauptet wurde. Steht aber das Wort still, so werden bald auch die Töne einschlafen.

Es wäre der Mühe wert, wieder einmal zu untersuchen, worin die Neuheit der Poesie bestehe: wahrscheinlich käme dabei heraus, daß es überhaupt nichts Neues gibt unter der Sonne. Seit man chinesische Liederchen kennt, welche eine melancholische Landschaftsstimmung ausdrücken, genau wie etwa Lenaus Schilflieder, kann man nicht mehr hoffen, mit etwas menschlich Neuem aufzuziehen, wenn man nicht die ethnographischen und dergleichen Dinge für das poetisch Neue halten will. In der Tat ist selbst der Weltschmerz, den man für das Moderne hielt, so alt wie seine zwei Wurzelsilben. Auch in der Form ist es so. Einer, der z. B. neue Metaphern zusammen sucht, wird dadurch nicht wahrhaft neu, weil die Metapher überhaupt etwas Uraltes ist. Das Neue wird überhaupt nicht von Einzelnen auszu-

hecken und willkürlich von außen in die Welt hinein zu bringen sein; vielmehr wird es darauf hinaus laufen, daß es der gelungene Ausdruck des Innerlichen, Zuständlichen und Notwendigen ist, das jeweilig in einer Zeit und in einem Volke steckt, etwas sehr Nahes, Bekanntes und Verwandtes, etwas sehr Einfaches, fast wie das Ei des Kolumbus.

Ein grauer Strichregen allseitig gleichmäßig geschickter Versemacherei, verdrießlich und fast eintönig, bedeckt das Land; wo ein scheinbar neuer Klang ertönt, da zeigt gleich das nächste Jahr nach dem Erfolge, daß nichts Nachhaltiges, Notwendiges daran war, indem der Glückliche nicht im Stande ist, fortzufahren, den Klang noch schöner zu wiederholen. Der Geist schwebt eben nicht über einem Glas Wasser, er schwebt über den Wassern. Goethes Lied entstand aus der kraftvollen Empfindungsfähigkeit und aus der Sehnsucht des vorigen Jahrhunderts, und so fort. Welche Bewegkraft wird sich jetzt mit dem Einzeltalent vermählen, um uns aus jenem Regen zu erlösen?

Ich kann mir recht gut denken, daß auch nach dieser Seite hin die Feste eine Kardinaltugend erwerben, indem sie produktiv werden. Führt die Lyriker an Wind und Sonne des offenen Volkslebens, laßt sie, statt binnen Jahresfrist ganze Bände zusammenzustoppeln, vorerst Ruf und Ehre daran setzen, nur Ein gutes Lied zu machen und mit demselben zu siegen! Laßt eine Kritik entstehen, nicht in Monatheften gedruckt, sondern von sichtbaren Richtern unter aufgerichteten Bannern vor allem Volke geübt, welche keinen Gemeinplatz, keine müßige Zeile, keinen wiedergekauten oder gestohlenen Gedanken, keine verfehlten Anläufe, die sich mit einem unlogischen Schluß decken wollen, keine verkrüppelten Formen, keinen Verhau aufgehäufter Konsonanten durchgehen läßt, welche zum entlegenen Inhalt und zur blassen Reminiszenz sagt: Hebe dich weg, wir wollen nur, was uns rührt und erhebt, unser Bewußtsein ist, aber dies ganz und voll! Hat an solcher Öffentlichkeit einer wieder gelernt zu dichten, d. h. seine Lebensgeister wirklich

zusammen zu nehmen und mit bewußtem Willen zu beherrschen, ist ihm ein Lied ehrenvoll gelungen, so wird auch das zweite und dritte nicht ausbleiben, aus dem Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung die volle Freiheit des Schaffens werden und die Spreu der leeren Vielmacherei von selbst zerstieben.

Würde der Wettgesang so durch allmählig sich entwickelnde Einrichtungen zu einer Pflanzstätte lebendiger Lyrik, so dürfte sich der große Gesamtchor um so bestimmter von derselben abkehren; denn es hat schon jetzt etwas Komisches, mehrere tausend Männer unter fliegenden Fahnen amphitheatralisch aufgestellt zu sehen, um ein Liebesliedchen, eine Abendglocke oder die Empfindungen eines wandernden Müllerburschen vorzutragen. An jenem Sängerfeste waren viertausend Sänger beteiligt; aber die Wirkung ihres Chors stand in einem so geringen Verhältnis zu ihrer Zahl und zum Aufwand des Festes, daß man durch strengere Zensur diesen Gewalthaufen bis zum nächsten Feste auf tausend Mann zusammenschmelzte, die dann ganz die gleiche Wirkung hervorbrachten. Damit war dann einstweilen auch die sonstige Schwierigkeit erleichtert, welche aus dem wachsenden Umfange der Feste erwuchs.

Allein wenn diese Gesangskultur ihren Zweck erreichen soll, so ist anzunehmen, daß mit der Zeit jene Tausende und mehr noch wiederum dastehen und dann wirklich singen können. Denn wenn eine Übung einem Volke lieb geworden ist, so nimmt es sie unversehens auf eine Weise in die Hand, von der sich die Schulmeister vorher nichts träumen ließen, und es könnte möglicher Weise eine Zeit kommen, wo jeder, der Stimme und Gehör hat, sein Lied vom Blatte singt. Zieht aber einst ein Chor von vier- bis fünftausend taktfesten Sängern auf, so wird die Frage: «Was soll ein solcher Chor singen?» nicht abenteuerlich lauten, und ebenso wenig die Antwort: Ein solcher Chor soll das produktive Bedürfnis und die Kraft haben, seinen Gesangsgegenstand selbst hervorzurufen, zu bedingen und auszubilden. Hier dürfte

dann ins Leben treten, was der besagte Redner eine nationale Zykluskomposition in Kantatenform oder das weltliche Oratorium nannte, mit Einem Worte: das Lyrische trete vor dem Epischen und Oratorischen zurück. Große geschichtliche Erinnerungen, die Summe sittlicher Erfahrung oder die gemeinsame Lebenshoffnung eines Volkes, Momente tragischer Selbsterkenntnis nicht ausgeschlossen, fänden Ausdruck und Gestalt in Wort- und Tondichtungen, die aufs innigste in einander verschmolzen und durch einander bedingt wären, ohne an Gedankenselbständigkeit zu verlieren. Es wäre die Aufgabe des Dichters, durch die Zucht der Musik wieder eine rein und rhythmisch klingende Sprache zu finden, ohne in Gehaltlosigkeit zu verfallen und sein Gedicht für die Lektüre wertlos zu machen, die Aufgabe des Komponisten dagegen, für ein solches Gedicht die entsprechenden Tonsätze zu schaffen und nicht vor der größeren Gedankentiefe und dem Reichtum wirklicher Poesie zurückzuschrecken. Er müßte vor allem die jetzigen Schrullen und Ansprüche auf eine besonders für ihn zugestutzte kindische Reimerei aufgeben. Richard Wagner hat den Versuch gemacht, eine Poesie zu seinen Zwecken selbst zu schaffen, allein ohne aus der Schrulle der zerhackten Verschen herauszukommen, und seine Sprache, so poetisch und großartig sein Griff in die deutsche Vorwelt und seine Intentionen sind, ist in ihrem archaistischen Getändel nicht geeignet, das Bewußtsein der Gegenwart oder gar der Zukunft zu umkleiden, sondern sie gehört der Vergangenheit an.

Wenn nun dieses Tonmeer erbrauste und auftauchend aus demselben eine Reihe fünfhundertstimmiger Halbchöre einander die Erzählung oder die großen Fragen und Antworten einer Musik gewordenen Ethik abnähmen, so wäre ein Dialog im Entstehen, der seinen Maßstab in nichts Vorhandenem hätte, und die Frage des Dramas in ein neues Stadium getreten. Auf diesem Punkte der Entwicklung wäre die Angelegenheit reif genug, um auch die Musikfeste mit ihren

Frauenchören und ihren Orchestern hinzutreten zu lassen, und nun erst wäre der Kreis der neuen Möglichkeiten geschlossen, das ganze Leben beisammen, und das gemeinsame Element der Bildung umfaßte die Blüte der Nation vom anständigen Arbeiter und Bauernsohn bis zum Staatsmann und Kaufherren, vom taktfesten Dorfschulmeister bis zum gelehrten Kapellmeister der Hauptstadt.

Jetzt würde sehr wahrscheinlich die Lust und das Geschick zu kostümierten Aufzügen hinzutreten. Entweder in die konkrete Tracht des Gegenstandes, oder in eine nach Stimmen oder Gauen verschiedene Festtracht gekleidet, würden die Singenden festlich einherschreiten in symmetrischen, einander begegnenden und wiederkehrenden Zügen und sich in glänzenden, aber ruhigen Farbenmassen aufstellen.

Doch noch mehr! Wer einmal Luftschlösser baut, kann nicht kühn genug sein. Steht man jetzt auf den Übungsplätzen größerer Schulanstalten, in welchen das Freiturnen eingeführt ist, so sieht man zuweilen vier- bis fünfhundert Knaben symmetrisch aufgestellt oder durcheinander gehend, welche alle zugleich sich beugen und aufrichten, den Oberkörper drehen, die Arme heben und schwenken auf gegebene Zeichen, und die Ahnung einer künftigen allgemeinen Kultur körperlich-rhythmischer Bewegung ist bei diesem Anblicke durchaus nicht abzuweisen, um so weniger, als auch in der Soldatenwelt, also auf der breitesten Grundlage, dergleichen eingeführt werden soll. Auch ist es offene Absicht der Schulbehörden, nicht nur Gesundheit und Rüstigkeit, sondern auch Anmut und Zierde dadurch zu fördern.

So stelle ich mich denn ohne Aufenthalt wieder vor die zum Dache des Hauses hinansteigende, von dem Sängerheere besetzte Bühne. Das große Festlied erhebt sich eben zum Ausdruck der reinsten Leidenschaft und Begeisterung. Sie reißt den Körper der auswendig singenden Tausende von Männern, Jünglingen und Jungfrauen mit, eine leise rhythmische Bewegung wallt wie mit Zauberschlag über die

Menge, es hebt sich vier- bis fünftausendfach die rechte Hand in sanfter Wendung, es wiegt sich das Haupt, bis ein höherer Sturm aufrauscht und beim Jubilieren der Geigen, dem Schmettern der Hörner, dem Schallen der Posaunen, unter Paukenwirbeln, und vor allem mit dem höchsten Ausdrucke des eigenen Gesanges die Masse nicht in Tanzen und Springen, wohl aber in eine gehaltene maßvolle Bewegung übergeht, einen Schritt vor- und rückwärts oder seitwärts tretend, sich links und rechts die Hände reichend oder rhythmisch auf und nieder wandelnd, ein Zug dicht am andern vorüber in kunstvoller Verwirrung, die sich unversehens wieder in Ordnung auflöst.

Klima und akustisches Bedürfnis würden nun der Baukunst die Aufgabe stellen, ein bleibendes monumentales Gebäude zu errichten, welches ein solches Spiel würdig zu fassen im Stande wäre. Da die innere Einrichtung jedesmal nach Bedürfnis neu aus Holz zu beschaffen wäre, so handelte es sich bloß um Herstellung eines hohlen länglichen Baues, dessen ganzer Aufwand auf die vier Außenseiten sich bezöge und auf entsprechende Umgebungen, welche mit ihren Terrassen und Baumgängen sowohl zu festlichen Aufzügen, als zu fröhlicher Bewegung sich eignen und mit dem Hause zusammen ein Kunstwerk bilden müßten. In den Zwischenzeiten würde der Raum zu Ausstellungen und Versammlungen aller Art dienen. Entweder ein Bundesort oder verschiedene Städte in gastfreundlichem Wetteifer zugleich würden ein solches Haus bauen. Es müßte noch vorgesehen sein, daß die Lichtmassen des Tages beliebig auf einen Teil des Innern gelenkt werden könnten, so daß nur die Bühne im hellen Lichte stände, oder auch umgekehrt vielleicht, daß in entsprechenden Augenblicken das Gesangsheer von dunkler Dämmerung bedeckt würde, während die Zuschauer im Hellen säßen. Solche Grundzüge einer einfachen Maschinerie würden eine reinere Wirkung tun, als alle unsere Ballettszenerien.

Wären die Farbenreihen der Gewänder nach bestimmten

Gesetzen berechnet, so gäbe es Augenblicke, wo Ton, Licht und Bewegung, als Begleiter des erregtesten Wortes, eine Macht über das Gemüt übten, die alle Blasiertheit überwinden und die verlorene Naivetät zurückführen würde, welche für das notwendige Pathos und zu der Mühe des Lernens und Übens unentbehrlich wäre; denn ohne innere und äußere Achtung gedeiht nichts Klassisches.

Es wäre genug, wenn der Mann während seiner guten Jahre bei drei bis vier Festen mitwirkte, die Frauen bei einem, höchstens bei zwei, damit sie ihnen wirkliche Lichtpunkte des Lebens blieben, aus welchen sie eine edlere geweihtere Haltung schöpften, ohne daß sie zu perennierenden Festkoketten gediehen oder herabsänken. Alle fünf Jahre – denn das eigentliche Völkerleben soll haushälterisch sein mit seinen Schritten – dürften sich somit diese Feste wiederholen. Drei Jahre befruchtender Ruhe, ein Jahr zur Vorbereitung des neuen Spiels und das letzte Jahr zur allseitigen Einübung – so könnte das Land dabei bestehen und das Ding aushalten. Die Wirkung solcher Spiele würde die gehaltlose Geräusch- und Vergnügungssucht verdrängen, und die Zwischenzeit wäre in der Tat eine Zeit ruhiger Arbeit und des Friedens, der aus der gleichmäßigen Bildung und Veredlung des Menschen und aus dem gemeinschaftlichen Wirken ungleicher Stände hervorginge, eine Erscheinung, die jetzt schon bei Liedertafeln u. dgl. zu beobachten ist.

Aber alles geht vorüber. Aus diesem Stadium der Feste, der Blüte der Volksherrlichkeit, würde sich endlich die persönliche Meisterschaft der Einzelnen, so zu sagen, aristokratisch ausscheiden; die Menge, gesangesmüde, würde sich in passiv Genießende verwandeln, und nun erst, auf abwärtsgehender Linie, würde sich das Festgedicht in eine eigentliche Handlung verdichten, die Soli und Halbchöre zu rezitierenden Personen werden (zwar immer noch Leute mit mächtigen klangvollen Stimmen), und auf dem gewaltigen Umwege wäre die Tragödie wieder da als etwas Neues und Verjüngtes, bis auch diese immer noch tüchtige Zeit vorbei

wäre und der Kleinmalerei und dem täglichen Vergnügen das Feld räumte.

Das ist einer der Wege, den diese Sache gehen könnte und den ich während der Rückfahrt vom Mythenstein träumte. Der ungeheure Aufschwung des Schillerfestes von 1859 hat gezeigt, daß solche Träume nicht zu verwegen sind; aber ein sittlicher Halt gebietet, nicht voreilig und eigenmächtig erzwingen zu wollen, was aus dem Ganzen und Großen hervorgehen und werden soll. Noch manche Ernte muß geschnitten werden, bis das Dasein solche Feste zu ertragen vermag. Eine einseitige Festvirtuosität ohne dazu gehörendes Lebensgeschick wäre kein Heil. Wer vom Nationalfeste in die Unzufriedenheit des bürgerlichen Elendes zurückkehren muß, dem ist es nur eine niedrige Betäubung, oft die Quelle neuer Bitterkeit und Schmach. Auch pflegen die Feste die Folge wohl vollbrachter Kämpfe zu sein, « saure Wochen, frohe Feste », und nicht ihnen voranzugehen. Freilich könnte die Weltgeschichte das Ding auch einmal umkehren und sie zu Müttern des Kampfes machen.

ALS STAATSSCHREIBER DES KANTONS ZÜRICH

1861–1876

**An Georg von Cotta*

25. Sept. 61

Hochzuverehrender Herr!

Die Abrede, nach welcher ich für Ihre deutsche Vierteljahrsschrift, Morgenblatt u. Augsb. Zeit. zuweilen Aufsätze u. Korrespondenzen liefern wollte ist in ihrer Wirkungskraft früh beschränkt worden; denn eben, als ich beginnen wollte, meine Einsendungen regelmäßig folgen zu lassen, fügte es sich, daß mir das Amt eines ersten Staatsschreibers in Zürich übertragen wurde. Ew. Hochwohlgeboren werden nun wohl begreifen, daß mir die Zeit für eine derartige Tätigkeit gebricht, indem ich besonders für den Anfang durch die sehr nötige Einübung der Geschichte gänzlich in Anspruch genommen bin. Dennoch ist mir das Amt in dem Sinne übertragen und von mir übernommen worden, daß der Poet u. Schriftsteller dabei nicht verloren gehn, sondern im Gegenteil dadurch einen festern Halt im Leben gewinnen. Ich erlaube mir demnach vorauszusetzen, daß eine freundliche Aufnahme gelegentl. Zusendungen mir bei Ew. Hochwohlgeboren gesichert bleibe.

Mit vollkommener Hochachtung u. Ergebenheit

Gottfr. Keller.

**An Johann Kaspar Sieber*

Hochgeachteter Herr Regierungsrat!

Sie haben bei Anlaß meines fünfzigsten Geburtstages, als derselbe von wohlwollenden Sängern und Jünglingen zum Gegenstande einer freundlichen Feier gemacht worden ist,

mir die außerordentliche Ehre einer urkundlichen Hervorhebung meiner geringen Gaben und Verdienste als Dichter erwiesen und dadurch jenem für meine Ansprüche ohnehin zu stattlichen Festabend ein offizielles Moment beigemischt.

Der Dank, welchen ich Ihnen, hochgeachteter Herr! für das mir zuteil gewordene, wenn auch nicht verdiente Wohlwollen auszusprechen mich verpflichtet fühle, ist aufrichtig; denn Sie haben durch Hinweisung auf in meinen schriftstellerischen Erzeugnissen enthaltene Anklänge mir eine wertvolle Mahnung zugut kommen lassen, deren fleißigere Befolgung mir selbst nur zur Befriedigung gereichen müßte: es ist der Hinweis auf das, was ich im Sinne einer mehr unmittelbar auf unser Volk gerichteten Tätigkeit nicht sowohl getan habe, als bei festerer Zusammenfassung meiner Absichten und Kräfte vielleicht tun und wobei ich möglicherweise an der Lösung der Aufgabe mitwirken könnte, volkstümlich zu schaffen, ohne die Gesetze des Schönen und der echten Poesie zu verlassen in Betreibung einer bloßen Didaktik und Utilität in gebundener oder ungebundener Rede.

In der Tat schwebte mir schon länger die Zeit als eine bessere vor, wo der nationale Dichter wieder dieselbe und Eine Sprache führen darf, ja soll, für alle Kreise seines Volkes, und wo diese Bedingung gerade zum Kriterium einer erreichten höheren Stufe werden wird.

Ich glaubte diese Zeilen des Dankes mit einem aus den letzten Jahren stammenden Produkte begleiten zu können, welches zum Drucke vorbereitet ist; da die Sache sich aber sehr verzögert, so darf ich jene nicht länger zurückhalten, und ich ersuche Sie, hochgeachteter Herr Regierungsrat! die damit verbundene Versicherung vollkommener Hochachtung und Ergebenheit genehmigen zu wollen.

Gottfried Keller.

Zürich, den 2. Weinmonat 1869.

**An die erste Sektion der philosophischen Fakultät der Universität Zürich*

Hochzuverehrender Herr Dekan!
Hochzuverehrende Herren!

Sie haben in die Überraschung, welche mir bei Anlaß meines fünfzigjährigen Geburtstages von freundlichen Jünglingen und Sängern bereitet worden ist, durch Verleihung der Würde eines Doktors der Philosophie eine erhöhte Überraschung von zwiefacher Wirkung hineingetragen. Einerseits schien das Unternehmen jener wohlwollend Gesinnten von ernster Stelle herab gebilligt zu werden; andrerseits aber mußte in mir selbst der beschämende Zweifel an der Begründetheit der erfahrenen Auszeichnung verdoppelte Kraft gewinnen.

Als mir aber der Text der großmütig erteilten Urkunde vor Augen kam, ließ die Andeutung jenes Bildes, welches der römische Satiriker von dem besseren Dichter entwirft, das leichte Poetenblut trotz der vorgerückten Lebensjahre wieder obsiegen, so daß es zwar nicht das Bild auf sich selber wörtlich anzuwenden sich unterfing, wohl aber dasselbe als einen heitern Gruß höchst würdiger und gelehrter Männer und somit letzteren als einen anmutigen Glücksfall begriff.

Und da nun eine kluge Besonnenheit, welche ja von wahrer Philosophie nie ganz getrennt sein darf, gebietet, auch dem flüchtigen Glück einen inneren Vorteil abzugewinnen und so den Sonnenblick möglichst festzuhalten, so glaube ich, solches am besten zu erreichen, wenn ich mich mehr als bisher daran erinnere, daß die Stätte meiner Geburt und meines Aufenthaltes auch die Stätte einer hohen Schule ist.

Die Nähe dieser Schule soll gewissermaßen von selbst einen bedachteren Fleiß sowie einen einheitlicheren Gedankengang auch für den frei dahinlebenden Dichter bedingen. Haben Sie vollends im Namen derselben den unbekümmert Wandelnden mit so günstigem Gruße angerufen, so erlauben

Sie ihm auch, hochzuverehrende Herren, Ihnen als passendsten Ausdruck des herzlichsten Dankes hiefür die Hoffnung auszusprechen, daß es ihm, aufgemuntert durch solchen Ruf, vergönnt sein werde, bis zum Schlusse seiner Tage sein literarisches Wirken noch zu einem geistigen Ganzen zusammenzufassen und zu einer festeren Gestaltung zu bringen.
Genehmigen Sie, Herr Dekan, hochzuverehrende Herren, die Versicherung der vollkommenen Hochachtung, womit verharrt Ihr ergebener

Gottfried Keller.

Zürich, den 5. Oktober 1869.

An Ludmilla Assing

6. August 1867

Mit dem Dank für die Übersendung zweier Bände Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz u.a., nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense.

Gleich anfangs hatte ich aus schlechter Neugierde die Partie der Pauline Wiesel mitgenommen und bin dann dafür bestraft worden durch einen unerfreulichen Eindruck, so manches Hübsche und Feine darin ist und so tüchtig z. B. die Briefe des Prinzen sind. Bei dem unerquicklichen Schlusse angelangt, sagte ich unwillkürlich: Geschieht Euch ganz recht! In der Tat, wenn die geistig und gesellschaftlich Bevorzugten da glauben Toleranz üben zu dürfen, wo die Armen und Verlassenen mit Verachtung ausgeschlossen werden, so ist dies einfach unrecht und führt zu nichts. Ein ähnliches Gefühl hatte ich neulich, als man nachträglich erfuhr, daß Lassalle jenem Frauenzimmer zu Gefallen auch noch hatte katholisch werden wollen. Dieser eine Zug beweist sattsam das Unrichtige seines ganzen Wesens. Vielleicht irre ich nicht einmal, wenn ich halb und halb glaube, daß gerade in Erkennung dieses Wesens die Dame sich plötzlich von ihm abwandte und damit recht hatte.

8. Juni 1870

In einer langweiligen Regierungssitzung, in welcher stundenlang debattiert wird, finde ich endlich die Gelegenheit, meiner Sünden zu denken, und da fällt mir vor allem meine bald zweijährige Briefschuld aufs Gewissen, die mich Ihnen gegenüber drückt. Wie Sie an diesem Eingang sowie am Papier wahrnehmen können, befinde ich mich ungeachtet der vorübergegangenen Staatsveränderung unseres Republikwesens immer noch in meinem Amte; ich sitze zur Stunde an meinem alten Platz auf dem Rathause; aber seit einem Jahre sieben neue Regierungsmänner um mich her, da alle Alten, meine Freunde, durch Volkswahl beseitigt wurden. Unsere neue Verfassung ist im Gange, und die Wogen haben sich so weit gelegt, daß sie da und dort bereits zu ebben beginnen und die Reihe des Ängstlichwerdens schon an manche der Bewegungsleute kommt. Ich hoffe die ganze Geschichte bei guter Muße in einem artigen historisch-politischen Traktätlein beschreiben zu können, um auch etwas Derartiges zu hinterlassen.

Verfolgen Sie auch noch ein bißchen die deutsche Literatur? Es ist alles aus Rand und Band, und hundert Talente und Talentchen treiben sich auf offener See herum; aber ich glaube, es wird sich etwa in den nächsten zwanzig Jahren wieder etwas Besseres kristallisieren, da dann doch etwa hundert Jahre seit dem letztenmal verflogen sind.

Gutzkow ist wieder fieberhaft tätig, der arme Kerl, und macht alle zwei Monat ein Buch, spricht dabei von allen alten Berliner- und andern Geschichten und ärgert sich über Altes und Neues und vergißt keinen, mit dem er sich irgend einmal gezankt hat. Andere treiben anderes.

In neuerer Zeit lebe ich endlich wieder einmal mehr für meine Person, lese viel und schreibe allmählich wieder. Ich durchgehe alte Manuskripte, mache sogar Verse, kurz, ich übe mich vorsichtiglich, aber behaglich ein, heut oder morgen wieder ein freier Schriftbeflissener zu werden, da mich die Jahre doch zu dauern anfangen, die so dahingehen.

Die Diskussion über eine praktische Steuerschraube, welche meine VII Tyrannen soeben fabrizieren, geht nun zu Ende und damit auch die Zeit, welche ich für diese wenigen Zeilen fand, welche nichts Interessantes oder Schönes enthalten werden, aber Sie wenigstens überzeugen sollen, daß ich schon länger auf einen Augenblick gelauert habe, meiner Pflicht zu genügen. Kommen Sie diesen Sommer nicht nach der Schweiz? Wenn Sie mir etwa sagen wollten, wie es Ihnen geht, so werde ich Ihnen bälder antworten, als diesmal. Mazzini, Ihren Idealsmann, habe ich letztes Jahr in einem Konzert in Zürich gesehen und sogleich erkannt; freilich wußte man, daß er hier sei. Gesprochen habe ich ihn natürlich nicht.

NB. Fast hätt' ich vergessen: Sie können mir auf der Adresse Doktor schreiben, da ich letztes Jahr, als ich fünfzig Jahr! alt wurde, einen solchen Spitznamen bekommen habe.

**An Mathilde Wesendonck*

19. Juli 1870

Vergleiche dazu den Brief Seite 429.

Verehrteste Frau Wesendonck!

Sie verteidigen Ihre Festung sehr tapfer, und ich habe geschwankt, ob ich Ihnen noch mehr Gelegenheit zur Übung Ihrer unerschrockenen Damenlogik geben soll. Es ist aber jetzt sonst genug Krieg und Unheil in der Welt, so daß wir unsere kleine Bataille wohl schließen dürfen. Daher will ich auf dem Rückzuge zu meiner Deckung nur noch ein paar Verwechslungen beleuchten, die Sie sich in der Hitze des Gefechtes erlaubt haben.

Ich habe nicht gesagt, daß die Ratten unhistorisch oder von Ihnen erfunden seien, sondern ich habe die Benutzung dieses Motivs in der Totengräberszene gelobt. Schillers Jamben sind von den Schweizern allerdings nicht deklamiert worden; allein der ganze « Tell » ist im Geiste der historischen Anschauung geschrieben, die man zu Schillers Zeit

von der Entstehung des Schweizerbundes hegte; er entspricht dem Chronisten Tschudi wie dem Geschichtschreiber Joh. von Müller, während Ihre Schlußrede Wilhelms des Eroberers nicht dem eisernen Feudalismus des Normannentums, sondern eher einem modernen Friedenskongresse entspricht.

In dem « Bischoftum für ein Schiff » wird jeder trotz der geschichtlichen Berechtigung eine Reminiszenz an das « Königreich für ein Pferd » erblicken. Es ist aber eine der ersten Pflichten konfidentieller Beurteilung, auf Reminiszenzen dieser Art aufmerksam zu machen, weil es sonst nachher die öffentliche Kritik tut. Gewiegtere Schriftsteller beseitigen sogar solche Stellen sofort freiwillig, auch wenn sie das, was als nachgeahmt erscheint, nicht einmal gekannt haben, nur um den Schein des Nachsagens zu vermeiden usw.

Noch weniger würde es mir schriftlich oder mündlich möglich sein, über die innere wichtigere Seite der Sache mich mit Ihnen ins klare zu setzen, sowie über den Bau und die Durchführung des Dramas.

Nur eines will ich zum Schluß noch auftrumpfen: es gilt unter den rechten Schriftstellern, Künstlern usw. nicht für Beleidigung, wenn das verlangte konfidentielle (nicht gedruckte) Urteil da oder dort nicht zustimmend ausfällt oder wenn sogar diese oder jene schwächere Stelle mit wohlgemeinter Ironie hervorgehoben wird, um deren Vermeidung zu veranlassen. Wenn Sie die moderne Schmerzarie des Taillefer stehen lassen (die mit den vielen « Wenns »), so werden Sie sicher das Gegenteil von dem bewirken, was Sie beabsichtigten.

Endlich gilt es sonst nirgends für Schimpf und Beleidigung, wenn jemand eingesteht oder erraten läßt, daß er in einem schöngeistigen Werke irgend einer Art nicht diejenige höhere Begabung habe finden können, welche dazu erforderlich ist.

Allerendlichts aber ist Irren menschlich und kann auch ich

mich irren. Halten Sie daher meine Bemerkungen für unrichtig, dann stecken Sie dieselben einfach in den Papierkorb, wohin sie ohnehin gehören, und halten Sie sich an leichtblütigere und «frohmütigere» Bursche, wie die Zürcher sagen.

Nun punktum!

Ihr verehrungsvoll ergebenster

G. Keller.

**An R. Sennhauser*

13. Dezember 1870

Werter Herr!

Auf Ihre an mich gerichtete Zuschrift kann ich Ihnen vorderhand folgendes erwidern:

Ich bin gern bereit, Ihnen mit gutem Rate zu dienen, soweit ich solchen geben kann. Am besten kann dies aber geschehen, wenn ich erst weiß, mit wem ich eigentlich zu tun habe. Ich erinnere mich wohl, seinerzeit von Ihrer Reise nach Berlin gehört zu haben. Allein jene Geschichte war mir ebenso dunkel, wie es Ihr gegenwärtiger Brief ist.

Die erste Anforderung, die man an einen jungen Menschen stellt, der sich mit Literatur und Dichtung befassen will, ist, daß er grammatikalisch richtig schreiben kann und sodann einen einfachen Brief klar, unzweideutig und in den richtigen sprachlichen Ausdrücken abzufassen verstehe. Dies ist nun bei Ihnen nicht der Fall. Sie bezeichnen die Dinge und Verhältnisse nicht mit denjenigen angemessenen Ausdrücken, die man nach dreijährigem Sekundarunterricht erwarten kann.

Um nun über Ihre poetische Begabung urteilen zu können (denn dies ist vor allem zum Ratgeben nötig), genügt eine persönliche Unterredung nicht, da hiebei nichts herauskommt, sondern es ist die Einsicht der Sachen erforderlich, welche Sie gemacht haben.

Wenn Sie mir daher etwas von den Dichtungen mitteilen wollen, welche Ihre Reise nach Berlin verursacht haben, sowie von den Arbeiten, welche seither entstanden sind, so

werde ich Ihnen gerne meine aufrichtige Meinung sagen und nach bestem Wissen und Gewissen raten. Je nach dem Ergebnisse wird sich dann die Zweckmäßigkeit einer persönlichen Zusammenkunft feststellen lassen.

Ihr ergebenster Dr. G. Keller.

An Paul Heyse

2. April 1871

Die Franzosen, die mit ihren roten Hosen unsern feineren und gröberen Pöbel toll gemacht haben, sind wir nun los. Das Geheimnis der dicken Freundschaft liegt darin, daß leider ein Teil unsres Volkes sich selber für solche Teufelskerle hält, wie die Franzosen seien, und zwar weil sie ahnen, daß es leichter ist, denselben zu gleichen, als den Preußen. Die Zeit muß da das ihrige tun und ad oculos demonstrieren. Meinerseits gedenke ich, auch poetisch-schriftstellerisch vorzugehen und den Patriotismus einmal in Tadel statt in Lob zu exerzieren und will sehen, ob mir die Bestien auch die Fenster einwerfen werden.

An Emil Kuh

10. September 1871

Ihre Gedanken über eine Renovation des « Grünen Heinrich », welcher Pechvogel einmal Ihre Gunst gewonnen hat, sind mir sehr willkommen und anregend; sie treffen zum Teil mit dem zusammen, was ich selbst darüber gedacht. Die Umwandlung des jetzt von dritter Person Erzählten in Selbstbiographisches würde natürlich eine Umschreibung von Wort zu Wort erfordern, wobei dann das Auswüchsige von selbst beschnitten würde. Die Versetzung des Schlusses an den Eingang, welche Idee mir neu ist, leuchtet mir sehr ein; ich gewänne dadurch für den Buchanfang gleich Stoff für den guten Erzählerton, während der jetzige Eingang zu inhaltlos geschwätzig ist. Machen Sie mir hier keine Einwendungen! Größere Ökonomie und Knappheit ist nötig,

wenn unsere Opuskula sich leidlich konservieren sollen. Die Nuditäten etc. müssen selbstverständlich wegfallen; sie stammen aus der Zeit, da dergleichen in der Luft lag, sind völlig unnötig und hindern ein Werk, seinen Weg zu machen. Abgesehen davon, daß es die roheste und trivialste Kunst von der Welt ist, in einem Poem den weiblichen Figuren das Hemd übern Kopf wegzuziehen.

An Ludmilla Assing

24. Oktober 1872

Frau Wesendonck ist mit ihrem Mann und Kindern von hier fortgezogen und hat alles verkauft wegen der manifestierten Franzosenfreundlichkeit einiger hiesiger Volksschichten. Dann suchte sie größere und würdigere Kreise für ihre dichterischen Funktionen. Ich selbst bin in höchste Ungnade gefallen, die bis zur Grobheit anwuchs, weil ich ihr das Manuskript eines Dramas nicht gelobt und ihr das öffentliche Schriftwesen überhaupt abgeraten habe. Fahre hin! Ihre schöne Tochter haben sie natürlich an einen preußischen Junker und Leutnant verheiratet, der freilich möglicherweise so viel wert ist, wie diese Leute selbst.

**An die Redaktion der Basler Nachrichten*

30. März 1872

An die verehrl. Redaktion der Basler Nachrichten.

Ich lese soeben in Ihrem Blatte die Notiz über einen Vorgang am Abschiedsbankett des nach Straßburg berufenen Herrn Professor Gusserow, und die Bemerkungen, welche Sie daran knüpfen, veranlassen mich, Sie um Aufnahme einer Berichtigung zu ersuchen. Ich hatte allerdings, von belebtem Toastieren hingerissen, auch das Wort ergriffen; der Sinn meiner nicht studierten Rede war kurz gesagt der: Gusserow möchte die Straßburger von ihren alten Freunden den Zürchern grüßen und ihnen sagen, sie möchten sich

nicht allzu unglücklich fühlen im neuen Reiche. Vielleicht käme eine Zeit, wo dieses Deutsche Reich auch Staatsformen ertrüge, welche den Schweizern notwendig seien, und dann sei eine Rückkehr der letztern wohl denkbar. Selbstverständlich kann nicht von der Form bloßer freier Städte die Rede sein, da diese ja schon da sind, sondern nur von dem Bestehen größerer Volksrepubliken. Das sind nun Phantasien, welche nicht in eine Staatsschrift gehören würden, aber gewiß in einem Trinkspruch passieren können, ohne zu Mißreden Veranlassung zu geben.

Hierauf sprach Herr Professor Kinkel und geriet durch seinen Gedankengang auf den Fall einer gewaltsamen Annexion der Schweiz durch fremde Macht, für welchen Fall er seine Hingebung für die Sache der Republik in beredten Worten ausdrückte. Da es mir und meiner Umgebung schien, daß Herr Kinkel in mißverständlicher Auffassung meiner Worte an diese habe anknüpfen wollen, ging ich sofort zu ihm hin und befragte ihn hierüber, worauf er mir in aller Freundschaft versicherte, daß ihm das nicht eingefallen sei und er keinen Grund zu einer solchen Anknüpfung hätte. Dessenungeachtet schwieg ich nicht aus Besonnenheit, wie gesagt wird, sondern ich ergriff nochmals das Wort, um mich noch etwas deutlicher auszudrücken. Wenn ich dabei sagte, die Sache könne so gut noch fünfhundert Jahre gehen wie nur wenige Jahre, so wird jedermann die Tragweite des geäußerten Gedankens sofort bemessen können.

Da nun aber eine Trinkspruchphantasie nicht ein leeres Geschwätz sein, sondern über einem für wahr gehaltenen Gedanken schweben soll, so erlauben Sie mir vielleicht noch den Raum, um diesen Gedanken, der mich allerdings und vielleicht auch andere nicht unehrenwerte Männer, die an die Zukunft zu denken gewohnt sind, bewegt, kurz anzudeuten. Vorderhand bin ich, wenn unsere neue Bundesverfassung, wie ich hoffe, angenommen sein wird, noch lange zufrieden mit unserm Vaterlande und seiner Stellung zu der übrigen Welt, und ich gehöre nicht zu denen, welche

eine gänzliche Zentralisation befürchten. Vielmehr halte ich dafür, daß die Kantone erst recht Zeit und Gelegenheit finden werden, für den edleren Teil menschlichen Daseins zu sorgen und darin zu wetteifern. Sollte es sich dagegen nicht so verhalten, sollte diejenige Richtung zum Ziele gelangen, welche auch das jetzt Gebotene nur als Abschlagszahlung betrachten und den förmlichen Einheitsstaat einführen, somit den alten Bund mit seinem fünfhundertjährigen Lebensprinzip aufheben will, so halte ich dafür, daß durch das Herausbrechen des eidgenössischen Einbaues der Kantone eine Höhlung entstehen wird, welche die Außenwand unseres Schweizerhauses nicht mehr genug zu stützen imstande ist; es beruht diese Meinung nicht auf staatsrechtlichen Theorien, sondern auf psychologischen Erfahrungen. Eine im Inneren so ausgeräumte Schweizerrepublik aber würde ihre Kraft und altes Wesen wiedergewinnen, wenn sie in freiem Verein mit ähnlichen Staatsgebilden zu einem großen Ganzen in ein Bundesverhältnis treten könnte, und daß dieses mit Deutschland einmal möglich werden könnte, war eben die Voraussetzung obigen Trinksprüchleins. Wenn ich für einen solchen Anschluß, ein solches Unterkommen in künftigen Weltstürmen mit Vorliebe an Deutschland dachte, so geschah es, weil ich mich doch lieber dahin wende, wo Tüchtigkeit, Kraft und Licht ist, als dorthin, wo das Gegenteil von alledem herrscht. Einstweilen aber wollen wir nicht um des Kaisers Bart streiten.

Ihr achtungsvoll ergebener Gottfried Keller.

★

Über Grillparzer

An Emil Kuh

3. April 1872

Mit großem Interesse hatte ich Ihre Bemerkungen über den « Spielmann » in Ihren Grillparzerartikeln gelesen und war begierig, die Erzählung kennen zu lernen. Das Buch be-

findet sich auf einer mir leicht zugänglichen Bibliothek hier, aber ich wußte nicht mehr, daß der kleine Schatz darin steckt, so daß ich die Erzählung doch erst aus Ihrer Sendung kennen lernte. Es liegt ein tiefer Sinn in der scheinbar leichten Arbeit; die Gewalt der absolut reinen Seele über die Welt.

. . . Inzwischen ist der edle Grillparzer ja endlich auch heimgegangen, und es wird nun das seltsame Phänomen stattfinden, daß mit der Gesamtausgabe, die hoffentlich bald erscheinen wird, ein mehr als Achtzigjähriger erst nach seinem Tode seinem Volke recht bekannt und zugänglich wird. Ich freue mich nicht wenig auf diese Ausgabe und habe vor, sie nicht eher zu lesen, als bis der letzte Teil derselben gebunden in meiner Hand liegt, um einmal wieder das Gefühl eines ganzen Fundes zu haben.

28. Juli 1872

Daß Grillparzers Gedichte salopp herausgegeben wurden, ist ersichtlich und zu bedauern; doch ist es ein wichtiger Band und würde während der letzten vierzig Jahre manchen Mann berühmt gemacht haben, der ihn gemacht und publiziert hätte. Es sind doch in Ton und Stimmung vollendete Sachen darin und zwar nicht wenige, und Wertloses sozusagen nichts, dagegen Ungerechtes und Eigensinniges ist zu finden; aber wer hat nicht seine Idiosynkrasien?

29. Dezember 1872

Ich habe seither die Grillparzerschen Werke durchgelesen und zu meinem Verdrusse Ihren Band, den ich ausgeliehen, noch nicht wiederbekommen, um ihn nun noch einmal mit mehr Materialkenntnis zu studieren. Ich wundere mich über die säuerliche miserable Art, wie manche Norddeutsche von Überschätzung Grillparzers sprechen. Es ist doch fast jedes Stück eine Entdeckung von Schönheitsfundgruben; es reicht keiner der letzten vierzig Jahre hinan! Und in den Prosaaufzeichnungen (Biographisches usw.) ist er von klassischer Angemessenheit, Redlichkeit und Verständigkeit,

der wahre Kontrast zu der Süßigkeit und Tiefe der Dichtungen.
Auch wundere ich mich über manche Bemerkungen Laubes zu den Dramen, welche einen allzu weltläufig flachen Standpunkt kundtun, punkto Gedankengang, während einige Bühnenkühnheiten Grillparzers, die eigentlich fast ebensosehr Frechheiten sind, wiederum bestaunt werden.

23. Oktober 1873

Ihre Aufsätze über Grillparzer hatte ich bald nach Ihrem Briefe von Wien her erhalten. Ich kann leider über des Dichters Psychisches Ihnen nur beistimmen, obschon die Selbstbiographie sich von anderem ähnlichen Regengeträufel durch viele einzelne Schönheiten und Gehaltstellen noch merklich unterscheidet. Ihr Spruch von dem Mangel eines tiefen Wohlwollens ist hart und wahr, wie ein gerechtes Urteil. Vielleicht mangelt auch noch ein jüngerer Bruder desselben, ein gewisser Leichtsinn, welcher Mangel den Mann von Jugend auf so ängstlich an der heimatlichen Bureaukratenkarriere kleben und ihn nie frisch und frei in die Welt aussegeln ließ. Hätte er sich der Fremde anvertraut, so hätte sie ihn zu dem Ihrigen gemacht und der Heimat als einen gemachten Mann zurückgegeben. Wer aber unter Heimatliebe nur die Zuhausehockerei versteht, wird der Heimat nie froh werden, und sie wird ihm leicht nur zu einem Sauerkrautfaß. Um so ein größeres Wunder sind nun die guten Dramen, das ist doch ein tieferes Wohlwollen, das doch irgendwo heraus muß. Mit dem « Bruderzwist » und der « Jüdin » sind Sie mir noch ein bißchen zu glimpflich umgegangen; ich bin über das rein Schematische in der « Jüdin » fast empört; es kommt mir dieses Stück vor, wie jene hundert Erstlingsstücke vielversprechender junger Dichter, denen nie ein zweites gefolgt ist. Ich kann mir diese Macherei nur aus der eigensinnigen Pedanterie erklären, mit welcher er den Lope abbotanisiert hat. Diese hastige Figurenjagd und die ernst breite, tiefe und heiter behagliche litera-

rische Vorbereitung eines Schiller, wenn er an eine Tragödie ging! Oder das künstlerische con amore Goethes, der seine Sachen zweimal dichtete, wo es ihm recht glücklich ernst war!

Aber dennoch bleiben die großen Sachen Grillparzers, was sie sind, abgesehen von den vielen schlechten Versen.

Und welch ein Olympier ist er wieder gegenüber dem unglücklichen Otto Ludwig, dessen kranke Selbstschulmeisterei eben jetzt in seinen Nachlaßsachen neu kolportiert wird, der sich ein dramaturgisches Kochbuch geschrieben hat, um zu sterben, ehe er das erste Gericht essen konnte!

Da gibt es doch für das rechte Verhältnis und Maß von richtiger Arbeitsweise kein schöneres Muster als Schiller, ebenso entfernt von ohnmächtigem Quaderwälzen, wie vom resignierten Tändeln.

★

**An Marie Exner*

16. Dezember 1872

Höflichen und herzlichen Dank für die zwei Bilder, die mir Herr Dilthey gestern abend gab. Bis zu diesem Augenblick, das heißt seit Monaten, hatte ich in Zucht und Ehren gelebt. Gestern tranken wir zwei nun folgendes:

8 Glas Bier
2 Schoppen Wein
2 Flaschen Wein
2 Gläser Grog
2 Wiener Schnitzel (Dilthey)
1 Blumenkohl (idem)
1 Hasenbraten (ich)
2 Brot (beide)
1 Kartoffelsalat (ich)
1 Käs (Dilthey)
1 Butter (id.)
1 Brot (id.)

macht 24 Einheiten, die wir zusammen verschlangen. Als

Dilthey meinen schönen Hasenbraten sah, wollte er auch welchen haben; es war aber keiner mehr da, ich bot ihm den meinigen an gegen Abtretung der Wiener Schnitzel. Da wurde er mißtrauisch und behielt sie.

Heut hab' ich etwas Katzenjammer; als ich um neun Uhr aufstand und die Photographien besah, machte ich ein zwinkerndes Gesicht, wie eine alte Eule, die an einem hellen Morgen aufs Meer hinausschaut. Ich grübelte einen Augenblick, was wohl für ein Herrgöttle in der kleinen Monstranz stecke, die Sie am Halse tragen. Wahrscheinlich die kaiserliche Familie, dachte ich und war froh über diesen Ausweg, da das Kopfweh mir das Denken schwer machte.

Wenn Sie etwa Herrn Semper sehen, so bitte ich ihn zu grüßen. Das gute arme Mädchen Lina in der « Bollerei » schreibe ihm eine Schachtel mit Handschuhen zu, die sie anonym durch die Post erhalten habe, und möchte ihm gern dafür danken. Es sei immer noch ein braves liebenswürdiges Kind, das des Nachts wegen des wiedergekehrten Hustens nicht mehr schlafen könne und sich doch den ganzen Tag durch plage und dabei blaß und mager geworden sei. Ich schenke ihr zuweilen auch was, da sie keine Eltern mehr hat, allein in der Fremde sein muß und kaum alt wird. Neulich kaufte ich ihr ein Ringlein, das sie mit einem von Semper geschenkten am kleinen Finger trägt, so daß sie beide Narren schön vereinigt mit sich führt. Sagen Sie das aber Semper nur, wenn er guter Laune ist, sonst wird er wütend!

Dilthey ließ ich gestern nachts beim Heimgehen immer drei Schritte voraus marschieren, damit er mir nichts Böses nachsagen könne bezüglich meines Wandels; tut er es nun dennoch, so glauben Sie es nicht!

Nun wünsche ich Ihnen und Ihren Herrn Brüdern, die ich grüße, dankbarlichst ein glückliches und frohes Weihnachts- und Neujahrswesen und verbleibe Ihr ergebener

G. Keller.

**An Josefine Zehnder-Stadlin*

4. März 1873

Antwort auf eine Aufforderung zur Neubearbeitung von Pestalozzis «Lienhard und Gertrud».

Hochverehrte Frau!

Ich fühle mich nicht wenig geehrt und geschmeichelt durch den wichtigen Auftrag, welchen Sie mir erteilen wollen. Ausflüchte gibt es hier freilich nicht, sondern entschiedene Verweigerungsgründe, die Sie in Ihrem eifrigen Missionstriebe nur einen Augenblick übersehen haben.

Pestalozzis Buch hat nicht nur seine didaktische oder erzieherische Bedeutung, sondern, wie ich mich durch eine neue Lesung dieser Tage wieder überzeugt habe, seinen spezifischen Wert als schriftstellerisches Werk; es ist in seiner Art ein klassisches Buch, das nicht nur Tugend, sondern auch Schönheit besitzt, und zwar keusche Schönheit. Das muß man lassen wie es ist, wenigstens ich möchte mir nicht den Strohkranz eines Ballhorn daran verdienen.

Will man das erreichen, was Sie bezwecken, so muß man eben etwas ganz Neues machen und da muß halt in Gottes Namen wieder ein Pestalozzi kommen. Übrigens sollte «Lienhard und Gertrud» noch immer wirksam sein, das rein Menschliche darin ist ja immer das gleiche. Die Hauptdifferenz liegt in dem Feudalverhältnis, das in dem Buche noch existiert; aber das stört das eigentliche Volk nicht, welches das Fernabliegende eher liebt als haßt, wenn es liest, unähnlich den sogenannten Gebildeten, welche in den Romanen nur ihr eigenes Treiben und Kostüm antreffen wollen. Denken Sie sich nur die Menge neuer Gestalten, die eine Umarbeitung nach den Verhältnissen jetziger Zeit mit sich brächte, den modernen Lehrer, die Arbeiterfragen, die Sozialisten, den modernen Geistlichen, die Volksvertreter, Volksbeamten usw. usw., so werden Sie finden, daß vom alten Gebäude kein Stein auf dem andern bliebe und es mit der Umwandlung des Gerichtsherren in einen Fabrikherren und des Vogts in einen Gemeindeammann nicht getan wäre.

Wenn Bitzius die Liebe Pestalozzis und dessen heiligen Berufsernst resp. die rechte Kenntnis gehabt hätte, so hätte er ein Äquivalent machen können; das Buch selbst hätte er wenn er es überhaupt als ein zürcherisches und pädagogisches Produkt nicht gehaßt hat, gewiß nicht angetastet.
Auerbach hat in dieser Richtung manches mit Ernst und Glück angestrebt; aber es fehlt seinen Sachen das Bukett von « Lienhard und Gertrud »: die Einzigkeit, der Charakter des Unikums, des nur einmal und dann gut Gewordenen.
Das Beste wäre vielleicht, zu machen, daß das Volk das Buch einmal für einen halben Franken haben kann. Die Franzosen verstehen das schon lange. Bei uns nur die Mucker; die sogenannten liberalen Volksbücher kosten immer noch ihr gutes Geld und werden am liebsten von den Volksschindern gelesen (um heimlich ein bißchen zu schimpfen), wie der rationelle Landwirt gern eine gute Schrift über Viehzucht liest.
Ich muß demnach mich schließlich, wie man zu sagen pflegt, herzlichst für das geschenkte Zutrauen bedanken. Ihrem verdienstvollen Werke mit Spannung entgegensehend, empfehle ich mich mit Verehrung und Ergebenheit.

Ihr G. Keller.

An Adolf Exner

18. März 1873

Ich habe jetzt die Sehnsucht, einmal etwas Ernsthaftes und Rührendes zu machen, aber es ist schwierig, aus den Possen herauszukommen, da einen die Welt immer wieder lächert. Für die neuen Seldwyler bekomme ich 4000 Fränklein, die ich im Geiste schon herumtrage wie der Hund einen gestohlenen Knochen. Wahrscheinlich werde ich noch ein Geizhals. Ich studiere daher neuerdings Ihren «Pfandbegriff», der ein Stolz meines Büchertisches ist.

**An Regula Keller*

Liebe Schwester!
Nachdem ich zwei Tage in Salzburg gewesen, bin ich seit

gestern an einem abgelegenen kleinen Bergsee, welcher der Mondsee genannt wird, und wo ein Rudel Wiener, Herren und Frauenzimmer, in Bauernwirtschaften leben. Wenn es etwas zum Schreiben geben sollte, so ist meine Adresse: G. Keller in See bei Unterach in Oberösterreich.
Heute regnet es unausgesetzt. Du mußt doch sehen, daß Du Äpfel kaufst; wenn sie auch 20 oder mehr Franken kosten, so ist es doch besser, man macht diese Ausgabe, als daß man bis zum nächsten Herbst gar nichts dergleichen hat.

Mit besten Grüßen Dein Bruder

G. Keller.

See, den 16. September 1873.

An Emil Kuh

18. November 1873

Das knäbische Pamphlet des Herrn Nietzsche gegen Strauß habe ich auch zu lesen begonnen, bringe es aber kaum zu Ende wegen des gar zu monotonen Schimpfstiles ohne alle positiven Leistungen oder Oasen. Nietzsche soll ein junger Professor von kaum sechsundzwanzig Jahren sein, Schüler von Ritschl in Leipzig und Philologe, den aber eine gewisse Großmannssucht treibt, auf anderen Gebieten Aufsehen zu erregen. Sonst nicht unbegabt, sei er durch Wagner-Schopenhauerei verrannt und treibe in Basel mit ein paar Gleichverrannten einen eigenen Kultus. Mit der Straußbroschüre will er ohne Zweifel sich mit einem Coup ins allgemeine Gerede bringen, da ihm der stille Schulmeisterberuf zu langweilig und langsam ist. Es dürfte also zu erwägen sein, ob man einem Spekulierburschen dieser Art nicht noch einen Dienst leistet, wenn man sich stark mit ihm beschäftigt. Doch werden Sie wohl am besten selbst das Bedürfnis hiefür beurteilen. Ich halte den Mann für einen Erz- und Kardinalphilister; denn nur solche pflegen in der Jugend so mit den Hufen auszuschlagen und sich für etwas anderes als für Philister zu halten, gerade weil dieses Wähnen etwas so Gewöhnliches ist.

An Marie Exner

19. April 1874

Der Frau X. habe ich ihre Sünden für einmal ausgelöscht, da so artig für sie gebeten wird. Ich habe ihr auch vor acht Tagen Ihren Gruß gebracht, was mir aber fast übel bekommen wäre. Ich erhielt schwarzen Kaffee und starken Kognak vorgesetzt, alles ganz gut. Bald jedoch kam Fräulein Y., die Sie gewiß kennen, und nun war ich mutterseelenallein mit den beiden Tigerkatzen eingeschlossen und keine menschliche Hilfe in der Nähe. Nur in einem entlegenen Zimmer lag der alte kranke Vater, der mir natürlich nicht beispringen konnte, wenn mein Jammergeschrei ertönte. Zum Glück verfielen sie zunächst auf das Kognaksaufen. Frau X. goß als Renommistin gleich ein Gläschen hinunter; Fräulein Y. dagegen lehnte sich in ihrem Stuhle zurück, schlug die Beine übereinander und hielt, auf den einen Arm gestützt, mit dem gebogenen andern Arm und zwei Fingern das Glas in der Höhe ihrer Augen vor sich hin, famos! Sie sah akkurat aus wie eine etrurische Dame auf dem Wandgemälde einer antiken Grabkammer, wo die Toten als in schönem Lebensgenusse sitzend abgebildet sind. Es war nun eine Weile ganz still; bald aber erschienen mir die Damen wie zwei Schatten aus der Unterwelt, welche warmes Hammelblut trinken müssen, um zu etwas Seele zu kommen. Ihre Blicke schienen sich glühend und gierig auf meine unglückliche Korpulenz zu richten, ich begann zu ahnen, daß sie mich für einen fetten Schöps hielten, der zum Abschlachten gut sei. Frau X. näherte sich ihrem Spiegeltischchen, wo sie ein elegantes Kästchen stehen hat. Als ich neulich einen Blick hineingeworfen, hatte ich bemerkt, daß zehn scharfe stählerne Klauen darin sind, scheinbar zehn Fingerhüte, für jeden Finger einen. Diesem Kästchen trat sie nahe und mir der Schweiß auf die Stirn. In dieser Not ertönte plötzlich die Stimme ihres Mannes, der nach Hause kam, und ich war gerettet und echappierte augenblicklich, werde auch nie mehr allein hingehen, Sie mögen sagen, was Sie wollen.

17. Juni 1874

Gestern ließ mich Frau Steinheim, die ich nicht zu sehen bekomme, durch Dilthey fragen, ob ich wisse, daß ihre Nichte und meine alte Freundin Ludmilla Assing von ihrem jungen Mann, dem Jägerleutnant, verlassen worden sei, der mit Geld und Gut ihr durchgebrannt? Also Sappho und Phaon! Und so schnell! Ich hatte darauf gerechnet, daß sie zuweilen ein bißchen Prügel bekommen würde, weil sie auch gar zu unschön ist, aber solche Schmach hatte ich nicht erwartet. Als ich vorigen Herbst nach Hause kam, fand ich ihren Brief vor, wo sie mir ihr gefundenes Herzensglück beschrieb und sagte: « Sie, der Sie alles verstehen, werden es begreifen! » Parfaitement! dachte ich, kann nun aber doch nicht fröhlich einen Stein auf sie werfen, ich bin nicht überzeugt, daß ich nicht auch gefallen wäre, wenn ich eine alte Jungfer gewesen und mein Geld einen Jägerleutnant angezogen hätte. Ich schmiere so viel über diesen Klatsch, weil die Assing mir geschrieben, sie verkehre viel mit Otto Fleischl, also die Gestalt in das Sternbild getreten ist, an das Sie, kleine Maria stella maris selber grenzen oder drin herumflimmern.

20. August 1874.

Der Frau Heim habe ich die Grüße und Geschenke gebracht; ich war auf ein großes Fragespektakel gefaßt; sie trieb es aber so maßlos und arg, daß ich die Geduld verlor und zu schimpfen anfing, ich glaube, ganz laut; worauf es ein Flennen gab und das Schauspiel eines eingeschüchterten, leise weinenden Kindes! Dadurch geriet ich in neue Wut. « Ist das nun die Stärke solcher Burschikosen und Emanzipierten, die alles fressen wollen? » rief ich, « daß sie nicht ein Wort ertragen können? » Hierauf neue Tränen usw. Sie wird mich nun zu verfolgen anfangen wahrscheinlich und zu lügen; wenn sie's aber zu schlimm macht, hau' ich ihren Mann und sag' ihm, er soll sich dafür an sein Weib halten.

So fließt mein Leben wieder vergnüglich dahin, abwechselnd

in holder Leidenschaft und stiller Beschaulichkeit, womit ich verbleibe Ihr und Euer dankbarer

G. Keller.

**An Johannes Brahms*

Wien, 8. Juli 1874.

Verehrter Herr v. Brahms,

Als ich Sie in Zürich jüngsthin zum erstenmal traf, hatte ich soeben beiliegendes Familien-Kantätchen abgefaßt und fortgeschickt, welches in der Familie Exner (Adolfi) aufgeführt werden soll. Nun hier angekommen, erneuert sich mir der Einfall, sie dürften vielleicht nicht ganz unzugänglich sein, sich für Betonung der paar Verse im gleichen leichten Sinne, wie sie gemacht sind, erbitten zu lassen, um einer sehr liebenswürdigen Gesellschaft, der Sie selbst nähertreten sollten, eine Freude und mir selbst einen großen Jux zu machen. Es wären vier Stimmen von Damen und Herren mit Klavier zu berücksichtigen. Sollten Sie mir den Witz (als solchen abgefaßt und behandelt) schicken wollen, so wäre es unter der Adresse G. Keller bei Professor Exner, Josephstätterstraße 17. Zu dem schreckbarsten Gegendienste sowie zu jeder andern Schandtat bereit, Ihr freundschaftl. ergebener

Gottfr. Keller.

Jedenfalls nehmen Sie mir die Attaque nicht übel!

Das beigelegte, von Brahms wirklich komponierte Hochzeitskantätchen lautet:

Zwei Geliebte, treu verbunden,
Gehen durch die Welt spazoren,
Jedes hat sein Herz verloren,
Doch das andre hat's gefunden.

Jedes trägt die leichte Last
Wie die Uhr am Kettchen fast.
Also geht's auf Steg und Wegen
Ruhig fort mit gleichen Schlägen.

« Schau, die können's! » sagen ferne
An der Himmelshöh' die Sterne.
« Wer sind sie? » Gleich schrei'n wir da:
« Sigismund und Emilia! »

**An Josef Viktor Widmann*

Wien, den 19. Juli 1874.

Verehrter Herr!

Daß ich, auf einer Ferienreise begriffen, und eine müßige Stunde benutzend, Ihnen von hier aus schreibe, mag Ihnen beweisen, daß meine Schuld tief empfunden ist, die ich gegen Sie trage wegen versäumten Dankes für Ihren « Mose » und Nichtbeantwortung Ihres Wohlwollens.

Die Art, wie ich dazu gekommen bin, die Sache erst um Tage, dann um Wochen, dann um Monate aufzuschieben, will ich nicht auseinandersetzen; sie ist Ihnen vielleicht aus eigener Erfahrung bekannt. Ihre schöne Dichtung anbetreffend muß ich allerst gestehen, daß deren Besprechung in der Presse, soweit sie mir bekannt und namentlich auch von Zürich ausging, mich keineswegs befriedigte. Die Partie mit dem lieben Gott usw., namentlich dessen Teilnahme an der Hochzeit, wurde geradezu schnöd unterschätzt und philistros behandelt. Dagegen würde ich, wenn ich was zu sagen gehabt hätte, den Wunsch ausgesprochen haben, daß es Ihnen gefallen möchte, Ihr reiches Talent nicht zur Übung des schon Dagewesenen, wie mehr als einmal, zu verwenden, wie z. B. diesmal zur Hirten- und Schäferpoesie des Cinquecento und des siebzehnten Jahrhunderts der Romanen. Es macht auf mich den Eindruck, als ob ein heutiger Maler durchaus Bilder malen wollte, die man für echte Italiener oder Spanier halten könnte, was freilich immerhin etwas Rechtes wäre. Sie sehen, daß ich meine Dankbarkeit mit aufdringlicher Offenheit verderbe. Wir sprechen wohl ein mehreres einmal mündlich über alles. Jetzt weiß ich nichts

Rechtes vorzubringen, da mir das Buch zum nochmaligen Durchfliegen nicht zur Hand ist.
Dann habe ich Ihnen auch meinen demütigsten Dank auszusprechen für die Herzensergießung, welche Sie in der « Illustrierten Schweiz » über meine Wenigkeit so wohlwollend und beschämend deponiert haben. Über zwei Dinge mußte ich dabei lachen; erstens darüber, daß Sie mir wegen des odiosen Wurst wider Wurst durch den Aufsatz unmöglich gemacht haben, Ihren « Mose », wie ich mir vorgenommen hatte, eingehend zu besprechen und ich so um eine etwelche Mühe und Arbeit kam; zweitens darüber, daß ich wieder einmal in meiner teuern Schweiz habe aufgewärmt werden müssen, was regelmäßig alle fünf Jahre vor sich geht und immer einem angenehmen Verjüngungsprozesse gleicht für so einen alten Kerl.

Mit besten Grüßen Ihr ergebener

G. Keller.

An Emil Kuh

Zürich, 9. November 1874.

Ich danke Ihnen für alle Zusendungen, so auch für den flott geschriebenen neuen Goethe in der « Wiener Zeitung ». Nur muß ich gestehen, daß ich nicht recht weiß, auf was der Aufsatz gerade jetzt gegründet ist. Allerlei kleine Velleitäten laufen zu jeder Zeit mit unter, ohne daß sie uns zu sehr aufregen, und daß ein falscher Prophet wirklich auf den Schild gehoben werde, ist bei der allgemeinen gegenseitigen Mißgunst nicht zu fürchten. Das dagegen ist richtig, daß [sich] die deutsche Literatur oder Poesie, wie sie sich in dem jetzigen Strebertum darstellt, viel alberner und unfähiger herausgestellt und benommen hat und noch benimmt nach dem großen Krieg, als man je hätte ahnen können. Das beste ist noch die instinktive Freude an der germanischen Jugendzeit, an den Nibelungen usw. und so auch die Freytagsche Darstellung dieser Sehnsucht nach dem Anfang, während das, was jetzt geschehen ist, nur Stoff für die Mythenbildung

ferner Zukunft sein kann. Die Gestalten der Führer, der ungeheure Heerzug, die Belagerung von Paris, die dantesk kämpfende und brennende Kommune innerhalb des eisernen Rings der zuschauenden Germanen mit dem weißbärtigen neuen Kaiser: alles das ist mit dem wirklichen und leibhaften Geschehen so fix und fertig für die Vorstellungskraft, daß für jetzt nichts daran herumzudichten ist. Aber ich hätte nicht geglaubt, daß auch sonst die Literaten und Poeten so viel hinter den Soldaten zurückstehen würden an Tüchtigkeit und Intelligenz, wie jetzt geschieht (vide unter anderem die Geschichte mit einem deutschen Dichtertag, poeta laureatus usw.).

6. Dezember 1874

Meine Faulheit, von der Sie nachsichtig schrieben, ist eine ganz seltsame pathologische Arbeitsscheu in puncto litteris. Wenn ich darin bin, so kann ich große Stücke hintereinander wegarbeiten bei Tag und Nacht. Aber ich scheue mich oft wochen-, monate-, jahrelang, den angefangenen Bogen aus seinem Verstecke hervorzunehmen und auf den Tisch zu legen, es ist, als ob ich diese einfache erste Manipulation fürchtete, ärgere mich darüber und kann doch nicht anders. Währenddessen geht aber das Sinnen und Spintisieren immer fort, und indem ich Neues aushecke, kann ich genau am abgebrochenen Satz des Alten fortfahren, wenn das Papier nur erst glücklich wieder daliegt.

Dramatisches kann ich Ihnen nichts mitteilen, da nur wenige Aufzeichnungen und einige zerstreute Szenen da sind. Diese Sache ist so beschaffen, daß sie mir zu wichtig ist, um so im voraus davon zu naschen und wieder aufzuhören. Ich habe das Gefühl, daß wenn man einmal angefangen und dabei Erfolg gefunden hat (d. h. natürlich wenn!), man dann rasch hintereinander weg das machen soll, was man sich beschieden glaubt. Ich bin jetzt fünfundfünfzig Jahr alt; in einem Jahr etwa denke ich mit dem Erzählungswesen abzuschließen und dann auf frischem Tisch das Drama vorzunehmen, wobei es einzig darauf ankommt, ob ich noch

fünf bis acht Jahre fähig bleibe. Das Altern ist ja bei jedem verschieden. Ich habe den Aberglauben, daß jeder irgend einmal macht, was ihm zukommt, früh oder spät, wenn er nur leben bleibt. Kommt's nicht dazu, so ist's auch Wurst! Ich kann mir ein eigenes Arbeitsglück denken in einem Zustande, wo alle anderen Wirrnisse und Illusionen abgezogen sind und man mit innerer Wärme und Gemütsruhe zugleich allerlei hübsche Sachen zurechthämmert und den Leuten einen Spaß vormacht, ohne den Schlaf dabei zu verlieren und, was die Hauptsache ist, ohne zu riskieren, sich noch selbst zu überleben.

Inzwischen erlebt man freilich, daß einem dieser oder jener Stoff, den man sich aufgehoben hat, lustig von einem anderen aufgeschnappt wird. So hatte ich ein Trauerspiel nach einer ernsten klassischen Schweizererzählung des Jeremias Gotthelf in meinem Schädel fix und fertig gedacht, als Mosenthal seinen « Sonnwendhof » daraus machte. Ich ließ den Stoff still fallen, ohne daß ein Mensch darum wußte.

Ein Stoff, den ich alle zehn Jahre einmal beäugelte, bestand in folgendem: einer in hiesiger Gegend überlieferten Begebenheit, die übrigens auch schon gedruckt sein mag.

Ein Mann begräbt seine gute Frau, die er mißhandelt hat. Sie war aber scheintot und steigt daher, als der Totengräber in der Nacht das Grab wieder öffnet, um die Leiche zu berauben, aus der Grube, nimmt die Laterne des fliehenden Totengräbers und geht nach Hause, wo sie die Glocke zieht. Der Mann wacht auf, und, erst voll Schreck vor dem vermeintlichen Geist, dann voll Haß gegen die Wiedergekehrte, läßt er sie nicht ein, sondern verstößt sie in das Unwetter hinaus in ihrem Leichentuch, um sie umkommen zu lassen, und verschließt das Haus. Da gerät sie dem in die Hände, der sie liebt und rettet usw. Dies Sujet war mir aber immer zu shakespearehaft und kolossal, doch zog es mich immer wieder an. Vielleicht hätte ich es nach Hervorbringung anderer Stücke doch noch vorgenommen, wenn der gehörige Kredit und die nötige Unverschämtheit erreicht war.

Nun hat Weilen seine « Dolores » hervorgebracht, und, wie ich lese, als ein rechter Pfuscher, indem er das Große des Motivs lang vor den Beginn des Stückes verlegt. Indessen machen mir solche Verluste nicht den mindesten Verdruß, denn ich war zum Glück in meinem Leben nie ein Stoffjäger. Einen « Herzog Albrecht » resp. « Agnes Bernauerin » hatte ich in den fünfziger Jahren in Berlin ausgedacht, als Hebbel und Melchior Meyr miteinander zumal darüberher gerieten. Ich hätte das blühende Leben und das mörderische Eingreifen in die Exposition verlegt und dann das tragische Wüten des Sohnes gegen den Vater zum Hauptinhalt des Trauerspiels gemacht.

Der Hauptstock meiner dramatischen Projekte ist durch solche Vorkommnisse noch nicht berührt, da sie alle so recht aus meinem Eigenen gewachsen sind, Dinge, auf die jeder nur selbst und allein verfallen kann.

18. Mai 1875

Eine rechte Menschenstudie könnte man jetzt an den vier Bänden Briefwechsels zwischen Rahel und Varnhagen machen, die vor einiger Zeit herausgekommen sind aus dem bekannten Nachlaßtorfmoor. Haben Sie dieselben gesehen? Sie sind an Interesse dieser Art von erstem Rang. Wie Sonnenschein leuchtet's und blitzt es in das verjährte Verhältnis hinein! Sie, die absolute Natur, Wahrheit, Selbstlosigkeit, Genialität, der absolute Lärm, die absolute Stille, das Meer, die Bescheidenheit, das göttliche Selbstgefühl usw. usw. und zugleich die fortwährende Pose, Selbstbeschreibung, Selbstverzehrung, Beschwörungssucht, Überredungslist, höchste Naivetät des Selbstlobes usw. bis ins grob Körperliche hinunter! Er immer der Varnhagen. Dann aber eine Menge unschätzbarer faktischer Sachen, eine Begegnung mit Goethe z. B., welche gar zu charakteristisch ist, aber keineswegs zu ihren Gunsten. Es sollte einer einmal diesen Gegenstand mit der nötigen Pietät, aber auch mit Ungeniertheit abschließlich behandeln, solange noch die Tradition des Verständnisses für jene Zeit und jene Berliner da ist.

28. Juni 1875

Reuter ist mir sehr wertvoll und lieb; er war eine reiche Individualität und hatte alles aus erster Hand der Natur. Auch das Idiom stört mich an sich nicht; denn durch solche energische Geltendmachung der Dialekte wird das Hochdeutsch vor der zu raschen Verflachung bewahrt. Seine eigene Beschränktheit für den Dialekt kommt bei allen Dialektdichtern vor und ist, glaube ich, notwendig, weil nur dadurch sie zu Virtuosen darin werden. Es braucht einen Fanatismus, um der gemeinen Schriftsprache so den Rücken kehren und seine Sache unverdrossen durchführen zu können. Langweilig ist freilich dabei das Geschwätz der Verehrer, als ob die Herrlichkeit ganz unübersetzbar wäre und durchaus nur in der Ursprache genossen werden müsse. Damit bewundern sie nur ihre eigene plattdeutsche Hausprache. Ich habe noch nicht eine Seite von Reuter gelesen, die man nicht ohne allen Verlust sofort und ohne Schwierigkeit hochdeutsch wiedergeben könnte. Allein zu solchen Äußerungen machen die Reuterphilister gerade so mitleidige Gesichter, wie Philologen, wenn einer sagt, daß er den Homer nicht griechisch, sondern nur in Voßens Übersetzung lesen könne; und ist das doch noch etwas ganz anderes. In Zürich haben wir einen solchen Dialektvirtuosen [August Corrodi], der hat den Robert Burns in den Zürcher Landdialekt übersetzt und behauptet, nur in diesem werde der schottische Dichter wieder genießbar.

Der edle Mörike ist nun auch gestorben. Ganz im Sinne seines Wesens und Schicksals habe ich die Nachricht nicht a tempo gleich zuerst erfahren oder gelesen, sondern erst im Verlaufe der Tage oder Wochen aus reproduzierenden entfernteren Zeitungen, weil diejenigen, die ich täglich lese, gar keine Notiz davon genommen hatten. Es war ganz die Situation, wie wenn man sagt: Ist der oder jener denn tot? Seit wann denn? und einem erwidert wird: «Wissen Sie das noch nicht? Schon seit vier Wochen!» Herr Jesus!

Es ist gewissermaßen wie beim Abscheiden eines stillen

Zauberers im Gebirge oder beim Verschwinden eines Hausgeistes, das man erst später inne wird.

8. Oktober 1875

Es ist, wie wenn ein schöner Junitag dahin wäre mit Mörike, und noch nicht sicher, daß das Bewußtsein auch jetzt noch davon allgemein werde; eine entmutigende Aussicht für alle, die nicht auf der Landstraße im Staube und Dreck forttraben.

An Friedrich Theodor Vischer

29. Juni 1875

... Wegen Ihrer Aufsätze über meine Siebensachen muß ich aber doch ein bißchen widerbellen, natürlich nur unter uns, in zwei Punkten. Ihre strafende Bemerkung über gewisse Unzukömmlichkeiten, « Batzen », wie Sie's nennen, sind mir nur an zwei Orten verständlich, und auch da sind die vermeintlichen Schweinereien eine tragikomische Folge einer an sich harmlosen Künstelei, die dadurch bestraft wurde. Nämlich die « Nasenzöpfe » in einer der Legenden; mit diesen verhält es sich so. Ich wollte, unter dem Eindruck des Krieges, nationale Tendenzen hineingeheimnissen. Guhl, der Geschwinde (Guhl alemannisch Hahn, z. B. bei Hebel), sollte Frankreich vorstellen, Maus, der Zahllose, den Panslawismus, welche die Muttergottes als deutscher Recke sukzessive besiegt. Das äußere Wesen des Slawischen sollte unter anderem durch allerlei gezopftes Haar- und Schnauzwerk gemalt sein, und da dachte ich mir als Übertreibung wirkliche lange barbarische Nasenhaare als Zöpfchen, und es fiel mir nicht im Traume ein, daß etwas wirklich Ekelerregendes wie Nasenschleim u. dgl. ins Spiel komme. Die andere Stelle ist in den « Gerechten Kammmachern », wo einer derselben ruft: « Ich sehe, wie die verehrte Jungfer Bünzlin mir wollüstig zuwinkt und die Hand auf – » das Herz legt, sollte es heißen. Hier sollte der Witz darin bestehen, daß der Tölpel sagen wollte, liebreich oder zärtlich zuwinkt, und aus Unkenntnis der Sprache das Wort wollüstig

gebraucht, wobei aber die falsche Prüde sofort eine nicht zu duldende Unanständigkeit oder Sauerei versteht und ihn unterbricht, aus gleicher Dummheit. Anstatt den Satz: « die Hand aufs Herz legt » ruhig auszuschreiben, wollte ich drastischer unterbrechen, ohne zu merken, wie vertrackt die Sache aufgefaßt werden kann. Ich sah das erst nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe. Als ich die Korrektur der zweiten Auflage erhielt, sah ich die scheinbare Zote wieder und wollte sie korrigieren, vergaß es aber glücklich! So strafen sich die allzu ausgetüftelten Schnurren!

Eine kleine Berichtigung muß ich noch anbringen wegen des « Spiegel das Kätzchen ». Dieses Märchen ist stofflich ganz erfunden und hat keine andere Unterlage als das Sprichwort: « Der Katze den Schmer abkaufen », welches meine Mutter an einem unvorteilhaften Einkaufe auf dem Markte zu brauchen pflegte. Wo das Sprüchlein herkomme, wußte weder sie noch ich, und ich habe die Komposition darüber ohne alles Vorgelesene oder Vorgehörte gemacht. Nun aber nehmen Sie diese verjährten Quengeleien nicht übel!

Die letzte Seldwyler Geschichte haben Sie, wie ich bei der Frau Heim hörte, zu tendenziös und lokal gefunden. Ich glaube, der Hauptfehler liegt darin, daß es eigentlich ein kleiner Romanstoff ist, der novellistisch nicht wohl abgewandelt werden kann. Daher vieles deduzierend und resumierend vorgetragen werden mußte, anstatt daß es sich anekdotisch geschehend abspinnt, daher der tendenziöse langweilige Anstrich. Im übrigen glaubte ich mich zum Schluß in einem modernen ernsteren Kulturbild versuchen zu sollen, und es schien mir der Mühe wert, nachzuzeichnen, wie auch in den verfeinerten Verhältnissen der sogenannten freisinnigen Religiosität Unheil und Familienstreit entstehen kann. Übrigens ist nach meiner tiefen Überzeugung die sozial konventionelle freie Theologie und Kirchlichkeit nicht haltbar, und der vulgäre Glaube, « etwas müsse sein wegen der Plebs », wird wie jede Selbstanlügerei unter Umständen ein schlimmes Ende nehmen. Die bewußte Ver-

logenheit aber macht sich bereits im Charakter der Neupriester geltend, und zu den alten Lastern kommt noch die Eitelkeit und rhetorische Prunksucht, das Histrionentum.
Die Wirkung dieser Novelle in Zürich war einigermaßen drastisch und lehrreich. Während ein Alexander Schweizer und Biedermann sich nichts anmerken lassen und sich nach wie vor mit mir benehmen, ist ein Lang wie des Teufels. Er machte in der Predigt wiederholte Ausfälle, indem er wohlweislich die eigentliche Pointe ignoriert und nur den Unglauben denunziert und Goethesche Zitate, aus Faust usw. entgegensetzt und ganz so predigt, wie es in der Geschichte vorgezeichnet ist, wie wenn er davon behext wäre, so daß ich eigentlich eitel darauf sein sollte.

An Marie von Frisch

18. Juli 1875

Nach dem Umzug in seine neue Wohnung auf dem Bürgli in der Enge.

In meiner Wohnung lebe ich wie ein König, weiteste Aussicht und Wolken ganze Heerscharen. Das Haus hat großes Ausgelände, Bäume, Wiesen, Linden, die mir dicht vor dem Fenster stehen usw. Wenn ich nur darin zu Haus bleiben könnte den ganzen Tag. Aber ich muß hin und her rennen wie ein Jagdhund, es fehlt nur, daß ich noch belle unterwegs! Abends aber bleibe ich fast immer zu Hause und schreibe am offenen Fenster, während der weite See im Mondschein schimmert, wenn's nämlich Vollmond ist. Aber auch wenn nur einzelne helle Sterne über dem See oder Gebirge stehen, ist es schön, und alles so still ist und nur meine Torheit wach und laut!

An Ferdinand Weibert

3. August 1875

Über Verlag und Neuausgabe des «Grünen Heinrich».

Für die neue Ausgabe kommt alles darauf an, daß sie auch für die alten Leser ein neues Interesse darbietet durch eine

packendere Form. Ich werde mich mit aller Gemütsruhe dahinter machen und Ihnen den Handel alsdann vorlegen, wenn Sie noch Lust dazu haben.

Ich bin nun überzeugt, daß in der mit Viewegs gepflogenen Korrespondenz kein Wort von künftigen Auflagen steht; es könnte das nur in meinen Briefen der Fall sein; aber da ich nicht einmal wußte, wie stark die Auflage sein sollte, so habe ich selbst gewiß nichts von künftigen Auflagen gesagt. Übrigens ist das Manöver mit dem merkwürdigen § 4 deutlich genug. Auch rücksichtlich an mir erlittenen Schadens habe ich mir kein Gewissen zu machen. Es wurden nach früheren Briefen in den ersten paar Jahren mindestens 600 Exemplare um den Ladenpreis von sieben Talern verkauft, der bis gegen das Ende der sechziger Jahre festgehalten wurde; hiemit waren die Kosten mehr als gedeckt, ja der Gewinn überstieg schon die Honorarsumme. Ich bin sonst nicht der Meinung, daß bei der Mühe und dem mannigfachen Verdruß, den wir oft den Herren Verlegern durch unsere übeln Eigenschaften machen, der Autor so philistros nachrechnen soll. Wo aber eine so unverhohlene Tendenz vorherrscht, das arme Produkt vieler Tage und Nächte ein für allemal in dem Geschäftsgewölbe des willkürlichen Verlegers verschwinden zu lassen, da kommt man dazu.

An Adolf Exner

27. August 1875

Wollen wir nicht nächstes Jahr wieder einmal an den Mondsee gehen, nur zwei oder drei Wochen? Es war doch sehr vergnügt dort, auch ist der beiläufige Aufenthalt im Hotel Soundso in Salzburg sehr bei mir angeschrieben wegen der Rebhühner und des Gumpoldskirchners. Hier in Zürich ist jetzt ein hübsches Café auf der « Meise » (mit dem schönen eisernen Barockbalkone), da sitzen wir in den schönen Sälen und trinken zum Andenken – eine gute Flasche Gumpoldskirchner für 3 Franken 50 Rappen. Öfter als nötig ist! Das

heißt, ich bin jetzt doch abends meistens zu Hause auf meinem Bürglibühel. Aber am Samstag abends oder Sonntags da bleib' ich in der Stadt, und dann sauf' ich für sieben Mann! Ich sag' Ihnen! Und provozier' die besten Weine, daß die andern Viecher, die Weib und Kinder haben, mit sauersüßen Mienen in die Tasche greifen, wenn sie mir, wie projektiert, die Schmiere nicht haben anwürfeln können. Dann humple ich, oft lange nach Mitternacht, die dunkle Engestraße hinaus auf das «Bürgli» und weiß trotz der Beladung den Messerstichen der italienischen Eisenbahnarbeiter sehr geschickt auszuweichen, welche sich die ganze Straße entlang gegenseitig in den Seiten kitzeln, anstatt die Seebahn fertig zu bauen, auf der wir nach Glarus fahren wollen, wenn Sie herkommen.

An Josef Viktor Widmann

23. September 1875

Verehrter Herr und Freund!

Wessen Geistes Kind der Herausgeber der « Schweizerischen Dichterhalle » ist, können Sie daraus ersehen, daß er mich mit dem Vorgeben ködern wollte, Sie seien bereits zugesagter Mitarbeiter. Sie werden es mir nicht gerade nachtragen, daß ich dessenungeachtet dem Kerl gar nicht geantwortet habe und ihn, sofern er nochmals kommt, gehörig abschwarten werde. Es ist, wie ich höre, der gleiche Betriebsame, der vor einem oder zwei Jahren im Kanton Appenzell, wo die ärztliche Praxis frei ist, sich als siebzehnjähriger Mensch zur Behandlung der Frauenkrankheiten öffentlich empfohlen hat.

Übrigens wachsen mir, abgesehen von vorliegendem Fall und so sehr ich ein Freund der Deutschen bin und ein Angehöriger ihrer Literatur sein mag, doch diese fortwährenden Anläufe deutscher Spekulanten, der sogenannten schweizerischen Poesie und Literatur unter die Arme zu greifen, nachgerade zum Halse heraus, und das augenblickliche Anbeißen unserer von Eitelkeit und Druckfieber geplagten

Dilettantenwelt erregt jedesmal aufrichtigen Verdruß und Verachtung.

Das Unternehmen des gegenwärtigen Bummlers ist zudem eine pure Nachahmung der glorreichen « Deutschen Dichterhalle », welche ich mir seit drei Jahren zum Spaße halte und trotz der Beteiligung mancher namhaften Leute zu pathologischen Studien gebrauche, die in reichlichem Maße, was Torheit und Unverbesserlichkeit der Menschen betrifft, dort angestellt werden können.

Was schweizerische Poesie betrifft, so ließe sich jetzt in der Tat eher, als vor einigen Jahren, einmal ein mit einiger Auswahl und Exklusivität konfidentiell entstandenes Lebenszeichen auf dem Wege eines einzelnen Sammelbändchens zuwege bringen, wenn einmal geschweizert sein muß in solchen Dingen. Die jetzige auffallende Impotenz in Deutschland (vide « Dichterhalle » usw.) würde ein solches Vorgehen motivieren, um den publizistischen und literarischen Schwätzern eins auf die Finger zu geben (nämlich wegen des fortwährenden Getues, als ob von der Schweiz aus nur schwer was kommen könne). Aber ich möchte damit die ewigen Gründer einer schweizerischen literarischen Hausindustrie keineswegs unterstützen. Es dürften auch höchstens sechs bis sieben Leute zugezogen werden und unter der Voraussetzung, daß jeder etwas Rechtes zu geben bestrebt sein würde, kein Wiedergekautes, kein Alpenrösliches usw.

An Emil Kuh

8. Oktober 1875

Ihr « Junges Deutschland » hatte ich zum größten Teil im « Neuen Reich » auf dem hiesigen Museum gelesen, soweit ich dazu kommen konnte; jetzt habe ich es ganz durchgekostet und danke Ihnen dringendst für die Arbeit und das Geschenk. Auf die noch lebenden Gesellen jener Schule muß Ihre Untersuchung einen wunderlichen Eindruck machen, namentlich auf Gutzkow, der so viele andere miß-

handelt hat und zwar oft aus lauter elender Bosheit und berechnender Vorsätzlichkeit. Aus Ihrer Schilderung wird aufs neue klar, wie schrecklich es ist, wenn ein Mensch als unreifer Junge, von der Schule weg, unter die Literaten geht und bis ins Alter hinein ohne Aufhören, ohne Ausruhen, ohne eine Pause und Zeit anderer Beschäftigung fortschriftstellert und fortschustert, immer auf dem Marktplatz stehend oder sitzend, wie eine grau gewordene Hökerin, die ihren vierzig- oder fünfzigjährigen Eckplatz hat gleich links neben den Fischhändlern.

An Paul Heyse

11. November 1875

Heyse hatte Keller mitgeteilt, er habe ihn bei der Kapitelssitzung des bayrischen Maximiliansordens als Nachfolger Mörikes vorgeschlagen, was mit Akklamation angenommen worden sei. Entgegen seinem ablehnenden Bescheid hat sich Keller später doch zur Annahme des Ordens bewegen lassen, ohne aber davon je irgendwelchen Gebrauch zu machen.

Wegen der Maximilians-Ordenssache will ich mich nicht lang bei Komplimenten und Betrachtungen über meine Unwürdigkeit usw. aufhalten. Leider hängen die Trauben, wie der Patriarch und Kirchenvater richtig ahnte, auch anderweitig zu sauer. Ich schicke Ihnen unter Kreuzband die schweizerische Bundesverfassung, aus deren Artikel 12 Sie kurzweg ersehen wollen, daß den eidgenössischen Beamten die Annahme von dergleichen untersagt ist. Nun bin ich zwar kein sölchener; allein als Schreiber der alten Republik Zürich bin ich doch auf einem so exponierten Pöstchen oder Schemelchen, daß die analoge Anwendung der Bundesvorschrift von selbst geboten ist.

Ich muß Sie also herzlich dankbar bitten, die Sache in aller Stille einzubalsamieren und einschlafen zu lassen. Dies geschieht sans phrase und Sie werden mir auch glauben, daß ich damit keinerlei politisch pharisäische Kannegießerei treiben will. Vielmehr anerkenne ich es als Ehre und Freude,

unter Umständen auch in solcher Form einem Verbande Vortrefflicher angehören zu dürfen.
Auf der andern Seite will ich mich hinwieder auch nicht über meine heimatlichen Einrichtungen blasiert erheben. Fragliches Postulat gehört zu den Instinkten der Selbsterhaltung der Demokratie (und zwar einer historisch ausgewachsenen) und muß daher respektiert werden. Wir haben hier ein Konkretum gegen ein Konkretum, möge es niemals einen blutigeren Konflikt geben.

**An den Regierungsrat des Kantons Zürich*

30. März 1876

Herr Regierungspräsident!
Geehrte Herren!

Der ehrerbietig Unterzeichnete sieht sich veranlaßt, noch vor Ende der laufenden Amtsdauer Ihnen die seit bald 15 Jahren bekleidete Stelle als Staatsschreiber zur Disposition zu stellen, um bei seinen vorgerückten Jahren noch Muße zur Ausübung seiner privaten Tätigkeit als Schriftsteller zu gewinnen und es ersucht derselbe, ihm die Entlassung auf 1. Juli d. J. resp. den Rücktritt auf diesen Zeitpunkt bewilligen zu wollen.
Genehmigen Sie, Herr Regierungspräsident, hochgeachtete Herren, den Ausdruck vollkommener Hochachtung und Ergebenheit.

G. Keller, Staatsschreiber.

An Ferdinand Weibert

11. Mai 1876

Auf die Nachricht vom Tod Freiligraths.

Freiligrath gehört zu den wenigen, von welchen man nicht glauben mag, daß sie wirklich fort und verschwunden sind, bei deren Tod man sich ängstlich fragt, ob man sich nichts vorzuwerfen, sie nie beleidigt habe, aber sofort ruhig ist, weil sie einem nicht den geringsten Anlaß dazu hätten geben können vermöge ihres wohlbestellten Wesens.

An Emil Kuh

8. Juni 1876

Was ich jetzt vorbringen möchte, ist ein Gegenstück, leibhaftes Pendant zu Ihren Silbergroschen-Broteinkäufen in Berlin, womit ich aufwarten kann. Ich war schon dreißig und ein oder zwei Jahre alt, als ich dort in der Mohrenstraße in einem schönen Hause wohnte. Ich war in guter Gesellschaft eingeführt, aber wenig bekannt, geriet in Geldverlegenheit und konnte nicht mehr studentisch verfahren, verstand nicht einmal, auf gute Art ein Mittagessen zu borgen. So hatte ich mich mit wenig Münze hinausgeschwindelt, um die endliche Geldankunft zu erharren, die nicht mehr lange ausbleiben konnte. So besaß ich eines Abends noch fünf Silbergroschen, als mich ein Bildhauer in die Wagnersche Bierkneipe abholte, wo verschiedene damalige Notablen saßen, unter andern der verstorbene Melchior Meyr, die nicht recht wußten, was sie aus mir machen sollten und unter sich sagten: was ist denn das für ein Schweizer? was tut der hier usw.? Ich trug nur Sorge, daß ich noch einen Groschen übrig behielt, indem ich dachte, du kannst morgen mittags noch ein Brötchen dafür kaufen, so geht der Tag hin! Richtig, am andern Mittag überzeuge ich mich, daß das Luder noch da sei, gehe in einen großen Bäckerladen in der Nachbarschaft und nehme einen Groschenweck, gebe den Groschen. Die lange, etwas verdrießliche, aber elegante und angesehene Bäckerstochter, die mich gewiß alle Tage vorübergehen sah, besieht den Groschen; die Kellnerin vom vorigen Abend hatte mir einen ungültigen, verrufenen Gröschling irgendeines deutschen Raubstaates gegeben, was ich nicht wußte und verstand. Die Bäckerin sagt: « Der wird nicht angenommen, es ist ein falscher! » Ich habe keinen anderen und muß das Brot wieder aus der Hand geben und mich aus dem Laden drücken mit meiner Eßlust, während die Person mich vom Kopf bis zum Fuße betrachtet. Ich fühlte mich zwiefach beschimpft, von der betrügerischen Kellnerin, wie von der bornierten Bäckerin, der es nicht

einfiel, an eine Notlage zu denken, und nur froh war, nicht das Opfer eines listigen Kumpans geworden zu sein. Ich brachte den Tag richtig ungegessen zu und mußte am andern Morgen dann doch Geld borgen, was viel leichter von statten ging, als ich geglaubt hatte. Wäre ich aber nicht so unpraktisch gewesen, so hätte ich das kleine, aber bedeutsame Doppelgestirn der beiden Weiber nicht gesehen; denn es ist ja gleichgültig, ob es sich um den Kopf eines Mannes in einer Tragödie, oder um einen Groschenwecken handelt.

★

Vorwort zu einem Lesebuch

Aus dem Vorwort zu «Der Schweizerische Bildungsfreund, ein republikanisches Lesebuch. Von Dr. Thomas Scherr. Poetischer Teil. Neunte Auflage. Neu bearbeitet von Dr. Gottfried Keller, Staatsschreiber in Zürich». September 1876.

Die erste, dramatische Abteilung anlangend, so war zuerst beabsichtigt, den Tell, das einzige Stück der bisherigen Auflagen, ganz wegzulassen angesichts der großen Verbreitung, die jetzt ermöglicht ist und auch von behördlicher Seite wiederholt stattgefunden hat. Weil aber geschichtliche Schulbücher bereits der Tell- und Bundessage nicht einmal mehr als eines kulturhistorischen Momentes glauben erwähnen zu dürfen in kritischer Gewissenhaftigkeit und die vierhundertjährige Existenz derselben einfach verheimlichen, so hielt ich dafür, man solle ihr den Platz in den poetischen Lesebüchern um so treulicher aufbewahren. Immerhin wurde der Auszug des Schiller'schen Tell gekürzt.

Dagegen glaubte ich, mit Zustimmung berufener Personen, den Einblick in die dramatische Welt erweitern zu sollen durch Aufnahme von Auszügen antiker Tragödien und eines Shakespear'schen Stückes. Äschylos und Sophokles dürften manchenorts einiges Bedenken erregen wegen mangelnden Verständnisses. Wenn es aber Tatsache ist, daß die deutsche Bibel Jahrhunderte lang das einzige klassische Lesebuch des Volkes gewesen ist und letzteres trotz allen Man-

gels an philologischer und archäologischer Erklärung aus ihr allein die Kraft seiner Sprache und seinen Mutterwitz hat nähren müssen, so läßt sich hoffen, daß auch aus den klassischen Denkmälern der Profanliteratur manch stiller Jüngling in den Volkshütten einen geistigen Gewinn ziehe, der ihm sonst versagt ist. Die notwendigste Belehrung sollte überdies bei der jetzigen Entwicklung des Lehrerstandes nicht mehr unmöglich sein. Für die einfache Größe jener Alten ist vielleicht mehr Empfänglichkeit in dem brachen Grunde der jungen Volkswelt vorhanden, als auf den vielbearbeiteten Kulturhöhen; wenigstens sollte mehr, als es geschieht, die Herbeiführung jener Zeit versucht werden, die hoffentlich einmal kommt und für Alle nur eine und dieselbe ästhetische Lektüre hat, jene Zeit, welche der sogenannten Volksschriftstellerei mit ihrer albernen Titti-Tatti-Sprache den Abschied gibt.

AMTLICHE BEKANNTMACHUNGEN UND BETTAGSMANDATE

Aufruf zu den Maiwahlen 1862

Mitbürger!

Die Amtsperiode des gegenwärtigen Großen Rates unseres Kantons ist abgelaufen und daher der Zeitpunkt wieder gekommen, in welchem Ihr berufen seid, Euere Stellvertreter in dieser hohen Behörde neu zu wählen. Das Gesetz ordnet die Wahl auf den ersten Sonntag im Monat Mai an.

Getreu der bisherigen Übung unterlassen wir nicht, Euere Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Akt in unserm staatlichen Leben hinzulenken.

Nach unserer republikanischen Verfassung ist der Große Rat die oberste Behörde des Landes. Durch die Wahl, aus der er hervorgeht, übt das Volk eines seiner wichtigsten Souveränetätsrechte aus.

Der Große Rat gibt dem Lande die Gesetze, durch welche die Grundsätze seiner Verfassung ins Leben geführt, die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten geregelt und vervollkommnet, das Institut der Kirche organisch gestaltet und geschützt, die Bildung der Jugend möglichst gesichert und erweitert, der Rechtspflege sichere, dem Geiste der Gegenwart entsprechende Grundlagen gegeben und mannigfache Schöpfungen und Einrichtungen hervorgerufen und ausgebildet werden, die dazu bestimmt sind, Euere Interessen, die Interessen des Volkes, in geistiger wie in materieller Richtung zu wahren und zu fördern.

Der Große Rat übt daher in seiner Stellung als Gesetzgeber einen mächtigen Einfluß aus, nicht nur auf das Gedeihen des Staats- und des Gemeindelebens, sondern auch auf die

Entwicklung der geistigen Kräfte und der materiellen Hilfsmittel, auf die Verwertung und Nutzbarmachung derselben, auf die Äufnung der Quellen des Wohlstandes; mit einem Worte auf die Volkswohlfahrt im allgemeinen. Ihm als höchster Staatsbehörde steht überdies die Aufsicht über die Verwaltung des Landes und die Handhabung der Rechtspflege, sowie die Bestellung der höhern Staatsämter zu.

Aus dieser verfassungsmäßigen Stellung der zu wählenden Behörde ergibt sich von selbst die Bedeutung des Wahlaktes.

Erinnert Euch, Mitbürger! am kommenden Wahltage, daß die Männer Euerer Wahl in den wichtigsten Angelegenheiten des Landes, bei Fragen, die Euere nächsten und höchsten Interessen berühren, ja bei deren Entscheidung auch das Wohl der künftigen Generation noch beteiligt sein kann, und bei Beschlüssen, die selbst auf die Stellung Zürichs als Glied der Eidgenossenschaft von Einfluß sein können, ihre Stimme abzugeben und mitzuwirken haben.

In der hohen Bedeutung des Rechtes, das diese Wahlen in Euere Hände legt, liegt die Aufforderung an Euch, die Ausübung desselben nicht zu versäumen. Nur ein freies Volk besitzt das Recht, seine Gesetze sich durch freigewählte Stellvertreter, also mittelbar sich selbst zu geben. Daß dann aber diese Gesetze wirklich der Ausfluß seiner Einsicht und seines Willens seien, daß sie seinen wahren Interessen entsprechen, dessen kann es sich nur durch seine Wahlen versichern.

Darum werdet Ihr, je lebhafter Euere Teilnahme für das öffentliche Wohl und für das Glück des Landes ist, desto mehr Euch gedrungen fühlen, an den bevorstehenden Wahlen teilzunehmen.

Als ein freies Volk, das seine politischen Güter nach ihrem wahren Werte zu schätzen weiß, und sie als die Quelle seines Glückes erkennt, wird das zürcherische Volk von solchem Rechte auch einen wohl bedachten und gewissenhaften Gebrauch machen. Es wird die Aufgabe seiner Stellvertreter ins Auge fassen und frei von allen andern Rücksichten seine

Blicke auf solche Männer richten, in die es Vertrauen setzen darf, daß sie dieser Aufgabe, so viel an ihnen liegt, zu genügen suchen werden; es wird sich dabei durch die Erfahrungen der Vergangenheit leiten lassen; zugleich aber auch einen Blick in die Zukunft werfen und darnach fragen, was diese zu erwarten und zu wünschen berechtigt sei.

Mitbürger! Unser aller Wunsch ist es, daß unser republikanisches Gemeinwesen in seiner Entwicklung ruhig und sicher vorwärts schreite, daß das Gemeinde- und Familienleben stetsfort in seinem Schoße gedeihe, daß, neben der materiellen, auch und insbesondere die geistige und moralische Wohlfahrt der Bürger geschützt und gefördert werde durch den Geist, der im öffentlichen Leben namentlich in der Gesetzgebung waltet. Wohlan denn, wirket durch Euere Wahlen dazu mit, daß dieser unser Wunsch sich zur Wirklichkeit gestalte. Wirkt dazu mit, daß der Wahltag ein glücklicher und ehrenvoller Tag für das Land sei!

Dann werden unter dem Schutze der Vorsehung die freien und glücklichen Institutionen desselben durch das Walten der Behörde, die aus Eueren Wahlen hervorgeht, sich erhalten und erweitern und wir werden uns mehr und mehr ihres Segens freuen können.

Zürich, den 12. April 1862.

Im Namen des Regierungsrates:
Der erste Präsident: Dr. U. Zehnder.
Der erste Staatsschreiber: Keller.

Kundmachung

Präsident und Regierungsrat des Kantons Zürich an die Bürger desselben.

Liebe Mitbürger! Die gegenwärtigen Herbsttage sehen unsere landwirtschaftliche Bevölkerung in froher Ernte begriffen; Stadt und Land hat sich ihrer reichen Ergiebigkeit zu erfreuen und hiefür, nächst dem Segen des Himmels, dem unserm Volke innewohnenden allgemeinen Fleiße zu danken.

Umso teilnehmender muß unser Blick auf diejenigen unserer Mitbürger gerichtet sein, welche durch einen einzigen Gewitterzug der Frucht ihrer Mühen verlustig gingen und nun, statt die Herbstfreuden des ganzen Landes teilen zu dürfen, mit Sorgen dem Winter und dem kommenden Jahre entgegensehen müssen.

Das Hochgewitter, welches am vergangenen 29. Brachmonat die Bezirke Regensberg, Bülach und Andelfingen durchzog, hat nach den uns zugegangenen amtlichen Schätzungen folgenden Schaden verursacht.

Im Bezirk Andelfingen wurden die Gemeinden Berg, Flaach, Alten, Örlingen, Trüllikon, Rudolfingen und Wildisbuch von einem Gesamtschaden von 212 847 Fr. betroffen. Im Bezirk Bülach wurde Teufen bis zum Betrage von 7463 Fr. geschädigt, und im Bezirk Regensberg erreicht der Schaden in den Gemeinden Hüttikon, Otelfingen, Briggelsen, Buchs, Regensberg, Niederhasli und Dielsdorf die Summe von 306 211 Fr.

Der Gesamtschaden der drei betroffenen Bezirke beträgt sonach 526 521 Fr., wobei uns jedoch berichtet wird, daß nur im Bezirke Regensberg der gesamte Schaden ohne Rücksicht auf die Vermögensverhältnisse der Geschädigten aufgenommen, dagegen in den Bezirken Andelfingen und Bülach nur der Schaden derjenigen geschätzt wurde, welche einen gewissen niedern Vermögensstand und darunter versteuern. Abgesehen hievon und den Schaden an Obstbäumen, Futtergewächsen u. dgl. nicht in Anschlag ge-

bracht, erreicht der Gesamtschaden an Wein, Getreide und Feldfrüchten überhaupt einen Umfang von ungefähr 846 000 Fr., welcher Schaden den Weinbau einerseits und den Feldbau anderseits beinahe gleichmäßig trifft.

Wir haben uns bemüht, über diese unglücklichen Verhältnisse noch genaueren Bericht zu erhalten, und in Erfahrung gebracht, daß dieselben das Ergebnis sachgemäßer und gewissenhafter Untersuchung sind. Es ergibt sich, daß der Schaden stellenweise bis $^7/_8$ des zu hoffenden diesjährigen Ertrages erreicht und umso empfindlicher war, als z.B. das Getreide kurz vor der Ernte betroffen wurde und die betroffenen Fruchtfelder nicht mehr für andere noch im gleichen Jahre Nutzen bringende Kulturarten angesät werden konnten.

In den meistgeschädigten Gemeinden war die größere Zahl der Unvermöglichen zum Ankauf von Getreidesamen genötigt, um ihre Felder wieder bestellen zu können. Für viele unserer geschädigten Mitbürger reicht der Jahresertrag für ihren Brotbedarf kaum bis zum Beginn des Winters, im günstigsten Falle bis zum Ende des Jahres aus, sodaß sie bis zur nächsten Ernte von dieser Zeit an ihr tägliches Brot werden kaufen müssen.

Wenn aber der unvermögliche Landmann, statt den Ertrag seiner Jahresarbeit zur Bestreitung seiner Verbindlichkeiten verwerten zu können, gezwungen ist, sein eigenes Brot mit barem Gelde zu suchen, so ist dies das Zeichen eines außerordentlichen Notstandes, der eine Anzahl unserer Mitbürger bedroht.

Unter solch umfangreichen Folgen jenes unglücklichen Naturereignisses stehen wir nicht an, liebe Mitbürger, Eueren treuen Gemeinsinn, Euere Bruderliebe anzurufen und in Ausübung eines alten schönen Rechtes die Sammlung einer allgemeinen Liebessteuer anzuordnen.

Möge der Landwirt, der seine Ernte glücklich heimgebracht hat, möge der Gewerbsmann, dessen Gedeihen zunächst nicht vom Walten solcher Naturereignisse abhängig ist, gleichmäßig des bedrängten Bruders eingedenk sein und

mit Freunden einen Anlaß ergreifen, um christliche und bürgerliche Werktätigkeit mit liebevoller Hand zu vereinen. Gewiß ist dieser Wunsch, nachdem unser zürcherisches Volk in den letzten Jahren seinen edlen Hang zum Wohltun so kräftig und zum Teil weit über seine Grenzen hinaus wirken ließ, kein vergeblicher, wo es sich darum handelt, dem eigenen wackeren Landeskind mit fester Hilfe nahe zu sein.

Wir haben daher auf Sonntag den 25. Weinmonat zugunsten der bedürftigen Wetterbeschädigten den Bezug einer Liebessteuer in den Kirchen aller Gemeinden des Kantons, mit Ausnahme derjenigen, welche dieses Jahr vom Hochgewitter betroffen wurden, angeordnet, wobei wir es jedoch den Gemeinderäten überlassen, im Einverständnisse mit den Stillständen, diese Liebessteuer auch von Haus zu Haus einzusammeln, wo diese Art des Bezuges durch die Verhältnisse als die geeignetere erscheint.

Liebe Mitbürger! Wir vertrauen darauf, daß unser Ruf Euch ein willkommener sein werde. Die Geschädigten hoffen in ihrer Sorge auf Eure Liebe. Möge durch dieselbe die drohende Not gemildert und unser Land dadurch um ein Beispiel opferfreudigen Sinnes reicher werden. In dieser Erwartung empfehlen wir Euch samt uns dem Segen und der Obhut des Allmächtigen.

Zürich, den 10. Weinmonat 1863.

Im Namen des Regierungsrates:
Der erste Präsident: Dr. U. Zehnder.
Der erste Staatsschreiber: Keller.

Entwurf zum Bettagsmandat von 1862

Vom Regierungsrate nicht genehmigt.

Mitbürger! Wir heißen auch heute die Pflicht willkommen, welche uns auferlegt, beim Herannahen des eidgenössischen Bettages ein getreuliches Wort an Euch zu richten.

Als die Eidgenossen diesen Tag einsetzten, taten sie es wohl nicht in der Meinung, einen Gott anzurufen, der sie vor andern Völkern begünstigen und in Recht und Unrecht, in Weisheit und Torheit beschützen solle, und wenn sie auch, wo er es dennoch getan, in erkenntnisreicher Demut für die gewaltete Gnade dankten, so machten sie um so mehr diesen Tag zu ihrem Gewissenstag, an welchem sie das Einzelne und Vergängliche dem Unendlichen, und ihr Gewissen, das in allen weltlichen Verhandlungen so oft durch Rücksichten des nächsten Bedürfnisses, der scheinbaren Zweckmäßigkeit, der Parteiklugheit befangen und getäuscht wird, dem Ewigen und Unbestechlichen gegenüberstellen wollten.

Mitbürger! Wenn in ernster Feierstunde sich jeder von Euch fragen wird: Welches ist mein innerer und sittlicher Wert als einzelner Mann, welches ist der Wert der Familie, welcher ich vorstehe? so stellt er sich diese Fragen, zum Unterschied von den übrigen Festtagen unserer Kirche, vorzugsweise mit Beziehung auf das Vaterland und fragt sich: Habe ich mich und mein Haus so geführt, daß ich imstande bin, dem Ganzen zum Nutzen und zur bescheidenen Zierde zu gereichen, und zwar nicht in den Augen der unwissenden Welt, sondern in den Augen des höchsten Richters? Und wenn sodann alle zusammen sich fragen: Wie stehen wir heute da als Volk vor den Völkern und wie haben wir das Gut verwaltet, das uns gegeben wurde? so dürfen wir nicht mit eitlem Selbstruhm vor den Herrn aller Völker treten, der alles Unzureichende durchschaut und das Glück von ehrlicher Mühewaltung, das Wesen vom Schein zu unterscheiden versteht.

Zwar ist unserm Volke neulich Ehre geworden bei edlen

und großen Völkern, welche das zu erringen trachten, was wir besitzen, und unsere Absendlinge als Beispiele und Lehrer in den Hantierungen nationalen Lebens gepriesen haben, und erleuchtete Staatsgelehrte weisen schon allerwärts auf unsere Einrichtungen und Gebräuche als auf ein Vorbild hin. Aber wenn auch, wie einer unserer Redner am frohen Volksfeste es aussprach, der große Baumeister der Geschichte in unserem Bundesstaate nicht sowohl ein vollgültiges Muster, als einen Versuch im kleinen, gleichsam ein kleines Baumodell aufgestellt hat, so kann derselbe Meister das Modell wieder zerschlagen, sobald es ihm nicht mehr gefällt, sobald es seinem großen Plane nicht entspricht. Und es würde ihm nicht mehr entsprechen von der Stunde an, da wir nicht mehr mit männlichem Ernste vorwärts streben, unerprobte Entschlüsse schon für Taten halten und für jede mühelose Kraftäußerung in Worten uns mit einem Freudenfeste belohnen wollten.

Die Erfüllung unseres öffentlichen Lebens äußert sich vorzugsweise in der Erziehung unserer Kinder zu einem menschenwürdigen Dasein, zu den höchsten Zwecken unseres Staates und in der Bestellung und Vollziehung unserer Gesetzgebung.

Unsere Kirche wird allmählich aber sicher in jener Reinigung von der Willkür menschlichen Wähnens und Streitens und in jenem frischen und liebevollen Anfassen der Welt fortschreiten, welche ihr endlich wieder die allgemeine Macht über die Gemüter verleihen und sie vor drohender Zersplitterung bewahren werden. Die Angelegenheiten der Volks- wie der höhern Schule werden nicht aufhören, der Augapfel des zürcherischen Volkes zu bleiben und jener festen Gestaltung entgegenreifen, welche jedem Mitgliede unseres Gemeinwesens seine Lebensstellung klar, sicher und erfreulich macht.

Betrachten wir aber das eilige und veränderliche Leben unserer Gesetzgebung, wie es die Mehrzahl der eidgenössischen Stände bewegt und vorwärts oder rückwärts treibt,

sehen wir, wie der Wechsel der Bedürfnisse und Anschauungen, die rasch folgenden Übergänge der Zeitverhältnisse und Zustände Gesetze entstehen und verschwinden lassen, ehe sie nur entfernt in das Bewußtsein des Volkes gedrungen sind, erfahren wir, wie jedes kleine Bedürfnis Veranlassung gibt, selbst an unserer so schwer erkämpften Bundesverfassung und mit ihr an den Grundlagen des eidgenössischen Lebens zu rütteln, so finden wir den Maßstab, den wir an unsere wirkliche Reife zu legen haben, und müssen uns fragen: Sind wir ein Volk von Männern, welche zur Stunde ein Gesetz hervorzubringen vermögen, das, in ihre Herzen gegraben, für die Dauer von auch nur einem Jahrhundert berechnet ist? Die Antwort wird uns sagen, daß wir in unserer Gesamtheit noch nicht die dazu unentbehrliche harmonische Durchbildung, Einsicht und Beständigkeit errungen haben, noch nicht diejenige gute Willensstärke und Vertragstreue, welche ein vereinbartes, einfaches, fest umschriebenes Gesetz ohne Arg zu ertragen vermag und in Fleisch und Blut übergehen läßt. Wir werden damit ein Ziel vor uns sehen, das wir erst noch zu erreichen haben, und die innere Kraft zu erwägen, welche uns zur Stunde noch dazu mangelt, wird eine nicht unwürdige Aufgabe des eidgenössischen Gewissenstages sein.

Inzwischen dürfen wir nicht ermüden, den Ausbau unserer öffentlichen Einrichtungen nach Pflicht und Gewissen zu betreiben und allein von wahrer Nächstenliebe, sowie von der Achtung vor dem Rechte beseelt, das Wesen des Geistes, der durch die Zeit fährt, zu beobachten.

Was unsere kantonale Gesetzgebung betrifft, so dürfte es hier der Ort sein, eines kurzen aber vielleicht folgennahen Gesetzes zu erwähnen, welches seit dem letzten Bettage geschaffen wurde. Der von Euch erwählte Große Rat, liebe Mitbürger, hat mit einigen wenigen Paragraphen das seit Jahrtausenden geächtete Volk der Juden für unsern Kanton seiner alten Schranken entbunden, und wir haben keine Stimmen vernommen, die sich aus Eurer Mitte dagegen

erhoben hätten. Ihr habt Euch dadurch selbst geehrt und Ihr dürft mit diesem Gesetze, das ebensosehr von der Menschenliebe wie aus Gründen der äußern Politik endlich geboten war, am kommenden Bettage getrost vor den Gott der Liebe und der Versöhnung treten. An Euch wird es sodann sein, das geschriebene Gesetz zu einer fruchtbringenden lebendigen Wahrheit zu machen, indem Ihr den Entfremdeten und Verfolgten auch im gesellschaftlichen Verkehr freundlich entgegengehet und ihrem guten Willen, wo sie solchen zeigen, behilflich seid, ein neues bürgerliches Leben zu beginnen. Was der verjährten Verfolgung und Verachtung nicht gelang, wird der Liebe gelingen; die Starrheit dieses Volkes in Sitten und Anschauungen wird sich lösen, seine Schwächen werden sich in nützliche Fähigkeiten, seine mannigfaltigen Begabungen in Tugenden verwandeln, und Ihr werdet eines Tages das Land bereichert haben, anstatt es zu schädigen, wie blinder Verfolgungsgeist es wähnt.

Gemäß der Bitte jenes reinen und unvergänglichen Gebetes: « Gib uns heut unser tägliches Brot » haben noch alle Mandate das Land zum Dank für das Gegebene, für den Segen des Jahres und zu Geduld und Vertrauen in Zeiten der Sorge und des Mangels aufgefordert. Es ist nicht an der Zeit, heute diese Bitte zu vergessen, und schon können wir mit der Bitte auch den Dank verbinden; denn die Ernten standen in goldenem Segen. Aber mehr noch als die schweren Gewitter, welche in eilender Folge über viele Täler zogen, mahnt ein finsterer Schatten menschlichen Unglücks, welcher ungesehen und unheimlich mitten durch unsern Wohlstand schreitet, den empfangenen Segen zu Rate zu halten und zu wachen, daß uns zum Wiedergeben etwas übrig bleibe. Denn noch nie ist der Tagesfrieden so häufig aufgeschreckt worden durch den gewaltsamen Untergang von Verlassenen, durch Taten der Verzweiflung; noch nie haben die klaren Fluten unserer Seen und Ströme so oft die Opfer der Not in sich aufgenommen, wie in diesem schwü-

len, von Festgesängen und den Donnerschlägen des Himmels widerhallenden Sommer.

Über das Weltmeer her dröhnt das wildeste Kriegsgetöse, dasjenige eines mörderischen Bruderkrieges, in unsere Ohren und berührt nicht nur allzunah die tägliche Sorge von Tausenden unserer Mitbürger, sondern trifft auch mit eherner Mahnung unser vaterländisches Herz. Dort haben vor erst achtzig Jahren wahre Weise und Helden die größte und freieste Republik der Welt gegründet, eine Zuflucht der Bedrängten aller Länder. Die unbeschränkteste Freiheit, die beweglichste Begabung in Verkehr und Einrichtung, in Erfindung und Arbeit aller Art, ein unermeßliches Gebiet, zu deren Betätigung, ohne einen freiheitfeindlichen und mächtigen Nachbar an irgend einem Punkte der weiten Grenzen, sehen wir den großen blühenden Staatenbund jetzt in zwei Teile zerspalten, die sich wie zwei reißende Tiere zerfleischen Und welches ist die unerhörte Gewalt, die solches bewirkt? Es ist die in Geiz verwandelte Bitte um das tägliche Brot; es ist der Streit um Gewinn und irdischen Vorteil, der unter dem Vorwande ökonomischer Notwendigkeit die ältesten und ersten Grundzüge christlicher Weltanschauung verleugnet und in Strömen Blutes erstickt.

Angesichts eines solchen Schicksales werden wir, liebe Mitbürger, am eidgenössischen Bettage mit der Bitte um das tägliche Brot die Bitte vereinigen: « Laß unser Vaterland niemals im Streite um das Brot, geschweige denn im Streite um Vorteil und Überfluß untergehen! »

Wenn Ihr so das Wohl des Vaterlandes und die Erhaltung seiner Ehre und Freiheit vom Himmel erflehet, so gedenket auch der Völker, welche zur Stunde in heißem Fieberkampfe mit den Feinden ihrer Freiheit ringen und gedenket der kranken Schwester über dem Meere, welche so viele Eurer Brüder in ihren Reihen zählt!

Möge am 21. Herbstmonat unsere Landeskirche in ihren einfachen Räumen ein einfach frommes, hell gesinntes Volk vereinen! Möge aber auch der nicht kirchlich gesinnte Bür-

ger im Gebrauche seiner Gewissensfreiheit nicht in unruhiger Zerstreuung diesen Tag durchleben, sondern mit stiller Sammlung dem Vaterlande seine Achtung beweisen.

BETTAGSMANDAT 1863

für Sonntag den 20. Herbstmonat.

Präsident und Regierungsrat des Kantons Zürich an die Bürger desselben.

Mitbürger! Wieder naht der vaterländische Bettag, an welchem alle Eidgenossen vor Gott, ihren alleinigen Herrn, treten, um ihre Gewissen vor ihm, dem Allwissenden, zu prüfen, die Gebote des Unendlichen zu vernehmen und ihm für seine unwandelbare Güte zu danken.

Möge der Tag ernster Sammlung nach der heißen Arbeit des Sommers, wie nach dem Geräusche der nationalen Feste unserm gesamten Volke willkommen sein, als einem Volke, welches weder über der Arbeit noch über der Freude die Übung geistiger Wachsamkeit aus den Augen setzt. Denn wenn wir die ununterbrochene Bewegung des Völkerlebens und die Lage unseres teuren Vaterlandes mitten darin überblicken, so müssen wir fühlen, daß kein Stillstand, keine träge Ruhe des Geistes für uns möglich ist, ohne uns selbst zu verlieren.

Jenseits und diesseits der Meere brennen alte und neue Kriegesflammen fort, Flammen des Bürgerkrieges und des Völkerhasses, welche als erschütternde Beispiele davon zeugen, wie nah uns noch mitten in unserm Jahrhundert alle Greuel der rohen Gewalttat und Vernichtung stehen, wie schwer es ist, menschliche und christliche Gesittung auch im Streite zu bewahren, die kostbaren Güter der Unabhängigkeit zu erhalten, und wenn sie einmal verloren sind, dieselben wieder zu erringen. Und wo wir sonst hinblicken, da droht altes oder neues Verschulden seine Sühne zu suchen und den Frieden zu gefährden.

Uns selbst hat die Vorsehung diesen Frieden bis dahin gnädig bewahrt. Allein der Wechsel der Bedürfnisse, die gewaltigen materiellen Entwicklungen der Zeit, welche fortschreitend neben jenen dunklen Kämpfen die Welt bewegen, sie durchdringen von allen Seiten auch unser Vaterland, vielfach Segen und Leben verleihend, aber auch vielfache Keime zu Eifer und Zwist ausstreuend.

Hier gilt es nun, mitten im Wechsel der Anforderungen zu verharren im Geiste unserer Vorfahren, festzuhalten die Treue am Bunde, die Einfachheit und Reinheit der Sitten, die Redlichkeit der Denkart. Und diese für uns unentbehrlichen Güter, liebe Mitbürger, dürfen wir nicht allein im Brausen der hohen Festeswogen, in der Entfaltung äußerer Kraft suchen; wir finden sie am sichersten in der ernsten Einkehr in uns selbst und in dem Gedanken an das Ewige und Unvergängliche, welches alles Menschenwerk und Dasein überdauert, aber dasselbe auch erhebt und erhält, so lange es ihm bestimmt ist.

Nur indem wir die göttlichen Lehren der Gerechtigkeit und Liebe durch unser Gemeinwesen zu verwirklichen trachten, können wir in der Stunde der Verwirrung und Gefahr auf Licht und Schutz von oben hoffen; gleichwie nur der den Frieden zu bieten vermag, der den Frieden selbst im Herzen trägt.

Lasset uns, liebe Mitbürger, jeder an seinem Orte nicht nachlassen in Übung der so nötigen Selbsterkenntnis und Selbstbeherrschung, welche den Mann erst zum freien Manne erhebt. Vergeblich würden alle freien Gesetze und tot alle Rechte sein, wenn wir unsere gefährlichsten Zwingherren, die Leidenschaften des Neides, des Hasses, des Stolzes und die Unsitte jeglicher Art in unserer eigenen Brust nicht zu bekämpfen vermöchten. Denn wer der Knecht seiner eigenen Leidenschaft ist, fällt zuletzt jeder Art von Knechtschaft anheim.

Möchten alle, welche durch Amt, Bildung oder gesellschaftliche Stellung dazu berufen sind, vorangehen in jener

Schlichtheit und Gediegenheit des Lebens und Denkens, anstatt dem entbehrenden und mühebelasteten Volke tägliche Bilder der Genußsucht, der Eitelkeit und gedankenlosen Zerstreuung darzubieten.

Alles Edle und Große ist einfacher Art. Möge diese klare Einfachheit bei aller materiellen Entwicklung unserer Zustände fort und fort die Grundlage unseres religiösen Lebens, unserer Wissenschaft und Erziehung bleiben, und wir werden der Einigkeit und Genügsamkeit nicht ermangeln, welche uns schließlich zum wahren Großen führt und uns zu jeder Stunde mit Dank erfüllt vor den Herrn treten läßt, der uns mit allen seinen Werken in seiner starken Hand hält.

Dankbar müssen wir auch am Schlusse dieses Sommers zu ihm aufblicken, da seine Sonne in ungewöhnlichem Glanze über den Ländern stand und die unverdrossene Arbeit unseres Volkes in reichem Maße belohnte. Hat auch im Beginne der Jahreszeit ein schwerer Gewitterzug einen Teil unserer Fluren betroffen und die schönen Hoffnungen des Fleißes zerstört, so wird solche Prüfung um so kräftiger unsere Bruderliebe wachrufen und uns im früchteprangenden Herbste daran erinnern, daß alle für einander einstehen und helfen sollen, wo es gebricht.

Mitbürger! Wir laden Euch somit ein, die kommende Bettagsfeier mit aufrichtigem Danke gegen den Geber alles Guten, mit ernstem Sinn und fruchtbringender Reue für den Fehl, der keinem unter uns mangelt, zu begehen, wie es einem Volke geziemt, welches, der Leuchte der freimachenden Lehre unseres Erlösers folgend, das Panier der Freiheit voranträgt und mit demutvoller Kraft die besondere Aufgabe erfüllt, welche die Vorsehung einem jeden Volke gestellt und zu deren Erfüllung sie ihm die Fähigkeit nicht versagt hat.

Nur so werden wir mit Gottes Hilfe die Herren unseres Schicksales bleiben und allen kommenden Stürmen mit entschlossener Ruhe entgegensehen können. – Der eidgenös-

sische Dank-, Buß- und Bettag ist auf Sonntag den 20. Herbstmonat angesetzt und wir erwarten, daß der festliche Tag mit derjenigen Würde und Ruhe werde verlebt werden, welche nicht nur das Gesetz, sondern auch die Achtung vor dem feiernden Vaterlande gebieten.

Gegeben in unserer Ratssitzung den 1. Herbstmonat 1863.

Im Namen des Regierungsrates:
Der erste Präsident: Dr. U. Zehnder.
Der erste Staatsschreiber: Keller.

BETTAGSMANDAT 1867

für Sonntag den 15. Herbstmonat.

Präsident und Regierungsrat des Kantons Zürich an die Bürger desselben.

Liebe Mitbürger! Es liegt uns die Pflicht ob, Euch die diesjährige Feier des eidgenössischen Dank-, Buß- und Bettages zu verkünden und Euch zu einer würdigen Begehung dieses stillen und ernsten Festes einzuladen.

Gewaltig schreitet das Schicksal, gelenkt durch Gottes Ratschlüsse, über die Erdteile hin und prüft die Reiche und Völker in ihrem Innersten. Unablässig ringt der Kampf zwischen dem Gedanken der Freiheit, des Friedens unter den Völkern und den Machtbestrebungen der Herrschenden, dem Drange der Dienenden nach äußerem Schein. Und wie unaufhörlich die Wagschalen auf und nieder schwanken, weht in der einen Stunde ein Hauch der Hoffnung durch die gärende Welt, während schon die nächste Stunde wieder die Gemüter mit Besorgnis erfüllt und jedes ruhige Tun verwirrt.

Eine unübersehbare Kriegsgefahr, welche vor kurzem abermals über großen Nachbarstaaten schwebte und uns verhängnisvoll näher treten konnte, mußte, wie vor einem Vor-

boten besserer Tage, vor der Macht besserer Einsicht und des allgemeinen Friedensrufes weichen. Aber die Anzeichen der Unruhe und der Streitlust dauern fort, und auch unser kleines Volk, welches soeben in dem großen Wettkampfe der Arbeit rüstig mit aufgetreten ist und nichts weiter begehrt, als dieser Arbeit fleißig obzuliegen, leidet unter den verderblichen Stockungen der Erwerbstätigkeit, von deren ungehemmter Entfaltung das Wohl so vieler abhängig ist, und es sieht sich überdies gezwungen, seine friedlichen Ersparnisse jenen Rüstungen zu opfern, welche nötig sind, um in der Stunde der Entscheidung seine Unabhängigkeit verteidigen zu können.

Unsere Unabhängigkeit aber, liebe Mitbürger, ist nichts anderes als die Freiheit, als Männer nach unserem Wissen und Gewissen uns einzurichten und zu leben, wie es auch unsere Väter gehalten haben.

Ihr Gewissen, ihr Bewußtsein vorzüglich auch mit Rücksicht auf das Bestehen und Gedeihen eines unabhängigen Vaterlandes zu reinigen und zu stärken, haben die Eidgenossen den Tag eingesetzt, den wir zu feiern gedenken.

Wenn jemals, so ist er diesmal geeignet, unsere Blicke nach oben zu richten und dem Herrn, der unser einziger Herr ist und uns bis jetzt erhalten hat, von neuem vertrauen zu lernen.

Bitten wir ihn, daß er uns das rechte Vertrauen lehre, welches aus dem heißen Danke für seine unwandelbare Güte hervorgeht, mit ernster Selbstprüfung und Anstrengung aller Kräfte, welche dem Menschen verliehen sind, verbunden ist und uns fähig macht, unsere Fehltritte aufrichtig zu bereuen, jene Vergehungen aber zu vermeiden, über welche keine Reue und Buße den gefallenen Völkern hinweghilft.

Wenn leibliches Wohlergehen das erste und nächste ist, für das wir Gott in unserer sterblichen Schwäche zu danken pflegen, so dürfen wir ihm aus vollem Herzen unsern Dank darbringen. Die verderbliche Seuche, welche seit bald vier Jahrzehnten die Länder heimsucht und zahllose Opfer ver-

schlungen hat, ist plötzlich in unserer Mitte erschienen und mit der Hilfe des Allmächtigen, wie wir hoffen dürfen, wieder abgewendet worden, ehe sie weitere Kreise mit Unglück und Jammer heimsuchen konnte. So ist denn unser Land im weiten Umkreise der Länder fast das einzige, welches seit langer Zeit, wie vor den Schrecken einer Kriegsüberziehung, so auch vor der vollen Wirkung verheerender Todesseuchen bewahrt geblieben ist, und wir können an unserm Heimatsherde kaum die Leiden ermessen, welchen rings um uns, näher und ferner, die Menschheit unterworfen war und ist.

Um so ergebungsvoller sollten wir diejenigen Prüfungen, die auch uns auferlegt sind, und manches Mißgeschick zu ertragen wissen, das im Wechsel der Zeit und unzertrennlich vom Weltlauf bald über diesen, bald über jenen von uns verhängt ist.

Was die Sorge für des Leibes Nahrung betrifft, so haben wir nicht minder der ewigen Vorsicht Dank zu sagen, daß sie dem Fleiße unserer Landbebauer ihren Segen nicht vorenthalten hat. Wenn auch da und dort eine Hoffnung nicht in Erfüllung ging, so belohnte dafür eine Fülle anderer Erzeugnisse die verwendete Arbeit, und wir glauben mit beruhigter Erwartung dem Abschlusse des Erntejahres entgegensehen zu dürfen.

Möchte hiezu die Erhaltung des Weltfriedens kommen, damit auch unser Gewerbefleiß seine Früchte tragen und Tausenden von Händen ihre sichere Arbeit wieder zuwenden kann. Wie aber auch die Geschicke sich erfüllen, so bitten wir den Allgütigen um die eine Wohltat, daß er in Zeiten der Prüfung und Not nicht den einen Stand gegen den andern in Groll und Anschuldigung sich kehren, sondern alle Stände des Volkes, wie sie sich gegenseitig unentbehrlich sind, auch in Eintracht sich stützen und helfen lasse.

Ob wir auch mit dem Gefühle voller geistlicher und sittlicher Gesundheit vor den Allwissenden treten können, das, liebe Mitbürger, muß uns der ernste Einblick in uns selbst sagen, dem wir vor allem uns zu unterziehen verpflichtet

sind, wenn wir keine abgestorbenen Glieder unseres Gemeinwesens werden wollen.

Hier ist der Punkt, wo wir den Herrn um ein helles Auge und um Kraft zur Ausrottung grober Selbstliebe, des Eigenruhmes und Eigennutzes zu bitten haben.

Möge Gott uns die Fähigkeit verleihen, unser häusliches Leben in Einfachheit und guter Sitte unserm öffentlichen Leben anzuschließen und dieses selbst einer gesunden und glücklichen Entwicklung offen zu halten.

Möchte er uns hiefür ein unbefangenes und redliches Herz und die Kraft geben, mit der Würde und Ruhe eines Volkes, das der Freiheit gewohnt ist, zu raten und zu tun, was Kirche, Schule und unser gesamtes bürgerliches Leben im steten Fortschreiten erfordern. Möchte er uns hiezu feste Gewissenhaftigkeit, Wahrhaftigkeit und Furchtlosigkeit schenken und uns vor dem Eifer böser Leidenschaft bewahren, der niemals gute Früchte bringt.

Könnte es uns so gelingen, auch an innern, sittlichen Eigenschaften, für welche uns Christus das erhabene Vorbild gibt, das Vaterland reicher machen zu helfen, so würden wir zu seinem Schutz ebenso viel beitragen, als mit eisernen Waffen.

Liebe Mitbürger! Wir bitten Euch, am kommenden Bettage im Verein mit allen schweizerischen Brüdern Gottes und seiner unendlichen Liebe zu gedenken und aus dieser die eigene Liebe zu schöpfen, die allein auch für Freie das Dasein erträglich macht.

Gegeben in unserer Ratssitzung den 17. Augustmonat 1867.

Im Namen des Regierungsrates:
Der erste Präsident: Dr. Ed. Suter.
Der erste Staatsschreiber: Keller.

Bettagsmandat 1871

für Sonntag den 17. Herbstmonat.

Der Regierungsrat des Kantons Zürich an die Bürger desselben.

Mitten im Vorschreiten eines verheerenden Nationalkrieges hatten wir die letzte Einladung zur eidgenössischen Bettagsfeier an Euch ergehen lassen. Ihr wißt, in welche Weise die Geschicke der Streitenden seither sich erfüllt haben und daß eine Reihe von Ereignissen an unsern Augen vorübergezogen ist, wie sie nur selten in der Weltgeschichte sich folgen.

Wieder ist der Herbst und mit ihm der Tag der vaterländischen Andacht genaht, und wir dürfen sagen, daß die furchtbaren Kämpfe, zum Teil dicht an unseren Grenzen, sich vollzogen haben, ohne daß die unserm Vaterland durch sie drohenden Gefahren verwirklicht worden sind. Während wir die anstrengenden Pflichten der Bewahrung unserer friedlichen Landesmarken übten, war es uns gleichzeitig vergönnt, an dem Wetteifer der mit uns von dem unerhörten Schauspiel erschütterten Welt teilzunehmen und das fremde Elend nach Kräften lindern zu helfen. Selbst der Übertritt einer Heeresmasse, so zahlreich, wie sie noch nie mit einem Schlage von außen her auf dem Boden unserer Heimat erschienen ist, hat nur dazu gedient, unsere öffentlichen Einrichtungen zu erproben und den werktätigen Sinn unseres Volkes wach zu halten und zu erhöhen. Wenn auch manches Opfer an Gesundheit und Leben dabei gebracht werden mußte, so können wir doch nicht dankbar genug aufblicken zum Herrn aller Völker, da er abermals uns so freundlich geschützt hat.

Dennoch ist die Lage auch unseres Vaterlandes nicht mehr ganz dieselbe, wie sie es vor diesem Kriege gewesen ist. Wiederum hat eine jener großen Nationen, von denen wir umgeben und mit denen jeweilig Teile unseres Volkes stammverwandt sind, ihre Einheit und damit eine kaum

geahnte Machtfülle gefunden. Und während in unserm Norden eine glänzende Kaiserkrone wieder errichtet worden ist, wie zum Zeichen, daß Heil und Gelingen nur von einer Lenkerhand ausgehen können, ringt die darnieder geworfene Nation in unserm Westen an ihrem Wiederaufbau; aber auch hier im Unglücke handelt es sich nicht um ein Zusammenwirken freier Männer, sondern um den Namen des rettenden Führers, welcher gesucht wird. So scheint denn das republikanische Prinzip, welches unser bürgerliches Dasein von jeher bedingt hat, mehr zu vereinsamen, als Unterstützung zu finden. Lächelnde, wenn auch unberufene Stimman lassen sich hören: Was willst du kleines Volk noch zwischen diesen großen Völkerkörpern und Völkerschicksalen mit deiner Freiheit und Selbstbestimmung?

Wie zur Antwort auf solche Fragen haben in unserer Mitte Szenen der Gewalttat und Rechtsverletzung stattgefunden, welche den Urteilsspruch des Strafrichters erforderlich machten, das glückliche Gefühl bewahrten Friedens und gesicherter Ordnung weithin getrübt, unsern Ruf gefährdet haben. So einstimmig die betreffenden Vorgänge verurteilt wurden, mochten sie doch nicht ganz fremd sein einer gewissen Scheu und Furcht, welche dem Neuen und in seinen Folgen noch Ungekannten gegenüber manches Gemüt beschlich, und angesichts solcher Stimmungen schien die Frage nicht unberechtigt: Sollte unser Vaterland die neuentstandenen Machtverhältnisse wirklich nicht zu ertragen, ihnen nicht ins Auge zu schauen vermögen?

Mitbürger! Als unsere Vorfahren den eidgenössischen Bettag einsetzten, taten sie es im Geiste jener höhern Glaubenseinheit, welche über den Konfessionen steht, um die ewige Weltordnung für das Vaterland anzurufen und aus ihr die Gesetze abzuleiten, die sie sich gaben, aus ihr das Vertrauen in den Fortbestand ihrer Unabhängigkeit zu schöpfen. Diese Quelle der Kraft und Wohlfahrt ist uns nicht verschlossen. Demütigen wir uns vor Gott, so werden wir vor den Menschen bestehen! Erforschen wir seinen Willen aus den Ge-

schicken, welche er den Großen und Mächtigen bereitet, wenn sie die Wege ihrer Willkür wandeln, und lernen wir immer mehr aller eigenen Willkür entsagen. Meiden wir den Schall leerer Worte und den Scheingenuß und suchen wir immer mehr die Ruhe und den Frieden fruchtbringender Arbeit und Pflichterfüllung, so werden wir auch stets die Liebe und die Mittel zum wahren Fortschritt bewahren und äufnen, welcher keine Feinde, sondern Freunde erweckt und die von den Vätern errungene Unabhängigkeit erhält, so lange wir ihrer wert sind!

Liebe Mitbürger! Leicht erkennen wir an unserm Nächsten, ob er sich von Vorurteilen und Eigensucht zu befreien und entschlossenen Anteil an der notwendigen gemeinsamen Arbeit des Fortschrittes zu nehmen imstande sei. Schwerer ist es, die Fähigkeit und den guten oder bösen Willen hiezu in uns selbst zu erkennen. Trennen wir daher nicht den Staatsbürger, der sich oft an erfüllter Form genügen läßt, vom vollen und ganzen Menschen, welcher, mitten in der Gemeinschaft, einsam und verantwortlich der göttlichen Weltordnung gegenüber steht! Steigen wir hinab in die Grundtiefen unseres persönlichen Gewissens und schaffen wir uns dort die wahre Heimat, so werden wir ohne Neid und ohne Furcht auf fremde Größe und in die Zukunft blicken können.

In diesem Sinne möchten wir Euch zur würdigen Begehung der diesjährigen Feier des eidgenössischen Dank-, Buß- und Bettages einladen.

Gegeben in unserer Ratssitzung den 29. Augustmonat 1871.

Im Namen des Regierungsrates:

Der Präsident: Lieber.

Der Staatsschreiber: Keller.

Bettagsmandat 1872

für Sonntag den 15. Herbstmonat

Der Regierungsrat des Kantons Zürich an die Bürger desselben.

Mitbürger! Es liegt uns wieder die Pflicht ob, die Feier des eidgenössischen Dank-, Buß- und Bettages zu verkünden, welche auf Sonntag den 15. Herbstmonat festgesetzt ist.

Im Frieden sind wir zur herbstlichen Wendung des Jahres gelangt, und die Völker erfreuen sich desselben nach so vielen und schrecklichen Stürmen, soweit wir zu blicken vermögen, dies- und jenseits der Meere.

In der Stille dieses Friedens erntet der Landmann den Segen der Scholle, den Lohn seiner Mühe, waltet der erhöhte Gewerbsfleiß und wandern auf allen Straßen die geschaffenen Güter. Und wenn über eine billige Ausgleichung der Arbeitswerte auch bei uns oft Eifer und Sorge entstehen, so wird der Menschenfreund nicht darob erschrecken, so lange dieser Eifer und diese Sorge von den guten Geistern des Friedens und der Gerechtigkeit bewacht und vor leidenschaftlicher Selbstzerstörung bewahrt werden.

Den vaterländischen Festen, welche das Schweizervolk in den eben entschwundenen Sommertagen feierte, gingen Monate ernster sittlicher Arbeit voraus. Wir hatten uns auf den Gebieten der eidgenössischen wie der kantonalen Gesetzgebung über wichtige Lebensfragen zu entscheiden, und beim Ringen um den Entscheid empfanden wir, wie schwer diese Arbeit und wie groß unsere Verantwortlichkeit ist. In Bundessachen handelt es sich um neue Feststellung der Bedingungen, unter welchen wir die künftige Wohlfahrt und Unabhängigkeit des gemeinsamen Vaterlandes glauben sichern zu müssen, soweit es menschlichem Können vergönnt ist; auf kantonalem Boden galt es hauptsächlich der großen Frage der Jugenderziehung, der Volksbildung, deren grundsätzliche Weiterentwicklung sich das Volk selbst zur Aufgabe gesetzt hatte. Auf beiden Gebieten wurden nach

langer Vorbereitung die Vorlagen der Landesvertretungen verworfen. Dort stand unser zürcherisches Volk bei den Zustimmenden, hier verwarf es mit großer Mehrheit. Bei diesen Entscheidungen wurden unsere moralischen Eigenschaften im guten und nicht guten Sinne vielfältig erregt. Jetzt aber stehen wir vor dem Wiederbeginn der ganzen Arbeit.

Welche Weihestunden wären nun geeigneter, das Samenkorn eines reinen Willens und eines erneuten Vertrauens zu wecken und reifen zu lassen, als die ernsten Stunden, welche der nahende Tag religiöser Erhebung und stiller Selbstprüfung uns bietet? Wird nicht der gemeinsame Aufblick alles Volkes zur ewigen Feste der göttlichen Weltordnung auch den Blick auf die irdische Heimat klarer werden und in erhöhter Hingebung leuchten lassen?

In der Republik soll das Gesetz der oberste sichtbare Herr und die hauptsächlichste Quelle des Fortschrittes und der Landeswohlfahrt sein, die nicht von Gunst und Gutfinden einzelner abhängen kann. Vor dem Erhalter der Welt stehen alle Völker in gleichen Rechten; keinem vergönnt er seine besondere Vorsehung, und er läßt keines ungeahndet in Trägheit und Finsternis verharren. Nur ein lebendiges Volk macht lebensfähige Gesetze. Trachten wir daher fort und fort, unser Leben zu erneuern, und erflehen wir vom Allerhöchsten hiezu die Kraft!

Verbannen wir alle Unruhe des Gemütes und das Jagen nach dem Nichtigen! Entsagen wir der Eitelkeit, und wenn wir, wie so oft, uns vornehmen, den Selbstruhm aufzugeben, so wollen wir nicht im gleichen Augenblicke uns wieder rühmen oder denjenigen hassen, der uns nicht immer nach unserem Wunsche zu rühmen bereit ist!

Pflegen wir alle Gaben, die uns verliehen sind, mit rüstiger Arbeit, um für uns und unsere Kinder zu sorgen und dem Nächsten hilfreich sein zu können; aber fliehen wir den Ruf schnöder Gewinnsucht und eines um den Vorteil hadernden Volkes!

Möge eine gleichmäßige Lust zur Pflichterfüllung mehr und mehr alles Volk erwärmen als der wahre Lebenserhalter!
Mögen die Diener des göttlichen Wortes unentwegt ihren Gemeinden vorleuchten in Übung christlicher Liebe, in Klarheit und Bescheidenheit des Herzens; denn die Unbescheidenheit ist die Mutter der Unduldsamkeit.
Mögen die Männer der Schule mit wachsender Liebe zu ihrem Berufe ausharren und das Kleinste mit der größten Treue verwalten, damit die zarten Keime des Guten haften und gedeihen!
Mögen alle, denen die öffentlichen Geschäfte in Staat und Gemeinde übertragen sind, ihres Amtes mit strenger Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit warten und, fern jeglicher Überhebung, in Einfachheit der Sitten vorangehen!
Und möchten in der Liebe zur einfachen guten Sitte der Väter namentlich auch jene erstarken, denen der Besitz äußerer Glücksgüter in reichem Maße zuteil wird, damit den vom Glücke Verlassenen und in der Not des Lebens Schmachtenden die Entbehrung nicht erschwert und die bittere Mißgunst ferngehalten werde!
Neigen wir uns nun alle vor dem Herrn als ein Volk, das fähig ist des Dankes für alles, was er bisher an uns getan, fähig der Reue für seine begangenen Fehler und Mißtritte, an denen es keinem unter uns mangelt, und fähig endlich des festen Vertrauens auf verdiente Hilfe, so dürfen wir hoffen, daß Gott der Herr unser teures Vaterland ferner schützen und uns unter den Völkern bestehen lassen werde!

Gegeben in unserer Ratssitzung den 27. August 1872.

Im Namen des Regierungsrates:

Der Vize-Präsident: Ziegler.
Der Staatsschreiber: Keller.

ERINNERUNGEN AN XAVER SCHNYDER VON WARTENSEE

Einleitung und Anhang zu einer Besprechung der Buchausgabe von Schnyders Gedichten, «Neue Zürcher Zeitung» vom 23. und 25. Januar 1869.

Wer das Bild des hingeschiedenen alten Herrn noch in sich trug, wie er, halb Weltmann, halb Sonderling, allem « Guten und Schönen » lebendig zugewandt, in allem ein wenig seine Hand hatte, der mußte, ob er auch sonst keine Kunde davon besaß, doch eines Bändchens nachgelassener Gedichte oder etwas dergleichen gewärtig sein. Da sind sie denn nun wirklich gekommen und entsprechen ganz dem freundlichen Bilde. Ein ferner Sommer, ein noch fernerer Lenz leuchtet uns mild aus diesen Blättern herüber. Nicht ein verbitterter Süßholzraspler von heute steigt vor uns einher; sondern der lächelnde feine Mann in seinem unsterblichen Nanking sommerlich gekleidet, die Nankinggamaschen mit artigen, aber soliden Messingkettchen unter den Sohlen befestigt, wandelt vor uns über blühende Auen und darf über ein Wiesenbächlein springen, ohne daß ihm die Stegreife reißen.

Da wir uns hier in der Stadt befinden, welcher der Verewigte mit der bekannten Stiftung sein besonderes Gedenken zugewendet hat, so mögen noch ein paar persönliche Erinnerungen diese Zeilen ergänzen und vielleicht auch zur Ergänzung des Bildes beitragen, welches mancher Leser schon von ihm besitzt.

Es war etwa um das Jahr 1846, als ich in Schnyder's und eines Dritten Gesellschaft den Zürich- und Wallensee hinauffuhr, um einen Gang durch die Viamala zu tun, welche noch keiner von uns gesehen hatte.

Das Wetter war herrlich, bis wir an Ort und Stelle, d. h. am Eingange der Schlucht waren; dort wurde es trübe und da meine beiden Gefährten sich schon an dem bisher Gesehenen satt bewundert hatten, so schien ihnen jetzt jener Zweck erreicht und die wohl unterhaltene Straße zwischen den nahen Felswänden gerade bequem, sich in musikalischen Gesprächen darauf zu ergehen. Keines Blickes wurde der tief unten schäumende Rhein, keiner Bemerkung die kühnste Form in der Höhe, die schönste Vegetation gewürdigt; nur spezifisch musikalische Streitreden hörte man unter öfterem Stillestehen und Gestikulieren. Auf meine Zerstreutheit endlich aufmerksam geworden, sagte Schnyder: « Kommen Sie, lassen Sie uns jetzt aber auch ein anderes Thema berühren! Lassen Sie sich mein Zusammensein mit Rückert erzählen! » Nun beschrieb er uns, wie er vor langen Jahren eines Tages auch bei dem Dichter gewesen, zur Zeit, als Matthisson noch lebte; wie da gerade eine Art Huldigungsgedichtchen von diesem an den Meister der Lieder und der Sprachen angekommen sei, Rückert es stumm gelesen, Schnydern gezeigt und das Papier dann langsam mit zwei spitzen Fingern in seinen Papierkorb habe sinken lassen. Ein Schauder habe ihn, Schnyder, beim Anblick dieses Wechsels der Dinge, dieser Vergänglichkeit durchrieselt. Mich erboste die nachträglich erzählte Exekution vollends und ich rief: « Nun, da kann man von Rückert jetzt schon ganze dicke Dramen, z. B. seinen ‚Columbus' (der unlängst erschienen war) in den Papierkorb werfen; denn der Papierkorb deutscher Nation ist tief wie dieser Abgrund hier! » Wir hatten eben das « verlorne Loch » passiert und standen gerade zur Seite des tiefsten Absturzes der Viamala. « Sehen Sie, so wird der ‚Columbus' hinunter säuseln, gerade wie jenes arme Gedichtchen! » Ich nahm eine fußlange Steinplatte, wie man uns in Chur geraten hatte, vom Gerölle am Weg und ließ dieselbe über die Brustwehr hinunterfallen. Wir guckten dem Stein alle drei nach und wirklich war das « Loch » so tief, daß der

Stein zuletzt langsam wie ein von der Luft getragenes Papier zu schweben schien, eh' er, an einen Fels schlagend, über dem Rheinschaum unten zerstäubte.

« Gut, rief nun Schnyder, dieses verlorne Loch, dieser schlechte Weg, Viamala, soll der deutsche Papierkorb sein; da wollen wir gleich Eure ganze Dramatik, Euren Herrn so und so und den und den, Euere Modernsten allesamt hinuntertun! Und hier Euere Gedichtchen, Euere Zeitungsartikel, Eueren ganzen Schmerz, so tief wie ein Papierkorb! » Damit ergriff er Steine und Steinchen, dieselben lustig in die Tiefe sendend und jeden mit dem Namen eines modernen Geräuschmachers benennend, wozwischen ich dagegen nicht säumte, eine Zahl Autoren aus seiner Jugendzeit oder einzelne Erzeugnisse derselben nachfolgen zu lassen. Durch diese Posse waren wir jedoch alle auf die Größe der uns umgebenden Natur aufmerksam geworden und es wurde ihr von nun an die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet.

Aber als wir, auf dem Rückwege, am nächsten Tage in Ragaz übernachteten, beschloß Schnyder, die Naseweisheit der Jugend noch extra zu bestrafen. Zahlreiche Gäste befanden sich schon an der Heilquelle. Hinten in Pfäfers badete Lamartine, vorn in Ragaz waren auch zwei oder drei oft genannte Personen, so daß eine gewisse Neugierde und ein Getue in der Luft steckte. Namentlich war da irgend eine berühmte Sängerin oder Schauspielerin, welche im « Hof » logierte und die Schnyder zu kennen behauptete. Dieser versprach er uns nun vorzustellen; aber es müsse, sagte er, auf originelle Weise geschehen, durch das Mittel eines Ständchens, das er bestreiten wolle. Nachdem in der Dunkelheit das erleuchtete Fenster der berühmten Schönen aufgesucht war, stellte sich Schnyder mit uns darunter, zog plötzlich ein Flageolettchen von Ebenholz, von dessen Vorhandensein wir keine Ahnung gehabt, aus der Tasche und blies eine allerliebste Weise auf dem kleinen Instrument. Verwundert über diese unverhoffte Kunst, gafften wir jedoch fleißig in

die Höhe: das Fenster tat sich auf und die Dame schaute gleichfalls verwundert auf uns hernieder vom ersten Stockwerk. Wir sahen uns nach unserm Schnyder um, daß er das Wort ergreife; allein der Schalk hatte sich schon mit größter Gewandtheit im Dunkel verloren und ließ uns beschämt im Stiche, so daß wir plötzlich Reißaus nahmen und mit langen Sätzen um die Ecke flohen.

In den gleichen Sommermonaten hörte ich ihn noch ein selteneres Instrument spielen, das vielleicht zu dieser Stunde niemand mehr spielt.

Ich saß in einer schönen Mondnacht in Luzern auf dem Balkon des Gasthauses zur « Waage », dicht über der Reuß, mit ein paar Freunden meines Alters und beschäftigt, einer Bowle nicht gar schwachen heißen Getränkes die Schwindsüchtigkeit des Daseins zu beweisen. Der freundliche Schnyder, der bei Luzern seinen Sitz und außerdem noch eine Wohnung in der Stadt besaß, suchte mich bei der beschriebenen Beschäftigung auf und setzte sich eine Weile zu uns, ohne jedoch zu trinken, da er meistens nur ein Glas Milch oder dgl. zu sich nahm. Hier wußte er mich nun etwas auf die Seite zu locken und flüsterte mir in's Ohr, wir wollten einen Geniestreich machen (denn er nannte allerhand schalkhafte, aber harmlose Einfälle gern Geniestreiche), ich solle mit ihm nach seiner Stadtwohnung kommen. Ich hegte den Verdacht, daß Schnyder nur bezwecke, mich von dem Gelage zu entfernen und mich an würdigeres Tun zu fesseln, vielleicht im Einverständnisse mit gewissen andern würdigen Grauköpfen; dennoch ging ich neugierig mit ihm nach Hause, wo er mir erklärte, daß er mir ganz allein auf seiner Harmonika vorspielen wolle, was ich für etwas Rechtes halten könne. Es war dies nämlich die damals schon zur größten Seltenheit gewordene Harmonika von Glasglocken, welche an einer sich drehenden Walze klaviaturartig aufgereiht waren und mit den Fingerspitzen, aber durch Reibung, wie ein Klavier zum Tönen gebracht und gespielt wurden, das Instrument, auf welchem weiland die schöne

Angelika Kauffmann in Rom ihre Verehrer entzückte und rührte.

In jüngeren Jahren hatte Schnyder etwa noch öffentlich darauf konzertiert, allein mit Vorsicht, da namentlich zarte Frauen gerne in Tränen ausbrachen oder gar Nervenzufälle bekamen beim Anhören der ergreifenden Töne.

So wurde nun das Geräte, ein klavierartiges Möbel, abgedeckt und es zeigte sich die in einander geschobene Glockenreihe, an welcher sich Rand an Rand legte, von der Größe einer Waschschüssel bis zu derjenigen eines kleinen Täßchens. Durch sachte Fußtritte drehte sich die Walze langsam unter der Serviette, mit welcher Schnyder die Glocken zart sorglich abrieb und vom letzten Hauche befreite. Dann wusch er, immer leise und andächtig sich bewegend, die Hände und trocknete sie mit Kleie, bis auch sie in religiöser Reinheit erglänzten.

Jetzt erst setzte er sich an die Harmonika, lang und hübsch, wie er war, in fast ganz weißem Hausgewand, mit seinen silbernen Locken. Durch's offene Fenster strahlte der im Mondlicht ruhende See, schaute der mächtige geheimnisvolle Umriß des Pilatusberges herüber, und nun begann das Spiel mit den geisterhaftesten Tönen, die ich je gehört, bis sie in voller Harmonie zusammenflossen und mit wunderbar sanfter Gewalt von einem schönen Adagio in's andere gingen, bis fast eine Stunde vorüber war.

« So! » sagte er, endlich abbrechend, und stand auf. Gütig legte er mir die Hand auf die Schulter und sagte: « Nun wollen wir aber zu Bett gehen. Gehen Sie jetzt auch schlafen, hören Sie! und träumen Sie was Gutes! »

Ich schritt wieder nach der « Waage », wo ich wohnte, durch die stillen Gassen, glücklich über das Genossene, aber auch berechnend, ob die Bowle wohl schon ganz geleert sein möge? Denn Jugend hat nicht viel Tugend, obwohl nicht weniger, als das Alter. Als ich ankam, war die Bowle leider zu Ende; allein vorsorglich hatten die Freunde noch eine andere bestellt, die eben aufgetragen wurde, und nun spiel-

ten wir auf unsere Weise auch noch ein kleines Allegro auf der Glasharmonika. Deswegen aber vergaß ich jene Stunde bei Schnyder doch nicht mehr.

Es war, dicht vor dem Sonderbundskriege und dem Jahr 1848, wie der scheidende, melodisch klagende Gruß einer früheren Kultur.

DAS ALTER

1876–1890

An Paul Heyse

26. Dezember 1876

...Den « Nolten » Mörikes habe ich seither auch und zwar zum ersten Male gelesen. Ich war in einer fortwährenden Sonntagsfreude über all das Schöne und all die Spezialschönheiten, bis am Schluß ich in das tiefste und traurigste Mißbehagen geriet wegen der mysterios dubiosen Weltanschauung einer Dämonologie, die nicht einmal religiöser Art ist. Was soll denn um Gotteswillen das Auge voll Elend des gespenstisch abziehenden Helden sagen? Und wo geht er denn hin mit der Zigeunerin?

An Jakob Baechtold

28. Januar 1877

... Was nun die Biographie betrifft, mit der Sie mich beehren wollen, so bitte ich ernstlich, davon abzustehen. Ich war, wie Sie gesehen haben werden, schon in der « Gegenwart » in der größten Verlegenheit, etwas über mich selbst zu sagen. Die Sache ist die: Ich bin trotz meines Alters noch nicht fertig, sondern ein Bruchstück, das in den nächsten Jahren vielleicht ergänzt wird, aber jetzt zu keinem richtigen Bilde dienen könnte. Es kommt das von den fünfzehn Jahren Amtsleben und von vorheriger, ungeschickter Zeitverschleuderung. Die Situation ist die: Wenn Sie, wie Sie sich ausdrücken, für das Schweizervolk schreiben wollen, so können Sie ihm ja gar nichts zur Probe in die Hand geben oder fast nichts; ein Teil der Gedichte und der « Grüne Heinrich » sind gegenwärtig gar nicht zu haben, Gottlob!

beide aber werden in ein paar Jahren in besserer Gestalt wieder vorhanden sein.
Daß ich selbst eine Autobiographie in ausführlicherer Gestalt vorhabe, kommt hier nicht in Betracht, weil es mehr eine Geschichte meines Gemütes und der mit ihm verbunden gewesenen Menschen und auch zum Teil etwas politische Geschichte sein wird, wenn ich überhaupt dazu komme.

An Wilhelm Petersen

18. Juli 1877

Daß Sie Ihre Skizzenfreuden aufgeben wollten, begreife ich nicht recht. Wo die Übung und die Begabung so weit reicht, daß man nicht nur sich, sondern auch andern Vergnügen macht, da ist kein Grund zum Aufhören. Was Ihnen fehlt, ist vielleicht nur, daß Sie einzelnes, was Ihnen schwerer fällt, mit gelegentlicher Benützung einer Muße zu überwinden trachten, womit dann ein- für allemal geholfen ist. So würde ich einmal die menschliche Hand vornehmen und nicht nachlassen, bis sie mir geläufig wäre; da Sie zugleich modellieren, so haben Sie ja mehr als einen Zugang zu der vertrackten Klaue. Ich rate Ihnen hier etwas, was ich selbst zu tun seinerzeit unterlassen habe; denn puncto Unterlassungssünden kann auch ich kecklich ausrufen, daß mir nichts Menschliches fremd sei.
Die Behandlung der Wasserfarben betreffend, kann ich Ihnen, wenn wir etwa einmal länger zusammen sind, einige Winke geben, da ich in meiner Jugend gerade hierin technischer Grundsätze teilhaftig wurde, die jetzt zum Teil verloren sind; ich meine hinsichtlich der Transparenz und Reinheit der Töne, die auf einfachem Wege erreicht werden.

An Marie Melos

19. Juli 1877

Freiligraths Werke habe ich bald nach Ihrem letzten Briefe durch die Verlagshandlung im Auftrage der erlauchten

Witwe erhalten und ich bitte Sie, Ihrer verehrten Frau Schwester meinen tiefgefühlten herzlichsten Dank ausrichten zu wollen. Ich bin stolz darauf, dies letzte Geschenk und Andenken an den Verewigten noch neben den mancherlei früheren Zeichen seiner Freundlichkeit zu besitzen.
Und wie soll ich Ihnen selbst für das liebe Bildchen danken, das Sie mir geschenkt? Es hat mich ganz unvermittelt überrascht, wie wenn man jemand nach dreißig Jahren unerwartet wiedersieht. Aus dem dunkeläugigen rosigen Jungfräulein ist freilich ein gestrenges Tantchen geworden; allein ich glaube doch nicht, daß es allzu böse gemeint sei mit dem Ernst der Züge.
...Die Zürcher Straßen, deren Sie sich nicht erinnern, sind alte krumme Nebengassen im Innern der Stadt, die Sie kaum betreten haben. Ich wohne jetzt in der sogenannten Enge auf linker Seeseite auf dem oberen « Bürgli », ein Hügel, von welchem ich den ganzen See und das Gebirge, die Wälder des Sihltals und das Limmattal, kurz die ganze Rundsicht überschaue. Da hause ich im obersten Stockwerk mit meiner Schwester Regula, welche allerlei unzulängliche Versuche anstellt, mich zu tyrannisieren.

An Jakob Baechtold

30. Juli 1877

Die Zimmernsche Chronik ist ja wie der Hexenbesen. Es sind mir noch zwei eben so dicke Bände, wie Sie mir geschickt, nachgesandt worden. Ich habe mir übrigens drei Gedichtstoffe daraus notiert:
1. Den Has von Überlingen, der jedes Frühjahr im Harnisch und mit der Halbarte vor die Haustüre tritt, um den Märzen, den er fürchtet, herauszufordern, sich mit ihm zu schlagen.
2. Den Narren des Herrn von Zimmern, der in der Kirche zu Meßkirch in Ermangelung eines Chorknaben bei der Messe zudient und bei der Elevation, weil kein Glöcklein

zur Hand ist, die Schellen an seiner Narrenkappe schüttelt, und zwar naiv, nicht um einen Spaß zu machen.
3. Den Auszug der öffentlichen Dirnen aus dem Frauenhause zu Meßkirch, welche sich wegen allgemeiner Sittenlosigkeit der Weiber nicht mehr ernähren können. Sie binden ein Schnupftuch an einen Stecken und ziehen so mit der Frau Mutter aus dem Tore!
Sollte Ihnen bekannt sein, daß eine dieser Schnurren schon beverset ist, was etwa von Schwab, Pfizer usw., die mir nicht zur Hand sind, geschehen sein könnte, so teilen Sie mir es gütigst mit, damit ich nicht gedroschenes Stroh dresche.

31. Juli 1877

Wegen des Albums kann ich Ihnen nicht gut raten. Einerseits sind mir diese Wühlereien und gemeinen Marktmanöver in sogenannter schweizerischer Literatur durch deutsche und jüdische Buchhändler zum Kotzen zuwider. Anderseits weiß ich hier nicht, worum es sich handelt, ob um eine Anthologie aus dem schon Vorhandenen oder um eine Sammlung neuer Sachen. Letzteres dürfte seine Schwierigkeit haben und das Buch sehr dünn werden, wenn man nicht einen Haufen Schund zusammenbringen will.
Nun aber erkenne ich sehr wohl, daß gerade dadurch, daß Sie die Sache in die Hand nehmen, das Schlechte verhindert wird, welches sich sonst nicht wird vermeiden lassen, und daß Sie etwas Erfreuliches zuwege bringen würden puncto Anthologie, und ich möchte Ihnen daher das Projekt durchaus nicht verleiden.
Ungedrucktes habe ich in diesem Augenblicke nichts von der Art, wie es für fraglichen Zweck wünschbar ist. Ich kann mich als alter Karpfen nicht mit Nichtssagendem beteiligen und durchschlagend Gutes ist nicht da; meine nachsommerliche lyrische Schlußperiode harrt noch immer vor der Tür und ich darf sie nicht hereinlassen, bis ich anderes gesichert habe.

An Friedrich Theodor Vischer

6. August 1877

Ich lese soeben Emil Kuhs Hebbel-Biographie, ein hochinteressantes Werk, das mir aber, bis jetzt wenigstens, die Furcht erweckt, daß die beabsichtigte Aufrichtung der Statue sich schließlich in eine Niederreißung derselben verwandeln könnte. Die Maßlosigkeit des heutigen gereizten Wienerischen Wesens, in welchem Kuh selbst wider Willen befangen ist, überschreitet hier die Grenzen, und ich glaube nicht, daß puncto Menschlichkeit einer das Recht hat, die Rousseau'sche Offenheit und Geschwätzigkeit im Namen eines andern so weit zu treiben in Dingen, die zuletzt nur der leidende Teil selber ganz fühlt und kennt und mit dem nötigen Selbsterhaltungstrieb behandeln kann. Auch fürchte ich, daß das Werk, wiederum ohne Absicht, zum Teil ein Werk der Rache und Strafe für erlittene schnöde Behandlung ist. Manches kann ich mir fast nur hieraus erklären. Freilich muß man auch sagen, daß Kuh das Wühlen und Grübeln in schadhaften Hautstellen und hohlen Zähnen an sich für wissenschaftlich und verdienstlich gehalten hat. Künstlerisch ist es nicht, und hierin ist der talentvolle Mann auch im Wiener Literatentum verwachsen, aus dem er sonst so löblich hinausgestrebt hat.

An Wilhelm Petersen

28. Dezember 1877

Frau Kuh liegt mir nicht so sehr am Herzen, als das Schicksal eines Dutzends Briefe, welche ich dem armen Toten geschrieben. Diese Wiener Juden sind nämlich ein so indiskretes Volk, daß jeder unberufene Gebrauch möglich ist, und der Nachlaß Kuhs ist ja gewiß von solchen Champions umlagert. Eine Probe habe ich bereits seinerzeit gleich nach dem Todesfall in einer Wiener Zeitung genossen.

Kuh selbst, welcher bei aller Vortrefflichkeit auch zur Wiener Couleur gehörte, trotzdem er darüber zu stehen

glaubte, hatte aus einem meiner Briefe sofort und ohne Bedenken eine etwas abschätzig scheinende Stelle über Otto Ludwig mit Angabe meines Namens in einem Aufsatz in der Wiener Abendpost abdrucken lassen, ohne auch nur eine Ahnung zu haben, daß dergleichen unzulässig sei. Hoffentlich bleiben jene Briefe im Dunkel der Vergessenheit oder sind schon vernichtet.

Die zweite Hälfte Ihrer Sprotten war wirklich mit dichten und warmen, grauen und grünen Pelzröcklein bekleidet, als ich sie auf den Plan marschieren ließ. Was Teufel haben Sie gedacht? Ich soll an einem Tage eine Million fressen? Ich glaubte mit Recht, wie jeder haushälterische Mensch, die Bestien seien konservierlich. Nun, es ist ihnen jetzt ebenso wohl; zwei Krähen, welche in der Nähe des Hauses nisten, haben wie die Götter davon gelebt und machten dabei immer qua qua, besonders als der Spaß zu Ende war.

An Ida Freiligrath

19. Januar 1878.

Sofern Sie das neue Jahr gut und gesund angetreten und bis jetzt gelebt haben, wünsche ich Ihnen herzlichst Glück dazu und Fortsetzung dieser Lebensart. Vorzüglich wünsche ich Ihren Augen alle stärkenden Sehenswürdigkeiten und Erfreulichkeiten und Fernhaltung alles Schäbigen und Schädlichen, wie z. B. des schrecklichen « Grünen Heinrich », der jetzt eben in der Mauser begriffen ist und sich abmüht, etwas präsentabler und begreiflicher zu werden.

Es hat mich alles durcheinander gefreut und beschämt, was Sie mir darüber geschrieben, obgleich das Schlimmste, das Sie so geärgert hat, auf einer inneren Verstockung beruht, die vom Autor ausgegangen war und nicht zum richtigen Ausdruck gelangen konnte. Ein Hochzeitsroman hat es von Anfang an nicht werden sollen, und als dann das eigentliche Komponieren gegen den Schluß angehen mußte, war ich mit dem Kopfe nicht mehr dabei. So mußte dann die mütter-

liche Tragik in allerhand Übertreibungen aushelfen. Selbsterlebte Empfindungen waren dabei im Spiele; denn ich hatte beinah ein Jahr lang nicht nach Hause geschrieben und glaubte zuweilen es nicht erleben zu können, heimzukehren. Nun, mein Mütterchen ist nachher zufrieden bei mir auf der Zürcher Staatskanzlei gestorben, was ihr in unseren Verhältnissen sogar stattlich vorkam. Ich vermute sogar, daß sie die Schwester mir heimlich zum Terrorisieren abgerichtet hat, da sie zuweilen so störrisch ist, wie nur Leute sind, die infolge höherer Instruktionen handeln. Da Sie aber einem ähnlichen Drucke geduldig nachzugeben behaupten, so wollen wir es in Gottes Namen gut sein lassen.

**An den Stadtrat Zürich*

Herr Stadtpräsident, hochgeachtete Herren!
Es ist mir die Ehre und Freude vergönnt, Ihnen den Empfang der Urkunde vom gestrigen Tage ergebenst anzuzeigen, laut welcher die Bürgergemeinde von Zürich mir das Bürgerrecht der Stadt schenkungsweise verliehen hat.
Wenn Gemeinde und Behörden meinen literarischen Versuchen gegenüber hiebei eine zu nachsichtige Anerkennung haben äußern wollen, so muß sich hinwieder mein Dankgefühl für die erfahrene Auszeichnung durch den Umstand verdoppeln, daß jeder Dichter mehr oder weniger das Produkt seiner Umgebung, der Verhältnisse ist, aus denen er hervorgewachsen, sowie ich mir auch nicht verhehlen kann, daß der Gegenstand meiner letzten Arbeit, der die fraglichen Beschlüsse hervorgerufen zu haben scheint, zu reicheren und bedeutenderen Leistungen sich eignen würde, als sie in meinen leicht anstreifenden Bildern zu finden sind.
Ich habe mich stets als Angehöriger der Landschaft Zürich glücklich gefühlt und, ohne der Anhänglichkeit an die grundlegende Stadt und den Sinn für ihre geschichtliche Bedeutung zu entbehren, kein Bedürfnis empfunden, gerade auch

Bürger derselben zu heißen. Um so unbefangener darf ich mich nun der freundlichen Aufnahme in Ihren Bürgerverband erfreuen und den hochlöblichen vorberatenden Behörden sowohl als der verehrlichen Gemeindeversammlung meinen aufrichtigen und herzlichen Dank geziemend darlegen.

Genehmigen Sie, Herr Stadtpräsident, hochgeachtete Herren Stadträte, den Ausdruck meiner vollkommenen Hochachtung und Ergebenheit.

Gottfried Keller.

Enge bei Zürich, 29. April 1878.

**An Friedrich Theodor Vischer*

15. November 1878

Verehrter Freund!

Durch Ihren Herren Verleger habe ich den « Auch Einer » empfangen und komme nun, Ihnen für die angenehme Überraschung meinen Dank darzubringen. Eine große Überraschung war es, weil ich lediglich eine Pfahldorfgeschichte erwartet habe und nun den monumentalen Bau eines Monologes vor mir sehe, wie ihn unsere Literatur kaum ein zweites Mal besitzt. Mit dem Ausdruck Monolog will ich jedoch keineswegs irgend eine Formbezeichnung riskieren; denn auch für den Namen eines Romans, den Sie umgangen haben, ist ja das Werk hinlänglich plastisch und schlüssig komponiert. Ich meine nur den testamentartigen Charakter des Buches, welches auf jeder Seite, nach allen Ausstrahlungen hin, das Wesen einer und derselben Person ausspricht. Außerdem aber verschmelzt ja der rhapsodisch bewegte Gang des Werkes die unmittelbare Erzählung des Dichters mit dem Tagebuch in einheitlicher Weise; es ist überall der gleiche stürmische Fluß der Darstellung. Ob die Einheit des nationalen Gepräges, welches dem Buch aufgedrückt ist, nicht etwas lädiert wird durch die Grabaufwühlung usw. im zweiten Bande, welche mir in Viktor Hugo'sches Gebiet

hinüberzugreifen scheint, und ob das ästhetische Problem der katarrhalischen Tragikomik in richtig abgewogener Mischung geraten ist, will ich nicht ergründen, da es mir nicht beifallen kann, Ihnen eine Rezension zu liefern, zumal ich über die Sache nicht mit mir einig bin, denn hier kann wieder die Monologgnatur antreten und sagen: So ist's einmal mit dem treibenden Konkretum beschaffen, welches sich hier manifestiert.

Ein Hauptkompliment muß ich Ihnen über die lyrischen Einlagen machen, das Ihnen wohl nicht neu sein wird. Das Lied oder die Romanze von der Nagelschmiedin könnte einen der besten Plätze in Mörikes Gedichten beanspruchen und damit auch in allen andern Büchern bester Lyrik. Um so verwunderlicher ist es mir, daß Sie sich damit amüsiert haben, die kleine Anleihe aus meinen windschiefen Gedichten zu produzieren; dafür fühlte ich mich um so geschmeichelter durch die mir zugeschriebene Abholzung des Druiden oder Pfaffen, wie denn kleine oder bucklige Leute immer darauf stolz sind, wenn man ihnen nachsagt, sie hätten einen durchgehauen. Wie sich mein Bardenkollege Ferdinand Keller über die ihm angewiesene Rolle gaudiert, weiß ich noch nicht, da ich ihn seit der Lektüre des Buches noch nicht gesehen habe. Jedenfalls nehmen Sie meinen eigenen Dank entgegen für die poetische Verherrlichung unserer Nebel- und Pfnüselgegend samt ihren Kutteln und andern Delikatessen, und möge Sie der böse Grippo diesen Winter verschonen! Selbst die milderen Gnadenwirkungen der Selinur wünschen wir in unseren Jahren immer seltener zu schmecken, da einen wirklich die Zeit für das verfluchte Nasenwischen zu reuen anfängt.

Mit 100 Grüßen Ihr ergebener

G. Keller.

An Paul Heyse

13. Dezember 1878

Lieber Freund! Ich danke Dir voraus für Brief und Buch, von welch letzterem mir das « Ding an sich » neu war und mich schon durch das reichliche anmutige Geplauder über den Paulus an sich erquickt hat. Es führte mich ergänzend in eine Zeit zurück, wo ich grämlich in Berlin saß und von dem Jünglingsgenie reden hörte. Zu jener Zeit war ich auch einmal, von Scherenberg eingeführt, in einer Sonntagssitzung der Tunnelgesellschaft, obskur wie eine Schärmaus und ungefähr auch von ihrer Gestalt. Auf dem Präsidentenstuhl saß Franz Kugler und hieß Lessing, ein Gardeoffizier las eine Ballade vor; bei der Umfrage kam ich an die Reihe und grunzte Wrumb!, worauf das Wort sofort dem nächsten erteilt wurde.

Deinem Fleiße vermag ich übrigens mit meinem Lobe nicht mehr zu folgen im Schnellfeuer eines Briefes; das Neuste für mich sind die Beiträge in « Kunst und Leben ». Die Reisebriefe sind wieder reizend, um berlinerisch zu sprechen; Du wirst eine flotte, neuartige Sammlung zusammenkriegen; die Novelle « Frau v. F. » ganz individuell notwendig in jeder Falte und sieht aus wie ein Unikum.

*

Adresse an den aus Zürich scheidenden Irrenhausdirektor Professor Dr. E. Hitzig

In der Presse war durch Anschuldigungen und Verleumdungen ein Skandal um die Anstalt « Burghölzli » heraufbeschworen worden. Die amtliche Untersuchung ergab die Haltlosigkeit der Vorwürfe gegen den Direktor Hitzig. Dieser nahm indessen, verbittert, einen Ruf aus Halle an.

Hochverehrter Herr!

In wenig Monaten verlassen Sie unser Land, in dem Sie einige Ihrer besten, wenn leider auch nicht glücklichsten Lebensjahre zugebracht, und Sie verlassen es auf eine Weise, welche die unterzeichneten Bürger dieses Landes mit bittern Empfindungen und mit dem Wunsche erfüllen muß, ein

Wort der Teilnahme an Sie zu richten. Wenn wir damit zugleich der Entrüstung Ausdruck geben, die das soeben erlebte widerwärtige Schauspiel in allen unbefangenen Gemütern erweckt hat, so glauben wir zuversichtlich im Namen eines weitern Kreises rechtlicher Menschen zu reden.

Als Sie dem an Sie gerichteten Rufe folgten und Ihre Heimat verließen, um Ihre Kräfte und Ihr reiches Wissen unserer mit großen Opfern errichteten Anstalt zu widmen, da fanden Sie diese Anstalt unter dem Einflusse von Elementen, aus denen sich Verhältnisse ausbildeten, wie sie für das Gelingen Ihrer Aufgabe nicht unglücklicher hätten zusammentreffen können, und als Sie dessen ungeachtet Ihre Arbeit mit ungebrochenem Mute fortsetzten, da mußten Sie erfahren, wie Ähnliches kaum einer Ihrer Berufsgenossen erfahren hat, so schwer und prüfungsreich der Beruf auch ist.

Selbstsucht, Roheit und anmaßende Unwissenheit eröffneten in Umkehrung aller Verhältnisse, in gewissenloser Feindseligkeit einen Krieg gegen Sie, in welchem Sie mit den pflichttreuen, aber machtlosen Gehilfen lange Zeit allein standen. Und als Sie endlich das Einschreiten der Oberbehörde erstritten und das Aufgraben der Tatsachen erreicht hatten, da erhob sich erst ein Getümmel der wildesten Verleumdung und Verlogenheit, wie es noch nie beim Werke und im Hause der Humanität gesehen worden und unter dessen Getöse die Gegner nur Schritt für Schritt den Kampfplatz verließen.

Berufstreue, Mannesehre, wissenschaftlicher Ruf, Familienglück – nichts blieb unangetastet, und in gleicher Weise kehrte sich die Wut gegen jeden, der Ihnen zur Seite stand, sowie gegen die ruhig untersuchenden Behörden.

Wohl kann man sagen, die unheimliche Erscheinung zeuge von einer teilweisen Erkrankung des öffentlichen Geistes, der solches dulde oder hervorbringe; es müssen, wie es in der physischen Welt geschehe, ausnahmsweise günstige Bedingungen für solche Krankheiten in der Luft liegen, wie Sie denn selbst gesehen haben, daß geübte Lügner und Aben-

teurer des Auslandes von dem Geruche herbeigelockt worden sind, ihr Gedeihen allhier zu suchen, und man kann sagen, wie jede Krankheit, werde auch dieses Übel, das unser, wie so manches andere Gemeinwesen seit Jahren ergriffen hat, wieder verschwinden. Allein das Unheil ist darum nicht minder empfindlich, und es ist ein peinliches Schauspiel, einen pflichttreuen Ehrenmann dem Unwetter ausgesetzt und denselben lange Zeit fast allein dagegen ankämpfen zu sehen.

Gekrönt wurde das Gebäude der Verleumdung durch den heuchlerischen Mißbrauch, der mit dem Namen unserer altehrwürdigen Staatsform getrieben wurde; aber gerade dieser Mißbrauch ist es, der das hellste Licht auf Sie geworfen hat. Denn indem Sie im Kampfe für Recht und Pflicht mutvoll und unermüdlich ausharrten, haben Sie sich als wirklicher Republikaner in der Republik erwiesen und sich um die letztere verdient gemacht gegenüber jenen, welche Sie in einem Ihrer teuersten Güter haben schädigen wollen und bereits geschädigt haben.

Darum schulden wir Ihnen nicht nur die Gefühle der Teilnahme und der Hochachtung, sondern auch Gefühle herzlicher Dankbarkeit! Möge der Ausdruck derselben wenigstens den schmerzlichen Erinnerungen zur Seite stehen, welche wohl lebenslänglich in Ihrer Seele haften werden, und möge einst die Kunde, daß die durch Ihr Verdienst dem Mißgedeihen entrissene Anstalt einer segensreichen Entwicklung teilhaft geworden sei, Sie doch noch mit freundlicher Gesinnung des Landes gedenken lassen, in dessen Mitte Sie so Unerhörtes erfahren haben.

Jedenfalls nehmen Sie, hochgeehrter Mann, unsere aufrichtigen Wünsche entgegen, die wir Ihnen für die neu anbrechende Lebensperiode in den künftigen Wirkungskreis nachrufen. Möge dort Ihre, dem menschlichen Unglück ohne Nebenzweck geweihte Tätigkeit einen schöneren Lohn finden, als er Ihnen bei uns geworden ist.

*

Die Weihnachtsfeier im Irrenhaus

Beitrag in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 11. Januar 1879.

Die Heilanstalt Burghölzli hat für ihren Christbaum einen so reichlichen Gabenzufluß erfahren, daß die Bescherung mit froher Dankbarkeit vorbereitet werden konnte. Offen gestanden, war uns die Einladung zur Teilnahme nicht besonders verlockend erschienen; denn wir hatten keinen rechten Begriff davon, wie es aussieht, wo in ein paar hundert Kopfhäuschen der Herr nicht anwesend ist und die Gedanken wie die Mäuse auf dem Tische tanzen. Menschenliebe und Wissenschaft führen aber inzwischen das Regiment; die Kranken wissen, daß sie krank sind und daß ihr Gebrechen heutzutage so natürlich und ehrlich ist, wie jedes andere, und so würden sie namentlich in einer feierlichen Versammlung und vor Fremden um keinen Preis das Dekorum verletzen; an der Stelle der Selbstbeherrschung des Einzelnen scheint ein Gesamtbewußtsein zu wirken und die tröstliche Weltordnung so gut möglich aufrecht zu halten.

In dem Festsaale der Anstalt waren an die hundertundfünfzig präsentable Patienten nebst einer guten Zahl Freunde und Angehöriger, sowie von Mitgliedern der Behörden und der Verwaltung versammelt, und die ganze Versammlung hielt sich so still, ehrbar und gewärtig, wie irgend eine zum Gottesdienste berufene Gemeinde, hier die Männer, dort die Frauen. In der Mitte des hohen Saales ragte der gewaltige Christbaum bis an die Decke, umgeben von großen mit Geschenken beladenen Tischen. Das obere Ende des Saales war von einem gemischten Sängerchor besetzt, der aus dem Wärterpersonal und einzelnen Patienten gebildet ist, und vom Geistlichen der Anstalt geleitet wird. Da dieser Chor durch die Ungunst der Zeit aufgelöst worden war, hat er neu zusammentreten und eingeübt werden müssen, weßhalb an seine Leistungen nicht der strengste Maßstab gelegt werden durfte hinsichtlich der Sicherheit und Frische des Vortrages. Immerhin haben wir schon an Bezirksgesangfesten

gemischte Chöre gehört, mit welchen der unsrige wohl hätte wettsingen dürfen. Er eröffnete denn auch mit einem ziemlich kunstreichen Weihnachtshymnus die Feier.

Unmittelbar darauf las der Geistliche das Weihnachtskapitel aus dem Evangelium des Lukas, die Geschichte der Geburt des Heilandes mit dem treuherzig historischen Eingang. Die schlicht und ungeschminkt vorgetragene Kunde von dem Kind in der Krippe, den Hirten auf dem Felde und dem Friedens- und Lobgesang der Engel klang wie mit Geisterlauten hinüber in den geheimnisvollen Tannenbaum, der bis auf den Boden so dicht geästet war, daß trotz der unzähligen Lichter auf seinen äußern Zweigen das Innerste des Baumes von einer dunkelgrünen Dämmerung erfüllt war wie ein Stücklein sterndurchwirkter Waldnacht. Lautlos hörte die Versammlung zu; selbst ein bleicher Kranker, der sich ab und zu für den lieben Gott hält, lauschte aufmerksam auf den Bericht über die große Heilsanordnung, die er selbst vor 1878 Jahren getroffen oder vielmehr in Vollzug zu setzen begonnen hat. Ja, er lauschte wehmütig und friedlich, ein milder Herr und kein jüdischer Rachegott wie jener Hünius Deus im alten Spital – jetzt glaub' ich in Rheinau, wenn er noch lebt – der einem Herrn Spitalpfleger einst eine furchtbare Ohrfeige versetzte, als der ihm auf seine unablässigen Tabakforderungen unbesonnen geantwortet hatte, ob denn der liebe Herrgott wirklich den ganzen Tag rauche? « Das ist für die Gotteslästerung! » fügte Hünius Deus mit feierlichem Ernste hinzu.

Die drei christlichen Hauptfeste tragen von Alters her den Charakter einer unverwüstlichen milden Heiterkeit, welche in allen unbefangenen Gemütern dogmatische, konfessionelle und kritische Quälerei nicht aufkommen läßt; und nur wo ein schaler Städtepöbel sie von der ersten bis zur letzten Stunde und darüber hinaus zur Befriedigung wirrer Zerstreuungssucht benutzt, fangen sie an, einen unheimlichen und langweiligen Anstrich zu bekommen. Das Weihnachtsfest aber ist durch seinen lieblichen Kinderkultus, gegründet

auf den Glauben, daß durch ein schuldloses Kindlein das Heil in die Welt gekommen, so recht das allgemeine Hausfest geworden, an welchem das Vorlesen jenes Lukaskapitels wohl angebracht ist.

Nachdem der fleißige Herr Pfarrer einen zweiten Chorgesang intoniert und zu Ende geleitet, hielt der Vorsteher des Sanitätswesens eine freundliche und von mild bescheidenem Wesen beseelte Ansprache an die ganze Heerschar, an die Pfleglinge und die Pfleger, welche Rede mit fortdauernder Ruhe und Aufmersamkeit vernommen wurde.

Hierauf wieder Gesang und sodann eine Leistung neuer Art, wie alles, was der Abend brachte, aus den eigenen Mitteln der Hausbewohner bestritten. Vier jugendliche Frauengestalten aus der Zahl der Wärterinnen traten in weißen Idealgewändern als die vier Jahreszeiten auf, mit den entsprechenden Attributen geschmückt, und führten in einem gedichteten Tetralog einen Wettstreit um den Preis des Vorzuges durch, welcher schließlich dem Winter zugesprochen wurde, als Verwalter der schönen Weihnachtszeit. Selbst die betreffende Dichtung soll als ein wackeres Hausgebäck den Bemühungen des obersten Ehepaares des Hauses nicht fremd sein, welches sich, von einem schnöden Lokaldichter im Stiche gelassen, noch in letzter Stunde hinsetzte, um werktätig einzugreifen, wohl der beste Beweis einer wirklichen und eifrigen Hingebung an die Leiden und Freuden der Schutzbefohlenen.

Eine artige Idee war hierauf das plötzliche Erscheinen des Geistes oder der Nymphe des gefällten Tannenbaumes, der seine schöne Stellung am Waldrande des Zürichberges hatte fahren lassen müssen. Wiederum als weiße Gestalt, einen goldenen Stern über der Stirne, sprach eine dienende Hausgenossin die Grüße aller Tierlein und Kreaturen des Waldes an diesem heiligen Abend aus, nebst den eigenen angemessenen Gefühlen, und zwar in einem mehrstrophigen Liede, welches in Ton und Weise gar zierlich an die « Trutz-

nachtigall » des Herrn Friedrich von Spee erinnert und ebenfalls eine Art Hausgebackenes sein soll.

Diese sämtlichen jungen Personen trugen ihren Teil allerdings nicht mit der Kunst und Energie von Schauspielerinnen, sondern mit einer gewissen Schüchternheit braver Volkskinder vor; aber sie hatten ihre Sache gut auswendig gelernt, stockten nicht und redeten deutlich und vernehmlich.

Zum ersten Mal wurde die Versammlung jetzt laut und zwar mit einem humoristischen Gelächter, als abermals der Winter erschien in Gestalt eines alten von Schnee und Eis starrenden Kerls mit urlangem Bart und groteskem Wesen, der ebenfalls einen metrischen Spruch tat und als spezieller Bote die Hausbewohner von Seite ihrer Lieben in der Heimat, aus aller Herren Ländern und von entlegensten Meeresküsten her begrüßte und tröstete. Mit Genugtuung erkannten jedoch die schlauen Angeredeten hinter der Vermummung einen der ihnen wohlbekannten Anstaltsärzte.

Jetzt ging es aber unmittelbar an die eigentliche Bescherung, und was mit langer Mühe und Sorgfalt zubereitet und aufgehäuft worden, flog nun wie in einer Postexpedition nach allen Seiten in die vorbestimmten Hände. Berge von kleinen und großen Paketen waren in kurzer Zeit abgetragen, und Hunderte von mit Backwerk gefüllten Tellern wanderten in bester Ordnung davon und jeder auf den Schoß und in die Hände eines andächtigen Empfängers. Ruhe, Ordnung und Anstand blieben ungestört; nur eine einzige Erscheinung erinnerte uns seltsam daran, wo wir waren. Manche Gäste hatten sich unter die Kinder des Hauses gemischt und es summte eine behagliche Unterhaltung durch den Saal. Da bemerkte man nun namentlich auf der Männerseite, wie jeder, der seinen Teller Konfekt und Obst auf den Knien hielt, ohne Unterschied augenblicklich zu essen begann; alte Militärs, Arbeitsleute, ernste Jünglinge, Reiche und Arme, gewesene Kneipgenies und gestrenge Philister, sie alle, die in gesunden Tagen solche Kinderspeise und sogenannte

Süßigkeiten mit stolzer Verachtung von sich gewiesen hätten, vergnügten sich mit gleich eiliger Begierde an dem süßen Futter. Jeder Stolz, jede Verstellung war dahin; sie knusperten und knabberten, schleckten und schlabberten, als ob sie in die Jahre der Kindheit zurückgekehrt wären; und stieß man hier oder dort auf einen alten Bekannten, von dessen Hiersein man keine Ahnung gehabt, so nickte er bloß freundlich, ohne sich stören zu lassen, wie man sich etwa im Gedränge eines Jahrmarktes oder einer Volksversammlung begrüßt, in der Meinung, es sei ja selbstverständlich, sich da zu treffen.

Über das vergnügliche Gesumme hin tönte noch der Choral: « Nun danket alle Gott! » worauf die Versammlung sich in ruhiger Ordnung auflöste und ehe man sich's versah, durch die weitläufigen Gänge des Gebäudes verschwunden war, jeder in sein stilles Quartier, natürlich ohne sich von seinem Teller und seinen Paketen zu trennen.

Blickt man bei solchem Anlasse auf das Ganze einer wohlgeleiteten Anstalt dieser Art hin, so erstaunt man über die Unentbehrlichkeit derselben, wenn man an die unlang verflossene Zeit zurückdenkt, wo sie nicht da war und ihre Notwendigkeit angefochten wurde. Bei der Gründung wurde hervorgehoben, daß der Kanton Zürich zu den Staaten gehöre, welche statistisch die meisten Geistesstörungen aufweisen. Naturhistorisch ist das vielleicht kein Makel, da möglicherweise die gescheitesten Leute am ehesten zur Abirrung disponiert sind. Wir wollen hierüber nicht grübeln. Sicher ist, daß für alle direkt und indirekt Betroffenen baldigste Rettung oder ein möglichst erträglicher Zustand ersehnt wird und das wird nur durch berufsgetreue Übung und Sachkenntnis herbeigeführt. Es wurde damals schon auf die niederländischen Irrenheildörfer hingewiesen, in welchen die Privaten sich mit Erfolg dieser Krankenpflege widmen. Es gibt auch das bekannte böhmische Schachspielerdorf, wo jeder Bauer ein vorzüglicher Schachspieler ist; in der Regel aber werden die Bauern nicht für das

Schachspiel da sein, sondern mit dem Feldbau und dem Kampf mit Wind und Wetter und der eigenen Not des Lebens genug zu schaffen haben. Und wo bei jenem System, allgemein eingeführt, die wissenschaftliche Forschung eigentlich bleiben soll, scheint gar nicht bedacht zu werden. – – –

In einer auswärtigen Irrenanstalt bemerkte einer unserer Freunde einst zwei Narren, die damit beschäftigt waren, in einem Gemüsegarten Kohlsetzlinge zu pflanzen. Im tiefsten Ernste gingen sie auf gerader Linie vor; der eine bohrte das Loch in den Gartengrund mit einem spitzen Holz, der andere setzte die junge Pflanze hinein und befestigte sie sorgfältig. Hinter ihnen aber schritt ein dritter Narr einher, ebenso ernsthaft, zog ein Pflänzlein um das andere wieder aus der Erde, besah es bedächtig und warf es bei Seite. Jene aber schauten nie zurück und als sie mit ihrer Arbeit zu Ende waren, fand sich nichts mehr davon vorhanden.

Diese wirkliche Vorkommenheit hat uns immer an eine der biblischen Parabeln erinnert, etwa die vom Sämann. Den zwei guten und fleißigen Narren würden Volk und Behörden gleichen, wenn sie sich die Frucht ihrer Arbeit und Mühe durch den bösen Willen des dritten Narren so leichten Kaufes zu Grunde richten ließen.

★

An Paul Heyse

25. Januar 1879

Ich bin seit acht Tagen trockener Philoktet, das heißt Fußschmerzler ohne ein Loch, und weiß ich nicht, was es ist, es sitzt nur in der Wade. Dazu beginne ich ab und zu duselige Kopfzustände zu spüren, und zwar aus Faulheit, weil ich zu wenig laufe und wohl auch zu wenig schreibe; es fragt sich also nur, wer von uns beiden, trauter Paule, der größere Esel ist, derjenige, welcher sich krank arbeitet, oder der andere, welcher sich krank faulenzt, das heißt, bis nachts zwölf Uhr sitzt und liest. Für heut abend schwanke ich,

ob ich ein paar Gedichtanfänge nebst Bleistift vornehmen will, was am Ende die Augen und Nerven nicht verdirbt, oder an Dich schreiben, was sogar eine Erholung ist. Letzteres scheint die Oberhand gewonnen zu haben, da ich schon mitten drin stecke.

An Wilhelm Petersen

27. Januar 1879

Dieser Winter ist mir sehr langweilig und beschwerlich ausgefallen. Ich habe mich bei meiner leiblichen Unförmlichkeit von der freien Natur abdrängen lassen; bald verhindert mich das Glatteis, auf unserm hügeligen Terrain herumzuwatscheln, bald, wenn Schnee und Tauwetter ist, der eigensinnige Mangel an geeignetem Schuhwerk und Kostüm. So sehnt man den Frühling herbei und verhunzt inzwischen Lunge und Gliedmaßen durch Stillsitzen. Ich habe mancherlei Gedichte gemacht oder entworfen, um das Sichtungsmaterial für die bevorstehende lyrische Testamentsbestellung etwas reichlicher zu gestalten. Es gibt eine gewisse Zahl Gegenstände, die einem jungen Poeten nicht einfallen können, sonst würde ich diese Nachernte mir nicht erlauben. Tröstlich ist wenigstens bei all diesen Verspätungen, daß ich bis an mein Ende zu tun und mich zu wehren habe und meine kleine Herrlichkeit nicht um Dezennien zu überleben brauche et après nous le déluge!

★

Ludwig Vogel

23. August 1879

Beitrag in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 25. August 1879 über den Schöpfer volkstümlicher Darstellungen der Schweizergeschichte.

Soeben kommen wir von dem Leichenbegängnisse des Meisters Ludwig Vogel. Unter den grünen Bäumen seiner Wohnung hatte sich ein Teil der Künstlergesellschaft, sowie ein kleines Häuflein Bürger versammelt, um dem Sarg und den Leidtragenden bis in die alte Predigerkirche das

Geleite zu geben. Herr Pfarrer Bion hielt die Abdankung und verflocht eine kurze Würdigung des Heimgegangenen in origineller Weise in das liturgische Gebet. Ein Männerchor sang zwei schöne Lieder; ein Arbeiter an der im Bau begriffenen Orgel hämmerte während des ganzen Aktes. Die geringe Teilnahme der Bürger- und Einwohnerschaft beruht wohl teils auf den veränderten Sitten und Gebräuchen, teils aber auch auf dem Worte: « Da kam ein neuer König auf in Ägypten, der wußte nichts von Josef! » In der Tat, wenn einer über neunzig Jahre alt wird, so hat er Zeit zu gehen, wenn ihn überhaupt jemand, der ihn noch gekannt hat, zu Grabe geleiten soll.

Indessen wird ein umfassender Rückblick und eine ausreichende Betrachtung von Ludwig Vogel's Leben und Bedeutung nicht ausbleiben. Die beste Grundlage, Wegleitung und Auffrischung dazu wäre eine möglichst vollständige Ausstellung seiner Arbeiten, was die schöne Aufgabe der mit der Künstlergesellschaft hiezu vereinigten Familie sein möchte. Der Hingeschiedene hat die erstere vor mehr als siebenzig Jahren ja stiften helfen. Eine solche Ausstellung würde so reichhaltig sein, daß es sich bald herausstellen würde: mit den umgehenden Schlagworten punkto Ludwig Vogel sei da nicht auszukommen, wenn man ihm gerecht werden wolle.

Es sind nun gerade achtzig Jahre her, seit der Meister – wie er zu erzählen pflegte – als elfjähriger Knabe in den Kosakenlagern bei Oerlikon die ersten malerischen Eindrücke empfing. Das ist eine lange Zeit und der Mann hat sie nicht verschlafen. Möge er nun um so gründlicher ausruhen!

*

**An Eduard Münch*

Enge-Zürich, 12. Oktober 1879.

Lieber alter Freund!

Immer mit Buchschreiben beschäftigt (das ich aber nicht mit Dampf betreibe), bin ich dies Jahr mit allen meinen Briefen

in Rückstand geraten und habe auch Dich über Gebühr warten lassen, obgleich die Schwester oft genug gemahnt hat. Deine Briefe und Photographien haben wir jedesmal mit Freude und Dank erhalten und das um so herzlicher, als uns allmählich alles entschwindet, was wir in der Jugend gekannt haben. Wir haben auch mit Befriedigung erfahren, daß es Dir mit den l. Deinigen wohl ergeht und Du gesund und munter bist.

Unsere Mutter ist im Jahr 1864 gestorben, siebenundsiebzig Jahr alt, in der Zürcher Staatskanzlei, wo wir die Amtswohnung hatten. Im Jahr 1876 habe ich nach fünfzehnjähriger Besorgung des Amtes die Stelle aufgegeben, um noch einige Jahre lediglich der Literatur widmen zu können, die uns jetzt bequem erhält. Leider werden wir den vollen Nutzen des « Gewerbes » kaum noch selbst genießen können. Doch wenn ich vor der Regula sterbe, so kann sie jedenfalls existieren, so lange sie noch lebt, sei es durch den Gesamtverkauf meiner Sachen oder durch eine zu stipulierende Jahresrente. An Verlegern fehlt es mir nicht. Längst hätte ich Dir einige meiner Bücher geschickt, wenn ich nicht gedacht hätte, der Zoll würde Dich mehr kosten, als sie wert sind. Jüngst habe ich aber gelesen, daß eine Erleichterung eingetreten sei durch den Weltpostvertrag und in Amerika Bücher als Kreuzbandsendungen gleich den übrigen Sendungen dieser Art zollfrei sein sollen. Sobald ich dessen sicher bin, werde ich Dir die Sachen stückweise so zuschicken. Ein verschlossenes Paket müßte immer noch verzollt werden.

Ich bin leider dick und rund, sonst aber gesund; Regula dagegen ist nicht am stärksten. Sie leidet etwas an Blutarmut und infolge früheren dicken Halses, der sich nach innen gezogen hat, an zunehmender Verengerung der Halsröhre, was ihr jetzt beim Treppensteigen schon Atemnot verursacht und noch gefährlicher werden kann. Die Mutter ist auch an diesem Übel gestorben. Ich selbst werde meiner Komplexion nach die Wassersucht bekommen oder ein

Schläglein erwischen. Übrigens besorgt die Schwester noch alle Hausgeschäfte und läuft auch selbst auf den Markt. Wir wohnen auf einer Anhöhe, dem sogenannten Bürgli, in Enge, 20 Minuten von der Stadt, ganz allein in einer geräumigen Wohnung von sechs Zimmern mit prächtiger Aussicht ringsum. Ich habe an meinem Arbeitstische den ganzen See mit Gebirge vor mir, sehe über die Stadt weg. Gegen Baden hinunter, in das Sihltal und an den Ütliberg hinüber sieht man von den andern Fenstern aus. Wir zanken zuweilen über die Häuslichkeiten. Regula will keine Dienstboten leiden, und doch ermüdet die Sache sie zu sehr, und kann es jedenfalls nicht lange mehr so fortgehen. Neulich hatte sie ein schönes Stück Arbeit. Meine Freunde hatten zur Feier meines sechzigsten Geburtstages ein üppiges Mittagessen in einem Gasthause veranstaltet, das von 2 Uhr bis 10 Uhr abends dauerte. Die ganze Gesellschaft, jung und alt, 18 Mann, war schließlich besoffen. Ich fuhr als der allerletzte nach Haus und verschmähte jede Begleitung. Als ich aber am Fuße unseres Hügels ausstieg, regnete es in Strömen, und ich purzelte auf dem kurzen Wege bis zum Hause drei- oder viermal in den Dreck, so daß die Regula den Rock auswaschen und herstellen mußte und fortwährend schimpfte, ich hätte nicht den besten anzuziehen gebraucht. Da hast Du ein kleines Bildchen unserer Lebensart.

Die Onkelsche Scheuchzerfamilie in Glattfelden, wo niemand mehr und das Haus von einem Bauern bewohnt ist, hat verschiedene Schicksale. Der älteste Sohn Heinrich, Arzt in Eglisau, circa 69 Jahr alt, hat Schlaganfälle und liegt gelähmt im Bette. Seine Kinder haben ihr Muttervermögen herausverlangt, was ihm Verdruß machte. Die älteste Tochter Setti ist als altes Weib in der Armut gestorben, weil sie einen liederlichen Mann geheiratet. Der mittlere Sohn Jacques lebt als pensionierter Schiffsmaschinenmeister, nachdem er seit 30 Jahren das Mittelländische und Schwarze Meer befahren, in Triest. Siegmund ist ökonomisch zugrunde

gegangen und lebt gegenwärtig als Tagelöhner in der Nähe von Zürich; er hat sein und seiner Frau Vermögen verunschickt, wie man hier sagt. Der jüngste Sohn Fritz (50 Jahre alt) hat sich durch politische Stürme, als demokratischer Wühlhuber und Volksführer emporgebracht. Er ist Gerichtspräsident, Nationalrat, Kantonsrat, Zeitungsbesitzer und -schreiber und weiß Gott was und lebt in Bülach, wo er sonst Arzt war.

So viel für einmal. Wenn ich die Bücher schicke, will ich wieder schreiben, was Du auch tun kannst. Die Briefe sind jetzt ja wohlfeil. Regula grüßt bestens, sie schreibt so wenig als möglich, da sie's nie recht gelernt hat.

Also sei mit den Deinen gegrüßt von

G. Keller.

An Paul Heyse

9. November 1879

Den « Grünen Heinrich » will ich Dir schicken, sobald der letzte Band heraus ist. Der dritte kommt nächstens. Aber wohlgemerkt, ohne die Zumutung, daß Du die vier Bände wirklich durchlesen sollst! Ich mußte viel mehr umschreiben, als ich ursprünglich dachte; die zweite Hälfte sah zu einfältig aus, und endlich mochte ich das Zeug fast nicht mehr ansehen und verbrachte die Zeit mit der Vorbereitung anderer Sachen. Jetzt muß ich endlich dran glauben und meine Hoffnung ist, daß die alte Sünde unbemerkt ablaufe; denn viel zu retten war doch nicht daran. Ich lasse den Häring leben und mit der Judithfigur aus der ersten Hälfte wieder zusammenkommen.

An Wilhelm Petersen

11. November 1879

Ich habe neulich wieder J. Burckhardts « Kultur der Renaissance » durchgelesen und aus seinem homogenen Geiste

ein Heimweh nach jener Welt davongetragen, die freilich nicht die unsrige ist.

Jetzt naht langsam der Winter; ich hoffe aber, es werde nochmals schön, ehe Schnee und Eis bleibend anrücken. Die kleinen Unbehaglichkeiten vom letzten Winter sind verschwunden; ich glaube, es lag an einem weißen Pfälzerwein, den ich damals auf der Ihnen bekannten « Meise » trank und der wahrscheinlich nicht sauber war. Das viele Laufen durch dick und dünn im Winter, das Sie mir verschreiben, kann ich nicht so schlechthin durchführen, weil es mich mehr stört und abzieht, als es wert ist. Indessen gibt's immer Gelegenheit, sich Bewegung zu machen, wenn auch nicht jeden Tag. Ihrem Schlafen bei offenem Fenster kann ich kein Vertrauen schenken. Vor zwölf oder fünfzehn Jahren gab es hier eine Gruppe vierzig- bis fünfzigjähriger Männer, die den Winter durch kalt badeten und sich am See täglich das Eis aufschlagen ließen. Sie wollten urgesund und uralt werden; jetzt lebt kein einziger mehr davon. Einige davon rannten im Sommer täglich, manchmal zweimal, im Winter wöchentlich zwei- bis dreimal auf den Ütliberg; sie sind, wo die andern.

**An Adolf Frey*

6. Dezember 1879

Verehrtester Herr!

Es hat mich gefreut, seinerzeit von Ihrem Wohlergehen und Ihren guten Studien zu vernehmen. Es ist gewiß gut, wenn von Zeit zu Zeit jemand die ganzen deutschen Studien betreibt und sich nicht bloß auf das bißchen moderne Literaturgeschichte und Tagesliteratur verläßt.

Wie ich Ihnen soviel erinnerlich schon gesagt habe, rechne ich Ihre Arbeit über Haller nicht zum leichten Genre dieser Art und danke Ihnen daher herzlichst für die Zusendung der erweiterten Ausgabe, welche des Anregenden und Belehrenden manches, ja vieles für mich enthält. Sie haben

leider vergessen, eine Inhaltsübersicht beizufügen, was Sie sich für die Zukunft abgewöhnen müssen.
Der Unglücks-X. hat sich mit seinen Lügen und einfältigen Matrosenpossen für sein unnützes Fahrzeug in eine förmliche Kalamität hineingearbeitet, so, daß Y zurücktrat und die Sache überhaupt zu unterbleiben scheint. Im übrigen scheint diese Krankheit auch bei uns immer noch im Wachsen begriffen. Fastenrath hat immer größeren Zuzug, so daß er sich einen Gehilfen beigelegt in Gestalt eines St. Galler Doktors, dessen Name mir entfallen. Derselbe bereist deutsche Fürstlichkeiten und hohe Adelsdamen, um Protektoren und Protektricen zu suchen und deren Namen an die Spitze der Unternehmungen stellen zu können usw. usw.
Meyers Thomas Becket, der jetzt aufgetreten ist, erfreut mich ordentlich; es ist eine wahre Prachtarbeit in Vertiefung, Ausführung und guter Schreibart; nur stört mich, wie im « Jenatsch » der verfluchte Beilschlag am Schlusse, hier am Anfang der unschöne Notzuchtsfall, auf den das ganze gebaut ist; denn juristisch würde eine Kindesverführung dieser Art kaum anders genannt werden.
Ihre neuliche Besprechung der Blüthgenschen Novellen habe ich mit Interesse und Einverständnis gelesen. Ich kannte dieselben teilweise von früher her und werde nicht ermangeln, den Rest demnächst mir zu Gemüte zu führen. Bei gegenwärtigem Eis- und Schneewetter tut ein Gläschen besseren Weines immer gut.
Eine solche Erwärmung, wörtlich verstanden, werden Sie sich in dieser Winterzeit, besonders auf die kommenden Festtage, bei allem Fleiße wohl auch noch gönnen, und so wünsche ich Ihnen ferner ein gesundes und heiteres Lebenswetter als Ihr ergebener

G. Keller.

An Marie Melos

26. Dezember 1879

Frau Ludmilla Assing habe ich gesehen. Sie hat die Unsitte, mich jedesmal in den Gasthof zu zitieren, wenn sie hier ist,

als ob es unschicklich wäre, unsereinen im Hause aufzusuchen. Ich ging jedenfalls zum letztenmal hin; denn sie machte mir einen unerträglichen Eindruck. Sie hatte eine goldene Brille auf der Nase, renommierte, daß sie Latein treibe, warf die Gegenstände auf dem Tisch mit barschen Mannsbewegungen herum, heulte dazwischen, rückte mir auf den Leib, immer von sich sprechend usw. Es ist ein Glück, daß sie zu leben hat, sonst würde sie noch die unseligste Person der Welt werden.

An Paul Heyse

29. März 1880

Hast Du den Band « Werke von Georg Büchner » schon angesehen? Dieser germanische Idealjüngling, der übrigens im Frieden ruhen möge, weist denn doch in dem sogenannten Trauerspielfragment Wozzek eine Art von Realistik auf, die den Zola und seine « Nana » jedenfalls überbietet, nicht zu reden von dem nun vollständig erschienenen Danton, der von Unmöglichkeiten strotzt. Und dennoch ist vielleicht diese Frechheit das einzige sichere Symptom von der Genialität des so jung Verstorbenen, denn das Übrige ist ja fast alles nur Reminiszenz oder Nachahmung; keine Spur von der Neuartigkeit und Selbständigkeit eines « Götz » oder der « Räuber », als sie zu ihrer Zeit entstanden.

**An Jakob Baechtold*

9. April 1880

Stellungnahme zu einem Teil des Vorwortes von Baechtold zu dessen Deutschem Lesebuch für höhere Lehranstalten.

Ich könnte dem mitgeteilten Fragment nur zustimmen und wüßte nichts beizufügen. Vielleicht würde ich, wenn ich die Vorrede zu schreiben hätte, die Frage noch etwas entschiedener zuspitzen, ungefähr so (d. h. nicht so weitläufig).

Klassisch im höchsten Sinne sind ausgemachtermaßen nur Schiller und Goethe und auch diese unbedingt nur in einem Teile ihrer Werke. Das bringt mit sich, daß es endlich an der Zeit ist, diese Werke in eigenen Ausgaben oder sonstwie für sich zu Schulbüchern zu machen, wie das schon längst mit den Alten geschehen ist.

Das vorausgesetzt, was bliebe dann übrig für das deutsche Lesebuch, im Sinne der Rigoristen? Nichts! Denn die humanistisch-theoretische Vorbereitung der Lessing und Herder deckt das Bedürfnis des Lesebuches nicht, die poetische Vollkommenheit steht derjenigen der beiden ersten schon entfernter und Wieland vollends erhebt sich wohl historisch, aber nicht mehr sachlich qualitativ über den Strom der deutschen Literatur, wie sie in ihren guten und charakteristischen Erzeugnissen vorher und seither fortgelebt hat. Diesen Strom nun für die Schule beliebig und willkürlich abzuschneiden, geht nicht an. Die Jugend soll schon in der Zeit des Lernens des lebendigen Flusses der Sprache und damit des Denkens und Fühlens inne werden, um nicht nachher plötzlich einem Fremden, Unbekannten gegenüberzustehen; es handelt sich also nicht um eine bloße Toleranz gegenüber den Neuern, sondern um eine pädagogische Pflicht usw. Daß manche Momente in Leben und Kultur des allgemeinen Verlaufs der Geschichte wegen erst nach Schiller und Goethe einen prägnanten Ausdruck haben finden können, wird nicht besonders nachgewiesen zu werden brauchen.

Ich weiß nicht, ob aus diesen vielen Worten noch etwas für Ihren Zweck abzuzapfen ist. Das Wort « strahlend » würde ich vermeiden und etwa mit « vortrefflich » oder « mustergültig » ersetzen. Denn strahlen tut allerdings jetzt niemand und seit geraumer Zeit nicht.

Besten Gruß

Ihr G. Keller.

An Marie von Frisch

21. November 1880

Es tut mir sänftlich wohl, daß Ihnen der « Grüne Heinrich » nicht mißfällt in seiner jetzigen Gestalt, nachdem ich ihn mühsam genug gewaschen und gestriegelt habe. Sonst scheint mir nicht viel Vergnügen daraus zu erwachsen; denn nun kommen die sogenannten Kritiker, und anstatt das jetzige Buch aus sich heraus zu beurteilen, vergleichen sie es in philologischer Weise mit dem alten, um ihre Methode zu zeigen, und zerren so das Abgestorbene herum und lassen das Lebendige liegen, denn das verstehen sie ja einmal. Es ist ungefähr die Situation, wie wenn man im Garten einen alten Mops begräbt, und es kommen nächtlicherweile die Nachbaren, graben ihn wieder heraus und legen das arme Scheusal einem vor die Haustüre usw.

An Lydia Escher

2. Dezember 1880

Ich bitte, verehrte Gönnerin, mir nicht mit Pessimismus und dergleichen Schnickschnack zu kommen. Diese Modetorheit mit ihrem Jargon steht jungen Damen noch schlechter an, als den preußischen Gardeleutnants, die sie auch mitmachen, besonders wenn sie unglücklich gespielt haben.

An Ida Freiligrath

20. Dezember 1880

Den Aufsatz der Helen Zimmern, Frau oder Fräulein, hab' ich seinerzeit bekommen und schändlicherweise noch nie geantwortet. Sollte er Sie interessieren, so würde ich Ihnen die Blätter schicken. Letzthin bekam ich einige Bogen « Halfhours with foreign novelists », worin ein paar Fragmente aus meinen Sachen übersetzt sind. Als Herausgeberinnen erscheinen aber zwei Damen Zimmern; wenn das so fortgeht, so werden es bald vier, dann achte usw. sein,

und sobald es zweiunddreißig sind, möchte ich einmal einen Kaffee mit denselben trinken. Jener Aufsatz ist sehr wohlwollend geschrieben und hat nur den Fehler, wie auch die Arbeit in den « Halfhours », daß er meine Wenigkeit als eine spezifisch schweizerische Literatursache behandelt, während ich mich gegen die Auffassung, als ob es eine schweizerische Nationalliteratur gäbe, immer auflehne. Denn bei allem Patriotismus verstehe ich hierin keinen Spaß und bin der Meinung, wenn etwas herauskommen soll, so habe sich jeder an das große Sprachgebiet zu halten, dem er angehört. Die Engländer vollends werden durch eine solche Einteilung nur verleitet, ein schweizerisches Buch zu den Berner Oberländer Holzschnitzereien, Rigistöcken mit Gemshörnern usw. zu zählen.

Ihr Gebot de mortuis nil nisi bene, das Sie beim Ableben der Ludmilla Assing ausgesprochen, ist nur halbwegs gehalten worden, am wenigsten von der eigenen Schwester der Seligen. Es hat eine hiesige Familie von der in Neuyork lebenden Dame einen Brief erhalten, der einen graulichen Einblick in ein gebildetes und literarisch berühmtes Schwesterleben gibt. Nichts als Verwünschungen und Schmähungen über die fast völlige Enterbung, welche Ludmilla gegen die teure Schwester verübt habe, und zwar nicht nur im letzten, sondern auch in einem früheren Testamente, das bei diesem Anlaß zutage gekommen sei. Sie sei selbst, die Ludmilla, von jeher eine Erbschleicherin und Heuchlerin, eine von Eitelkeit und Größenwahn besessene Furie und noch Schlimmeres gewesen, sie wolle es schon noch sagen usw.

An Julius Rodenberg

5. Januar 1881

...Bei diesem Anlasse, eh' ich es wieder vergesse, hole ich auch meinen Dank nach für die freundliche Aufnahme, die Sie meinem Landsmann Dr. Adolf Frey gewährt haben.

Derselbe ist nach Leipzig und Berlin ausgezogen, um seine Studien für eine schulmännische Karriere zu beendigen, die ihm gesichert war. Nun ist er unversehens abgesprungen und in den Stand des freien Literatentumes übergetreten. Ich kann natürlich nicht beurteilen, inwieweit Bedürfnis und gute Gelegenheit dabei einwirkten. Doch will mir die Sache nur halb gefallen, weil die dichterische Produktionskraft, die er sich zutraut und für die er auf diesem Wege die geeignete Luft zu kriegen hoffen mag, nach meiner Ansicht nicht in dem erwünschten Maße vorhanden ist. Seine Kraft dürfte eher nach einer gelehrt kritischen Seite hin liegen, die er als Dozent wohl besser pflegen könnte. Wie dem auch sei, so wird der junge Mann nur auf guten Wegen wandeln und guter Freundschaft würdig sein.

**An Lydia Escher*

5. Februar 1881

Hochzuverehrendes Fräulein!

Auf die Gefahr hin, daß diese Zeilen Sie nicht mehr am Strande der seligen Huster auffinden, muß ich doch meinen gepreßten Gefühlen, die von Veilchen- und Rosenduft ganz geschwängert sind, Luft machen und Ihnen sowie Ihrem hochgeehrten Herren Vater und Präsidenten meinen herzlichsten und ebenso höflichen Dank abstatten für die herrliche Blumengabe, die mich letzten Freitag in der Morgenfrühe im besten gegenseitigen Wohlsein überraschelt hat.

Seither ist die Nase meiner Seele stets halb violett, halb rötlich angeschimmert, und auch der leibliche Rüssel schnuppert an dem Frühling herum, der da vom blauen Mittelmeer über die Alpen hergewandert ist. Hoffentlich ist das Befinden des Herrn Präsidenten sowie das Ihrige das allerbeste und der Zustand überhaupt so glänzend wie der Gipfel der großen Windgälle, die soeben, vom Föhn blankgescheuert, durch die Wolken leuchtet.

Hier gibt es nicht viel Neues. Die Getreidepreise sind am

Freitag unverändert geblieben; das Fleisch auch, wogegen Böhnli und gesöde Erbsen eher etwas in die Höhe gegangen seien. Dienstboten sind gesucht (Köchinnen, alte $100^{3}/_{4}$, junge $99^{1}/_{3}$); Gäste sind etwas flau: ein alter Fürsprech $88^{7}/_{8}$, ein alter Bürkli 97.10, ein alter Dichter 68.67%, und dazu noch angeboten.

Heute hält Herr Rieter-Bodmer einen öffentlichen Vortrag im Schulhaus Enge über Wanderungen in Afrika. Ich ginge sehr gern hin, da ich aber in der Morgenpredigt des Herrn Pfarrer Kempin gewesen und morgen in einen Vortrag des Herrn Stäubli eingeladen bin über vergleichende Religionsgeschichte in der Elementarschule, wo ich als Korreferent auftreten soll, so finde ich leider die Zeit nicht dazu.

Auf dieser Seite kommt jetzt nichts mehr, als meine achtungsvolle Selbstempfehlung und die cismontanen Grüße Ihres ergebensten

G. Keller.

★

Parabel

Erschienen 1881 in « In Sturm und Noth. Selbstschriften-Album des deutschen Reiches ».

Einer ging an den See des Lebens, um nach Menschen zu angeln; aber er fing nichts. Da kam ein Unbekannter und sagte: « Wenn du Menschen fischen willst, so mußt du dein Herz an die Angel stecken, dann beißen sie an! » Jener folgte dem Rat, und sogleich schnappten sie unten nach dem Köder, rissen ihn von der Angel und fuhren damit in die Tiefe. Da war der Fischer betrübt. Allein bald wurde es ihm so leicht zu Mut, daß er auf die wilde See hinaus fuhr und die Menschenfische zu Tausenden mit dem Netze fing, und er war nun ihr Herr und schlug sie auf die Köpfe. Und der ihm den Rat gegeben hatte, war der Teufel.

★

An Paul Nerrlich

28. Februar 1881

Zu dessen Besprechung des «Grünen Heinrich» «Im neuen Reich».

Der hohe Rang, welchen Sie meinem Buche anweisen, ist schon darum unmöglich, weil die autobiographische Form zu unpoetisch ist und die souveräne Reinheit und Objektivität der wahren Dichtersprache ausschließt; daß aber jene Form durch die contradictio in adiecto eines notwendigen Zufalls die Oberhand gewonnen hat, ist eben der Beweis vom Vorhandensein eines Grundmangels.

Zugeben kann man allerdings, daß der gleiche Übelstand auch auf die Briefform, Tagebuchform usw. bezogen werden könnte. Da tritt aber, was berühmte Beispiele betrifft, die größere quantitative Leichtigkeit und Gedrängtheit zur Ausgleichung ein.

Wollen freundliche Geister trotzdem meinen ungefügen Vierbänder als ein leidliches Lesebuch an sich bestehen lassen, so bin ich zufrieden genug, da es einmal da ist.

An Paul Heyse

8. April 1881

Für Deinen guten Brief vom 4. Januar herzlich dankend, bezeuge ich nachträglich meine Teilnahme an Eueren Pariser Genüssen, die ich wohl auch einmal goutieren möchte, wenn der Aberwitz der Leute dort mich nicht ein wenig abschreckte. Doch stört das außerhalb vielleicht mehr, als wenn man mitten drin ist, und wer weiß, wie froh die Welt gelegentlich wieder über das Nest wird, cum grano salis genommen.

Jetzt habe ich aber einen moralischen Abgrund schüchtern vor Dir zu entschleiern, teuerster Herr und Freund! der Dich kurios angähnen wird: Ich habe den Gegenstand des neuen Romanes, von dem Du mir letzten Herbst auf der Meise hier gesprochen, gleich am andern Tag vergessen, d. h. das Gespräch steigt mir erst mit Deinem Briefe in der

Erinnerung wieder auf und ich weiß nicht mehr, welches Problem es ist, von dem Du sprachst, ich weiß nur noch, daß es mich sogleich anmutend frappierte. Durch irgendwelche psychologischen Vorgänge ist das infame Symptom beginnender Alterszustände möglich geworden. Spring also über die schwarze Spalte hinweg und sag' mir's nochmals, was es ist. Ich hoffte immer, das Gedächtnis daran würde sich unerwartet einmal einstellen; allein es ist und bleibt verschwunden. Was es aber auch sein mag, so denke ich hinsichtlich der gesundheitlichen Anstrengung, Du werdest doch ganz gemächlich damit anfangen können oder es schon getan haben, und die Bogen ruhig auf einige Zeit weglegen; sowie es zu viel wird, so kann es unvermerkt doch fertig werden und plötzlich da sein.

Freilich scheint Dein rastloser Fleiß ein so halbwegs philisterliches Verfahren nicht zuzulassen. Mit Bewunderung sehe ich überall die Früchte desselben, lese die prächtigen Anfänge auf dem Museum und freue mich auf den häuslichen Genuß in meinem Sorgenstühlchen. Und dabei legst Du zwischenhinein immer neue Tragödien und andere Dramen ins Pult. An meinem unliterarischen Wohnort habe ich nicht vernehmen können, ob der sterbende Alkibiades wirklich dort geblieben ist. Nämlich unliterarisch sind die Bürgersleute, mit denen ich verkehre; sonst wächst hier ein wildes Literatentum heran, schöner als irgendwo, nur geht man nicht mit um.

Verfeinde Dich doch nicht zu sehr wegen meiner kryptogamen Verdienste mit Deinen Genossen, sie hauen sonst schließlich nur mich auf den Kopf. Die Schelle des Shakespeare, der Novelle, die Du mir an den Hals gehenkt, wird da und dort angezogen; ich werde nächstens einen Kommentar liefern. Auf dem Münchener Kupferstichkabinett findest Du vielleicht die Blätter des längst verstorbenen Berner Malers Gottfried Mind, der ein halber Idiot war, aber drollige Katzengruppen zeichnete. Diesen nannte man auch den Katzenraffael. Die kindische Anwendung der philologisch-

historischen Methode der jungen Germanisten (deren Feld schon abgewirtschaftet scheint) auf unsere allerneusten Hervorbringungen ist allerdings etwas ärgerlich. Die Lächerlichkeit wird den Spaß aber nicht alt werden lassen, besonders wenn man ihn gelegentlich etwa ad absurdum führt.

An Hermann Fischer

10. April 1881

Hochgeehrter Herr Professor!

Sie haben mein fragwürdiges Grün-Heinrichs-Buch nicht nur durch eine öffentliche Besprechung zu Ehren gezogen, sondern dasselbe auch mit einem Wohlwollen behandelt, welches über Verdienen hinausgeht.

Obgleich ich indessen die formalen und innern Schwächen meiner Hervorbringung, die auch durch die Überarbeitung als konstitutionelle Schäden nicht mehr zu tilgen waren, genugsam fühle, so ließ ich doch nach menschlicher Art die wohltuende Zustimmung gern auf mich wirken hauptsächlich in bezug auf die ethische Seite der Angelegenheit. Verschiedene Kritiken haben nämlich, indem sie das Machwerk lobten, den Gegenstand desselben allzu verächtlich behandelt und dabei am Ende noch geglaubt, im Sinne des Verfassers zu sprechen.

Abgesehen von der selbstgerechten Verurteilung des allgemein sittlichen Verhaltens, wie es im Erziehungsproblem eines Vaterlosen vorausgesetzt ist, um eben dieses zu lösen, wird z. B. der Irrtum in der Berufswahl und die diesfällige Entwicklung bis zum Abfall lediglich als eine Art bestrafter ordinärer Pfuschbummelei aufgefaßt, an sich gleichgültig und uninteressant, während die überlegte unwiderrufliche Entsagung, dazu noch illustriert durch die zwei Seitenfiguren von Lys und Erikson, die beide es zu etwas gebracht haben und dennoch abfallen, weil sie sich eben nicht erfüllt, nicht ganz ergriffen fühlen, – während diese Entsagung gerade von einem tieferen Ernste zeugen sollte.

Diese Seite haben Sie nun ebenso mild als verständnisvoll behandelt, und schon dieser Liebesdienst veranlaßt mich, Ihnen meinen herzlichen Dank darzubringen.

25. Juli 1881

Ich kann Sie nicht in die Ferien gehen lassen, ohne Ihnen noch vorher den schuldigen und gern gezollten Dank für Ihren « Eduard Mörike » auszusprechen. Je unempfindlicher die große Masse auf ihrem Faulbett dem unvergleichlichen Manne gegenüber fortwährend sich verhält, desto erquicklicher liest sich jedes neue Zeugnis, welches für ihn geleistet wird, da es uns immer mit dem Gefühle freundschaftlichen Einverständnisses « aufheitert », wie man in mancher Alemannengegend sagt.

Dieser Tage hat mich wieder eine seiner Spezialschönheiten entzückt; die einzige Art, wie er Liebe und Mitleid zur gequälten Tierwelt poetisch gestaltet hat in dem Märchen « Der Bauer und sein Sohn ». Wie der Engel den müden Hansel auf die Weide führt und ihm die Beulen mit zarter Hand glatt streicht, die Worte: « Dem wackern Hansel geht's noch gut » usw., alles dies ist geradezu herzerhebend, eine poetische Gerechtigkeit, die in manchem Kolossalwerke nicht wirksamer auftritt.

An Wilhelm Petersen

21. April 1881

Ihre Äußerungen wegen des pathologischen Zuges, der Ihnen eigen sei, berühren schmerzlich, weil Sie einen Zug, den viele unbewußt haben, mehr fühlen als die andern. Mehr oder weniger traurig sind am Ende alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind; aber wer wollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine rechte Freude gibt? Selbst wenn sie der Reflex eines körperlichen Leidens ist, kann sie eher vielleicht eine Wohltat, als ein Übel sein, eine Schutzwehr gegen triviale Ruchlosigkeit.

An Paul Heyse

27. Juli 1881

...Natürlich war ich nichtsdestoweniger froh über Deine Nachricht betreffend das « Sinngedicht », und gedenke die Winke, die Du mir gegeben, bei der Revision klüglich zu benutzen. Nur zwei allgemeine Bemerkungen, aus der eigenwilligen Natur des Menschentums erwachsend, muß ich mir zuschulden kommen lassen. Einmal bezüglich der psychologischen Motivierung. Wir sind nachgerade gewöhnt, psychologisch sorgfältig ausgeführte kleine Romane Novellen zu nennen, und werden den « Werther », den « Vicar of Wakefield » u. dgl. heut ebenfalls Novellen nennen. Demgegenüber, glaubte ich, könne man zur Abwechslung etwa auch wieder die kurze Novelle kultivieren, in welcher man puncto Charakterpsychologie zuweilen zwischen den Seiten zu lesen hat, respektive den Facti, was nicht dort steht. Freilich darf man dabei keine Unmöglichkeiten zusammenpferchen, und immerhin muß der Eindruck gewahrt bleiben, daß dergleichen vorkommen könne und in concreto die Umstände wohl darnach beschaffen sein mögen. Sind dann die Ereignisse nicht interessant genug, daß sie auch ohne psychologische Begleitung fesseln, so ist der Handel freilich gefehlt.

Das andere betrifft die unglückseligen Barone, die an Kuhschwänzen geschleppt werden. Diese schöne Erfindung, die wahrscheinlich dem Büchlein Schaden zufügt, gehört zu den Schnurren, die mir fast unwiderstehlich aufstoßen und wie unbewegliche erratische Blöcke in meinem Felde liegen bleiben. Die Erklärung ihrer Herkunft soll nicht prätentiös klingen. Es existiert seit Ewigkeit eine ungeschriebene Komödie in mir, wie eine endlose Schraube (vulgo Melodie), deren derbe Szenen ad hoc sich gebären und in meine fromme Märchenwelt hereinragen. Bei allem Bewußtsein ihrer Ungehörigkeit ist es mir alsdann, sobald sie unerwartet da sind, nicht mehr möglich, sie zu tilgen. Ich glaube, wenn ich einmal das Monstrum von Komödie wirklich hervor-

gebracht hätte, so wäre ich von dem Übel befreit. Vischer definiert es als « närrische Vorstellungen » und scheint ihm eine gewisse Berechtigung zuzugestehen. Stellt man sich übrigens die Szene als wirklich dramatisch aufgeführt, mit genügendem Dialog versehen, vor, so verschwindet das Verletzende und, glaube ich, würde an seiner Stelle sich sogar ein gewisser Reiz einfinden. Die Braut kann und darf ja nichts von dem Sachverhalt wissen und niemand kennt ihn, als der Mann und die drei Schurken, die seiner Geliebten und Erwählten so viel Schmach und Leid zugefügt haben. Er ist aber schon früher als ein Mensch geschildert worden, der neben dem Hang zum Wohltun einen scharfen richterlichen Bestrafungstrieb dem Unrecht gegenüber hegt. Er also, der überhaupt ein Absonderling ist, erhöht lediglich seine Hochzeitsfreude durch den Strafakt; mithin bleibt niemand übrig als der Zuschauer, der ja alles übersieht und beruhigt ist. Die Unwahrscheinlichkeit betreffend (von der größern oder kleinern Geschmacklosigkeit einstweilen abgesehen), so ist sie in allen diesen Fällen die gleiche. Auch die Geschichte mit dem Logauschen Sinngedicht, die Ausfahrt Reinharts auf die Kußproben kommt ja nicht vor; niemand unternimmt dergleichen, und doch spielt sie durch mehrere Kapitel. Im stillen nenne ich dergleichen die Reichsunmittelbarkeit der Poesie, d. h. das Recht, zu jeder Zeit, auch im Zeitalter des Fracks und der Eisenbahnen, an das Parabelhafte, das Fabelmäßige ohne weiteres anzuknüpfen, ein Recht, das man sich nach meiner Meinung durch keine Kulturwandlungen nehmen lassen soll. Sieht man schließlich genauer zu, so gab es am Ende doch immer einzelne Käuze, die in der Laune sind, das Ungewohnte wirklich zu tun, und warum soll nun dies nicht das Element einer Novelle sein dürfen? Natürlich alles cum grano salis.

Schlimmer bin ich aber mit dem Kamel daran, das Du nicht verdauen kannst. Die soziale Unschicklichkeit dieses Ausdruckes fiel mir nicht ein. Das Fräulein in der Rahmenerzählung braucht irgendwo den Ausdruck: mit einem Ge-

danken schwanger gehen. Von verschiedenen Seiten sagte man mir, das sei im Munde einer heutigen Dame anstößig. Das Zusammentreffen der beiden Fälle beweist mir also, daß ich in der Sprache nicht auf dem Niveau der guten Gesellschaft stehe. Die unerlaubte Schwangerschaft habe ich beseitigt; dagegen bin ich mit dem Kamel in Verlegenheit, da es mit der Katastrophe der kleinen Geschichte verwachsen ist. Ich hatte geglaubt, der drastische Ausdruck und Begriff könne mit Fug stattfinden, wo es sich um ein verdrehtes Landmädchen und einen nichtsnutzigen Zierbengel handelt, wie man die geeigneten Gesellschaftsklassen sich auf anderweitige Weise injurieren, beschimpfen und fluchen läßt, ohne Anstoß zu erregen. Das scheint nun nicht so zu stehen und ich muß wohl für eine andere, weniger verpönte Grobheit sorgen; denn ohne Not möchte ich das so schon leichtfüßige Zeug nicht ungenießbar machen.

An Friedrich Theodor Vischer

28. Juli 1881

Vergleiche dazu Seite 352 ff.

Mit aller Teilnahme habe ich den fortgesetzten «Faust»-Kampf verfolgt, den Sie im neusten Hefte führen, obgleich ich nicht gestimmt wäre, mit jedem neu Hinzutretenden, der sich am großen Gegenstande auch bemerklich machen will, mich abzumühen.

Über den zweiten Teil bin ich durch Ihre tapfere Beharrlichkeit auch endlich zur Ruhe gekommen. Ich war nämlich aus Mangel an durchgeführter Belesenheit in diesem Punkte lange Zeit einer Art Behexung unterworfen, indem ich steif und fest glaubte, daß es dem alten Goethe keineswegs voller Ernst gewesen sei mit der Arbeit, daß er vielmehr sich eine spielende Altersvergnüglichkeit gemacht, um unter anderm das Abschließen seines Werkes durch etwaige Nachfolger zu verhüten. Dadurch, glaubte ich, seien wir einzig in den Besitz der Reihe von großen Sachen gelangt, die auch im

II. Teil noch zu finden sind, und darum könne man das übrige mitlaufen lassen, ohne es anzusehen. Ich habe mich endlich nun überzeugen müssen, daß es heiliger Ernst und keineswegs Spaß war, und da erst jetzt recht die Sache dogmatisch werden und sogar die Bühne beschreiten soll, so bekommt sie eine andere Nase. Der alte Apollo wird mir in dem Finale des Lebens, wie der Tragödie, plötzlich zu einem Sprach- und Stilverderber, sobald er eine fanatische Gemeinde hinter sich hat, und damit Gott befohlen.

**An Adolf Frey*

29. Juli 1881

Mein lieber Herr Doktor!

Es hat mich gefreut, durch Ihren geehrten Brief vom 13. vor. Mts. wieder einmal zu vernehmen, wie es Ihnen geht und welche Zukunftsgedanken Sie hegen. Letztere kreuzen sich, wie es im Leben geht, mit denjenigen, welche ich Ihnen über die Redaktionskarriere geäußert und die Sie nun zu akzeptieren scheinen, während ich gegenteils der Meinung geworden war, es ginge besser, als ich gedacht. Im großen und ganzen wird es wohl beim Zweifelhaften sein Bewenden haben. Gelangt man als Redaktionstalent zu Ansehen und macht die Verleger von sich abhängig, so bleibt man immer und ewig von den Mitarbeitern abhängig; das, was freiwillig zuströmt, kann man zum kleinen Teil brauchen, und so ist man genötigt, sich unablässig an alle wunderlichen Leute zu wenden und an allen Türen anzuklopfen, um die Konkurrenz auszuhalten. Und doch handelt es sich immer noch um eine fixe Stellung. Sich aber ohne eine solche als Schriftsteller aufzutun, ehe etwas Durchschlagendes geschehen ist, das für neun von zehn im Schoße der Zukunft verborgen bleibt, heißt auch dem Unglück und Elend die Tür auftun. Vielleicht bleibt's draußen, vielleicht nicht.

Daß Sie nicht eine Lehrstelle daheim finden sollten, ist doch nicht wahrscheinlich, nur müßten Sie sich für mehr als ein

Fach bereit halten. Hier in Zürich scheint die deutsche Professur an der Hochschule, soweit sie ihren Mann nähren soll, vernagelt zu sein. Baechtold hat sich habilitiert und liest schon im zweiten Semester; man hatte ihm in Aussicht gestellt, ihn zum Extraordinarius zu ernennen mit einer Besoldung. Wie's nun drauf ankam, hieß es, solange Honegger da sei, den man nicht übergehen könne, sei nicht daran zu denken, die Professur ernstlich zu besetzen; denn den wolle man auch nicht. Dann stehen noch andere Aspiranten herum, und wer weiß, ob nicht Hirzel und Vetter von Bern aus auch herüberschielen. Sie werden sich wohl gefaßt machen müssen, auch an andern Anstalten, wie Gymnasien usw., für den Anfang unterzukommen. Privatdozieren können Sie immer und durch Geist und Fleiß sich hervortun. Unter Fleiß verstehe ich nicht dies, sondern jenes, nämlich das, was den Menschen macht und nicht den Faiseur.

Doch verstehen Sie das alles besser als ich, der im Leben nie etwas gelehrt und nicht viel gelernt hat.

Was mich betrifft, so bin ich jetzt an der Redaktion meiner lyrischen Übeltaten, die ein ganz anderes Ansehen bekommen müssen, wenn ich es nicht besser unterlassen soll. Dann denke ich auf einen einbändigen Roman, an dem ich ruhig ein und das andere Kapitel zu schreiben beginnen werde. Die Gedichteangelegenheit freilich ist ein Problem, das man nur in sich selber verwinden kann. Ihren wohlwollenden Artikel über den « Grünen Heinrich » im « Bund » habe ich gelesen und auch zugeschickt bekommen und danke Ihnen schönstens für das Annehmbare darin. Unannehmbar sind gewisse superlativische Wendungen des Lobes. Dergleichen ist nicht sagbar und ist auch niemals wahr, weder hier noch dort, und sieht aus, als ob sich einer lustig mache über einen.

Das Novellenbüchlein « Sinngedicht » wird im Herbste als Buch erscheinen, nachdem ich dem Schlußkapitel eine Erweiterung eingefügt, die in der « Rundschau » nicht mehr Platz hatte. Jeder gute Freund zerpflückt mir eine von den paar Geschichten; zum Glück ist's immer eine andere, so

daß sie schließlich mit den ausgerupften Federn doch sich zusammen forthelfen können, wie angeschossene Krähen.
Von den Druckrezensenten abgesehen, ist es jetzt namentlich bei den Novellisten selbst Mode, einem im Vertrauen diejenigen Sünden feierlich vorzuwerfen, die sie selbst zu begehen pflegen usw.
Also im Herbste werden wir Sie hier wieder sehen? Ich habe auf dem « Bürgli » schon zweimal die Wohnung gekündigt und wieder behalten; jetzt gilt's auf den 1. Oktober, allein ich finde bis jetzt nichts, das mir gefällt, und so bleiben wir vielleicht wieder, obschon es meiner Schwester zu weit entfernt ist.

Bestens grüßend Ihr

Gottfr. Keller.

An Josef Viktor Widmann

4. August 1881

Haben Sie schönsten Dank für Ihr italienisches Buch, das mir viel Freude macht. Sie haben die große Aufgabe, noch eine italienische Reise zu schreiben, vortrefflich gelöst und den Vogel vor vielen Neuern abgeschossen. Schon die Spaltung des Reisesubjekts in zwei Personen, die sich in Anschauungen und Urteilen zu teilen haben, ist ein genialer Griff, wie das Ei des Kolumbus, und mit ebensoviel Anmut als Weisheit durchgeführt, indem bei Müslin die extravagante Schrulle überall in den richtigen Schranken gehalten ist und der Humor dadurch um so feiner wirkt. Und so bringt denn, was die beiden Herren sehen und gustieren, trotz des bald seit Goethe abgelaufenen Jahrhunderts, noch so viel des Neuen, Nichtgesagten, Überraschenden, daß der Band der hesperischen Literatur künftig wohl integrieren wird.
Nicht ganz so sehr erbaut war ich von der Novelle « Mariquita ». Ich muß Ihnen gestehen, daß mir diejenigen nicht Unrecht zu haben scheinen, welche darüber erbost waren. Das ethische oder ethnologische Motiv, das der wunder-

lichen Arbeit zu Grunde liegt, geht in der Unordentlichkeit der aufgewendeten Phantasie ja ganz zu Grund. Von den durch den Mund gezogenen Läusehaaren bis zu dem Ausstechen der Krokodilsaugen hört doch jeder Geschmack auf.

An Wilhelm Petersen

2. September 1881

Ich bleibe richtig noch in meiner Wohnung sitzen, da ich, ohne im Mietzins ungleich höher zu gehen, nichts gefunden habe mit den nämlichen Raumverhältnissen. Nachdem ich fünfzehn Jahre lang in einer reichlichen Dienstwohnung und seither sechs Jahre auf dieser luftigen Höhe gelebt, ist es mir nicht mehr möglich, mich in einige kleine Stübchen einzunisten, wie sie jetzt in den verrückten sogenannten Villen und Affenkäfigen zu finden sind. Allein unbequem ist es doch für den Abend, wo ich doch zuweilen unter die Menschen gehen muß. Da ich nie vor Mitternacht heimgehe, wo die Laternen fast alle gelöscht sind auf meinem Wege, so ist es bei finsterem und regnerischem Wetter jedesmal eine Pönitenz. Heut bin ich zu Hause; meine Schwester dankt bestens für Ihren freundlichen Gruß und würde Sie in diesem Augenblick wieder grüßen, wenn sie nicht schliefe; denn es ist nachts eilf Uhr.

An Paul Heyse

19. November 1881

Storm hätte ich in seiner Behaglichkeit und lustigen Landschaft wohl auch sehen mögen. Ich glaube, ich habe ihn etwas verschnupft, denn ich hielt ihm wegen ein paar Monita, die er mir wegen Nichtverheiratung einiger Novellenfiguren machte, den Spiegel eigener Sünden dieser Art vor, die zu den Juwelen unter seinen Sachen gehören; ferner parierte ich mit dem neusten « Etatsrat » einen maliziösen Bakelhieb, den er wegen der drei zusammengebundenen

Kuhschwänze nach mir führte. Er ist, glaub' ich, so fromm und naiv, daß er vielleicht meinen Spaß für Ernst nahm und nun knurrt.

**An Lydia Escher*

13. Dezember 1881

Verehrtes Fräulein!

Mit Betrübnis erfahre ich, daß Sie schon wieder unwohl sind, und ich muß einen kleinen Schreibtränenschirm meiner Erfindung vorhalten, um diese Zeilen schreiben zu können, ohne das Papier mit den Zeichen meines Kummers zu benetzen. Es ist ein sehr zierliches Schirmlein von durchsichtigem Papier, welches man aufspannen und am Nasenzipfel befestigen kann.

Als ich neulich zum Schulratsdiner kam und mich nach Ihren Befehlen ausstaffiert hatte, trug ich eine Halsbinde, die aus einem alten brodierten Musselineumhang gemacht war und mir tief auf den Busen herunterhing. Dazu hatte ich eine schöne Brillantnadel für 2 Fr. 70 Rpn. gekauft. Ich sah aus wie ein ungarischer Magnat. Allein das Fräulein lag im Bett!

Was nun Ihre freundliche Anfrage wegen der tollen Rahel betrifft, so bin ich für dieselbe dankbar verbunden, indem ich mich zur ernsthaften Wahrheit wende. Vor mehreren Wochen schon erhielt ich einen Brief von der nämlichen Dame, der mir gänzlich unverständlich war. In demselben handelte es sich um ein Gewebe von Schwätzereien und Personen, worin ich selber mit figurierte. Da ich von allem nichts wußte und nichts verstand und mich auch auf keinen Verkehr einlassen wollte, so steckte ich das Ganze in ein Kuvert nebst einem Zettel, daß der Brief gewiß an die unrechte Adresse gelangt sei. (Dieser war ganz deutlich und ausführlich an mich gerichtet, ist also der Dame nicht unbekannt.) Da jener Brief den Poststempel Schwanden trug und ich nicht einmal weiß, ob die Person eine Frau oder ein

Fräulein ist, so adressierte ich die Retourchaise an « Me. Rahel B..... in Schwanden, Kanton Glarus »; den Datumsort, welchen die Briefe inwendig tragen, kann ich gar nicht lesen.

Seither erhielt ich kein Wort mehr, weder der Aufklärung noch der Entschuldigung, bis nun auf dem Umwege über Schloß Belriguardo der kurzbeinige alte Tasso (was Dachs heißt) durch die große Leonore wieder aufgestört werden soll.

Wenn Sie mir wollen gefällig sein, so warnen Sie die Unglückliche gütigst vor Zusendung des Romans! Könnten Sie ihr nicht schreiben, ich stecke alle Manuskripte, die man mir schicke, sogleich in den Ofen? Oder so was. Oder: ich lese sie nicht und schicke sie auch nicht zurück? usw. Letzteres kommt auch wirklich vor.

Wollen Sie sagen, ich sei im Wiener Unglück mit verbrannt, so habe ich auch nichts dagegen.

Ich wünsche Ihnen übrigens baldige gute Genesung und würde bitten, mich dem Herren Vater zu empfehlen, wenn er nicht in Bern wäre.

Mit geziemenden Komplimenten

Ihr ergebener

Gottfried Keller.

An Adolf Exner

16. Dezember 1881

Neulich war Johannes Brahms in Zürich und führte uns seine schöne Meistermusik auf. Ich war mehrmals mit ihm zusammen und er erzählte mir von Ihnen, z. B. daß Sie alle Ferien nach Italien gingen usw.

An Hermann Friedrichs

24. Januar 1882

Mein wertester Herr Friedrichs!

Ihrem Wunsche nach Beurteilung der beiden übersandten Gedichte kann ich nur entsprechen, so gut ich es verstehe

und meine, wobei ich im voraus bemerken muß, daß ich nicht sowohl auf Strenge ausgehe, als es nicht über mich bringe, der Jugend gegenüber nicht aufrichtig zu sein. Ich habe es an meinem eigenen Leben erfahren, wie schädlich und unrecht es ist, wenn die alten Leute die jungen aus Bequemlichkeit oder Gedankenlosigkeit fahrlässig behandeln.

Die zwei Stücke, « Der Erntekranz » und « Die Hirtenflöte », halte ich für gute Gedichte, die in Stimmung und Ausdruck wohl gelungen sind. Dieselben könnten in jeder guten Gedichtsammlung der österreichischen oder schwäbischen Dichterschulen der 30er und 40er Jahre stehen, ja sogar noch das Zeitalter Vossens und des Göttinger Hainbundes zieren. Denn schon Grün, Lenau, Uhland und Kerner würden in Ton und Takt der dichterischen Weise moderner und eigenartiger gewesen sein. Hierin scheint mir nun im vorliegenden Falle die Schranke zu liegen. Es ist eine alte paradoxe Geschichte, die nicht recht zu definieren ist und doch bei jedem neuen Dichter wiederkehrt: die Frage der Ursprünglichkeit und Neuheit. Der Gegenstand aller Poesie ist immer derselbe, und doch immer dieselbe Frage nach dem Notwendigen und Zwingenden, das der neue Poet mit sich bringt.

An Paul Heyse

30. Januar 1882

Halte Du jetzt nur Deine spukenden Traumgebilde tapfer unten, oder lerne einmal mit ihnen als mit Freuden der Zukunft zu spielen, ohne sie gleich aufzufressen. Wenn das Müßigsein oder das ruhige Erwarten der Zeit oder das gründliche Austräumen eine so schwere Kunst ist, so mußt Du dieselbe als eine so vielseitige Künstlernatur doch auch noch lernen, Du wirst Dich doch nicht lumpen lassen!

Die « Oenone » Widmanns hat gehörige Schönheiten und

Anlagen, aber allerdings starke Beimischungen von Ungehörigem. Er ist damit in Wien gewesen und hat das Stück zur Zeit des letzten Interregnums beim Burgtheater eingereicht. Gleichzeitig mit diesem Drama hatte er eine « Zenobia » drucken lassen, die ganz nach der Tieckschen Schablone gemacht ist, im Ton der lustigen Skakespeare-Übersetzer-Weise. Es ist ein guter und höchst begabter Mensch, leider eine Art Eulenböck, der alle Meister ein Weilchen nachmachen kann, bald ist er Wieland, bald Ariost, bald macht er eine « Iphigenia », bald « Hermann und Dorothea » bis auf einzelne Situationen hinaus, ohne alle Genierlichkeit. Plötzlich merkt er einmal, wo es fehlt, und er will verzweifeln, bis er wieder mit einer kolossal reminiszierenden Erfindung davonrennt.

Mit der Durcharbeit meiner Verskünste, nach denen Du fragst, gedenke ich bis Ende Sommers fertig zu sein. Es ist ein bedenkliches Experiment und kaum wird es eine Gedichtsammlung geben, die auf diese Weise zustandegekommen ist. Die Nemesis wird wohl auch nicht ausbleiben. Von dem Romänchen kann ich Dir nicht viel sagen, da ich selbst noch nicht viel davon weiß. Wenn Du Dich an die Erzählung « Das verlorene Lachen » erinnerst, so hast Du ungefähr den Grund und Boden, eine politisch- oder sozial-moralische Entwicklung aus der aktuellen Misère heraus in versöhnliche Perpespe (oho!) Perspektiven, wenn ich's herausbringe! Es handelt sich darum, vor Torschluß noch aus dem ewigen Referieren heraus- und in das lebendige Darstellen hineinzukommen, ohne daß ich just auf endlose Dialoge ausgehe. Einen anschaulichen Anfang hab' ich, ebenso einige spätere szenische Motive, auch den Hauptmenschen und die andern Lumpen, aber noch fehlt ein Weibsbild von Rasse, das vielleicht während der Jagd aufspringt, das heißt sich natürlich durch sich selbst und die Dinge gestaltet, ohne gleich das bekannte schätzbare Frauenzimmer zu werden, das uns immer im Tintenfasse steckt, das heißt den faulen Kerlen meinesgleichen. Ich möchte mich gern

in Spielhagens Romantheorien unterrichten, wie ich es anfangen muß. Er hat neuerlich wiederholt dergleichen von sich gegeben, aber ich kann den verkehrten Gallimathias nicht lesen. Wenn er so pro domo doziert und skribelt, so kommt er mir vor, wie ein Insekt mit vielen Füßen, das auf dem Rücken liegt, zappelt und rudert, um sich aufzuarbeiten auf Kosten der andern.

18. März 1882

Neulich schwankte ich, ob ich nicht zum Begräbnis Berthold Auerbachs gehen wolle, halb und halb hoffend, Dich dort zu treffen. Bin nun aber froh, nicht dort gewesen zu sein, denn Du warst es auch nicht. Und rücksichtlich des nun in Gott und seinem Judenheim ruhenden armen toten Bruders habe ich erst seither die seltsame Erfahrung gemacht, daß in Berliner und Wiener Blättern eine förmliche Gruppe kleiner Anekdötchen kursierten, die der Verstorbene über eine Sorte alberner Grobheiten und Sottisen von mir in Umlauf gesetzt, mit denen ich wohlwollende Besprechungen und Rezensionen erwidert haben soll. Und noch weiß ich nicht, ob der kuriose kleine Zyklus geschlossen ist. Aber ich bin froh, daß ich nicht dort gewesen bin, obgleich die Flunkereien gewiß nicht böse gemeint waren und wahrscheinlich entstellt werden. Immerhin ist es merkwürdig, was für komplizierte Gedankengänge auch in den obern Schichten gesponnen werden; wer hätte sich gedacht, bei Anlaß eines Todesfalles als undankbarer Flegel in Umlauf kommen zu müssen.

1. Juni 1882

...Indessen bin ich jetzt mitten in meinem lyrischen Fegefeuer sitzend, nach dem Du fragst, oder vielmehr herumgehend und viel Zigarren konsumierend. Manchmal passieren 5 bis 6 Stück in einem Tag, manchmal habe ich zwei Tage an einem einzigen, bis es entweder etwas ziemlich anderes geworden ist oder kassiert wird. Dazwischen entsteht hie und da im Gedränge etwas Neues, kurz, Theodor

Storm, der behauptet, es gebe, Goethe inbegriffen, höchstens 6 oder 7 wirklich gute lyrische Gedichte in der deutschen Literatur, würde sich entsetzen, wenn er diese posteriorkritische Reproduziererei ansähe, von allen Göttern der momentanen Eingebung und Empfindung verlassen, was die Leutchen so nennen. Und doch gibt es gewiß auch im Lyrischen, sobald einmal vom psychischen Vorgang die Rede ist, etwas Perennierendes oder vielmehr Zeitloses. Womit ich übrigens meine Flickerei nicht beschönigen will; sie ist eben eine gebotene Sache. Ob auf Weihnachten gedruckt werden kann, ist sehr zweifelhaft, auch nicht nötig: wozu mit dem Heidenzeug immer hinter dem Christkindchen herlaufen, dem armen Wurm? Es ist eine komische Sache, daß gerade Es der allgemeine deutsche Kolporteur sein soll!

Beim Niederschreiben dieses Gedichtsels beachte ich zum ersten Mal die neue Rechtschreibung, wie sie im Anschlusse an das in Deutschland Vorbereitete in der Schweiz bereits in Schule und Amtsstuben offiziell eingeführt wird. Ich merke aber nicht, daß Ihr draußen Miene macht, mit dem h usw. aufzuräumen, und weiß nicht, woran es liegt, daß die Autoren und großen Zeitschriften nichts tun; denn ich bin überzeugt, daß die jetzigen Bücher in wenigen Jahren dem jüngeren Geschlechte gerade so zopfig und unbeholfen vorkommen werden, wie uns die alten Drucke mit den unendlichen Ypsilons und Buchstabenverdoppelungen, den « nahmentlich, nähmlich, ohnverschähmt » usw. Unangenehmer ist mir der Antiquadruck, da ich überzeugt bin, daß wir für den Anfang auf einen Schlag eine Menge Leser der älteren, schlichteren Klasse verlieren werden. Wie steht es nun bei Euch? Wartet Ihr auf die Initiative der Verleger, oder diese auf die Eurige? Jedenfalls glaube ich, sollte man das Nötige, soweit man gehen will, selbst besorgen und nicht den Herren Setzern überlassen. Bei metrischen Publikationen aber sollte gewiß jetzt allgemein vorgegangen werden.

10. August 1882

Allerdings, Du hochmütiger Grammaticide, stecke ich in diesem Augenblicke in der ersten orthographischen Schwulität, da ich bei der Revision einer im Druck befindlichen Auflage der Zürcher Geschichtchen wenigstens mit dem th am Schlusse der Silben abfahren wollte und nun eine heillose Verwirrung entstanden ist. Aber nur um so hartnäckiger werde ich auf meinem plebejisch biedermeierschen Tun beharren, und im Gedichtmanuskript schlage ich allen Todtenbeinen unbarmherzig das weichliche Knorpelfutter des d weg. Obwohl mein' fromme Mutter weint, da ich die Sach' hätt' g'fangen an – Ich hab's gewagt! ruf' ich Dir zu, trotz Deinem Wappenschilde! Aber freilich blutet mir das Herz dabei, wenn ich in dem verwüsteten Buchstabengärtlein meiner Kindheit so einsamlich dastehe. Wenn man mich aber reizt, so fang' ich einfach wieder an, mittelhochdeutsch zu schreiben und dann ist die Purifikation von selbst am Platze!

Deine liebliche Geneigtheit, ein Bißchen in meine lyrische Hexenküche hineinzusehen, kommt einem schüchternen Wunsche entgegen, der mir mehr als einmal aufgetaucht ist. Ich habe allerdings hier niemand, mit dem ich mich über vorkommende Zweifel und Schwierigkeiten beraten kann; die Schulmänner und Literarhistoriker können nicht helfen, weil sie immer nur die Schulbänke vor sich sehen und vom Werden und Schaffen in der Wirklichkeit nichts kennen. Daher auch die verfluchte Oberlehrer-Kritik, die jetzt grassiert neben dem unsterblichen Sekundanerstil à la Julian Schmidt. Selbst Dichter wie Kinkel oder C. Ferd. Meyer, die selbst Schönes gemacht haben, kann ich nicht brauchen, weil ich kein Vertrauen zu ihnen habe. Warum? Weil ich nie ein mündliches oder schriftliches Wort von ihnen gehört oder gesehen habe, das in kritischen Dingen von Verstand und Herz gezeugt hätte. Solche Leute stellen sich im Verkehre auch immer halb verrückt, um den Mangel einer lebendigen Seele zu verbergen, den sie wohl fühlen.

An Julius Rodenberg

28. März 1882

Die Klage über den gegenwärtigen Kulturzustand in Berlin, obgleich sie mir nicht ganz unerwartet kommen kann, hat mich dennoch peinlich ergriffen, weil ich daraus erkenne, daß es für die drin Lebenden anfängt ernstlich ungemütlich zu werden. Durchaus abgesehen von der elenden Stöckerei und was drum und dran hängt, hat es mir auch sonst schon vorkommen wollen, daß der gute alte Berliner Humanismus, der so wahrhaft universell war, in dem aus allen Winkeln herzugereisten Größedünkel ersaufe. Eine Million Kleinstädter, die über Nacht auf einen Haufen zusammenlaufen, bringen ja nicht sofort einen großen Geist hervor, kollektivisch, sondern zunächst nur einen großen Klatsch und rohen Spektakel. Wenn nun das vorhandene Talent diesem nachläuft und zu gefallen strebt, so kommt es so, wie es jetzt ist. Machen Sie nur bald einige Monate Streik und fahren Sie anher, so wollen wir die Köpfe zusammenstecken, denn hier ist auch nicht alles süße Milch, was man zum Kaffee kriegt.

22. Juli 1882

Zu einer Besprechung von Otto Brahm in der « Deutschen Rundschau ».

Was soll ich zu Otto Brahms Aufsatz sagen? Man ist immer in Verlegenheit solch übervoll gemessenem Lobe gegenüber sich angemessen auszusprechen. Freuen tut man sich trotz aller Anstandsregeln doch heimlich, wenn auch nur des « Geschäfts » wegen, von welchem wir abhangen. Aber jedenfalls erregt ein freundlicher Sinn dieser Art, den man ja nicht provoziert hat, auch ein Wohlgefühl an sich und für sich. Danken Sie dem Herrn Doktor, mit dem so ehrenvoll zu spazieren ist, recht herzlich in meinem Namen und auch sich selbst, der Sie jetzt schon so oft die Räume der « Rundschau » so gastlich zu meinen Gunsten geöffnet haben.

Zu Brahms in gutem Sinne gegebener Kritik muß ich mich indessen auch etwas kritisch verhalten, wie das so menschlicher Brauch ist. Das Prinzip, aus zusammengerafften oder vermuteten Personalien die Charakteristik eines poetischen Werkes aufzubauen und alles so viel möglich auf Erlebtes zurückzuführen, solange der Hervorbringer sein Leben nicht selbst geschlossen hat, ist, abgesehen von den Inkonvenienzen, die daraus entstehen können, nicht richtig, schon weil der fern Stehende auf bloßes Hörensagen, auf Klatsch und flaches Kombinieren hin arbeiten muß und darüber das freie Urteil über das Werk, wie es vor ihm liegt, beeinträchtigt oder ganz verliert. So werden namentlich mittelst solcher Methode die verschiedenen Stoffmotive geradezu unrichtig behandelt und auf nicht existierende Quellen zurückgeführt. Auch mit Bezug auf das Technische ist Brahms Methode noch etwas unsicher. So hebt er z. B. ausführlich meine Vorliebe für die Adjektiven « seltsam » und « wunderlich » hervor, während dieselbe erstens oberdeutsches Gemeingut ist und zweitens, wo sie zu sehr hervortreten sollten, von Vater Goethe her a n g e l e s e n ist, welcher mit der Vorliebe für die beiden Wörtchen schon vor hundert Jahren voranging oder wenigstens vor achtzig bis neunzig Jahren. Die Norddeutschen brauchen dafür immer das Wort « sonderbar » und etwa einmal « merkwürdig » und beide letzteren Ausdrücke dienen uns eben nicht so gut, wie jenes « seltsam » und « wunderlich », in den jeweilig gegebenen Fällen nämlich. Doch genug mit diesem undankbaren Genörgel! Mit Ihnen glaube ich, daß der feurig belebte, geistvolle und von gesunder Gesinnung beseelte junge Mann eine schöne Zukunft hat.

**An Marie Melos*

24. Juli 1882

Empfangen Sie meinen innigsten Dank, teuerste und hochgelobte Fräulein Maria, für die Zusendung des Düssel-

dorfer Volksblattes mit dem Geschichtskalender vom 19. Juli.

Ich ersehe aus demselben, wie notwendig es war, daß wir beide an diesem Tage geboren wurden, um die üblen Vorbedeutungen und Erinnerungen etwas zu mildern und zu versüßen. Zwei griechische Feldherren fielen an diesem Tage, Rom wurde durch Nero verbrannt, und die Wiedereinführung des eisernen Kreuzes fand statt. Was letzteres bedeutet, weiß ich zwar nicht; aber es dünkt mich unheimlich und scheint mir zu der Ehegesetzgebung zu gehören, irgend einen furchtbaren matrimonialen Grundsatz zu enthalten.

Diesmal habe ich aber rechtzeitig Ihrer gedacht. Es hatten mich am Morgen drei Jüdinnen aus München besucht, Großmutter, Mutter und Enkelin, mit denen ich in die Stadt zum Mittagessen ging. Eine vierte gesellte sich hinzu, und unter diesem Orientalismus saß ich wie der Erzvater Abraham. Es waren alles exaltierte Wagnerianerinnen oder kurzweg Erinnen, und als man auf den Meister ein Hoch ausbrachte, schob ich für meine Person Ihren Namen unter. Es mußte heimlich geschehen, weil vom Geburtstag nichts verlauten durfte.

Mit diesem Nachtrage grüße ich Sie und die lieben Ihrigen nochmals aus Herzensgrunde als

Ihr alter und ergebener

G. Keller.

An Marie von Frisch

13. August 1882

Über den Maler Anselm Feuerbach.

Das Feuerbachsche Büchlein habe ich noch nicht gesehen, sondern nur darüber gelesen, werde es aber jetzt kommen lassen. Wie die Makart und Comp. zu wenig, hatte Feuerbach zu viel, nämlich störrischen Ernst und etwas aufgeblasenen Idealismus. Es war kein glückseliges Geschlecht, so genial es war. Von Makart und Lenbach höre ich, daß ihre

vor wenig Jahren gemalten Bilder auf der Ausstellung in Wien schon von fingerbreiten Rissen und Sprüngen bedeckt seien, wegen der leichtsinnigen Technik. Die wollen scheint's mit Gewalt nur für den Tag leben, wie die Theaterleute.

An Wilhelm Petersen

21. September 1882

Hier haben wir einen kompletten Regensommer; es sieht betrübt aus. Die Bauern sind vergrämt und wählen Leute in die Behörden, die den unreifen Trauben entsprechen, verwerfen alle Gesetze, die man vorlegt, und werden wahrscheinlich nächstens verlangen, daß die jährliche Festsetzung der Witterung jeweilig der Volksabstimmung unterbreitet werde, durch besondern Gesetzentwurf.

Meine Schwester befindet sich seit dem Frühjahr wieder besser, was das Einzelbefinden angeht; sie bewegt sich herum und läßt niemand was machen. Allein die allgemeine Schwäche und Gebrechlichkeit ist geblieben und wird schwerlich mehr weichen. Sie hat eben den Teufel im Leib und will weder ruhen noch « abgeben », aus dem falschen Instinkt, es würde dann fertig sein, und so kommen diese armen Geschöpfe aus dem circulus vitiosus nicht heraus.

An Paul Heyse

9. November 1882

Warum ich nun mit meiner Handschrift nicht gekommen bin, Dich zu quälen, hat fast trauersame Ursache. Der Umzug in die neue Wohnung (Zeltweg, Hottingen 27), das Einpacken und Wiedereinrichten ging so peinlich und unbeholfen vor sich, daß ich ganz demoralisiert wurde, besonders als ich am 1. Oktober erst beim Bücherpacken angelangt, von der Höhe der Leiter rückwärts mit dem Schädel auf den Boden hinunterstürzte und den Hinterkopf aufschlug. Auf diesem Punkte angelangt, hatte ich sogar einen

Moment, wo ich das Lied zu Ende glaubte, da ich auf dem Rücken liegend, mit der Hand unter den Kopf griff und ins strömende Blut griff. Die Schramme, die indessen in acht Tagen leidlich zuheilte, schien mir im ersten Augenblicke ein Knochenbruch zu sein, wobei ich nicht bedachte, daß ich in diesem Falle schwerlich irgendeine Betrachtung anstellen würde. Item, diese plötzliche Demarkierung unmittelbarer Todesnähe, an der wir laborieren, war ein etwas kitzeliges Novum für mich. Die Schwester, die mir auf die Füße half, sagte auch auf meine nicht ganz unbekümmerte Bemerkung, es werde wohl fertig sein mit meinen Angelegenheiten, so neuartig herzlich ihr: Nein, nein!, daß die kurze Rumpelei auch zu einem Unikum für mich wurde. Jetzt raucht er wieder, Gott sei Dank! Auf nächsten Sonnabend habe ich für die übliche Martinsgans auf der Meise unterschrieben, in dem Sälchen, das Du kennst, wo es heißen wird: Eine gute Gans, eine fromme Gans, eine zarte Gans, eine kluge Gans usf.

An Wilhelm Petersen

1. Juli 1883

Seit 1. Mai ist eine sogenannte Landesausstellung in Zürich, die bis zum Oktober dauert und unendliches Volk aus allen Winkeln der Schweiz herbeizieht. Dabei tägliche Musikaufführungen und Konzerte. Das Orchester der Skala in Mailand, deutsche Regimentsmusiken, unser Tonhalleorchester, eine gewaltige Uhrmachermusik aus La Chauxdefonds, Regatten mit Ruderklubs aus Paris, Lyon, München, Frankfurt, kurz Höllenspektakel. Das Beste ist noch eine Kunstausstellung neuer und alter Sachen in einem allerliebst gelungenen Holzbau im griechischen Tempelstil ganz mit Gipsstuck bekleidet; in prächtig beleuchteten Sälen sind zwar nur etwa 600 Bilder neuester Zeit und einige Skulpturen, aber es darf sich doch sehen lassen. Unter den alten Sachen ist eine starke Sammlung gemalter schweizerischer

Glasscheiben das Wertvollste; manche kostbare Scheibe ersten Ranges dabei.
Ich habe auch ein Geschäftchen dabei gemacht, nämlich eine Festkantate für die Eröffnungsfeier am 1. Mai, die gesungen und musiziert wurde trotz der sehr mittelmäßigen Verse. Vier Wochen später wurde ich mit dem Komponisten zu einem « Erinnerungsbankettchen » vom Zentralkomitee geladen und am Schluß mit einem goldenen Chronometer beschenkt, den der Hauptexperte und Juror im Uhrenwesen für mich ausgesucht hatte. Er geht auch auf die Minute. Ich aber war über diese unerhörte Generosität und Honorierung, da ich an gar nichts dergleichen gedacht, so verblüfft, daß ich in meinem Dankspruche mich unter die Bäume verirrte und diejenigen Leute leben ließ, welche die Bäume stehen lassen! Man hatte nämlich in einer alten Parkanlage einige schönere Bäume geschlagen, um Raum für die Gebäude zu gewinnen. Die Herren stießen auf die Grobheit dennoch tapfer mit mir an und schrien hoch! Der Komponist, der hiesige Kapellmeister Hegar, bekam ein Ölbild, Landschaft, das auf der Ausstellung hängt, in prächtigem Rahmen. Doch genug des Schwindels!

**An Ernst von Wildenbruch*

26. September 1883

Sehr verehrter Herr und Meister!
Da Sie nun wohl nach Berlin zurückgekehrt sein werden, will ich nicht länger zögern, Ihnen die glückliche Ankunft der fünf stattlichen Bände zu melden, die gleich ebensoviel bewimpelten Schiffen siegreich bei mir einliefen. Es gibt Gemeinplätze, welche man so wenig entbehren kann als die Bemerkungen über Sonnenschein und Regen. So haben Sie die geistreiche Vergleichung mit Ihrem Mitbürger Heinrich von Kleist gewiß schon oft hören müssen; und trotzdem muß ich auch noch kommen und Ihnen sagen, daß ich nach der ersten Lektüre den Eindruck empfand, als ob jener Mann

aus dem Grabe erstanden, vielmehr nie gestorben wäre und mit gesundetem Herzen und geklärter Seele in seinen letzten Jahren unter uns lebte.
Ich danke Ihnen, Verehrtester! aus allen Kräften und vertraue mit allen Sinnen auf eine weite, glückliche Fahrt! Meine Wünsche flattern mit Ihrer Flagge. Meinerseits habe ich einen dicken Band von Gedichten zusammengerafft, wie sie ein vierundsechzigjähriges Leben mit sich gebracht. Wenn Ihnen der Verleger demnächst ein Exemplar zustellt, so haben Sie die Güte, die Widersprüche des Buches, Wahrheit und Irrtum, Form und Unform mit derjenigen Nachsicht zu betrachten, welche wir allen menschlichen Gebrechen angedeihen lassen. Wenn Sie mich fragen, warum ich denn ein solches Buch noch herausgebe, so ist die Antwort: Um den bekannten Nachlaßmardern zuvorzukommen, die mit noch weniger Kritik den Handel besorgen würden!
In der angenehmsten Erinnerung an die Stunden, welche mir Ihr freundlicher Besuch gewährt hat, grüße und verharre ich als

Ihr mit größter Hochachtung ergebener
G. Keller.

An Ida Freiligrath

13. Oktober 1883

Unsere Wohnung am Zeltweg an der Ecke der Gemeindegasse ist nicht erfreulich wegen unaufhörlichen Straßenlärms; trotzdem vermeide ich einen abermaligen Umzug, bis ich etwas ganz Gutes, nach kurzsichtigem Ermessen, finde, wo ich dann nicht mehr zu zügeln hoffe bis zum letzten Auszuge.

**An Erich Schmidt*

12. Dezember 1883

Verehrter Herr Professor!
Sie haben mich durch die gütige Übersendung Ihres « Lessing » in die günstige Lage gesetzt, mich mit dankbarer Ge-

sinnung direkt an Sie wenden zu können, nachdem ich durch Ihre Schriften und gemeinsame Freunde so viel Gutes von Ihnen erfahren.

Für jetzt kann ich, während das Buch auf meinem Tische liegt, nur meine Bewunderung ausdrücken, wie es möglich ist, den alten Marmor so vollkommen zu einem neuen Bildwerk umzuhauen. Und so instruktiv zu sein, ohne die Spannung zu beeinträchtigen.

Daß Sie das bescheidene Gänseblümchen meines Namens sinngedichtlichen Andenkens so großmütig an das Vorwort gehängt haben, darf ich nicht verschämt unerwähnt lassen, sondern mache meinen anständigen Knicks, gleich einem eitlen Poetlein.

Ich wünsche Ihnen alles Glück zur Vollendung des sonnigen Werkes.

Vor ein paar Jahren war ich schon einmal auf dem Punkte, an Sie zu schreiben, als Sie anläßlich des Todes Berthold Auerbachs in einem Wiener Blatte einen Aufsatz erscheinen ließen und unter anderem eine meine Wenigkeit betreffende Anekdote anführten, wie mir Auerbach dreimal einen Artikel über mich zugesandt und mich endlich an ein dankbares Lebenszeichen gemahnt habe, worauf ich drei Dankbriefe oder Empfangsanzeigen zugleich abgesandt hätte. Hieran war kein wahres Wort, als daß ich, nachdem der bezügliche Artikel in der « Deutschen Rundschau » erschienen war, wohl ein halb dutzend Male daran war, an Meister Berthold zu schreiben, aber seltsamerweise jedesmal zufällig gleichzeitig in Zeitungen las, daß Auerbach da oder dort auf Reisen sei! Dann schob ich es natürlich immer wieder auf und so wurde es überhaupt zu spät.

Solcher Schnurren sind damals mehrere, wahrscheinlich von Berlin aus, in Umlauf gesetzt worden; sogar die Begräbnisfeier im Schwarzwald mußte dazu Anlaß geben. Ich hatte für die Familie einen anspruchslosen Kondolenzbrief hingeschickt, welcher sofort zu einer baren Lüge benutzt wurde.

Daher wollte ich wenigstens Ihnen eine kleine Aufklärung über die Natur dieser wunderlichen Mythen zukommen lassen, fand aber dann nicht für schicklich, wegen solcher Lappalien ein Weiteres an den Trauerfall zu knüpfen. Jetzt aber verlockt mich die Geschwätzigkeit des Behagens an Ihrem Geschenk dazu, was Sie mir zugut halten wollen!

Ihr dankbar ergebener

Gottfr. Keller.

An Ferdinand Weibert

12. Februar 1884

Die Idee einer illustrierten Ausgabe von « Romeo und Julie » trifft merkwürdig mit einem ganz gleichen Angebote des Friedrich Bruckmannschen Verlags in München zusammen, welches mir neulich gemacht wurde, eventuell mit dem Ersuchen um meine Vermittlung Ihrer Einwilligung. Ein Künstler, hieß es, sei bereits für die Sache gewonnen. Ich habe jedoch für meinen Teil die Zusage abgelehnt, um meine Vertragsverhältnisse nicht zu sehr zu komplizieren; wie ich denn überhaupt für die Zeitrichtung, die Literatur immer mehr an das Schlepptau der Illustration zu hängen, nicht gerade begeistert bin. Ich fürchte, das große Lesepublikum werde zuletzt das selbsttätige innere Anschauen poetischer Gestaltung ganz verlernen und nichts mehr zu sehen imstande sein, wenn nicht ein Holzschnitt daneben gedruckt ist. Doch das nur beiläufig.

Selbstverständlich habe ich nichts einzuwenden, wenn Sie selbst eine illustrierte Ausgabe der genannten Erzählung unternehmen wollen, und würde lediglich die gefällige Mitteilung der bezüglichen kontraktlichen Redaktion gewärtigen.

An Paul Heyse

19. Februar 1884

Dies Jahr werde ich vielleicht doch einmal den Platz verlassen und durch ein paar Städte laufen, um die Beine ein

bißchen zu verstrecken, da ich hier fast nicht mehr ausgehe. Übrigens muß ich dies Regime sowieso bald ändern, trotzdem daß die Bequemlichkeit und Ungeschorenheit so lieblich ist. Ich habe hier durch die Jahre zerschlissene gesellige Verhältnisse, die Alten sind weg und die Jüngern meistens alberne Streblinge oder sonst Esel, da bleibt man am liebsten allein. Aber es geht doch nicht auf die Dauer wegen der Bewegungsfähigkeit. Nun, ich werde mich ein bißchen drehen und anders legen, wie der Hund unterm Ofen.

An Ludwig Geiger

11. März 1884

Aus der Antwort auf eine Einladung zur Mitarbeit am Goethe-Jahrbuch.

Hochgeehrter Herr!

Ihr Goethe-Jahrbuch zu kennen, habe ich gewiß vom Beginn an die Ehre und die Freude. Ebenso vermuten Sie ganz richtig, wenn Sie annehmen, daß die paar Ausfälle in meinen Gedichten auf Goethephilister und Pedanten sich nicht auf dasselbe beziehen können. Diese Kleinigkeiten, die, wie ich nun sehe, der Mißdeutung wegen besser unterdrückt worden wären, beziehen sich überhaupt nicht auf irgendwie in der Goetheliteratur tätige Männer, auch nicht auf solche, deren Tätigkeit mich nicht just begeistert; sondern sie sind veranlaßt durch gewisse soziale Erscheinungen in der bloß rezeptiven Schichte.

Das Epigramm « Goethe-Philister » beruht auf Beobachtungen, die man jetzt noch macht. Es existiert eine Art Muckertum im Goethekultus, das nicht von Produzierenden, sondern von wirklichen Philistern vulgo Laien betrieben wird. Jedes Gespräch wird durch den geweihten Namen beherrscht, jede neue Publikation über Goethe beklatscht – er selbst aber nicht mehr gelesen, weshalb man auch die Werke nicht mehr kennt, die Kenntnis nicht mehr fortbildet. Dies Wesen zerfließt dann einesteils in blöde Dummheit,

andernteils wird es wie die religiöse Muckerei als Deckmantel zur Verhüllung von allerlei Menschlichem benutzt, das man nicht merken soll. Zu alledem dient eben die große Universalität des Namens.

★

Trinkspruch auf Professor Alexander Schweizer

Am Bankett zur Jubiläumsfeier 1884 des bedeutenden Zürcher Theologen. Mündlich überliefert.

« Meine Herren! Es gibt, wenn ich recht sehe, zwei Sorten von Theologen: solche, die über dem lieben Gott, und solche, die unter ihm stehen. Alexander Schweizer hat immer zu der letzteren Art gehört. Er lebe hoch! »

★

**An Hans Weber*

2. September 1884

Lieber Hans!

Ich fühle mich gedrungen, Dir dankbar zu melden, daß Deine globuli antiobstructionis treffliche Dienste leisten und mir sehr preiswürdig scheinen.

Da Du jene Küsnachter Gesellschaftsrechnung so gut aufbewahrst, so will ich Dir ein Pendant dazu schicken, das letzte Woche seine Entstehung gefunden. Zwei deutsche Leserinnen meiner unsterblichen Werke suchten mich nämlich heim, und da ich des schlechten Wetters wegen nichts anderes mit ihnen anzufangen wußte, um ihnen für ihre zutulichen Komplimente eine Artigkeit zu erweisen, ging ich abends mit ihnen auf die « Meise » und besetzte eines der runden Tischchen, wo ein durchreisender Berliner dazustieß und mich begrüßte. Ich lud ihn natürlich ein, sich zu setzen. Als die zweite Flasche Cliquot kam, wollten sich die beiden Fräulein in ihr « Baur au lac » zurückziehen; ich schickte den jungen Mann mit, sie zu begleiten, in der Hoffnung, ich könne den großen Rest nun allein saufen und an einen an-

deren Tisch damit auswandern. Kaum aber war mir der Eiskübel dorthin nachgetragen, während ich beiligende Nota berichtigt hatte, erschien der junge Herr wieder wie der Blitz auf dem Kriegstheater, wo dann noch eine Flasche Nuits à 6 Frs. dazu kam. Ein schönes Geschäft für einen Regenabend mitten in der Woche. Gestern erschien schon wieder ein anderer Berliner mit einem Weibchen, die mir noch größere Schwindeleien vorsagten als jene zwei Musen; allein, obgleich das schönste Wetter war, ließ ich sie ruhig abdefilieren und ging dann abends zur Belohnung meiner Klugheit allein ins Wirtshaus.

Mit Gruß und Heilswunsch Dein

G. Keller.

An Paul Heyse

7. September 1884

Da stoße ich auf Deine etwas melancholische Betrachtung über Deine Novellistik der letzten Zeiten. Ich kann in Deine internen Angelegenheiten nicht hineinreden, weil es sich nicht ziemt, das Mehrere, was jeder von sich selber wissen muß, von seinen eigenen Fähigkeiten und Maßstäben, bemängeln zu wollen. Nur scheint mir das Ding hier an die allgemeine Erfahrung zu grenzen, wonach bei allem kunstmäßigen Schaffen das Gefühl eines Residuums nachwirkt, das nicht zum Ausdruck gekommen sei. Dies Gefühl ist gewiß bei Meisterleuten vorhanden; denn wenn nicht gerade bei ihnen das Ideal noch mächtiger wäre, als das Können, oder richtiger gesagt, als der Konkretismus des Schaffens (O Herrjeses!), so würden sie auch das nicht erreichen, was sie können.

Indessen habe ich an meinem geringen Orte verwandte Schmerzen, nur wälze ich als trivialer Bengel die Schuld auf die Außenwelt. Mich beschleicht nämlich schon seit einiger Zeit das Gefühl, daß die Novelliererei zu einer allgemeinen Nivelliererei geworden sei, einer Sintflut, in welcher herumzuplätschern kein Vergnügen und bald auch keine Ehre mehr sei.

Da stieß ich auf verbrannte menschliche Gebeine – und fand jene Flut wieder mehr erquicklich. Ich las nämlich Daudets letzten Roman « Sappho ». Daudet, der wohl weiß, was gut und liebenswürdig ist, ist mit verhängtem Zügel der « Nana » nachgeritten und glücklich dort angekommen, wo es unaufhörlich stinkt! Was liegt denn der Welt an den ewigen Lebensläufen dieser Pariser Huren und an ihrem täglichen, ja stündlichen Lakenreißen? Nichts! Aber den unseligen Autoren liegt an ihrer Industrie und Konkurrenz, sie sind eben die gleichen Glücks- und Geldsüchtler, wie die Tröpfe, die sie beschreiben, und da es mehr unanständige und unwissende Leser gibt, als anständige und gebildete, so ist die Rechnung bald gemacht, und das edle, wohlgeborene Töchterchen Phantasie wird in den Sumpf gestoßen. Was Zola betrifft, so ist derselbe von Haus aus ein gemeiner Kerl.

15. Mai 1885.

Hier ist seit einigen Wochen Böcklin eingezogen samt seinem Schwiegersohn Bruckmann, nachdem sein Atelier fertiggebaut war. Möchte er lange in der Laune bleiben, denn es ist ein sehr netter Mann. Ein andrer früherer Florentiner, Dr. G. Floerke, ist schon seit bald zwei Jahren da und macht allerhand italienische Capricci in Gestalt kleiner Novellen, worunter gute Humoristika. Sonst scheint er etwas tragelaphisch zu sein.

Böcklin wird mit seinem Schwiegersohne, dem Bildhauer, eine Fabrik bemalter Skulpturen betreiben, wie es heißt. Hoffentlich bleibt er aber für sich auf dem Flachen.

An Friedrich Nietzsche

Zürich, 28. September 1884,
27, Zeltweg-Hottingen.

Hochverehrter Herr!

Da ich annehme, Sie werden nun wohl hier angekommen und einlogiert sein, so bin ich so frei, Ihnen hiermit meine Wohnung zu bezeichnen; ich hoffe, Ihrem werten und will-

kommenen Besuche darin entgegensehen zu dürfen, um Sie persönlich zu begrüßen, indem mir das am einfachsten zu sein scheint.

Für Ihren «Zarathustra» danke ich herzlich bei diesem ersten Anlasse; denn bei dieser, wie einer früheren gütigen Zusendung, war mir nicht klar ersichtlich, wohin ich einen Dankbrief hätte adressieren können.

Ihr mit vollkommener Hochachtung ergebener und grüßender

G. Keller.

*

Spruch

Im 100. Heft der Zeitschrift «Nord und Süd» vom Juli 1885.

«Ein wolf was siech: do er genas,
Er was ein wolf als er e was».
(Bonerius)

Es ist auch kein Gold so gediegen, wie ein schofeler Kerl in seiner Treue an sich selbst. Wonach sich Jeder achten mag, der in den Wald oder auf den Markt geht.

*

An Julius Rodenberg

5./7. August 1885.

Über die Arbeit am «Martin Salander», der in der «Deutschen Rundschau» zum Vorabdruck gelangen soll.

Ich gehe wegen dieser Arbeit trotz des warmen Sommers, der alles entführt, nicht weg und hoffe definitiv bis zur Jahreswende fertig zu sein, d. h. wenigstens in der Weise, daß ich bis Anfang November für zwei bis drei Hefte der «Rundschau» Manuskript abliefern und bis Ende Dezember, wenn die Publikation begonnen hat, den Schluß mit Sicherheit besorgen kann. Nicht schaden wird es allerdings, wenn Sie für den Notfall einen kleinen Lückenbüßer bereit haben, um den Anfang jedenfalls im Januarheft bringen zu können.

So sehr ich gewünscht habe, nur das fertige Ganze aus der Hand zu geben, wird es am Ende doch wieder darauf hinauslaufen, daß ich, wie bei den früheren Sachen, erst im Drange der Druckerschlacht entschlossen zu Ende kommen kann. Doch wird nicht mehr viel zu tun sein. Ich hätte diese Arbeit längst aufgegeben, wenn sie nicht annonciert wäre und ich selbst nicht für notwendig und ehrenhaft hielte, sie trotz der Abneigung zu machen, d. h. mich zu zwingen. Die entstandene Abneigung rührt daher, daß ich mir zu spät inne geworden bin, wie sehr ich mich in die Reihe der auf allen Punkten auftauchenden Verfallspropheten und Sittenrichter stelle und so ein der Mode nachlaufender Skribent zu sein scheine, während das Bedürfnis, das Buch zu schreiben, mir ganz spontan entstanden ist.
Der Umstand jedoch, daß es am Ende lohnt zu zeigen, wie keine Staatsform gegen das allgemeine Übel schützt, und ich meinem eigenen Lande sagen kann: « voilà, c'est chez nous comme partout » läßt mich über jenes Bedenken hinwegsehen und ausharren.

18. April 1886

Jetzt werde ich wirklich ein übriges tun, morgens beizeiten aufstehen und jeden Tag mich so lange dranhalten, bis das erforderliche Pensum getan ist. Ich arbeite eben nicht mehr leicht und spüre das Alter. Deshalb habe ich auch das Gefühl, daß die Arbeit an diesem Romane etwas langweilig und trivial aussehe, und Ihre wohlwollenden Bemerkungen ein bißchen dem Streicheln eines müden Gaules gleichen.

**An U. Farner*

Zürich, 23. XI. 1885.

Auf die Anfrage wegen Beteiligung an einer helvetischen Anthologie zeitgenössischer Dichter.

Geehrtester Herr!
Es tut mir leid, Ihrem Wunsch nach Einsendung eines Gedichtes für Ihre Anthologie nicht nachkommen zu können.

Seit ich vor 2 Jahren gesammelte Gedichte herausgab, ist gar nichts mehr entstanden, was obigem Zweck dienen würde; aber auch, wenn etwas da wäre, das einem Gedicht gleichsieht, so würde ich kaum von meinem Standpunkt abgehen, keine Beiträge in Anthologien zu liefern oder aus meinen publizierten Gedichten selbst solche zu bezeichnen, die ich aufgenommen wünschte.

Ich habe mehrmals bezügliche Anforderungen abgelehnt. Ich gehe dabei von der Ansicht aus, daß der allfällige Wert einer Anthologie lediglich in der freien und unabhängigen Ausübung von Urteil und Geschmacksrichtung des Herausgebers liegt, in der konsequenten und harmonischen Arbeit seiner Auswahl, wobei er gar nicht darnach fragen soll, was die Poeten etwa meinen, und am besten keine Notiz davon nimmt. Dazu kommt noch, daß bei einem solchen Kesseltreiben fast lauter Ladenhüter oder sonst schwache Produkte einlaufen, weil namentlich die älteren Leute ja ihre Zeit hinter sich haben und ihre guten Sachen längst gedruckt sind. Ich muß Sie daher bitten, aus meiner Gedichtsammlung selbst auszusuchen, was Ihnen dienen kann je nach den Prinzipien und Charakter des projektierten Buches, und wenn Sie nichts finden, so nehme ich das keineswegs übel.

Ihr hochachtungsvoll ergebener

G. Keller.

**An J. Schweizer-Labhart*

Zürich, 4. November 1885.

Hochgeehrter Herr!

Ich kann Ihnen mit wenig Worten meine Ansicht von der Angelegenheit Ihres Sohnes nicht tiefer begründen, was auch nicht notwendig ist; so gut möglich, will ich Ihnen wiederholen, was ich ihm heute, als er seine Gedichtbände abholte, gesagt habe.

Die Gedichte verraten ein entschiedenes Talent, sich in poetischen Formen zu bewegen, und die in großer Zahl in so

kurzer Zeit hervorgebrachten Gedichte beurkunden einen warmen Trieb, eine gewisse Leidenschaftlichkeit, es zu tun.

Das Alter jedoch, in welchem der Jüngling steht, läßt über seine Zukunft nur so viel sagen, daß er sich für eine wissenschaftliche oder literarische Laufbahn eignen wird; der Inhalt der Gedichte aber ist noch so beschränkt und dürftig, wie es bei dem Mangel an Erfahrung und Anschauung nicht anders sein kann, daß sich Bestimmteres gar nicht sagen läßt. Es ist möglich, daß er selbst in wenigen Jahren über seine poetischen Versuche hinwegsieht.

In allen Fällen aber kann er in seiner Lage nichts Besseres tun, als seine Gymnasialbildung gründlich vollenden, und wenn er ein Dichter werden, d. h. als ein solcher seine Lebenshoffnung erfüllen will, so hat er es doppelt notwendig.

Wenn er jetzt aus der Schule wegläuft, so verhindert er sich selbst, später, wenn seine Einsicht sich geändert hat, das Examen zur Aufnahme in eine Hochschule zu bestehen. Und wenn er zugleich auch in kein Bureau oder Werkstatt eintritt, so lernt er überhaupt nicht geregelt arbeiten, und daraus entstehen nicht Dichter, sondern literarische unglückliche Bummler. Nur etwa dann und wann ein Genie überwindet das. Und über das Vorhandensein von wirklichem Genie auf fraglichem Gebiet wage ich keinen Ausspruch zu tun. Aber wäre es vorhanden, auch dann heißt es vor allem aus lernen und wieder lernen und zwar nicht nur Verse machen, sondern Alles, was die Welt zu lernen heischt und gibt.

Es ist hiebei nicht genug zu wiederholen, daß es in dem Alter von achtzehn Jahren mit dem Ausüben der Dichtkunst keine Eile hat, und daß alle wirklichen Dichter zu vertilgen pflegen, was sie in diesem Alter gemacht haben, – daß anderseits dies das Alter ist, wo am meisten Unwiederbringliches versäumt oder verdorben wird.

Bei alledem muß ich darauf hinweisen, daß ich im übrigen

die psychischen resp. moralischen inneren Eigenschaften Ihres Sohnes, welche diese oder jene Ausnahme begründen mögen, nicht kenne.

Ihr ergebenster

G. Keller.

**An Nanny von Escher*

Hottingen, 4. Dezember 1885.

Sehr verehrtes Fräulein!

Ihre freundlich gütige Sendung ist auf keinen undankbaren Boden gefallen und ich danke es auch dem unbekannten Freunde, der Sie dazu veranlaßt hat.

Was könnte es auch Schöneres geben, als wenn edle Frauen in winterlicher Bergeinsamkeit zu mitternächtlicher Zeit sich teilnehmend mit dem Abendliedchen eines alternden Poeten beschäftigen, und zwar mit so wahrem Gefühl, daß ein unmittelbarer Gegenklang entsteht.

Wenn sich hiebei noch ein schönes Talent offenbart und aus weiter Höhe herüberklingt, so wird das kleine Ereignis selbst zum Gedicht, das man nicht weiter in Worte zu fassen braucht.

Ihre Variation, verehrtes Fräulein, ist vortrefflich und der Situation zwischen Mutter und Tochter und der ganzen eigentümlichen Szenerie vom Untergang der Sonne an vollkommen würdig. Ich danke Ihnen allerschönstens, daß Sie mir die Strophen nicht vorenthalten wollten, und die Begebenheit wird mir, bis man auch mir « das Totenglöcklein schwingt », um so lieber und unvergeßlicher bleiben schon wegen der Urgroßnichte Salomon Landolts.

Der letzte Vers: « daß man just dein Totenglöckchen schwang », ist frappant neu, um handwerksmäßig zu reden, und klingt sehr flott! Doch dies klingt nun wieder zu literarisch nüchtern für den Anlaß, und ich will mich schleunigst bei den Damen aufs ehrerbietigste empfehlen als

Ihr ganz ergebenster

Gottfr. Keller.

An Paul Heyse

5. Januar 1886

Dein freundliches Drängen zum Besuche Münchens wird im Frühjahre kaum wirksam sein können, da mein Roman noch bis in den Mai hinein Spießruten laufen muß in der « Rundschau », und bis dahin also allerlei Hin- und Wiederschicken erforderlich ist, das mit Reisen sich nicht verträgt. Über kurz oder lang komme ich ja doch einmal, danke aber jetzt schon für das so gutmütig und schöngesinnt angebotene Jungfrauenquartier mit einem höflichen Junggesellen-Körblein aus zähestem Weidenholz. Ich geh' ins Wirtshaus, punktum! Übrigens ist es mit meinem Einsiedlerleben nicht weit her. Daß man mit 66 Jahren nicht gern mehr häufig auf den Eisenbahnen rutscht, wirst Du vielleicht in elf Jahren auch einsehen lernen. Sonst aber bin ich jede Woche zwei bis drei Mal in lange dauernder Gesellschaft mit dem herrlichen Böcklin und vier bis fünf andern. Das Chiantisaufen, welches Floerke mit Gewalt hier fortsetzen wollte, obgleich es für die, welche am Tage zu tun haben, nicht angeht, habe ich abgeschafft, und nun ist es prächtig zu sehen, wie dem braven gewaltigen Böcklin, wenn wir um 10½ Uhr nach unserm Schöppchen Landwein in die Bierhalle gehen, seine vier Glas schäumenden Augustinerbräus aus München vom Faß weg schmecken, gebracht von einer urlangen Münchener Zenzi, knochig, die aussieht, wie die aus dem Tartarus erstandene Medea.

Was mich betrifft, so mußt Du nicht alles glauben, was anfängt gelogen zu werden. Es gehört scheint's auch zur Literatur, daß man, in ein gewisses Alter getreten, zum Gegenstande schlechter Anekdoten promoviert wird. Eben habe ich ein Berliner Montagsblatt erhalten, wo ich in ganz verkehrter Weise als Stammgast in den Salons der verstorbenen Frau Lina Duncker figuriere, als Verehrer! als einer der Bären, die in « Lilis Park » gebrummt haben! Und so geht es schon seit mehreren Jahren, sogar in Zürich.

An Josef Viktor Widmann

25. August 1886

... Daß der Mensch aber mit großer Kunst sich aus der Freiheit selbst sofort wieder eine Zwangslage herauszufischen versteht, hab' ich freilich soeben an mir erfahren, nämlich durch den soeben in der « Rundschau » abgeschlossenen Roman, der mir unter den Händen abgestorben ist, wenigstens vorläufig. Ihre freundlichen Notizen in Ihren Blättern, soweit ich sie kenne, haben mir deshalb bittersüß geschmeckt. Lachen mußte ich jedoch über Ihre Forderung, der Bund oder die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft sollten solche Bücher aufkaufen und für das Volk im Lande behalten. Da würden ja die Parteien, Konfessionen usw. sofort für Einführung einer Zensur sorgen, die alles Dagewesene überträfe! Und erst die pfarrherrlichen und pädagogischen Volksschriftenkommissionen, wie sie unsere Gemeinnützigen so beharrlich aufzustellen pflegen! Deren kritische Verhandlungen möcht' ich hören! Nein, da lieb' ich lieber die weite Welt! Man schreibt in seinem Lande und aus demselben heraus; aber wenn etwas dran sein soll, so muß es immer auch noch für andere Leute geschrieben sein. Ist dieses der Fall und ein Opus lebenskräftig, so kehrt es dann mit guter Beglaubigung an seinen Ursprungsort zurück und die Zugänglichkeit für das Volk stellt sich mit der Zeit von selbst ein und ist dann nicht so leicht verfrüht, d. h. ein Schuß ins Blaue.

★

Zu Friedrich Theodor Vischers achtzigstem Geburtstage

Beilage zur « Allgemeinen Augsburger Zeitung » vom 30. Juni 1887.

Vor mehr als zwanzig Jahren kehrte ich eines Sonntag Abends von einem Spaziergange in der Umgebung von Zürich nach der Stadt zurück an der Seite eines Mannes, der sich dem Ende seines sechsten Jahrzehnts nähern mochte,

aber noch wohlgebaut und mit rüstigen Gliedmaßen dahin schritt. Er war keineswegs modern und doch mit schlichter Eleganz gekleidet, da er, die schlotterige Tagesmode verachtend, an dem als zweckmäßig erkannten Gewandschnitte « schönerer Jahre » unverbrüchlich festhielt, der an Schulter, Arm und Hüfte dem Körper sein Recht ließ. Der Hut saß ihm gut und frei, fast etwas schieflich zu Haupte und schien zu sagen: Ein Mann geht unter mir!

Die Dämmerung war stark vorgeschritten, als unser Gespräch plötzlich unterbrochen wurde. Auf der anderen Straßenseite gab ein dichter dunkler Männerhaufen die schönste Prügelei zum Besten, ganz in sich gekehrt, wie von der Welt abgewandt. Wir standen still und sahen bald, daß dieser Knäuel erboster Leute auf einen Einzelnen loshauen mußte, der unerkennbar in der Mitte stak und erbärmlich um Hilfe schrie. Mein Begleiter horchte nur einen Augenblick hin, faßte seinen Stock fester und sprang mit einem Satze über die Straße weg. Während er unerschrocken eindrang und den Knäuel zerteilte, hörte ich seine helle Stimme rufen: « Ihr Himmelsakermenter, was ist das? Schämt ihr euch nicht, alle auf Einen loszuschlagen? »

Das wird nun gut ausfallen! dachte ich, behutsam näher tretend. Aber schon hatte die Masse sich gelockert, Stöcke und Fäuste ruhten, wogegen eifrige Reden sich kreuzten und dem Eindringling geräuschvollen Aufschluß gaben, jedoch ohne die Feindseligkeit wider denselben zu kehren. Offenbar hatte er den richtigen Fleck getroffen und hörte aufmerksam zu. Es stellte sich heraus, daß der Geprügelte durch bodenlos freches Benehmen die erst fröhlich angeheiterten Handwerksgesellen bis in's Unerträgliche gereizt, im kritischen Augenblick dann zum Messer gegriffen habe usw.

« Ah so! » sagte der Friedensstifter, « daß der Bursch feig ist, hat er freilich auch durch sein Geschrei bewiesen! Aber nun wollen wir ihn laufen lassen, nicht wahr? er wird sein Teil ja weg haben! »

Der Übelzugerichtete war bereits in der Dunkelheit ver-

schwunden; die wackeren Zuschläger zogen auch ab, nicht ohne dem Manne, der wahrscheinlich Ärgeres verhütet, guten Abend zu wünschen. Ruhig, als ob nichts geschehen wäre, setzte er den Weg mit mir fort. Es war der Herr Professor Friedrich Theodor Vischer vom schweizerischen Polytechnikum und der Universität in Zürich.

Aus diesem und manch anderem Zuge, so zu sagen Facetten des Edelsteines, der vorstehenden Namen trägt, erkannte ich, wie monistisch der Mann eingerichtet, gewachsen ist, wie Wahrnehmen, Fühlen, Denken und Handeln unmittelbar Eins bei ihm sind. Und diese Einheit, in allem Wechsel der Zeit mit derselben Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe gerüstet, muß eine gesunde Lebensart sein; denn heute feiert Vischer den achtzigsten Geburtstag, und wie feiert er ihn!

Lang steht er schon auf der Höhe des Lebens unter der Halle seiner Werke; der goldene Abendschein liegt in dem Gebälke, doch die Sonne weilt über dem weiten Horizont und will nicht scheiden. Denn eben ertönte noch der schönste Gesang aus der Halle herüber, Lied auf Lied, und gleich wandelt er wieder stracken Ganges umher, das Richtmaß in der Hand, und prüft abermals das festgefügte Zimmerwerk, mißt und klopft hie und da an die Balken und möchte dies oder jenes wohl anders gemacht haben. Laß das Gebälke ruhig stehen, junger alter Herr! Wir müssen zwar bekennen, daß wir langehin uns mehr an den reich gewirkten Teppichen erbaut haben, die Du so verschwenderisch dran und drüber gehängt hast; mit der Zeit aber wurden wir gesetzter und fangen erst jetzt an, hinter die Teppiche zu schauen und rückwärts zu lernen, bis wir das Gerüste in des Meisters Sinn verstehen. Und wenn es auch etwas zunftmäßig aussieht, so wird der Tag doch kommen, wo keiner es mehr anders wünschen wird! Und wenn über dem gewaltigen Giebeldache nichts mehr als der blaue Äther steht, so ist uns das eben recht, weil aus diesem gerade nach der heutigen Kosmogonie ja doch alles kommt und dahin zurückkehrt, heute oder morgen!

Aber hört! Jetzt singt er wieder, laut, wohltönend, er scheint vergnügt zu sein, bis ihn die Arbeit seiner Kraft ruft und er lehrend das junge Volk um sich sammelt. Nun steht ein Redner ersten Ranges vor ihnen, kein Spiegelredner, sondern einer des lebendigen Wortes.

Nach getaner Arbeit ist gut ruhen, denkt er, als er irgend etwas bemerkt, das ihn zornig erregt, ein Ungeschmack, eine Roheit, eine Philisterei, da ihm das Kleine am Herzen liegt und das Große. Er wettert herrlich für die wehrlos gequälte Kreatur; denn als ein ganzer Mann erbarmt er sich ihrer, und wenn er ein alter Heiliger wäre, so würde ihn einst eine große Schar erlöster Tiere in's Himmelreich begleiten.

Die Ehre, Stärke und harmonische Freiheit des Vaterlandes sind seine lebenslängliche Leidenschaft, und er hat sie jederzeit redlich erlitten und durchgekämpft, ohne den Mannestrotz zu verlieren: wenn er am wenigsten hoffte, so war es am wenigsten geraten, ihm mit Mitleid zu kommen.

Jetzt sitzt er wieder vor der Halle gleich einem kritischen Landgrafen, abhörend, erwägend, urteilend, und gegen Unbilde auch die eigene Sache unverhohlen verfechtend, Irrtum bekennend und unverweilt richtig stellend. Und seine Sonne tut keinen Wank und scheint ihm golden in's Gesicht.

Unter solchen Umständen ist das Anwünschen, es möge noch so lange gehen, keine Kunst oder Heuchelei. Es scheint sich (unberufen!) von selbst zu verstehen. Und dennoch rufen wir heute: Heil Dir, teuerster Mann! Bleibe noch manches geräumige Jahr der große Repetent deutscher Nation für alles Schöne und Gute, Rechte und Wahre!

★

An Käthe Kroeker-Freiligrath

8. August 1887

An Sie, verehrteste Tochter der Verehrten, lasse ich den « Martin Salander » abgehen, von dem Sie sprechen, möchte Ihnen aber nicht raten, das sehr problematische Buch ins

Englische zu übersetzen. Es wurde nicht einmal in Deutschland verstanden, weil es nicht breit ausgeführt ist. Überdies entbehrt das Buch des ursprünglich geplanten Schlusses, der Hauptbewegung und allerhand Spektakel bringen sollte und mir wegen der vorgerückten Zeit durch das Geschick gekappt wurde. An der Stelle ist jetzt eine dürftige Skizze. Die Engländer, welche an den Reichtum eines Dickens usw. gewöhnt sind, würden die Beziehungen vollends nicht herausfinden. In Deutschland bessert es sich allgemach ein wenig, indem sie anfangen, das Ding zum zweitenmal zu lesen.

An Ida Freiligrath

9. August 1887

Meinen sogenannten Roman habe ich Ihrer Fräulein Schwester geschickt. Es ist freilich mehr ein trockenes Predigtbuch, als ein Roman und zudem leider nicht fertig. In meinem Lande ist es wohl verstanden und unter großem Gebrumme gelesen worden. Draußen aber haben nur wenige gemerkt, was es sein soll und daß es sie auch etwas angeht. So geht es, wenn man tendenziös und lehrhaft sein will. Ich bin froh, mich wieder an die « zwecklose Kunst » halten zu können, wenn es eine gibt.

An Sigmund Schott

9. Juni 1887

Der « Martin Salander » ist mir verunglückt, ich habe jetzt noch den größten Teil der Freiexemplare unausgepackt liegen, so sehr ärgerte er mich. Ich mußte ihn nämlich abbrechen, da die « Rundschau », wo er erschien, mit dem Oktoberheft 1886 einen neuen Jahrgang begann und Fortsetzungen in einem solchen unstatthaft sind. Für die Buchausgabe bestand der Verleger auf dem Weihnachtsmarkt, kurz ich wurde um die eigentliche pièce de résistance des Romans gebracht und werde, wenn ich mich besserer Ge-

sundheit erfreue, sehr wahrscheinlich einen weitern Band unter dem Titel « Arnold Salander » schreiben, wozu das Material da ist.

An Josef Viktor Widmann

30. August 1888

Widmann hatte sich durch seine Bemerkungen im « Bund » zu einer Rede Kaiser Wilhelms II. (« Lieber wird man 42 Millionen Deutsche auf der Strecke liegen lassen, als nur einen Stein vom Errungenen sich nehmen lassen ») seinen Freund Johannes Brahms entfremdet und bat Keller um seine Stellungnahme.

Das ist ja ein ganz wunderliches Verhältnis, in welches Sie mit Herrn Brahms geraten sind. Ich weiß nicht, was ich da sagen könnte, es handelt sich wohl um ein Etwas, das aber zugleich ein Nichts ist. Jedenfalls erkenne ich die ungeheure Veränderung, die sich durch den Krieg und die Gründung des Reiches in manchem Betracht vollzogen hat. Als ich jahrelang im Norden war, in Berlin, haben Preußen und Nichtpreußen, d. h. Friesen, Sachsen usf. herbe oder ironische kritische Äußerungen über landesherrliche Meinungen und Taten gegenseitig ziemlich gleichmütig angehört, wo nicht mitgeholfen, ohne daß es just nachwirkende Folgen hatte. Jetzt hängt der Sohn freier Städte nach achtzehn kurzen Jahren so pathetisch am Kaiser und dessen Haus, wie es zur alten großen Zeit kaum je der Fall war.

Indessen muß ich Ihnen offen gestehen, daß Sie dem Redner von Frankfurt gegenüber meiner Ansicht nach in Ihrem Artikel im Unrecht sind. Es hat ja wohl niemand den jugendlichen Bombast und die Unbesonnenheit oder vielmehr Unüberlegtheit in jener Tischrede verkannt; allein schon die krasse Übertreibung in dem unmöglichen Tropus einer « auf der Strecke » liegenden Nation von 42 Millionen Köpfen mußte verhindern, die Sache ernst zu nehmen in irgend einer Weise. Und nun fanden Sie ein Symptom darin, welches

einen tiefen Blick tun lasse in das Wesen des Mannes, und Sie gehen so weit, hiebei an Shakespeare und seinen Richard III. zu denken! Dem jungen, noch ungeprüften Menschen Menschenverachtung, Brutalität usw. zu vindizieren! Das kommt natürlich aus bravem Gemüt, ist aber in Gottes Namen nicht angebracht, sobald es einer liest, dem es auch zu Gemüte geht.
Ich denke, die bedauerliche Spannung zwischen Ihnen und Brahms werde sich von selbst wieder ausgleichen, zumal wenn Sie nicht dogmatisch auf Ihrer Anschauung, welche kein Prinzip sein kann in diesem Falle, beharren. Eine öffentliche Revokation wird wohl nicht verlangt, welche das Übel nur größer machte.
Ob Sie meine Meinungsäußerung brauchen können, muß ich dahingestellt sein lassen und würde sie unbegehrt nicht getan haben. Auch bin ich kein Orakel!

An Paul Heyse

26. Dezember 1888

Das Gerücht wegen Übersiedlung nach Wiesbaden ist natürlich unbegründet. Ich hörte im vorigen Herbst, man könne daselbst auch gut eine Winterkur machen, und nahm mir das vor. Jetzt mag ich aber nicht und will mich lieber noch mit meinen Rheumatismen gedulden. Gearbeitet habe ich in diesem Jahre noch nichts, da der lange Winter ebenso schlimm war für meine Leiblichkeit, und von dem schönen Mai an bis zum Oktober ist meine arme Schwester langsam gestorben unter vielen für mich schlaflosen Nächten.
Inzwischen ist auch Th. Storm gestorben! In seinem letzten Briefe kündigte er mir seine Novelle « Ein Bekenntnis » an und erzählte dabei, daß er damit Deine Erfindung « Auf Leben und Tod » unabsichtlich gekreuzt habe. Ich las dann das Werklein und sah, daß er verneint, was Du bejaht hast! Das animierte mich zur Diskussion und ich wollte abends in Gesellschaft davon sprechen, fand aber, daß Damen an-

wesend seien und das Krankheitsmotiv, welches der gute Verewigte für seine Darstellung gewählt, nicht zur Sprache gebracht werden könne. Dieser novellistische Mückenfang wollte mich fast erheitern, wenn ich nicht schon vernommen hätte, daß es nicht gut um Storms Befinden stehe (unter Mückenfang meine ich das Fangen der in der Luft schwebenden Motive).

Wenige Monate später trat mir das Problem persönlich nahe, als ich das schreckliche Leiden einer Herzkranken ansehen mußte. Meine Schwester konnte zuletzt nicht mehr liegen, noch sonstwie ruhen und konnte sich wegen wachsender Einschnürung der Kehle durch alte Verkropfung auch nicht mehr nähren. In aller Schlichtheit und Ehrlichkeit fragte sie mehrmals, ob man ihr denn nicht zur Ruhe verhelfen könne und wolle. In meiner Dummheit fragte ich erst in der letzten Woche den Arzt, einen Kerl, der angesichts des moribunden Zustandes die Ärmste immer nur mit Messungen, Thermometer, Pulszählen, Schläuche-in-die-Kehle-stecken-wollen und dergleichen quälte, daß sie flehentlich aufschrie: ob er denn nicht lieber etwas Schlaf schaffen könne, worauf er gemütlich trocken sagte: Ja, ich kann etwas Morphium in das Mittel verordnen, das man holen muß. Hierdurch bekam sie jedesmal, wenn man es ihr gab, ein halbes oder ein ganzes Stündchen Ruhe und konnte den Kopf zum Schlummer anlehnen.

Man könnte die Konsequenz, die Du mit Recht hieraus gezogen hast, natürlich wegen des Mißbrauches der edlen Menschheit amtlich nicht ohne weiteres angehen lassen; allein ich habe nun erfahren, daß ich mit gutem Gewissen das Leiden hätte abkürzen dürfen.

An Marie von Frisch

7. Juni 1889

Daß ich meinem Siebzigertag aus dem Wege gehen will, haben Sie richtig vermutet. Ich gedenke, nachdem ich den

Juni in Baden an der Limmat zugebracht haben werde, an einen Kurort am Vierwaldstätter See [zu] gehen und Luft nebst Wasserkünsten weiter [zu] genießen und mich dort still [zu] halten. Ich leide schon an dem Schwindel, indem es Lumpe gibt, die solche Unglückskandidaten schon Monate vorher um Material brandschatzen wollen. Ihr Wolfgangsee wäre ein schöner Schlupfwinkel, aber ich kann nicht so weit reisen, ehe ich von dem permanenten Hexenschuß im Kreuz hergestellt bin, wenn das überhaupt noch geschieht. Die letzten zwei Jahre konnte ich nichts dagegen tun, weil ich die stets leidende Schwester nicht ganz allein in fremden Händen lassen konnte. Sie starb auf schreckliche Weise an einem Herzklappenfehler. Die letzten acht Tage konnte sie weder liegen noch sitzen noch irgend anlehnen und fand keine Luft mehr. Ich mußte auch lange Nächte aufpassen und in der letzten die ganze Nacht mit der Wärterin dabei stehen und mit den Händen bereit sein, wenn sie in einer Art Verlies, das wir gebaut, mit dem Kopf nach vorn oder seitwärts fallen wollte. Das kam mir kurios vor. Und doch mußte ich später lachen, als sie zur Ruhe war und die Weiber erzählten, wie sie eines Nachts, als die Wärterin, die sie an einer langen Schur am Beine zu ziehen pflegte, wenn sie etwas bedurfte, im Nebenzimmer eingeschlafen war, mit dem Stock in der Hand sich hinschleppte, sah, daß sie schlief und das Licht ausblies, das sie natürlich bereit hielt. Ein wahrer Holbein! Und sehr liebenswürdig! Ich habe über die Zeit immer mit Heulen zu kämpfen gehabt. Ein Fläschchen Tokayer, das sich bei den schönen Weinflaschen fand, die Ihr mir vor einem Jahre oder so geschenkt, lieferte ihr die letzten Erquickungstropfen aus einem winzigen Gläschen. Von meinem jetzigen Leben will ich jetzt nichts sagen, ich glaub' ich bin reingefallen durch wohltätige Frauen, die alte Mägde gut versorgen wollen.

**An Jacques von Planta*

Hochgeehrter Herr!

Es ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, daß Ihr Herr Vater sich vor nunmehr 35 Jahren, als ich mich zu Berlin in ökonomischen Bedrängnissen befand, an einer von hiesigen Freunden vereinbarten Hilfe beteiligt, großmütigerweise, ohne mich persönlich zu kennen. Diese Hilfe bestand in der Übermittlung einer Summe, welche zum Teil aus einem verbürgten und verzinslichen Darleihen, zum Teil aus freien, ohne Rückzahlungsbedingungen geleisteten Beiträgen bestand.

Unter letzteren komparierte in edelster Weise Herr Nationalrat Rudolf Andreas von Planta mit der Bedingung, er hoffe dafür auf Leistung einer Ode für die Lukmanierbahn. Ich hätte natürlich die Ode auch geliefert, ohne die Absicht gelegentlicher Rückzahlung aufzugeben. Und dennoch sind die – Fr., die ich seit ein paar Dezennien hätte regulieren können, aus Fahrlässigkeit bis jetzt unberichtigt geblieben.

Als Ihr Herr Vater mir letztes Jahr schrieb, er gedenke mich in einer andern Angelegenheit bei seiner nächsten Anwesenheit in Zürich zu sprechen, nahm ich mir fest vor, in Anbetracht unserer vorgerückten Jahre bei diesem Anlaß die Sache mit allem schuldigen Dank zu erledigen. Allein da ich wegen eines schweren Todesfalles und wegen eigener schlechten Gesundheit den ganzen Winter hindurch nicht unter die Leute kam, fand sich die Gelegenheit nicht, und ich war eben auf dem Sprunge, mich schriftlich an ihn zu wenden, als der beklagenswerte jähe Hinschied das Land erschreckte und auch mir sein memento mori zurief.

Ich möchte Sie also ergebenst bitten, die – Fr. zur Tilgung der alten Schuld und zuhanden wem Rechtens im stillen entgegenzunehmen. Zugleich lege ich weitere – Fr. bei mit dem Ersuchen, dieselben zu einem milden Zwecke auf irgend eine Weise im Sinne des Verewigten zu verwenden, um mir ein bescheidenes Zeichen von Erkenntlichkeit zu ermög-

lichen. Ich weiß, daß er stets etwas zu unterstützen und zu protegieren hatte, und so könnten Sie, ohne den Ursprung zu nennen, gewiß etwa ein Löchlein verstopfen wie jenes, das er mit den andern – Fr. verstopfte, oder wenn gerade keines vorhanden ist, sonst den nächstliegenden Armenzweck bedenken. Auch dies würde dazu dienen, die so traurig gewordene Angelegenheit für mich in etwas zu mildern.
Im voraus für geneigtes Entgegenkommen meinen besten Dank abstattend, bin ich mit vollkommener Hochachtung

Dr. Gottfr. Keller.

Zürich, 13. Juni 1889.

★

Zu Alfred Eschers Denkmalweihe

«Neue Zürcher Zeitung» vom 22. Juni 1889.

Zwei Bürgermeister der alten Republik Zürich erregen und bewegen mit ihrem Gedächtnis den heutigen Tag. Die Zunftgesellschaften der Stadt feiern Kriegsruhm und tragischen Untergang Hans Waldmann's, und die dankbaren Mitbürger Escher's aus weiteren Kreisen enthüllen das Denkmal, das sie ihm errichtet haben.
Alfred Escher war der letzte Bürgermeister Zürich's. Sobald er es geworden, legte er auf dem Wege des Gesetzes den mehr als halbtausendjährigen Titel nieder und nahm denjenigen eines Regierungspräsidenten an, womit er in die schlichte Reihe mit jedem Gemeinde- oder Vereinspräsidenten trat.
Alfred Escher war ein Mann des Friedens, nicht um jeden Preis, aber stets ein Gegner dessen, was nach gefährlichem und törichtem Mutwillen aussah. In einer kritischen Stunde rief er: nicht durch gewaltsames Einmischen in fremde Händel, sondern durch ihr bloßes Beispiel, ihr geordnetes Bestehen soll unsere Republik, unsere Staatsform Propaganda machen!

Diese Gesinnung war auch der Kern seines Lebens, welches von der Jugendzeit bis zum Tode eine Offenbarung davon gewesen ist. Das glänzende Erz, das heute enthüllt wird, ist nur ein Zeugniß der hohen Mustergültigkeit, ja Einzigkeit seines Beispiels.

Bedürfte der Stein einer weiteren Inschrift als derjenigen seines Namens, so ließe sich eingraben:

« Dem Manne, der mit Geistestreue und eigenster Arbeit sich selbst Pflichten auf Pflichten schuf und, sie erfüllend, wirkend und führend seine Tage verbrachte, die Nächte opferte und das Augenlicht! »

Möge am heutigen Abend, wenn Waldmann's blutiger Schatten versöhnt vorübergeht, der letzte Bürgermeister ihm leuchtend zuwinken!

*

**An Sigmund Schott*

Zürich, Hottingen, 4. Februar [1890].

Verehrter Herr!

Ihr Brief ist mir sehr erfreulich und klingt mich an wie eine Stimme aus dem Grabe aus bessern Zeiten. Ich kann Ihnen sagen, daß er mich aus der Lethargie erweckt, ungeachtet Sie den « Grünen Heinrich » nur philologisch gelten lassen wollen. Ich bin buchstäblich mit demselben in der Hand vom tatlosen Lager aufgesprungen, was der Arzt vergebens anstrebt. Ich werde nicht mehr lang vermeiden können, von einem bestellten Fuhrwerk Gebrauch zu machen. Sie glauben kaum, welche Freude Ihr Artikel in der « Allgemeinen Augsburger Zeitung » hervorbringen wird.

Gottfried Keller.

*

Öffentliches Testament

Hiemit wird öffentlich beurkundet, daß ich, der unterzeichnete Notar der Stadt Zürich unter endsgesetztem Tage zu Herrn Dr. Gottfried Keller in seine Wohnung zum Thaleck – Zeltweg – Hottingen berufen worden bin, und mir von ihm eröffnet worden ist, er sei Willens, bezüglich seiner dereinstigen Verlassenschaft eine letztwillige Verordnung zu treffen, und – da er momentan wegen körperlichem Unwohlsein verhindert ist, solche selbsten niederzuschreiben – sie durch mich in Form eines Öffentlichen Testaments beurkunden zu lassen. Zu diesem Ende hin hat er als gesetzlich notwendige Zeugen mitzuwirken ersucht die beiden ebenfalls anwesenden Herren: Professor Dr. jur. A. Schneider in Hottingen und Professor Dr. Arnold Böcklin in Hirslanden. Sowohl der Testator als die beiden Zeugen sind dem Notar persönlich bekannt, so daß bezüglich der Identität der Personen gar keine Zweifel obwalten. Ersterer erfreut sich seiner bekannten geistigen Frische und erklärte so seinen Testamentswillen wie folgt:

« Pflichtteilsberechtigte oder auch nur erbfähige Verwandte habe ich gar keine; meine Testierfähigkeit ist also eine unbeschränkte. Ich setze nun zum Universal-Erben meiner gesammten Hinterlassenschaft, bestehe solche in was nur immer, inbegriffen namentlich die aus dem Verlagsrechte meiner literarischen Werke herfließenden Einkünfte den Hochschul-Fond des Kantons Zürich ein, mit der Verpflichtung, die nachstehend in diesem Testamente festgesetzten oder in einem späteren Testamente oder auch nur in einem von mir geschriebenen, unter meinen Nachlaßpapieren sich vorfindenden Verzeichnis angegebenen Legate auszurichten.

2. Dem Stadtbibliothekfond Zürich sollen als Legat meine ganze Bibliothek, meine Medaille und Ehrengeschenke zukommen.

3. Von dem Reinvermögen, das sich nach Ausrichtung aller andern Legate ergibt, hat der Testamentserbe die Hälfte dem Eidgenössischen Winkelriedfond abzuliefern. Da ich zu meiner Zeit nie Gelegenheit hatte, meinem Vaterlande gegenüber die Pflichten als Soldat abzutragen, so hoffe ich und freut es mich, ihm in dieser Weise einen Dienst leisten zu können. »

Nach der mündlichen Eröffnung durch den Testator ist dieses Testament vom Notar niedergeschrieben, diesem und den beiden Zeugen wörtlich vorgelesen und nach richtigem Befinden von ihnen und dem Notar eigenhändig unterzeichnet worden, Alles in einem Akt und in gleichzeitiger Gegenwart aller Urkundspersonen.
Geschehen Hottingen am eilften Januar des Jahres 18neunzig, Abends zwischen drei und vier Uhr.
Unterzeichnet mit dem weiteren Zusatze, daß Herr Prof. Schneider hiemit zum Vollstrecker des Testaments ernannt wird.

Der Notar: Der Testator:

Ul. Karrer. Gottfried Keller.

L. S.

Die Zeugen:

Professor A. Schneider.

Professor A. Böcklin.

DIE BRIEFE AN THEODOR STORM

Zürich, 30. März 1877.

Sie haben mir das schönste Ostergeschenk gemacht, das ich je in meinem Leben bekommen; es ist freilich seit der Kinderzeit lange her; aber um so mehr braucht es, um jene durch das Ferneblau vergrößerten Wunder in den Schatten zu stellen. Ich ergreife mit Dank und Freuden Ihre Hand und Ihr Geschenk und will trachten zu erwidern, was an meinem geringen Orte möglich ist.

Denn es ist mir ja nun alles Liebe und Schöne, was ich von Ihnen kenne, zum zweiten Male und gewissermaßen speziell wieder geschenkt.

Die treuliche und freundliche Vermahnung, die Sie mir wegen Hadlaub und Fides geben, befremdet mich nicht, weil die Geschichte gegen den Schluß wirklich überhastet und nicht recht ausgewachsen ist. Das Liebeswesen jedoch für sich betrachtet, so halte ich es für das vorgerücktere Alter nicht mehr recht angemessen, auf dergleichen eingehend zu verweilen, und jene Form der Novelle für besser, wo die Dinge herbeigeführt und alsdann sich selbst überlassen werden, vorausgesetzt, daß doch genugsam zwischen den Zeilen zu lesen sei. Immerhin will ich den Handel noch überlegen; denn die Tatsache, daß ein lutherischer Richter in Husum, der erwachsene Söhne hat, einen alten Kanzellaren helvetischer Konfession zu größerem Fleiß in erotischer Schilderei auffordert, und zwar auf dem Wege der kaiserlichen Reichspost, ist gewiß bedeutsam genug! Im Herbst werde ich Ihnen die Separatausgabe der « Züricher Novellen » schicken, wo Sie dann auch das « Fähnlein der sieben Aufrechten » wiederfinden werden.

Grüßen Sie bestens Herrn Petersen, wenn Sie ihn sehen; ich

habe seine Aufsätze und Agitationsschriften für Landesverschönerung erhalten und mich über diese wirklich praktische Ästhetik gefreut, die mit so einfachen und naheliegenden Dingen das Wesentlichste erreicht.

Jetzt will ich aber für diesmal schließen, da die Nachmittagssonne und Amsel, Finken und andere Musikanten auf den Bäumen vor dem Fenster mich hinausrufen, wo der Winter gottsjämmerlich abgemörd't wird.

Bald hoffe ich Ihnen in der « Rundschau » oder so wo wieder zu begegnen und mich dort mit Ihnen zu unterhalten; man ist da immer sicher, gute Musik zu hören und feine Weinlein zu trinken.

Ihr dankbar ergebener

Gottfr. Keller.

Zürich, 31. Dezember 77.

Ich wollte Ihnen, lieber Freund, am morgigen Neujahrstag schreiben, um Ihnen durch die gewählte Stunde eine rechte Ehre zu erweisen; zu rechter Zeit fällt mir aber ein, daß mich die Silvesternacht und das germanische Laster entweder untauglich machen oder mit schnöden Jammerpossen anfüllen könnte à la Joh. Jakob Wendehals von Mörike, und da wollen wir's lieber heute noch vornehmen.

Die « Züricher Novellen » werden Ihnen durch den Verleger zukommen; ich spreche davon wegen Ihrer erotischen Ratschläge, die Sie auf Seite 148 des ersten Bändchens, so weit meine unschuldige und ehrbare Phantasie reichte, befolgt finden. Um auch nochmals auf jene Figura Leu zurückzukommen, so hat sie wohl unverheiratet bleiben können; denn ich habe erst seither in Ihrem « Sonnenschein » gesehen an der dortigen Fränzchen, wie man ein lustiges und liebliches Rokokofräulein machen muß, und die hat ja auch ledig sterben müssen. Es ist mir übrigens, wenn ich von dergleichen an Sie schreibe, nicht zumute, als ob ich von literarischen Dingen spräche, sondern eher wie einem ältlichen Klosterherrn, der einem Freunde in einer andern

Abtei von den gesprenkelten Nelkenstöcken schreibt, die sie jeder an seinem Orte züchten. Und Sie sind ja wieder rüstig dabei an Ihrem Orte; ich hab's zwar noch nicht gelesen, sondern warte auf die Buchausgaben.

Also ich wünsche Ihnen alles Beste zum neuen Jahre, hochgeachteter Herr Landvogt von Husum, sowie ihrem ganzen Hause. Ergeht es Ihnen nach Verdienen, so ist es schon gut, und was darüber hinaus ist, kann Ihnen als Profit gegönnt werden. Ich bin leider gewöhnt, immer nur vom Profit zu leben, obgleich ich fast nichts handle.

Auf den gewünschten Geßnerband vigiliere ich und werde Ihnen denselben senden, sobald ich ihn erwische, was wohl bald einmal geschehen wird; denn immer entleert etwa wieder ein altes Erbhaus. Ich hocke hier zuweilen bei einer Urenkelfamilie Geßners, welche noch von demselben bemaltes Teegeschirr besitzen und es dann zum Gebrauch bringen. Die Großmutter dieser Leutchen war eine Tochter Wielands. Sein Bild in Öl gemalt hängt im Zimmer, alte Briefschaften werden hervorgekramt. Im Jahre 1810 schreibt Wieland an die Tochter, über die Wahlverwandtschaften seien die Meinungen sehr geteilt, die einen erhöben sie in den Himmel, die andern erklären sie für verrückt, das Richtige werde ungefähr in der Mitte liegen!

Bei diesem weisen Ausspruche wollen wir es für das Jahr 1877 bewenden lassen. Das nächste Jahr wollen wir, « so Gott will », wie die Mucker sagen, fleißiger schreiben.

Ihr getreuer

G. Keller.

Lieber Freund! Zürich, 25. Juni 1878.

Da die Johannisnacht glücklich überstanden ist und die Reben unter meinem Fenster zu blühen angefangen, will ich mir doch auch etwas Gutes gönnen und mich endlich wieder einmal vernehmen lassen. Wenn der « Jurist » zu Haus ist, so lass' ich denselbigen vor allem grüßen, und gratuliere

Ihnen zur achtzigjährigen Mama, die meinige ist nur 75 geworden.

Vergangene Nacht hab' ich rasch noch Ihren « Vetter Christian » betrachtet, um Ihnen seinetwegen antworten zu können. Ich fand freilich nur, was mir so schon vorschwebte, daß es ein ganz fertiges und erbauliches Werklein ist und daß ein vortreffliches häusliches Lustspiel darin steckt von der feinsten Sorte; man dürfte nur ans Szenarium gehen! Es ist alles aufs beste verteilt und vorbereitet bis auf die allerliebste Lehnken Ehnebeen. Freilich mag auch der Kontrast gegen Ihre poetischen, nordisch melancholischen Sachen dabei mitwirken. Beim Lesen passierte mir ein altes Übel aus dem Anfang meiner Amtszeiten. Wenn ich damals coram senatu ein Aktenstück vorzulesen hatte und dabei zerstreut war, so geschah es zuweilen, daß das Auge eine Anzahl Buchstaben zusammenraffte, ohne sie näher anzusehen, das Gehirn aber blitzschnell, ehe ich dazu kommen konnte, ein anderes Wort daraus konstruierte, zum bedenklichen Gelächter der Behörde. So las ich gestern im siebenten Band, S. 153 unten: « Inzwischen gingen die Israeliten ihren Gang. Die Rosen im Garten hatten ausgeblüht usw. » Erst in der fünften oder sechsten Zeile weiter, wo von verpichten Flaschen und Stachelbeeren die Rede ist, dachte ich, was Teufel war das denn vorhin mit den Israeliten? und schlug das Blatt wieder zurück.

Ihre neuen Novellen habe ich leider noch nicht gelesen. Das betreffende Rundschauheft ist mir, wie schon andere Hefte, nicht zugekommen, und die Westermannschen Hefte sind wohl auf dem hiesigen Museum, allein dort komm' ich nicht dazu, Novellen zu lesen. Ich muß also die Buchausgabe abwarten und werde alsdann Ihren Brief wieder vornehmen. Die Geschichte von der « Fränzchen » frappiert mich; es ist gewiß ein schönes aber seltenes Beispiel, daß ein Faktisches so leicht und harmonisch in ein so Poetisches aufgelöst wird.

Ich geriet dann über dem Blättern in Ihren hübschen Bänden aufgeregt plötzlich an meine eigenen alten Gedichte, die zu

gelegentlichem Durchsehen auf dem Tisch liegen, und hantierte mit dem Bleistift bis gegen zwei Uhr morgens darin herum, fand bessere Schlußzeilen, strich Strophen, wo es mich freute, ganze Lieder ohne Besinnen, machte andere Überschriften, kurz ich kam in den paar Stunden weiter, als sonst in einem halben Jahre, und das danke ich dem bloßen Kontakte mit dem Mann am fernen Nordmeer. Hier habe ich trotz der großen Bildungsanstalten keine Seele, mit der ich in dieser Beziehung verkehren kann. Schriftsteller und Literarmenschen zu Dutzenden, Leute, die sogar über mich schreiben, aber keinem ist in concreto ein Wort aus dem Stockfischmaule zu locken. Freilich versuch' ich es auch nicht.

Wegen der « Zürcher Novellen » hab' ich auch ein schlechtes Gewissen, sie sind zu schematisch, und man merkt es gewiß. Die Ursula haben Sie richtig erkannt, sie ist einfach nicht fertig, und schuld daran ist der buchhändlerische Weihnachtstrafik, der mir auf dem Nacken saß; ich mußte urplötzlich abschließen.

Das « Fähnlein », kaum 18 Jahre alt, ist bereits ein antiquiertes Großvaterstück; die patriotisch-politische Zufriedenheit, der siegreiche altmodische Freisinn sind wie verschwunden, soziales Mißbehagen, Eisenbahnmisere, eine endlose Hatz sind an die Stelle getreten. Wegen der Schützenrede fiel mir erst neulich und zu spät die Auskunft ein, dieselbe dem jungen Fant durch einen alten Gedankenredner, der selber nicht sprechen kann, heimlich zustecken zu lassen, wobei dann die rhetorischen Lehren und Ermahnungen der beiden Alten eine weitere komische Situation herbeigeführt hätten. Esprit de l'escalier.

Meine dummen Späße betreffend, hoffe ich immer noch, mich derselben noch vor Torschluß zu entledigen; ich würde es auch schon früher getan haben, wenn ich rechtzeitig meine Sachen nochmals hätte überarbeiten können. Nur Ihre Rüge des schwarzen Quasts der Seldwyler scheint mir nicht ganz zutreffend. Es ist das nämlich allerdings eine Er-

findung, aber eine ganz analoge zu hundert ähnlichen und noch tolleren Vorkommnissen der plastischen und drastischen, wenigstens der oberdeutschen Vergangenheit. Schon früher hat mir ein norddeutscher Kritiker einen grotesken Fastnachtszug (Schneiderschlittenfahrt) als ganz unmöglich, ungeheuerlich und daher unzulässig bezeichnet, während hierzulande dergleichen nicht einmal auffällt, weil es jeder erlebt hat. Hiemit will ich aber keinerlei Rechthaberei verübt haben. Im Gegenteil bekommen mir Ihre kurzen sicheren Winke so wohl, daß ich Sie jetzt gleich wegen des « Grünen Heinrich » anbohren will, wenn es erlaubt ist. Ich habe, was von dem Gedruckten, circa 2 ½ Bände, bleibt, jetzt durchkorrigiert und mit zahlreichen Streichungen verziert. Nun schreibe ich das, was in der dritten Person erzählt wird, um und lasse es auch von Heinrich in erster Person erzählen bis zum Tode der Mutter; das zuletzt angeknüpfte Liebesverhältnis verunglückt auch; das Problem alles dieses Mißlingens wird klarer und ausdrücklicher motiviert als eine psychologisch-soziale Frage (aber nicht pedantisch). Heinrich lebt still und dunkel fort bei einer anspruchlosen aber geregelten Tätigkeit, ungekannt und in der Erinnerung lebend (wie ein paar Ihrer Helden), alternd und durch einen Unfall der Hilfe und Pflege bedürftig. Hier tritt die Judith wieder ein, die als gemachte Person aus Amerika zurückkehrt, die den Teufel hat zähmen lernen, aber immer einsam geblieben ist. Sie erkennt den alten Heinrich an dem Lebensbuch, das er geschrieben. Ihm ist sie das Beste, was er erlebt hat, nach allem, eine einfache Naturmanifestation, und er hat ihr auch immer im Sinne gesteckt. So bildet sich noch ein kurzer Abendschein in den beiden Seelen.

Dieser Schluß notabene, vom Umfange weniger Bogen, würde nun an die Stelle des alten Einganges treten, so daß dann die einheitliche Autobiographie ohne weiteren Abschluß folgen würde.

Glauben Sie, daß das geraten sei? namentlich bei nachfolgenden drei bis vier Bänden Selbsterzähltem? Und doch

glaube ich, der Eindruck einer gewissen Einheit bleibt eher gewahrt, wenn die Abweichung gleich im Anfang stattfindet, als wenn sie erst am Ende nachhinkt. Und wiederum wird Perspektive und Verständnis verschoben, wenn wir uns im Anfang für Leute interessieren sollen, die wir erst später kennen lernen. Wohingegen wieder zu helfen wäre, wenn besagter Anfangsausgang den Charakter einer selbständigen, an sich interessierenden Novelle erhalten könnte usw.

Wenn Ihnen kurzweg eine Ansicht aufspringt, so denken Sie ein bißchen an mich; aber beileibe machen Sie keine Umstände und am wenigsten nehmen Sie etwa die alte Schwarte selbst wieder vor bei diesem schönen Sommerwetter.

Da ich gerade dran bin, so will ich gleich noch was betteln. Ich habe neulich in der « Rundschau » ein paar Gedichte abdrucken lassen auf Rodenbergs Anregung. Wenn Sie dieselben gelesen haben, so sagen Sie mir, ob ich mit dergleichen Spätlingsgelüsten fortfahren soll, oder ob ich besser aufhöre? Diese Verübungen kosten mich, sofern es Neuentstehungen sind (welch schöne Worte!), so unbillig viel Zeit, daß ich das Wasserwerklein gern abstelle, wenn es nur Schaden anrichtet. Und dennoch empfinde ich einen gewissen Reiz dabei, indem man nämlich immer etwas zu spielen und zu tun hat, ohne daß man an dem verfluchten Manuskript sitzen muß, wie ein Leineweber.

Paul Heyse hat mir neulich geschrieben von München aus, fast wörtlich, wie Sie es vorausgesagt: « immer noch von Stimmen des Verlorenen umklungen und von fast spukhaften Gesichtern auf Schritt und Tritt begleitet », und so zwei Seiten lang und beide kränklich. Dennoch glaube ich nicht, daß sie den Winter in München so gut ausgehalten hätten, wie in Italien. Ich kann nicht beurteilen, wie es einem zumut ist, wenn man ein Kind verliert; allein ich glaube doch, es würde mir gehörig unheimlich, wenn man mir so hinten herum eins nach dem andern, drei-, sechs-, zwölfjährig, wegholte. Da ist man ja wie der Hund im Kegelspiel!

Freund Petersen, der Regieriger und Dichterfreund, ist im

Monat Mai wieder hier gewesen, leider bei schlechtem Wetter. Wir haben viel von Ihnen gesprochen, und nun leben Sie wohl, behalten Sie mir Ihre Gesinnung schön warm. Ihre neuen Geschichten will ich doch vorher nächstens noch lesen; ich bin ein Narr, daß ich so lange warten will, mir diese Kollation zu gewähren.

Ihr grußhafter

G. Keller.

Zürich, 13. August 78.

Lieber Freund und Richter!

Ich danke nachträglich herzlichst für die freundlichen Geburtstagswünsche, auf welche ich keineswegs hoffte und auch nicht dachte, daß man wohldortseits mit dem betreffenden Datum bekannt wäre. Ich werde mich ehestens behufs anständiger Reziprozität auf hiesigen Bibliotheken informieren, da mir im Hause alle lexikalischen Hilfsmittel schmählich abgehen.

Vorzüglich und ohne Scherz aber danke ich auch für die handwerklichen Ratschläge und Winke, die mir gut bekommen. Die Reduktion von Judiths Lebensalter hat mir mit einem Male den Schluß des « Grünen Heinrich » in eine hellere Beleuchtung gesetzt, und ich denke jetzt ein freundlicheres Finale zu gewinnen, ohne dem Ernste der ursprünglichen Tendenz Abbruch zu tun. Einzig wünschte ich noch zu wissen, ob nach Ihrer Meinung das Buch ohne weiteres mit Seite 91 des ersten Bandes beginnen kann (vorausgesetzt, daß charakteristische Kapitelüberschriften eingeführt werden), oder ob doch eine Art kleiner Einleitung in dieser oder jener Form nötig scheint. Scheint Ihnen ersteres tunlich, so schreiben Sie mir deswegen nicht extra, und auch im zweiten Falle nicht, wenn Sie irgend abgehalten oder nicht gelaunt sind.

Auch die wohltätigen kritischen Bemerkungen wegen der Gedichte werde ich mir zunutze machen; insbesondere die blinde Stelle mit der taubbekernten Nuß (im « Narren »)

hatte ich schon vorher auf dem Korn, und ich habe mich nun überzeugt, daß zwei Halbstrophen weg müssen.
Auf Ihre neuen Verse freue ich mich außergewöhnlich und werde dieselben mit horchenden Augen besehen und sehenden Ohren behorchen. Indessen habe ich auch Ihre « Renate » gelesen und zwar mit großem Genusse. Die Stimmungen in Land und Leuten sind wieder einzig, obgleich aus dem bekannten Schatzvorrat genommen. Die verjährte Sprache hat mich keineswegs gestört, sie eignet sich sogar besser für den erzählenden Helden, der geistig unter dem eigentümlich pikanten Mädchen zu stehen scheint. Ein dunkler Punkt liegt mir in der Hexengeschichte; während der alte Bauer offenbar ein aufgehellter Kopf und Zukunftsmann ist, geht doch ein mysteriöser Zug durch die Geschichte. Ein heimlicher Schrecken scheint auf der Renate zu lasten und der Leser sieht sogar selbst die Ratten ausfahren, wie wenn doch Hexerei vorhanden wäre. Der Wirkung tut indessen diese kleine Unklarheit keinen Eintrag.
Noch bleibt mir « Carsten Curator » zu lesen, den ich mir nächstens erhältlich machen kann, da die neueren Hefte Westermanns jetzt in Umlauf kommen auf unserer Lesemühle. Soeben habe ich auch ein Zirkular erhalten, wonach Spielhagen als Herausgeber gewonnen ist. Da Westermann nach wie vor die Oberleitung behält und außerdem ein eigener Redaktor Karpeles bestellt ist, so fürchte ich, es handle sich für Spielhagen um eine bloße Namensausmietung à la Hackländer. Dergleichen Praktik ist doch verwunderlich in der besseren Gesellschaft. Es erinnert an die Gründerunternehmungen, wo Staatstitulare und Generale als Verwaltungsräte und Ehrenpräsidenten figurieren. Auch Bodenstedt läßt sich jetzt an die Spitze literarischer Publikationen setzen, ohne daß die Beitragenden ein Wort mit ihm zu verkehren haben oder von ihm vernehmen, usw.
Um noch einmal auf den verjährten Sprachstil der « Renate » zurückzukommen, will ich doch nicht verschweigen, daß mir über diese Angelegenheit im allgemeinen schon früher

prinzipielle Skrupel aufgestiegen sind. Fast jeder hat in dieser Weise schon das eine und andere geliefert durch die Schreibarten der letzten Jahrhunderte zurück bis zum sechzehnten, allerlei Kabinettsstücklein, ganze Bücher und Episoden solcher. Nehme ich nun die verschiedenen Stammesdialekte hinzu, in welchen virtuos oder stümperhaft gearbeitet wird, von den Reuter, Groth, Hebel bis zu den bajuvarischen Quabblern und Nasenkünstlern, so scheint es mir doch, abgesehen von aller dargetanen Berechtigung und stattgefundener Erbauung, daß etwas Barbarisches darin liege, wenn in einer Nation alle Augenblicke die allgemeine Hochsprache im Stiche gelassen und nach allen Seiten abgesprungen wird, so daß das Gesamtvolk immer bald dies, bald jenes nicht verstehen kann und in seinem Bildungssinn beirrt wird, der Fremde aber ein gewiegter Philologe sein müßte, der sich durch alles hindurchschlagen könnte. Natürlich gewinnt die gesamte Nationalsprache, wenn die Stämme und Provinzen ihre Idiome kultivieren und festhalten; aber ich glaube, man sollte die Übung den Quernaturen überlassen, welche nicht anders können, selber in seinem Hause alle möglichen Dialekte sprechen, aber schreiben nur in der einen und allgemeinen Sprache, wenn man sich dieser einmal gewidmet hat. So mag's auch ein bißchen mit den Rokoko- und Chronikalformen sein. Es schwebt mir sogar innerhalb der lebenden Schriftsprache eine größere Einheit und Gleichmäßigkeit im Tempo und Marschschritt und -tritt vor, die noch zu erreichen wären gegenüber dem willkürlichen Einzelgetue, und damit das Material zu dauerhaften Formen für großen Inhalt, zuletzt aber schwebt mir soeben auch vor, daß dies alles wohl eine Schrulle ist und ein überflüssiges Blatt Papier gebraucht hat. Auf die « Renate » soll es sich jedenfalls nicht speziell beziehen und wünsche ich diese gar nicht anders.

Freund Petersen will ich sogleich auch schreiben; er ist ein Satan mit Aquarellieren und glücklichem Enthusiasmuswesen. Paul Heyse und seine Frau sind ein paar Stunden in

Zürich gewesen, als sie nach St. Moritz im Engadin reisten. Die Frau ist sehr leidend und es ist peinlich und schmerzlich, ein so anmutiges Wesen so zu wissen. Meister Paulus aber macht so viele hübsche Verse bei allem Nervenleiden, das ihn drückt, daß ich anfange, mein blutiges Mitleid etwas im Zaume zu halten. Sie sind etwas streng im Punkte der Lyrum-larum-Sachen, und haben wohl recht auch betreffend das Bilderbuch, obgleich wir beide so herrlich darin besungen sind. Vielleicht kommt auch erst die rechte lyrische Zeit für Heyse, wenn ihm die Reime einst nicht mehr so leicht fallen und dafür die Erinnerung mit ihrer Macht ins Leben tritt; es geht eben manchmal kurios zu in der Welt.
Schöne Sommertage wünsche ich Euch dort oben und unten, oder wie Ihr Euch plaziert, noch so manche als möglich, und denke, wir werden wohl irgendwo einmal einen kleinen Kongreß abhalten können. Ich denke z. B. auch wieder einmal einige Wochen in Berlin zuzubringen, wo sich, nach vorausgegangener Absprache, wohl etwas arrangieren ließe. Zuerst müssen aber die Attentäter und was damit zusammenhängt, wieder aus der Mode sein.

Gott zum Gruß oder was Euch für jenen gilt!

G. Keller.

Meine Dichterei, die noch einen Rückfall erlebt, werde ich zunächst wieder eine Zeitlang schlafen lassen. Es war mehr ein Versuch, die Handgelenke zu probieren, ob noch die Kraft da sei, das Alte zu sammeln und zusammenzubinden mit einem Notreifen zum letzten Gange oder Gewatschel. Ich hoffe, diese Arbeit nächstes Frühjahr vornehmen zu können, und muß eben dann etwas geübt sein, da und dort im Fluge ein Neues oder Ergänzendes aufzuhaschen, wenn die Laune der früheren Tage wach ist und die Weisheit des Alters, oder deren berühmtes Gegenteil wenigstens, dabei steht. Inzwischen danke ich geziementlich für die genossene Aufmunterung und werde sie nur mäßig mißbrauchen.

D. O.

Zürich, 15. November 1878.

Liebster Freund und Nordmann!

Tausendfachen Dank für die «Neuen Novellen», den ich nach der Welt Lauf erst abstatte, nachdem der Genuß augenblicklich genommen worden und das Maul längst gewischt ist. Dafür werde ich nächstens Ihre Bände nicht mehr ausleihen, weil sie zu den Sachen gehören, die ich öfter wieder zur Hand nehme und dann stundenlang drin fortzulesen pflege usw.

Der « Carsten Curator » ist ja ganz schön, durchsichtig und vollkommen fertig. Der diebische Junge war mir anfangs freilich zuwider in einer spezifisch poetischen Geschichte, wie es die Ihrigen sind; allein dem rechtschaffenen Kurator war nicht anders beizukommen, wenn das Thema, die Unterwerfung der schlichtbürgerlichen Pflichtmäßigkeit und Anspruchlosigkeit unter das dämonische Prinzip sinnlicher Schönheit, durchgeführt werden wollte. In dem neuen Berliner « Wochenblatt » hat Sie einer um dieser Geschichten willen unter die Pessimisten gesteckt (Nr. 5 vom 2. Nov.), und zwar einer, der dort überall mitzusprechen scheint. Es ist zuweilen, wie wenn lauter angetrunkene Fuhrleute durcheinander lärmten.

Mit Ihrer alten Mama scheinen Sie noch eine Gnadenfrist zu erleben, wozu ich herzlich Glück wünschen würde; denn je länger man ein solches Möbel, Mütterchen genannt, hat, um so weniger will man an ein Aufhören denken. Man merkt den eignen Niedergang.

Damit will ich aber nicht befürchten, daß etwas an einer Herzkrankheit sei, von welcher Sie mir in Ihrem letzten Briefe geschrieben. Die Andeutung hat mich unheimlich berührt, und hoffe ich, die geheimnisvollen Wissenden werden in der Tat nicht viel zu verhehlen haben.

Es ist ein ausnahmsweise hier schöner Novembertag, und ich will etwas spazieren, daher schließen.

Mit allen Grüßen

Ihr Gottfr. Keller.

Zürich, 26. Februar 1879.

Ihr Brief, liebster Freund, so willkommen er mir ist, hat mich doch in ärgerlicher Weise an meiner Saumseligkeit ertappt, mit welcher ich seit Monaten mit einem Briefe an Sie laborierte. Der Winter ist mir zum erstenmal fast unerträglich geworden und hat fast alle Schreiberei lahmgelegt. Immer grau und lichtlos, dabei ungewöhnlich kalt und schneereich, nach vorangegangenem Regenjahr, hat er mir fast täglich namentlich die Morgenstunden vereitelt. Ein einziges Mal hatte ich neulich ein Frühvergnügen, als ich eines Kaminfegers wegen um vier Uhr aufstehen mußte, der den Ofen zu reinigen hatte. Da sah ich das ganze Alpengebirge im Süden, auf acht bis zwölf Meilen Entfernung, im hellen Mondscheine liegen, wie einen Traum, durch die vom Föhnwinde verdünnte Luft. Am Tage war natürlich alles wieder Nebel und Düsternis.

Schon seit dem Herbste habe ich den Salomon Geßner'schen zweiten Band für Sie bereit, den Sie einmal gewünscht haben. Das Jahrhundert, das seit seinem Erscheinen verflossen war, und das ich durch die schöne Dedikation markiert habe, ist nun schon überschritten. Gleichwohl lasse ich's stehen und sende Ihnen das Buch zum freundlichen Angedenken und Vergißmeinnicht.

Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Landkaufe und Baumpflanzen; wer die Mutter noch hat, darf wohl noch Bäume setzen; warten Sie aber, womöglich, nicht zu lange, bis Sie bauen. Die Gesetzänderungen, welche Ihnen so mal à propos noch auf den Hals fallen, soll auch der Teufel holen, so zweckmäßig sie sein mögen. Ich habe vor zehn Jahren etwas Ähnliches erfahren: Gerade als ich in mein Amt so voll eingeschossen war, daß ich Aussicht hatte, etwas Muße zu gewinnen, gab's eine trockene aber radikale Staatsumwälzung, eine neue Verfassung wurde gemacht, infolgedessen eine Reihe neuer Gesetze, so daß ich neben den laufenden Geschäften zwei Jahre lang fast Tag und Nacht Schwatzprotokolle zu schreiben hatte, die nachher zur Interpretation die-

nen sollen, wenn die Esel nicht mehr wissen, was sie gewollt haben. Da war es denn mit der Dichterei wieder fertig, besonders da die zweite Staatsschreiberstelle auch abgeschafft wurde und ich als einziger und unteilbarer Skribax dastand, weshalb Ihre Adressen auch nicht mehr richtig sind. Ich möchte Ihnen bei diesem Anlasse auch belieben, fragliche Titulatur überhaupt abzuschaffen, sintemalen dieselbe in der knauserigen Republik keine Pension einträgt.

Sie sind aber ja ein Hexenmeister von Fleiß, wenn wir drei neue Arbeiten zu gewärtigen haben; sie sollen und werden Ihrem guten Namen nichts schaden, da Sie ja das Vermögen nicht besitzen, absichtlich unter sich selbst herabzusteigen, wie gewisse Industrielle, und unabsichtlich hat es doch auch seine Mucken.

Den koketten Rhapsoden Jordan hab' ich vor Jahren hier auch gehört, und zwar in den gleichen Kapiteln; gar wunderbar war es, das kränkliche Knäblein der Brunhild (welch modernes Romanmotiv!) zu Siegfried sagen zu hören: « Du bist lieber als Papa. » Jordan ist gewiß ein großes Talent; aber es braucht eine hirschlederne Seele, das alte und einzige Nibelungenlied für abgeschafft zu erklären, um seinen modernen Wechselbalg an dessen Stelle zu schieben. Jenes Nibelungenlied wird mir auch mit jedem Jahre lieber und ehrfurchtgebietender, und ich finde in allen Teilen immer mehr bewußte Vollkommenheit und Größe. Als man nach der besagten Vorlesung in Zürich aus dem Saale ging, hatte sich der Rhapsode unter der Türe aufgestellt, und jeder mußte an ihm vorbeigehen. Vor mir her ging Kinkel, auch ein Vortragsvirtuose und « schöner Mann », und nun sah ich, wie die beiden sich kurz zunickten und lächelten in einer Weise, wie nur zwei Frauen sich zulächeln können. Ich wunderte mich, wie zwei so lange Kerle und geriebene Luder sich gegenseitig so schofel behandeln mögen. Wahrscheinlich verdirbt das reisende Deklamierwesen etwas die Poeten. Über Paul Heyses dramatischen Unstern weiß ich nichts Sicheres zu sagen, da ich mehrere seiner Stücke noch nicht

gelesen und noch gar keines aufgeführt gesehen habe. Was ich kenne, ist mir mit ein paar Ausnahmen sympathisch; allein ich habe auch das Gefühl, daß er keine glückliche Hand mit den Stoffen hat; sie scheinen keine rechte Nötigung in sich zu haben. Es wäre vielleicht aber auch möglich, daß seine Sachen für die jetzigen Zustände einfach zu gut sind; doch wie gesagt, ich muß sie erst einmal recht durchlesen.

Ich für meine Person bummle jetzt im Geiste oft in seiner Nähe in München herum, da ich in der Tat mit dem Ende des grünen Menschen beschäftigt bin. Der Druck hat dieser Tage begonnen. Ich kann Sie, da Sie es wünschen, gleich um einen weitern guten Rat angehen. Der Titel « Der grüne Heinrich » scheint mir nämlich immer an Skurrilität oder unfreiwilliger Komik zu leiden; auch erinnere ich mich wohl, wie sehr ein malitiöser Kritiker gesagt hatte, der Held dieses Romanes sei allerdings ein sehr grüner Junge usw. Hielten Sie es nun für tunlich, den Titel zu ändern und etwa zu sagen « Heinrich Lee » oder « Das Leben des grünen Heinrich », mit welch letzterer Wendung dann wenigstens das Wort « Roman » wegfallen könnte und das Ding schlechtweg ein Buch wäre. Oder hat Sie der bisherige Titel nie gestört?

Petersen ist ja eine fürsorgliche edle Seele; wenn es auf ihn ankäme, so ließe er uns den Verlegern schön mitspielen, daß ihnen Hören und Sehen verginge. Indessen schenken wollen wir den Herren gerade auch nichts. Ich habe bisher nur in der « Rundschau » Novellen gehabt und 300 Mark für den Bogen bekommen, also 100 Taler. Auf Rodenbergs Wunsch habe ich allen andern Zeitschriften abgeschlagen, wenn Sie also meinen, daß das Verlangen von 200 Talern bei nächster Gelegenheit nicht zu viel Goldgier verrate, so wäre das mir freilich lieb. Ich habe mich seinerzeit wohl etwas über die Honorarverhältnisse erkundigt, aber keine bestimmten Zahlenangaben erhalten, da man nicht zu indiskret sein kann.

Von dem Verleger der Buchausgabe erhalte ich ungefeilscht 80 Mark oder 100 Franken für den Druckbogen bei 1200 Auflage und zwar von einem Verleger, der es immer als eine Güte und Ehre preist, die Sachen zu bekommen. Sollte das etwa nach Ihrer Meinung auch zu wenig sein, so bitte ich ergebenst, mir es auch melden zu wollen; denn Sie machen mir sofort ein Geschenk damit von dem Betrag der Differenz. Doch wird es wohl hier sein Bewenden haben; denn der Buchverleger muß auch was verdienen.

Da wir an Geldsachen sind, so will ich gleich noch einen wichtigen Punkt zur Sprache bringen. Sie haben nämlich schon einige Male Ihre Briefe mit Zehn-Pfennig-Marken frankiert, während es nach außerhalb des Reiches zwanzig sein müssen. Nun habe ich eine Schwester und säuerliche alte Jungfer bei mir, die jedesmal, wenn sie das Strafporto von vierzig Pfennigen in das Körbchen legt, das sie dem Briefträger an einer Schnur vom Fenster des dritten Stockes hinunterläßt, das Zetergeschrei erhebt: « Da hat wieder einer nicht genug frankiert! » Der Briefträger, dem das Spaß macht, zetert unten im Garten ebenfalls und schon von weitem: « Jungfer Keller, es hat wieder einer nicht frankiert! » Dann wälzt sich der Spektakel in mein Zimmer: « Wer ist denn da wieder? » (An Ihren Beraubungen haben Sie nämlich Konkurrenz in den österreichischen Backfischen, die an alle Dichter der letzten jeweiligen Weihnachtsanthologie um Autographen schreiben, sofern der Wohnort des betreffenden Klassikers aus dem Buche ersichtlich ist.) « Den nächsten Brief dieser Art », schreit die Schwester fort, « wird man sicherlich nicht mehr annehmen! » – « Du wirst nicht des Teufels sein! » schrei' ich entgegen. Dann sucht sie die Brille, um Adresse und Poststempel zu studieren, verfällt aber, da sie meine offenstehende warme Ofenröhre bemerkt, darauf, die Erbssuppe von gestern zu holen und in die Wärme zu stellen, so daß ich den schönsten Küchengeruch in mein Studierzimmer bekäme, was sonderlich für den Fall eines Besuches angenehm ist. « Raus mit der Suppe! » heißt's

jetzt, « und stell' sie in deinen Ofen! » « Dort steht schon ein Topf, mehr hat nicht Platz, weil der Boden abschüssig ist! » Neuer Wortkampf über die Renovation des Bodens, endlich aber segelt die Suppe ab, und die Portofrage ist darüber für einmal wieder vergessen; denn mit der Suppe hat Angriff und Verteidigung, Sieg und Niederlage gewechselt.

Haben Sie also die Güte, der Quelle dieser Kriegsläufte nachzugehen und sie zu verstopfen. Machen Sie es aber nicht wie Paul Lindau, der mir seinerzeit nach einer Reihe von halbfrankierten Mahnbriefen um irgend einen Geschäftsartikel schnöd bemerkte, so was könne bei ihm gar nicht vorkommen; höchstens könne es sich um ein einmaliges Versehen seines Sekretärs handeln, er bitte deshalb um Nachsicht wegen des unliebsamen Vorfalls usw. Da hatt' ich von diesem Humoristen mein Teil weg!

Grüßen Sie mir biedermännisch Ihre beiden liebenswürdigen Kinder, denen ich für ihre gewogene Gesinnung alles Wohlergehen anwünsche, vor allem natürlich der Verlobten. Ich habe schon seit Jahren ein Novellenkränzchen projektiert, dessen Hauptträgerin Lucie heißt, d. h. vorläufig. Ich werde nun den Namen zu Ehren der Gönnerin der armen Ursula stehen lassen müssen, da es so schon eine kluge Person werden sollte und nun um so eher wird. Den « Finger » will ich Ihnen dafür doppelt rühmen.

Ich danke für Ihre Jahreswünsche gar herzlich und hoffe, daß ich in der Tat einen Ruck vorwärts tue mit meinen Lebensrestanzen; denn der Handel fängt doch an, unsicher zu werden, und ein Altersgenosse nach dem andern wird kampfunfähig oder segelt gar von dannen. Ihnen wünsche ich gleichfalls das Beste, vor allem Beruhigung wegen des mysteriösen Übels, von dem Sie mir schrieben, und an das wir vorderhand nicht glauben wollen. Mögen Ihre Bäume lustig gedeihen und zugleich die Mama noch gute Frist gewinnen, daß Sie nicht wegziehen; so ist die richtige Spannung vorhanden, wie mir scheint.

Ihr G. Keller.

Zürich, 25. März 1879.

Schon seit Wochen habe ich Ihre «Wald- und Wasserfreude» genossen, liebster Freund, und noch immer fällt es mir plötzlich ein, daß die arme Kätti ja in der Welt herumirre, und wie es ihr wohl gehen möge? Dieses spurlose Verschwinden der Heldin Ihrer Geschichte ist echt tragisch und zugleich neu, auch allseitig richtig herbeigeführt; wäre der Wulf Feddersen etwas kernhafter und interessanter oder der Vater Zippel weniger lächerlich, so wäre der Verlauf ein anderer geworden, damit aber die Geschichte um die Pointe gekommen. Da also das alte Rätsel des Warum? wieder neu illustriert ist und die Geschichte sich im einzelnen gut und kurzweilig, sogar mit Spannung liest, so hätten sie nach meiner Meinung das melancholische Motto weglassen sollen. Dasselbe ist übrigens selbst ein gutes Zeichen; denn sobald einmal der Schriftsteller schwach wird, so wird er's erst recht nicht eingestehen und hütet sich, solche Andeutungen zu machen. Nun wollen wir den «Finger» noch erwarten.

Für den ersten Band des Geßner müssen Sie keinen Buchbinder tribulieren. Ich habe denselben und werde ihn nachsenden, sobald ich in der Laune bin, ein Paketchen anzufertigen, was nicht immer der Fall ist. Ich glaubte Sie im Besitz eines gebundenen Exemplares gleicher Art und Abstammung; da das meinige, das ich aufgetrieben, wie an den ursprünglichen Schutzpapierchen vor den Radierungen zu sehen, offenbar nie gelesen worden, so nahm ich an, es habe seinerzeit eine gebundene Auflage existiert, sintemal ich schon lang ein ähnliches Exemplar hatte.

Die Titelfrage des «Grünen Heinrich» hat mein Verleger unversehens gelöst, indem er den ersten Band fertigstellte samt dem alten Aushängezeichen.

Ich danke Ihnen bestens für die freundliche Honorarkonsultation. Natürlich werde ich bei deren Benutzung kein Wort von Ihnen verlauten lassen, wie ich ja überhaupt das Recht habe, mich lediglich auf das Prinzip von Angebot und Nachfrage zu berufen.

Jetzt wünsche ich Ihren Pflanzungen guten Frühlingsanfang und so viel Strebsamkeit, daß Sie noch unter dem Schatten der jungen Baummannschaft dichten und trachten können.

Herzlichst grüßend

Ihr G. Keller.

Zürich, 20. Dezember 1879.

Es ist nun genug des Ärgernisses, liebster verehrtester Freund, und ich will mich endlich hinter das Packen machen. Dem Geßnerschen Bande fehlt leider ein Rückenschildchen, das Sie selbst etwa dem andern Bande konform herstellen lassen können. Ihren broschierten Band geben Sie natürlich dem Herrn Bruder, ich brauche ihn nicht.

Jetzt lassen Sie mich zuvörderst meine herzliche Teilnahme an dem Verlust Ihrer sel. Frau Mutter aussprechen. Sie ist um so aufrichtiger, als ich annähernd ähnlich erlebt habe, was man bei solchem Todesfalle in eigenem vorgerücktem Lebensalter empfindet. Die lange Gewohnheit des Besitzes, der nun doch ein Ende nimmt, verbunden mit der Gewißheit der nun näherrückenden Nachfolge, läßt uns alte Waisenknaben die Situation ernster ansehen, wenn wir auch nicht so viele Tränen vergießen, wie die jungen. Gerade weil wir längst der materiellen Hilfe des Mütterchens nicht mehr bedurften, wirkt das Wesen des Abscheidens um so reiner und energischer auf uns ein.

Der Verkauf des Familienhauses will mir, der ich mich in Mietwohnungen herumtreiben muß, nicht recht einleuchten. Ich habe als Beamter fünfzehn Jahre lang in solch altem Hause eine Dienstwohnung gehabt und mich der weitläufigen Flure, alten Öfen u. dgl. erfreut und wäre gern darin geblieben. Allein Ihr tapferer Entschluß steht jedenfalls höher, als jene Romantik, und Ihnen ist die Landschaft, die Sie beschreiben, sowie die freie Himmelsluft doppelt zu gönnen. Ich wünsche Ihnen volles Glück zum letzten Abschnitt Ihres Lebens. Möge der Vorhang spät fallen!

Wie Ihre Popularität bereits zu Abenteuern Anlaß gibt,

können Sie aus beiliegender Nummer eines hiesigen Blattes sehen, das ich Ihnen aufbewahrt habe: Sie werden schon von Fälschern aus dem Dänischen übersetzt und von in der Diaspora lebenden Verehrern erkannt. Dergleichen passiert einem Unpopulären nicht!

Ich habe Ihnen noch nichts über den « Finger » geschrieben, den Sie nun umgetauft haben. Im Anfang dünkte mich das Biergeschäft, das zugrunde liegt, etwas prosaisch; allein die stramme Komposition und die sehr gute Peripetie der Novelle ließen mich das bald völlig vergessen und alles als sachlich zugehörig und harmonisch ansehen.

Der « Eekenhof » vollends läßt Ihre Kraft im ungebrochensten Lichte erscheinen bezüglich der Färbung, Stimmung sowohl als der Erfindung, Durchführung und Charakteristik. Da Sie öfter einzelne Arbeiten dieser Art herausgeben, so hätte ich nur gewünscht, Sie hätten einiges, das Sie unterdrückten, doch in die Ausführung aufgenommen und das Werklein dann als einbändigen Roman für sich publiziert. In Summa, die Aussichten Ihrer gewonnenen Mußezeit scheinen mir auf gute Sterne gerichtet zu sein. Lassen Sie mich auch ein bißchen nach denselben mitgucken!

Die Aufnahme meines kleinen Abendliedes bei Ihnen hatte mich schon in einem Berichte unsers Freundes Petersen vergnüglich angesprochen und mich, wie die menschlichen Dinge sind, um so mehr gefreut, je müheloser und aus sich selbst die paar Ströphchen entstanden sind. Wir können nun aber nicht, wie Sie kritisch verlangen, mit fünf oder sechs dergleichen Lufttönen allein durchs Leben kommen, sondern brauchen noch etwas Ballast dazu, sonst verfliegen und verwehen uns jene sofort. Ich muß daher bei allem Danke für Ihre freundlichen Winke noch etwas von dem übrigen zu retten suchen. Die Schwurgerichtsgeschichte soll keinen kriminalwissenschaftlichen Fall darstellen; es handelt sich nur um den erbärmlichen Tod des friedlichen Jüngelchens, das musizierend durch den Wald ging; dies schien mir poetisch, und soll's darüber hinaus noch eine Pointe

geben, so ist's der unbefriedigt gebliebene Spieltrieb eines finstern Bengels, der so unbedenklich zum Morde greift, wie ein Macbeth usw., denen es um Thron und Krone zu tun ist.

Das Machwerklein mit dem Tod ist eine harmlose Neckerei gegen das schöne Geschlecht, ein kleines Vexierzeug. Der Dichter schickt den Tod einfach in die Erdbeeren, wie man hier sagt, nämlich dahin, wo man weiß, daß das Gesuchte nicht zu finden ist. Wollen wir solche Scherze zergliedern, so hört der Spaß natürlich auf. Was den Tod als Richter betrifft, so wird er in dem Passus ja absichtlich pluraliter angeredet, also mit und in ihm die Mächte, die hinter oder über ihm stehen. – Der Bartstutzer ist mißraten, weil ich das ursprüngliche Motiv im Stiche ließ. Es sollte nämlich der Gute, indem er die weißen Bartflocken (nicht etwa Rasierschmutz!) dem Winde gibt, sich seufzend gestehen und geloben, nun sei es mit aller Lieb' und Buhlschaft vorbei, worauf die Vögel kommen, und das fliegende Bartwesen zum Nestbau holen. Ich fürchtete aber, man könnte mir diese Wendung als eine subjektive törichte Empfindung auslegen, und ließ sie fahren. Warum soll aber das Ding unappetitlich sein? Ist denn der Nesterbau der lieben Vöglein nicht hundertfach Gegenstand zierlicher Idyllen und Liedlein? Oder denkt man denn gleich an beschmutzte Wäsche, wenn man das weiße Linnen eines Brautschatzes besingt? Da sehen Sie nun! Hätten Sie nicht Ihre Kritik mit einer logischen Daumschraube abgeschlossen, so würde ich mich jetzt nicht so lächerlich geschwätzig aufführen! Aber ich hoffe, Sie fahren ein andermal fort! Hier habe ich gar niemand, der mir was sagen kann.

Paul Heyse's Zustand ist mir rätselhaft; er hat in ungefähr Jahresfrist einen Band der schönsten Verse gemacht, und doch soll er fortwährend krank sein. Vielleicht bringt eben das angegriffene Nervenwesen eine solche selbstmörderische Fähigkeitssteigerung mit sich. In diesem Falle habe ich gute Nerven, bin dabei aber ein ungeschickter Kopf. Spaß bei-

seite, glaub' ich fast, es räche sich, daß Heyse seit bald dreißig Jahren dichterisch tätig ist, ohne ein einziges Jahr Ableitung oder Abwechslung durch Amt, Lehrtätigkeit oder irgend eine andere profane Arbeitsweise genossen zu haben. Ein Mann wie er, der wirklich zu konsumieren hat, wird und muß hiebei selbst mitkonsumiert werden; es ist nicht wie bei einem Drehorgelmann. Aber man darf ihm nichts sagen; es ist zu spät; er muß sich trotz alledem erholen oder aufbrauchen. Auch Tieck und Gutzkow ist diese Lebensart nicht gut bekommen, ohne daß ich übrigens unsern idealen Paulus mir solchen literarischen Erzpraktikern vergleichen will.

Sie haben auch ein mysteriöses, wenigstens mir unverständliches Gedicht in der « Rundschau » gehabt, fällt mir eben ein, das mir aber trotzdem gefiel und imponierte; ich hab' es mir auf meine Weise zurechtgelegt.

Mein alter Roman zieht sich mit dem Schluß noch in den Januar hinüber. Drei Bände sind erschienen; die Kälte macht mir seit Wochen eine Unterbrechung im konstanten Schreiben, sonst wäre ich jetzt mit allem fertig, so kann ich nur peripatetisch so etwas tun, ich bringe meine luftige Wohnung dies Jahr kaum auf zehn Grad R., was der Teufel nicht ahnen konnte, als ich sie vor fünf Jahren mietete. Ich mag niemanden über das Buch befragen und schick' es auch Ihnen erst, wenn's fertig da liegt, ohne daß Sie's zu lesen brauchen. Die Novellen werden schwerlich vor dem April künftigen Jahres erscheinen. Natürlich habe ich inzwischen vieles daran gedacht und projektiert, auch ist ein artiges Stück Schrift vorhanden.

Verleben Sie mit den Ihrigen eine schöne Julzeit. Meine Schwester empfiehlt sich Ihnen bestens und hat mit Befriedigung das richtige Porto Ihrer Briefe wahrgenommen. Leider hat sie jetzt andre Kämpfe; sie muß mit mir über das in die Öfen zu steckende Holz sich herumzanken, damit sie ihres Triumphes nicht verlustig geht, die einzige im Hause zu sein, die im Sommer noch ein « schönes Restchen Holz »

vom Winter übrig habe. Und das in einem solchen Mordswinter! Sie friert natürlich nie, weil sie nie still sitzt.

Ihr G. Keller.

Liebster Freund! Zürich, 13. Juni 1880.

Schönen Dank für Ihren Brief und die schöne Gabe, die ich vergnügt neben die übrigen Stormssöhne stelle. Eigentlich war ich Ihnen einen Brief schuldig; denn Sie haben mir zuletzt eine Korrespondenzkarte geschickt. Um so liebenswürdiger ist es, wenn Sie nicht so genau nachrechnen.

Ich wünsche Ihnen Glück zu allem Guten, was Sie erleben: Hausbau, Richtemahl, Freiheit der Muße, Selbständigkeit des Sohnes, für dessen freundliche Gesinnung ich dem Herrn Assessor wiedergrüßend danke. Möge er ein glücks- und ehrgesegneter Magistratsherr werden! Wenn Petersen Sie zu einer heiteren Novelle veranlaßt hat, so sei er dafür gelobt; denn Ihre heiteren Geschichten sind ebenso anmutig vollendet wie die melancholischen, und das ist ja der Spaß in der Sache.

Meine Novellen sollen im Oktober in der « Rundschau » anfangen, weshalb ich auch schwerlich im August nach Berlin kommen werde, so verlockend es wäre, mit Ihnen dort zusammenzutreffen. Ob ich Ihren Ludwig Pietsch kenne, weiß ich nicht recht. Vor 25 Jahren habe ich einen Maler Pietsch im Hause des Franz Duncker gesehen, aber ich bin nicht gewiß, ob es mit dem seither renommiert gewordenen Zeichner und Schriftsteller die gleiche Person ist, scheint es aber nun doch zu sein.

Mein Schicksalsbuch rückt endlich doch seinem Abschluß entgegen; der vierte Band ist im Druck, mit den Korrekturen freilich noch der definitive Schluß in meiner Hand. Nachdem der abnorme Winter vorbei und kein Grund mehr da war, nicht an dem Zeug zu arbeiten, befiel mich erst wieder eine krankhafte Widerwilligkeit und Scheu, in dem übel angelegten Wesen fortzufahren. Die Arbeit war nicht sowohl

schwer als trübselig, mit offenen Augen an dem Unbedacht und der nicht zu verbessernden Unform eines längst entschwundenen Lebensalters herumbasteln zu müssen, anstatt sich dem Neuen zuzuwenden. Der bloße Gebrauch von Blaustift und Schere wäre das Einfachste und Glücklichste gewesen; allein es wird ja gar nichts Fragmentarisches mehr gelitten und selbst gegen das verzögerte Erscheinen eines Schlusses erfährt man das roheste materielle Räsonnieren und Drängeln von Seite derer, die den Anfang mit ihrer Aufmerksamkeit beehrt haben. Das war vor hundert Jahren doch anders. Ein Goethe durfte den « Wilhelm Meister » liegen lassen, ein Schiller den « Geisterseher » ganz abbrechen, ohne so geplagt zu werden, und man vergnügte sich an dem, was da war. Ich weiß freilich, daß man sich nicht mit den beiden vergleichen soll; allein sie waren ja noch nicht die unnahbaren Herren, die sie jetzt sind.

Doch ist es undankbar, daß ich Sie in Ihrem Gartenleben bei Harke und Gießkanne jetzt mit schlechten Literaturlaunen belästige. Es geht mir sonst gut, und ich lasse mir an der Gesundheit nichts abgehen. Petersen hat sich bis jetzt nicht sehen lassen, ist also wohl zu Hause geblieben. Nächstens werde ich ihm auch schreiben. Da ich doch noch die See sehen sollte und von jeher ein Gelüste nach der Nord- und Ostsee, besonders wo die Ufer bewaldet sind, empfand, so ist es allerdings nicht unmöglich, daß ich einmal bei Euch beiden auf einen Tag vorbeispringe. Indessen will ich mich nicht mit unbestimmten Projekten beladen.

Heute war der junge Dr. Töniges (so, glaub' ich, nannte er sich) bei mir und brachte mir Ihren Gruß. Er kam bei kühlem Regenwetter, hoffentlich wird's morgen besser.

Ich will Ihnen doch dieser Tage die drei erschienenen Bände des « Grünen Heinrich » schicken, da der vierte bald kommt, ohne daß ich Sie damit im Unterrichten Ihrer Töchter stören will, dem ich besten Erfolg wünsche. Die eigentliche Neuschreibung beginnt mit dem neunten Kapitel des dritten Bandes, S. 120, sofern Sie etwa doch hineinsehen wollen.

Heute steht in der Zeitung, in Berlin gehe das Gerücht von Bismarcks Demission. Für die auswärtigen Freunde und ideellen Anhänger des Reiches fängt es doch an beunruhigend zu werden, daß die Dinge sich nicht schicken zu wollen scheinen und keine durchschlagende Geistes- und Gemütseinigkeit aufkommt, zumal bei dem albernen Wesen, dem die Hauptstadt zu verfallen scheint. Dazu die fortglimmende Kommune in Frankreich usw., so daß mich zuweilen die trübe Befürchtung ankommt, unser beider Dichten und Trachten könnte des gehofften sonnigen Nachsommers verlustig gehen. Doch sind das egoistische Schrullen, die Dinge müssen durch- und ausgelebt werden!

Meine Schwester bedankt sich höflich für Ihren freundlichen Gruß. Meinerseits bitte ich, mich den weiblichen Genien Ihres Hauses und Gartenlandes empfehlend weiß anstreichen zu wollen und samt wohldenselben frisch und munter zu bleiben.

Ihr getreuer

Gottfr. Keller.

Zürich, 1. November 1880.

Lieber Freund und Tempesta!

Ich muß doch die vier Bändchen endlich abschicken, ehe sie zu altbacken werden, was zum zweiten Male sich nicht reizend ausnimmt.

Wie haben Sie in Berlin und seither zu Hause gelebt? Gewiß vergnügt und gesund, und hoffentlich ist Ihr Tuskulum auch für Herbst und Winter gut, d. h. mit den entsprechenden Reflexfähigkeiten versehen. Mit den « Söhnen des Senators » habe ich mich vergnüglich wieder einige Stunden in Haus und Garten der bekannten Biederstadt Husum aufgehalten und zu meiner Zufriedenheit von neuem gesehen, wie Sie an Straffheit und Kraft der Komposition und Darstellung eher zu- als abnehmen. Immer empfinde ich das Gelüste, einmal in solcher Weise etwa eine einbändige längere Geschichte von Ihnen zu lesen, freilich nur aus dem materiellen

Grunde, länger dabei sein zu können. Denn sonst sind dergleichen Wünsche töricht und unberechtigt.

In meinem monotonen Roman werden Sie sehen, daß ich die Judith noch etwas jünger gemacht, als Sie mir geraten haben, um die Resignation, die schließlich gepredigt wird, auch noch ein bißchen der Mühe wert erscheinen zu lassen. Von den neuen Novellen habe ich schon ein Stück Manuskript an Rodenberg gesendet. Er will im Januar damit anfangen.

Paul Heyse ist im September und Oktober zweimal einen Abend hier gewesen mit Frau und Kind. Er war ziemlich gesund und munter, dagegen klagbar über den schwachen Erfolg seiner dramatischen Tätigkeit. Es ist allerdings nicht recht begreiflich, wie mehrere seiner Gestalten nicht begierig von den Schauspielervirtuosen kultiviert werden, was gewiß nur zu ihrem eigenen Vorteile gereichen würde. Allein man kann nicht alle Sterne zwingen.

Dann habe ich mich über eine andere Klage gewundert: nämlich daß in Deutschland die lyrische und andere Poesie jetzt wirklich mißachtet und ignoriert sei, Männer geradezu sich schämen, Gedichte zu lesen usw. Ich hielt das für einen Jammer junger und alter Poetaster, angesichts der furchtbaren Dichterhallenwut, erfahre aber nun, daß Heyse von Zeitschriften schon Dichtungen zurückgewiesen worden oder wenigstens schwierig behandelt worden sind, weil die Verleger in ihrer Schlauheit der « Zeitstimmung » Rechnung trügen.

Dergleichen Mißstände rühren mich allerdings nicht besonders; mögen die Leute es halten, wie sie wollen. Allein ich begreife, daß ein Mensch wie Heyse, der so viel Freude an glücklicher Produktivität hat, [sich] durch so schnöde Teilnahmlosigkeit verletzt sieht.

Grüßen Sie mir bestens Ihr junges Volk, was sich davon vorfindet, und auch sich selbst in meinem Namen als Ihr dermalen leidlich lebender

G. Keller.

Zürich, 11. April 1881.

Mein lieber, geehrter Freund und alter Landvogt!

Es berührt mich ein wenig kurios, Ihren reichen und guten Brief, den Sie mitten in den Freuden der Weihnachtszeit geschrieben, erst jetzt, da die Bäume ausschlagen, zu beantworten. Doch will ich mich nicht lang entschuldigen, Sie kennen ja das Leben! – Vor allem danke ich Ihnen für das « Hausbuch », das ich mir längst bestellen wollte und nun zu so guter Zeit erhielt. Ich habe es gleich zum großen Teile durchgelesen, Bekanntes und was mir noch neu war, und nehme es öfter in die Hand; denn es ist richtig, der Geist des Ordners, der in einem solchen Buche haust, erweckt Stimmung und macht einem manches Alte neu. Daß J. G. Fischer im Register, aber nicht im Texte erscheint, werden Sie wohl wissen.

Um die nämliche Zeit passierte mir ein tragikomisches Malheur. Ich hasse nämlich das Herausgeben von Anthologien, zusammengebettelten Jahrbüchern und Almanachen durch ganz junge Leute, welche mit einigen schlechten Versen debütiert haben und sich nun mit diesem Mittel nachhelfen und in den Mund der Leute bringen wollen. Solche Knaben, an einem gewissen Vormittage noch keiner Seele bekannt, treten am Nachmittage infolge des Staubes, den sie mit Briefewechseln und allen möglichen Zudringlichkeiten aufzuwerfen verstehen, bereits als eine Art von Führern auf und werden von anderen Hohlköpfen noch am gleichen Abend schon zitiert. Es ist lächerlich, sich an dergleichen zu ärgern, solange es einen nichts angeht; wenn man aber damit geplagt wird, tut man's doch. So hatte ein junger Mensch namens Avenarius mich in Zürich schon mit einem Bändchen ziemlich wertloser Gedichte malträtiert und durchaus ein Anerkennungszeugnis auspressen wollen. Zuletzt begnügte er sich, Schritt für Schritt, mit der mündlichen Äußerung, daß einige der Gedichte doch nicht so übel seien, und indem er diese abgerungenen Worte, deren Sinn ein Mensch von literarischer Ehre wohl verstanden und empfunden hätte,

feierlich konstatierte, notierte er sich meine Anerkennung zum ewigen Vorhalt. Ein paar Monate später verlangt das Luder schon meine Mitwirkung für eine Anthologie, die er herausgebe. Ich sollte ihm meine verschollenen Gedichtbändchen schicken und eine Auswahl darin selbst bezeichnen usw. Ich ersuchte ihn, von meinen lyrischen Sünden für jetzt Umgang zu nehmen, da ich in der Redaktion und Zusammenstellung einer Sammlung begriffen und alles sich im Umguß befinde. Ich könne mithin in diesem Augenblicke nicht noch unkorrigierte, schlechte Lesarten verzapfen. Zur Erledigung hätte ich aber keine Zeit. Nun drohte er mit einer Anzeige, d. h. Denunziation in der Vorrede seines anthologischen Werkes und wies darauf hin, daß sich die Ersten und Besten nicht entzogen haben, daß ein Theodor Storm ihm mit Rat und Tat freundlich an die Hand gehe, kurz, es war kein Loskommen, und ich überließ ihm, sich aus den Sachen, die in letzter Zeit in der « Rundschau » standen, etwas auszusuchen. Im Unmute schrieb ich ihm, es werde bei dem fortgesetzten Überwuchern dieses unberufenen Anthologienwesens eine Zeit kommen, wo dasselbe ähnlich beurteilt werde, wie früher der Nachdruck, wenn auch nicht im rechtlichen Sinne, so doch im moralischen usw. Sie wissen also, wie's gemeint ist, liebster Freund, wenn der Mann mich bei Ihnen etwa mit dieser Äußerung verzeigt haben sollte, wie er erst vorhatte, mich in der Vorrede zu verzeigen.

Auf Ihre Weihnachten zurückzukommen, so schreibt oder schrieb mir auch Petersen von dem goldenen Lärchenzweig, der Erfindung Ihres Sohnes, wovon ich schon früher gehört. Nun weiß ich aber noch immer nicht, wie er das Wunder herstellt, ohne daß die Zierlichkeit des Nadelwerkes zugrunde geht? Wird der Zweig auf galvanoplastischem Wege vergoldet, oder in eine Flüssigkeit getaucht, die z. B. Gummi arabicum enthält, und nachher mit Goldpulver bestreut, wie es die Maler brauchen usw.? Das Technische ist mir in der Vorstellung von der Wirkung des Zweiges eine Hauptsache;

doch stört es mir den Schlaf nicht, da ich selbst leider keine Christbäume zu besorgen habe.

Jetzt werden Sie wohl in Ihrem neuen Hause sitzen, das so warm und solid eingerichtet zu wissen mir eine Freude ist, obgleich ich es kaum sehen werde. Ich bin in neuster Zeit in die Laune geraten, im Lande zu bleiben und die näherliegenden Naturwinkel, die ich noch nie gesehen, aufzusuchen. Am liebsten bliebe ich zuweilen wochenlang im Hause, wenn ich nicht der Bewegung wegen ausgehen müßte.

Ihre tröstlichen Bemerkungen zu dem « Grünen Heinrich » waren mir aufhellend und vergnüglich, besonders was die neuen Zutaten betraf. Ich hatte ein böses Gewissen. Namentlich wegen des Zwiehans und seines Schädels, dieser etwas gar zu deutlichen Allegorie und Prototypik für einen Verlierer seines Wesens oder seiner Person, hätte ich Strafe verdient; indessen habe ich die feine Andeutung, welche in Ihrem « die Zwiehansche Episode nicht ausgeschlossen » liegt, wohl verstanden. Der Kritiker in der « Rundschau » hat mir gerade nicht zugesagt. Derselbe (Otto Brahm) hat an anderer Stelle die philologische Methode noch verkehrter angewendet, indem er die alte und die neue Ausgabe meines Buches mit A und B bezeichnete wie alte zu vergleichende Codices, um meine Selbst-Verballhornung nachzuweisen, während er die Hauptfrage der Form: Biographie oder nicht? gar nicht berührte oder dieselbe ignorierte. Diese Frage umfaßt nämlich auch die andern nicht stilgerechten epischen Formen: Briefform, Tagebuchform und die Vermischungen derselben, in welchen nicht der objektive Dichter und Erzähler spricht, sondern dessen Figurenkram, und zwar mittels Tinte und Feder. Hier ist der Punkt, wo die Kritik einzuspringen hat und der Schreiber den formalen Handel verliert. Diese Untersuchung ist aber nicht eine (dazu unwichtige) textkritliche, sondern eine rein ästhetische Sache und Arbeit und führt zu andern Gesichtspunkten usw.

Sie werden die kleine Erzählungsreihe in der « Rundschau » bemerkt haben und ohne Zweifel einiges darunter wiederum

als nach Lalenburg heimatgenössig erkennen; allein ich kann nicht helfen, diese Dinge sind es gerade, die mich Narren erheitern und erleichtern und ich muß noch einmal auf einen technischen Ausdruck zu ihrer Bezeichnung denken.

Doch was wollen wir uns mit unserer geschriebenen Welt so mausig machen, wo das Leben so hübsche Episoden bringt, wie die Verlobungsanzeige des Juristen Ernst und die Antwort des Vaters, des alten Dichters. Sie hätten mir die Nachricht nicht mit schöneren und einfacheren Worten mitteilen können, und so sende Ich Ihnen und dem Sohne die aufrichtigsten Glücks- und Heilswünsche zu!

Eine andere schöne Poetengeschichte habe ich neulich beobachtet, nicht selbst getan. Ein halb verrückter und verhungerter Schulmeister in Oberbayern schickte mir ein kleines geschriebenes Heft Gedichte mit den bekannten Petita und dem Gesuch um schleunige Beschaffung von 200 Mark. Zur größern Aufmunterung legte er Briefe und postamtliche Beweisstücke bei, wonach Emanuel Geibel vor einem Jahre auch 200 Mark spendiert hat. Da ich schon einen Fall kannte, wo Geibel auf eine indiskrete Bettelei hin für einen seither verstorbenen Poeten auch gleich Hunderte gesandt hatte, so ersah ich, daß derselbe Mann seine Stellung als Primus in wahrhaft ritterlicher Weise ehrt, und das in aller Stille, und vor einer derartigen Vornehmtuerei habe ich die größte Hochachtung. Mein Schulmeister aber bekommt von mir nicht 200 Mark, gerade weil er mit dem Geibelschen Geschenke weiter betteln geht, und zwar nicht auf die bescheidenste Weise.

Das kolossale Album des Leipziger Sekundaners hat Sie also auch heimgesucht. Ich bin auf dem Punkte gewesen, dasselbe unbeschrieben oder mit einer Grobheit versehen, zurückzuschicken: denn diese Sache fängt an, unheimlich zu werden mit dem Schülerpack, wenn man Pakete machen, verschnüren, versiegeln und mit den nötigen Deklarationen versehen soll!

Von Paul Heyse habe ich nach Neujahr auch einen Brief

gehabt, den ich bis jetzt habe liegen lassen, weshalb ich nicht viel von ihm weiß, als daß er rastlos tätig ist. Von seinen neueren Novellen kenne ich nur noch zwei, die « Hexe » und die Sängerin von ich weiß nicht mehr. Bei jener hätte allerdings das Metier, von welchem die schöne Gestalt zu leben scheint, entweder vermieden oder dann deutlicher verarbeitet werden sollen. So erscheint es als etwas, das nicht der Rede wert sei. Übrigens hatte Heyse damals schon wieder ein oder zwei Dramen fertig, z. B. einen sterbenden Alkibiades.

Von Ihnen habe ich etwas angekündigt gesehen und freue mich darauf, die ersten Früchte Ihres neuen Gartenlandes zu kosten. Herzlich danke ich für den freundlichen Gruß an meine Schwester, die aus einem enger werdenden Halse immer schwieriger zu schnaufen hat. Ich muß deshalb die schöne Höhe, auf welcher wir seit sechs Jahren wohnen, bis zum Herbste verlassen und eine andere Wohnung suchen. Empfehlen Sie mich bei Gemahlin und Kindern aufs neue und lassen Sie mich mein Schweigen nicht zu lange entgelten, ohne sich aber Zwang anzutun.

Ihr Gottfr. Keller.

Zürich, 12. August 81.

Liebster Freund im Hause Storm!

Auf dieser Sommerhöhe kann ich nicht länger zögern, Ihren reichlichen Brief vom letzten April zu erwidern, obgleich ich immer noch nichts Neues erlebt habe; denn die famose Novität eines Kometenweines ist zwar in Aussicht, aber noch nicht perfekt. – Desto lebhafter denke ich bei der gegenwärtigen Hitze öfter an Sie, wie Sie in Ihrem neuen Besitztum walten und für die jungen Anpflanzungen um genügendes Getränke besorgt sind, auch das nördliche Fenster Ihres Arbeitszimmers dem Luftzuge öffnen. Mit diesem Fenster samt seinem Ausblick, sowie mit dem ganzen resedagrünen Raume habe ich gleich sympathisiert; philiströse Naturen wollen stets die Sonne in der Stube haben, während es sich

so gedankenhell und ruhig weilen läßt, wenn man im klaren Schatten sitzt und der Sonnenschein draußen auf dem Lande liegt.

Ihr getreulicher Bericht über den anthologischen Hafermann hat mich beruhigt. Als derselbe mir immer unter die Nase rieb, die namhaftesten und besten Dichter hätten ihre eifrige Teilnahme bewiesen, schrieb ich ihm, das sei wohl möglich, da eben die besten bald nichts mehr abzuschlagen vermöchten, als das Wasser.

Jene Gebrüder Hart kenne ich wohl, großmäuligen Andenkens; sie geben einen Literaturkalender heraus mit Adreßverzeichnissen, Tabellen für Manuskriptablieferungen, Honorareingänge u. dgl., um sich in jedermanns Hand zu bringen. Vor ein paar Jahren trieben sie auch das Material zu einem poetischen Jahrbuche zusammen, gaben es aber nicht selbst heraus, sondern überlieferten es einem dritten Unbekannten wie eine Ernte Raps oder ein Quantum Schafwolle. Vor einem Jahre etwa unternahm ein junger Schweizer ohne alle Bekanntschaft ein Jahrbuch schweizerischer Dichter und brachte über hundert! zusammen mit dem Aufruf, es müsse sein, Gott wolle es! Ich schlug ihm meinen Beitrag a priori rund ab, weil ich nicht einsähe, wozu er eine solche Geschichte anzustellen brauche, und es in einem so kleinen Lande wohl hundert Esel, aber nicht hundert Dichter gebe. Dennoch log er überall herum, er habe meine Sachen schon in Händen; als einige Vorsichtige mich anfragten und die Wahrheit vernahmen, beharrte er ganz frech auf seiner Behauptung und kam hergereist, um mich auf meinem Zimmer so unverschämt zu belagern, daß ich ihn hinausjagen mußte. – In diesem Augenblicke aber geht das Zirkular eines Leipziger Buchhändlers herum, der sogar ohne Herausgeber eine Anthologie Lebender direkt selbst sammeln und drucken will, in welcher die « Liebe » ausgeschlossen sein soll « aus besondern Gründen ». Die Wut der Verleger, Bücher zu drucken, scheint sich zur Leidenschaft zu steigern, es ohne Mitwirkung der Schriftsteller zu tun.

Durch das Erlöschen der Schiller-Goethe'schen Privilegien gegen Nachdruck haben sie Blut geleckt: jedes Jahr hört der dreißigjährige Schutz für den einen oder andern Nachklassiker auf und die Kerls können sich darüber herstürzen; da ist es begreiflich, daß sie anfangen, auch von den noch Lebenden Bücher gratis zusammenzubetteln oder höchstens ein paar Kompilatoren ans Futter zu nehmen.
Hier fällt mir auch der Leipziger Sekundaner ein, der sein Riesenalbum unermüdlich herumsendet und dessen Sie im vorletzten Briefe Erwähnung getan. Der kann es noch zu was bringen! Mir hatte er zugemutet, den Kasten noch in der Umgebung von Zürich bei zwei oder drei weiteren Personen herumgehen zu lassen. Ich hätte also ebensoviele Male ein- und auspacken und zur Post schicken sollen. Ich ließ ihn ein Vierteljahr warten und schickte ihm seinen Packen mit meiner alleinigen Inschrift unfrankiert zu und ohne Brief. – Wir wollen aber von diesen Klagen weiter niemand merken lassen; sie kommen mir vor, wie die Dienstbotengespräche alter Kaffeebasen und zudem konsumiere ich, wie ich merke, unverhältnismäßig viel Raum damit.
Der gute Freund Petersen hat mit meiner Verjüngung um fünf Jahre recht geflunkert; ich bin genau um die zwei Jahre älter geworden, die er mich nicht gesehen hatte, ich weiß das am besten, was übrigens nicht in Betracht zu ziehen ist; diese Händel muß man im stillen für sich selbst abtun.

Den 16. August

Eben als ich fortfahren will, kommt Ihr neuer Brief, der meine Faulheit in willkommener Weise beschämt. Ich hatte vor, auch gleich an Heyse zu schreiben, der mir aus seinem Strandexil schrieb, er müsse fünf Wochen dort bleiben. Da Sie ihn nun in wenigen Tagen erwarten, bin ich unsicher, ob ich es tun soll, und bitte Sie daher vorläufig, den Dulder recht heftig in meinem Namen zu grüßen. Beschäftigen Sie ihn aber ja nicht mit theoretischen Skrupeln über die Novelle usw., denn er muß auf Befehl der Ärzte alle Mor-

gen und Abend eine halbe Flasche Portwein trinken, um seine Vernunft einzuschläfern. Haben Sie keinen im Hause, so soll Petersen herbeischaffen, der Verjüngungskommissär.

Die Ebers'sche Novelle habe ich nicht gelesen, weil er sie als Illustration eines Bildes von Alma Tadema gemacht hat, eines Mannes, der als Maler genau das ist, was Ebers als Schriftsteller. Es handelt sich also um eines jener Gedichtchen, die zu Almanachbildchen gemacht werden. Das, was er zur Herabsetzung der Gattung der Novelle sagt, würde mich nicht stark rühren; vor ein paar Jahren degradierte er ebenso den Roman, indem er von sich aussagen ließ, er schreibe nur Romane, wenn er krank und zu ernster Arbeit unfähig sei. Übrigens hat sein Judentum, das mir unbekannt ist, mit der Sache nichts zu schaffen. Herr von Gottschall, ein urgermanischer Christ, hat schon ein dutzendmal verkündigt, Roman und Novelle seien untergeordnete, unpoetische Formen und fielen nicht in die Theorie. Da niemand darauf hörte, fing er zuletzt selbst an und schmiert jedes Jahr seinen Roman. Auch Gustav Freytag, der ja sonst ein anständiger Mann ist, tat um die Zeit, wo er seine « Ahnen » im Schild führte, den Ausspruch, die Zeit der kleinen Erzählung dürfte für immer vorbei sein, nach der schlechten Manier, die Gattung, die man nicht selber pflegt, vor der Welt herunterzusetzen und die augenblickliche eigene Tätigkeit als den einzig wahren Jakob hinzustellen. Hiezu braucht es keine Juden, so wie überhaupt meine Erfahrungen und Beobachtungen dahin gehen, daß ich auf jeden vorlauten und schreienden Juden zwei dergleichen Christen, seien es Franzosen oder Deutsche, Schweizer inbegriffen, rechnen kann.

Ich glaube auch, daß es besser ist, wenn Sie Ihre Vorrede an der geplanten Stelle weglassen, da die Küchenrezepte nicht zu den Gastgerichten auf die Tafel gehören. Für meine Person habe ich halbwegs vor, dergleichen Aufsätze und Expektorationen extra zu verfassen und eines Tages für sich

herauszugeben, sozusagen als Altersarbeit. Vielleicht könnten Sie auch Ihre Arbeit nebenbei in einer Zeitschrift erscheinen lassen, mit einer Einleitung oder Anmerkung. Vorenthalten sollte sie keineswegs bleiben.

Was die fragliche Materie selbst betrifft, so halte ich dafür, daß es für Roman und Novelle so wenig aprioristische Theorien und Regeln gibt, als für die andern Gattungen, sondern daß sie aus den für mustergültig anzusehenden Werken werden abgezogen, respektive daß die Werte und Gebietsgrenzen erst noch abgesteckt werden müssen. Das Werden der Novelle, oder was man so nennt, ist ja noch immer im Fluß; inzwischen wird sich auch die Kritik auf Schätzung des Geistes beschränken müssen, der dabei sichtbar wird. Das Geschwätze der Scholiarchen aber bleibt Schund, sobald sie in die lebendige Produktion eingreifen wollen. Wenn ich nicht irre, so wird zwischen den grassierenden Neophilologen und den poetischen Hervorbringern der gleiche Krieg entstehen, wie er jetzt zwischen den bildenden Künstlern und den Kunstschreibern waltet, die keine Ader haben.

Ihren « Etatsrat » habe ich auf unserm Museum, wo der « Westermann » liegt, angefangen zu lesen, will aber jetzt auf das Buch warten, wie Sie es wollen, da ich die bezügliche Erfahrung kenne. Der Anfang ist mir indessen neuartig und energisch erschienen.

Ich lebe jetzt in einer Leidenszeit. Mit der Korrektur des « Sinngedichts » beschäftigt und den Text nun zum dritten- oder viertenmal mit der Feder in der Hand durchgehend, stoße ich immer noch auf zahlreiche Nester von groben Schulfehlern, Anhäufungen gleichlautender Worte, Verbalformen, Partikeln und der verfluchten Endsilben ung, heit und keit, die ich bisher übersehen, so daß ich mich mit meinen 62 Jahren fragen muß, ob das noch anders werden kann? Das Auge fliegt eben immer ungeduldig über die Schrift weg, und das Ohr kann bei mir nichts tun, da ich von Anfang an weder für mich allein laut las, was ich geschrieben,

noch jemals eine Umgebung hatte, der ich etwas vorlesen konnte oder mochte.

Leider bleibt die Geschichte mit den drei verlumpten Baronen, die Sie so geärgert hat, stehen, wie einer jener verwünschten Dachziegel in einem Hause, in dem es spukt. Sie haben aber übersehen, daß die Braut nebst den Hochzeitsgästen keine Ahnung von der Sache haben und der Brandolf eine Art Sonderling ist, der eine solche Komödie wohl aufführen kann und die Halunken schließlich doch versorgt. Übrigens ist's jetzt doch zu Ende mit diesen Späßen. Ich gehe jetzt mit einem einbändigen Romane um, welcher sich ganz logisch und modern aufführen wird; freilich wird in andrer Beziehung so starker Tabak geraucht werden, daß man die kleinen Späßchen vielleicht zurückwünscht. Gleichzeitig bin ich daran, meine Verse zu sammeln respektive gewissermaßen zum zweitenmal zu gebären; denn es handelt sich um einen ganzen Rattenkönig von Gewissensfragen, die ich mit mir abmachen muß.

Jetzt wünsche ich Euch aber allerseits ein vergnügt-anmutiges Leben und versetze mich im Geiste in Haus und Garten, wo die fünf Damen den würdig-ziervollen Worten des heidnischen Paulus lauschen.

Fast hätte ich etwas vergessen. Im vorletzten Briefe machen Sie die Andeutung, daß meine Schnurren mit der Tendenz, einzelne Liebespaare resignieren zu lassen, zusammenhängen möchten. Hier ist die Antwort. An manchen stillen Sonntagen nachmittags, wo ich mich ganz nur dem Genusse eines sentimental-feierlichen Müßigganges hingeben mag, nehme ich die Bände eines gewissen Theodor Storm, Meisters der sieben freien Künste, zur Hand, und vertiefe mich darein unter dem offenen Fenster. Nichts Beschaulicheres dann, als so eine sonnig-traurige Geschichte, wie « Im Sonnenschein », « Eine Halligfahrt »; auch « Aqua submersus » und die « Wald- und Wasserfreude » sind nicht bitter, und wenn ich das Buch zuschlage, so geh' [ich] desselbigen Abends zufrieden zu einem Schöppchen Wein.

Nun ist aber das Papier zu Ende und faßt kaum noch die Grüße Ihres G. Kellers.

Zürich, 25. September 1881.

Lieber Lebens-, Kunst- und Freundschaftsmeister!

Endlich danke ich Ihnen für Buch, Gruß und Geburtstagskarte, und daß Sie an diesem Tage und in so guter Gesellschaft und Freundesgegenwart auch meiner haben gedenken mögen. Freund Petersen hat mir eine ausführliche Beschreibung des Tages gewidmet, so daß man sich in die Zeiten versetzt sehen konnte, wo die Goetheaner und Jakobiten ihre Besuchs- und Feiertage hielten, und sogar die Misels und Mädgens fehlten nicht, da Sie ja vier Stück derselben zum Feste lieferten, die ich schönstens grüße samt ihrer verehrlichen Frau Mama. Gewiß wird Ihnen eine schönes neues Lebensjahr werden, nachdem Ihnen die Götter einen so trefflichen neuen Schauplatz gegeben haben.

In Ihrem « Herrn Etatsrat » hat mich zunächst wieder der an sich meisterliche Vortrag mit seinem feinen Liquorgeschmack erquickt, sodann aber auch die Kunst erbaut, mit welcher Sie aus dem Allerabsonderlichsten und Individuellsten heraus das rein Menschliche so schön und rührend darstellen. Und doppelt dankbar empfinde ich das, da Sie offenbar dadurch, daß Sie mit dem häßlichen Dämon in seiner betrunkenen Nudität, mit der abscheulichen und unbestraften Schändung seines armen, unreifen Kindes u. dgl. mich in meiner Zerknirschung über meine drei zusammengebundenen Kuhschwänze ein wenig trösten und aufrichten wollten, wie oftmals kleine Kinder, die einander durch Schläge oder Stöße zum Weinen gebracht haben, sich selbst schlagen oder am Haar zupfen, um das Kamerädchen zu trösten. Und wie virtuosisch haben Sie das zarte Lebensglück, welches dem Kinde gewinkt hat, zu ersticken und die arme Willi zu beseitigen gewußt! Fort mit der Bestie! Nun, trotz dieser meiner schlechten Scherze denke ich doch ernstlich über das Rätsel des melancholischen Schicksals nach, das Sie schil-

dern, und dieses Warum, das man sich stellt, ist ja schon eine affirmative Kritik.

Von unserm Paul, wenn er wirklich ungeheilt dem Winter entgegengeht, möchte ich anfangen zu glauben, daß er eben ein bißchen die Gicht hat, wie bei nicht mehr jungen Herren zuweilen gebräuchlich. In diesem Falle müßte er vielleicht lieber das Ungeheuer ruhig in seinem Zimmer bändigen oder austoben lassen, als den kalten Wasserkünsten nachzulaufen. Doch will ich nichts dreinreden! Vielleicht auch wären heiße Heilquellen gut für ihn, die weitaus den meisten Gliederleidenden so wohl bekommen. Leben Sie selbst aufs beste und erfreuen dadurch

Ihren Gottfr. Keller.

Zürich, 29. Dezember 1881.

Lieber Freund und Mann zu Hademarschen!

Ihrem frohgemuten Briefe vom 27. November sind bald die beiden Doppelbände der Gesamtwerke nachgefolgt, und ich habe die einzelnen mir schon bekannten Kleinode aufmerksam gezählt und beguckt, eh' ich sie zu den übrigen in den Schrein stellte. Die Erinnerungen an Mörike las ich freilich vorher durch, da sie mir so gut wie neu waren. Wie gewohnt, wenn die Rede von ihm ist, lief ich wiederholt nach seinen Bänden, um mich dieser und jener Stelle gleich zu versichern und halbe Stunden lang fortzulesen. Die melancholische Frage der « kleinen Gemeinde » haben Sie trefflich ergänzt; freilich erscheint in dieser Beziehung mit jedem neuen Forschungsresultat der Defekt unsers allgemeinen Bildungszustandes nur um so größer.

Ihre Weihnachtsfreuden haben Sie nun hinter sich und das behagliche Wohlleben der Neujahrstage usf. noch vor sich, wozu ich meine Glückwünsche rück- und vorwärts beitrage. Was Ihre römischen Abende vorstellen, weiß ich noch nicht; Petersen schreibt mir auch davon in der Voraussetzung, daß ich es wisse. Item, es wird etwas ebenso Vergnügliches als Unschuldiges sein.

Auch zu dem Herrn Pastor, Ihrem Schwiegersohn, gratuliere ich schönstens. Ein solch stattliches Familienstück gehört unter die Johann Heinrich Voßschen Himmelsstriche.

Was Sie mir als Menschenmangel anmerken wollen, versteh' ich nicht recht. Ich lebe gesellschaftlich mit allerlei Leuten alten und neueren Datums. Das sogenannte Handwerk allerdings vermeide ich, wenn es nicht mit der erforderlichen einfachen und loyalen Menschennatur verbunden ist. So war ich in Verlegenheit, mit welcher der gelehrten und ungelehrten Gesellschaften Zürichs ich den üblichen Neujahrsschmaus einnehmen wolle, und habe mich für das Artilleriekollegium entschieden, jene zweihundertjährige Gesellschaft, die im Eingang der « Zürcher Novellen » geschildert ist und mich dafür zu ihrem Mitglied ernannt hat. Ich habe auch schon zweimal im Juni mit den Herren aus Mörsern (Kruppschen) nach der Scheibe geschossen und ein paar gute Schüsse abgegeben, die man mir natürlich gerichtet hat. Da werde ich am 2. Januar, dem Berchtoldstage, der ein uralter Freudentag hier ist, mitten unter alten und jungen Artillerieoffizieren sitzen und Rheinwein aus silbernen Pokalen trinken. Heut abend soll ich zu einer großen Liedertafel gehen, die ihren vierzigjährigen Bestand feiert, und so ist immer was los, wenn man Lust hat.

Den 30. Dezember.

Ich war gestern dort und habe gesehen, wie 300 Leute sich während einiger Stunden selbst rühmten, wenn auch nur in Gestalt eines Kollektivbegriffs; das ist aber am Ende eine allgemeine Menschentugend.

Soeben erhalte ich von Paul Heyse bessere Nachricht. Der Arzt in Cannstatt hat ihm mit der Elektrizität das Hinken in drei Tagen vertrieben, und er ist seit Wochen wieder in München. Am 3. Januar will er wieder hingehen und die Kur beendigen, um nachher den Süden aufzusuchen. So wollen wir guter Hoffnung sein und vor allem aus jene trübe Nachricht des Erich Schmidt für unbegründet halten. Der

« Alkibiades » hat auf mich einen durchaus stimmungsvollen Eindruck gemacht, aber leider scheinen die Bühnengewalthaber nicht anbeißen zu wollen. Und doch bin ich überzeugt, daß ein paar von den Virtuosenweibern und ein genialer Mann in dem Stück so gut brillieren könnten als in den Grillparzer-Tragödien « Medea » usw.

Ferdinand Meyer, von dem Sie schreiben, ist allerdings ein Züricher. Er wohnt eine Stunde weiter aufwärts am See und ist 56 Jahre alt, hat vor wenigen Jahren erst eine Million geheiratet und ist für mich zum persönlichen Verkehr nicht geeignet, weil er voll kleiner Illoyalitäten und Intrigelchen steckt. Er hat ein merkwürdiges schönes Talent, aber keine rechte Seele; denn er ziseliert und feilt schon vor dem Gusse. So oft er mich sieht, macht er mir eine Sottise; z. B.: « Erlauben Sie mir, Ihnen etwas zu sagen? Aber nehmen Sie es auch nicht übel? » – « Nein, nur los damit! » – « Also: Es ist schade um Ihre Gabe des Stiles! Sie verschwenden ihn an niedrige Stoffe, an allerlei Lumpenvolk! Ich arbeite nur mit der Historie, kann nur Könige, Feldherren und Helden brauchen! Dahin sollten Sie streben! » – Als er die Geschichte von dem Heiligen Rodenberg für die « Rundschau » versprochen hatte, kam er plötzlich zu mir, jammerte und sagte: « Es ist mir nicht möglich, die Novelle in die ‚Rundschau' zu geben, und Sie müssen mir beistimmen und mich Rodenberg gegenüber rechtfertigen. » Auf meine verwunderte Frage nach den Gründen, machte er kuriose Wendungen, ließ mich aber erraten, daß er sich für zu gut halte, und ich war überzeugt, daß er mich, der in die « Rundschau » geschrieben hatte, mit einer Vornehmtuerei regalieren wollte. Ich suchte ihm die Sache auszureden und beizubringen, daß die « Rundschau » ihm ebensowohl anstehe, wie er ihr; allein es nützte nichts, bis ich endlich rief: « Wenn Sie eben nicht wollen, so wollen Sie nicht und lassen es dann am besten bleiben. » Da rief er ganz zufrieden: « Nicht wahr? Darf ich mich also auf Sie berufen? »

Ich schrieb aber doch dem Julius Rodenberg selber den

ganzen Hergang, worauf er mir antwortete, er habe das Manuskript schon in den Händen! Als die Novelle erschienen war, schrieb ihm Rodenberg einen Lob- und Dankbrief in seiner verbindlichen Art, rechnete ihn zu den ersten und festen Mitarbeitern der « Rundschau » usf. und Meister Ferdinand ließ den Brief wörtlich teils abschreiben, teils drucken und an die Schaufenster der hiesigen Buchhandlungen anschlagen!

Behalten Sie aber diese Dinge für sich; ich teile sie nur mit, damit Sie sehen, warum ich nicht gern mit jedem verkehre. Meyer's Bedeutung liegt übrigens in seinen lyrischen und halb epischen Gedichten. Wenn er sie einmal sammelt, so wird es wahrscheinlich das formal schönste Gedichtbuch sein, das seit Dezennien erschienen ist.

Ihr Konditor Pahl in Husum hat mich lachen gemacht. Es handelt sich jedoch mit dem starken Toback nicht um jenen, den Sie meinen, sondern um etwas andres, Ernsteres, das ich leider nicht näher beschreiben kann, weil das Papier zu Ende ist. Und so muß ich auch das übrige ungeschrieben lassen. Leben Sie glücklich in das neue Jahr hinein mit allen Ihrigen.

Der alte

G. Keller.

Zürich, 5. Juni 1882.

Liebster Freund und Richter!

Richten Sie nicht zu streng, wegen meines langen Schweigens, es ist eine Schwäche und keine Bosheit! Den ältesten und besten Freunden beiderlei Geschlechts habe ich seit Weihnachten nicht geschrieben, ausgenommen Paul Heyse, der nichts arbeiten durfte und daher Langeweile hatte. Er wird Ihnen seither auch berichtet haben, daß es ihm besser geht und er ein neues Drama in Angriff nimmt.

Ihrem frohen Frühlingsbriefe wird hoffentlich ein heller Sommersanfang gefolgt sein, und nach durchgenossener Pfingstzeit erproben Sie jetzt vielleicht den Spuk des dritten Mannes im alten Amtshause zu Toftlund. Da können Sie

leichtlich eine Ihrer geheimnis- und reizvollen Hausgeschichten aushecken, nur darf es keine ernstliche, wenn auch pur mythologisch gemeinte Geistergeschichte sein; dergleichen soll man in dieser Zeit des Spiritistenunfuges und der Schwachköpfigkeit unterlassen.

Sind Sie wirklich dort, so bitt' ich, den Herrn Sohn, den mit griechischem Wein selbander wohnenden Junggesellen, schönstens von mir zu grüßen.

Zäune zu klippen, ist mir, der ich nichts einzuzäunen habe, nicht vergönnt; wäre es aber, so würd' ich es erst recht nicht tun.

Ferdinand Meyer redigiert jetzt seine gesammelten Gedichte oder Dichtungen; ich sende Ihnen heute eine kleine Probe seiner lyrischen Art mit, in einem Büchelchen, das von bettelnden Damen veranstaltet wurde und an dessen geschmacklosem Titel namentlich wir keine Schuld tragen. Die von mir darin enthaltenen ungefügen Verse sind Ihnen schon bekannt. An Meyers Versen aber wird Ihnen gleich der ungewohnt schöne und körnige Ton auffallen. Es ist ewig schade, daß er mir für den persönlichen Umgang wegen allerhand kleiner Illoyalitäten und Aufgeblasenheiten verloren ist. Allein ich bin in diesem Punkte starr und inträtabel. Sobald ich am Menschen dieses unnötige Wesen und Sichmausigmachen bemerke, so lasse ich ihn laufen. Das psychologische Geheimnis ist indessen nicht sehr tief, nur hilft es nichts, dasselbe zu erörtern, und der Mann ist mir auch für eine solche Sektion denn doch zu gut.

Ihre neue Novelle, deren Titel ich nicht recht verstehe (ich lese « Hans, Kirch und Heinz »), soll mir sehr willkommen sein; gewiß werden Sie bald auf einen weiteren Stoff verfallen, und geschieht es nicht, so seien Sie deswegen dennoch vergnügt!

Meinen Roman habe ich zurückstellen müssen, da er noch nicht reif ist, wie es sich beim Schreiben ergibt. Dafür habe ich eine Dreizahl von Novellen, welche seit langer Zeit zu vermeintlich dramatischen Versuchen in meinem Lebens-

dunste sich umtrieben, als bescheidene Erzählungen aufs Korn genommen. Es handelt sich aber nicht wieder um einen Zyklus und sogenannte Rahmenerzähler, sondern ich erzähle jedes Stück von Anfang bis zum Ende selbst als Autor, um wieder einmal frei reden zu können.

Übrigens bin ich momentan ebenfalls an meiner Gedichtausgabe beschäftigt, schreibe ab, rezensiere während des Schreibens und mache neue Strophen, zuweilen ganze Gedichtchen. Es ist eine nicht unlustige Arbeit und kostet viel Zigarren, da man dabei immer im Zimmer herumläuft und durch Garten und Wiesen.

Außerdem, und das mag auch ein Grund meiner Unlust zum Briefschreiben sein, ist eine kleine verdächtige Bewegung meiner Gedankenwelt im Gange, allerlei Ideen und Projekte zur Produktion scheinen flüssig werden zu wollen, so daß ich gern und viel still mit mir selbst beschäftigt bin, und freilich in lichten Momenten dann befürchten muß, es möchte sich um den Beginn der Alterstorheit handeln, welcher sich in Gestalt eines Nachsommers kleidet mit seinem flüchtigen Sonnenschein.

Die kleinen Leiden mit der aufdringlichen Krapüle à la Heinze und was damit zusammenhängt, gehen auch bei mir immer fort, allein es lohnt am Ende nicht der Mühe, lange davon zu sprechen, ansonst man ja doppelte Beschwernis hat.

Meine Schwester läßt sich vielmals für Ihr freundliches Gedenken bedanken; natürlich hat sie wieder einen artigen Holzvorrat überwintert, d. h. nicht verbrannt. Leider ist sie seit Frühjahr kränklich und will doch nicht still sitzen, so daß ich mit Sorgen in die Zukunft schaue.

Grüßen Sie mir auch recht schön die lieben Ihrigen und vergelten Sie mir nicht etwa mit gleichem in puncto Korrespondenz. Ich werde auch trachten, rascher zuweilen eine kleine Epistel abzustoßen.

Ihr getreuer

G. Keller.

Zürich, 22. September 82.

Sie haben es, trefflicher Freundesmann, nicht gut gemacht mit Ihrem Unwohlsein; hoffentlich haben Sie noch einen Teil des Sommers gerettet, der nach einem Briefe unseres Petersen so schön war in dortigen Landen. Hier ist nichts als Regen und Regen seit Monaten; man bedauert nur die armen Touristen, die nicht so gescheit sind, wie Sie und Petersen, und in ihren idyllischen Heimatslandschaften fein zu Haus bleiben. Es kriecht übrigens alles durch das Gotthardloch nach jenseits, wo sie nun auch Überschwemmung haben. Ihren « Hans und Heinz » werde ich mir sogleich zu Gemüt führen, sobald das Heft kommt. Es ist jetzt jedesmal eine Art Lebensfrage bei einer neuen Novelle. Was ist's? Wie ist's? usw. wegen der maßlosen Produktion, die sich jetzt breit macht. Die Quelle originaler Anschauung und Erfahrung, das lebendige Blut fließt zwar nach wie vor selten genug; aber den Duktum hantieren sie bald alle gleichmäßig und schneiden einem dazu noch allerhand Knöpfe vom Rocke, die sie unverfroren auf ihren Kittel nähen. Da frägt man sich oft, ob es noch eine Aufgabe sei, den Kopf aus dieser Sündflut emporstrecken zu wollen. Nun, ich hoffe, mich an Ihrem Novum wieder zu kräftigen und zu erbauen. Am besten macht es Paul der Heyse, der fröhlich mit ganzen Flotillen auf der See einherfährt und das Zeugs unter seine Kiele bringt. Und so lassen Sie sich meine Grübelei auch nicht anfechten. Ihr Schwersinniger wird je nach dem physischen oder moralischen Ursprung des Übels zu heilen sein. Ich schreibe (ebenfalls sans comparaison) in solchen Fällen drauflos bis zu der schwierigen Stelle und mache dann Anstalt, das Ding einstweilen beiseite zu legen, worauf sich der mehr oder minder gute Ausweg freiwillig zu zeigen pflegt. Übrigens freut es mich, daß Sie einen so hübschen, vollen Rocken aufgesteckt oder « was auf der Staffelei » stehen haben; es lebt sich trotz alledem besser dabei und entschieden gesunder.

Neulich tat ich mir nicht wenig zugut, als ein Berliner Autor,

Heinrich Seidel, mir ein Bändchen « Jorinde » usw. schickte mit der Behauptung, er sei Ihr (Storms) und mein gemeinsamer Hochschätzer und Liebhaber, und als ich alsdann fand, daß der Mann auch was Rechtes kann und gutgeschriebene kleine Geschichten macht.

Ihr Erich Schmidt ist ein geistiger und liebenswürdiger Gesell. Er gehört zwar zu der Scherer'schen Germanistenschule, welche auch bei den Lebenden das Gras wachsen hört und besser wissen will, woher und wie sie leben und schaffen, als diese selbst. Allein die gleichen Leute haben ein frisches, unparteiisches und doch wohlwollendes Wesen; sie sagen ihr Sprüchlein, ohne sich im mindesten um Dank und Gegendienste zu kümmern, und am Ende haben sie wenigstens einen sicheren Standpunkt und eine Methode, welche besser ist als gar nichts, was bei den meisten Rezensenten der Fall ist.

Mein nebliges Gedicht, dessen Sie erwähnen, ist nicht so persönlich gemeint, wie Sie es auffassen. Die Worte « ein wenig Freiheit, wenig Liebe, und um das Wie der arme Streit » beziehen sich auf die öffentlichen Zustände, die Staatsgesellschaften und den ewigen Krieg um die Formalien bei möglichst wenig gutem Willen, bei Euch, wie bei uns, soweit es die an der Oberfläche Treibenden betrifft; sowie um die Grundlage der verdüsterten Arbeit. Hu hu! werden Sie sagen!

Mit den drei Auflagen des « Sinngedichts » während des ersten halben Jahres, und zwar zu 1500 die Auflage, hat es seine Richtigkeit, scheint aber jetzt genug zu sein. Der Verleger versteht jedenfalls den Handel und betreibt ihn auch gehörig. Er wird auch die Gedichte drucken. Ich hatte nämlich Heyse gesagt, ich wüßte noch nicht, wem ich sie anbieten solle, worauf Meister Paolo sofort Herrn Hertz aufstachelte, an mich zu schreiben, was er auch ganz zuvorkommend tat. (An diesem « tat » bemerken Sie, daß ich bereits in der neuen Orthographie schwimme!) Leider muß ich jetzt mein armes Manuskript auf Wochen hinaus sistieren,

da der Wohnungswechsel vor der Türe steht und schwerfällig genug ausfallen wird für uns zwei alte Leutchen. Die gute Schwester nimmt alles viel zu schwer und zu disputierlich. Sie befindet sich besser als im Frühjahr; allein sie ist eben im allgemeinen schwächlich geworden und ist puncto alte Jungfer auf die unglücklichere Seite dieser Nation zu stehen gekommen. Ihre freundlichen Grüße tun ihr gut und sie erwidert dieselben höflichst. Ich muß sie aber jedesmal mit einer gewissen Trockenheit anbringen, wenn sie wirken sollen.

Nun gehaben Sie sich wohl und seien Sie schönstens bedankt für Ihre Teilnahme.

Ihr Gottfr. Keller.

Zürich, 21. November 1882.

Liebwertester Freund und Storm!

Endlich fließt mein durch allerlei Trubel gestörtes Wässerlein wieder so ruhig, daß auch die leichten Briefblätter darauf schwimmen können, wie üblich. Mein Wohnungswechsel verlief widerwärtig und mühevoll. Das Gerümpel eines seit 1817 bestehenden Haushaltes mit noch dreißig Jahren älteren Nichtswürdigkeiten, die sich immer mitschleppen, war wie verhext und von Bosheit besessen. Beim Öffnen einer alten Schachtel fand ich unser ehemaliges Taufhäubchen von rotem Sammet, worin vermutlich die sechs « gehabten » Kinder der Mutter getauft worden sind. Eine dabei liegende dicke seidene Fallmütze in Form einer Kaiserkrone war mir bekannt, und ich wußte, daß ich sie selbst getragen hatte. Nun gut, eine Stunde später purzelte ich von der Bücherleiter mit einem Arm voll Bücher hinunter und schlug den Schädel beinahe zuschanden; man mußte mir die Schramme zunähen. Es war Sonntags am 1. Oktober, nachdem ich, wie gesagt, vorher meine Kinderfallmütze in der Hand gehabt von Anno 1820 oder 21. In diese Ironie des Schicksals mischte sich noch ein Tropfen Selbstverachtung; denn die Schuld des Sturzes lag in einer meiner Charakter-

schwächen. Ich war in den Laden eines Schusters gegangen, um ein Paar warme Pantoffeln für den Winter zu kaufen; da er keine passenden von der verlangten Art hatte, ließ ich mir mit offenen Augen ein Paar aufschwatzen, das für meinen Fuß 1½ Zoll zu lang war, eben weil ich nie den Mut habe, aus einem Laden wegzugehen, ohne zu kaufen. In diesen Pantoffeln blieb, wenn ich darin stand, vorn vor den Zehen ein leerer Raum, und auf diesen trat ich, als ich, von der Leiter heruntersteigend, die untere Stufe suchte.

Derlei Ärgernis hat mich denn auch verhindert, vor Mitte Oktober auf das Museum zu gehen und Ihre « Kirchs » aufzusuchen. Und als ich die Hälfte gelesen und nach einigen Tagen wieder hinging, war der « Westermann » des Monats verschwunden und ein neuer an der Stelle, ganz ausnahmsweise; denn gewöhnlich kommt das Heft immer zu spät. So habe ich einstweilen nur sehen können, daß Sie mit kräftiger Hand, wie immer, geschrieben oder vielmehr geschafft haben, und obgleich ich die harten Köpfe, die ihre Söhne quälen, sonst nicht liebe (als poetische Gestalten), so habe ich doch schon gesehen, daß die Sache hier so sein muß, um die neue Schöpfung Ihrer Resignationspoesie (wie Ihr wackerer Erich Schmidt es so hübsch demonstriert) organisch zu gestalten. Ich habe das Ende der Novelle schnell angesehen und muß nun noch das Zwischenschicksal des Sohnes erfahren. Die Wendung mit dem unfrankierten Brief ist ebenso schauerlich als verhängnisvoll. Man fühlt mit, wie wenn der alte Geldtropf ein Schiff voll lebendiger Menschen in die brandende See zurückstieße. Ich werde mir das Heft nächstens mit Beschlag legen, sobald es der fortschlepperische Verehrer wieder abgeliefert hat.

Nun sind auch die Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer erschienen. Sie sollten sich den Band ansehen oder vielmehr fest anschaffen; es würde Sie nicht gereuen, und Sie werden an diesen langen Winterabenden auch Ihre Damen mit mehr als einer guten Vorlesung regalieren können. Auch dem Herrn Sohn, dem Juristen, würden die Sachen Freude machen.

Übrigens wünsche ich Ihnen, wie Freund Petersen, ein ausgiebig genießliches, feierlich geschäftiges Herannahen der Jultage mit hundert Vorschmäcken, namentlich einen gelungenen Märchenzweig, und hoffe, daß das Notwendigste, eine gute Gesundheit, dermalen reichlich vorhanden ist. Schönste Grüße von Ihrem G. Keller.

Lieber Freund! Zürich, 5. Januar 1883.

Endlich komme ich auch nachgehumpelt mit meinen Rückständen, wozu ich die Glückwünsche pro 1883 für Sie und Ihr ganzes Haus nicht rechne, da sie zwölf Monate lang und wieder in das neue Jahr hinein gelten sollen. Aus Ihrem Novemberbriefe hab' ich ersehen, daß auch Sie einen Fall getan haben, zu dessen Ungefährlichkeit ich nachträglich Heil wünsche; ferner daß man dort die Treppen mit Milch wäscht oder bohnt, was man hier im Alpenlande ungefähr so ansehen würde, wie wenn ein reicher Herr in Rheinwein badet, um seine Beine zu stärken.

Für das schön geratene und geputzte Buch der beiden Kirchs danke ich bestens; es ist nun alles in der Ordnung und die Erzählung trotz der energischen Steifstelligkeit von Vater und Sohn eine recht nachdenkliche und elegische. Das arme treue Kind in seiner einsamen Stellung auf der Grenze der Anrüchigkeit erregt ein echtes Mitgefühl usw. Nun erwarten wir mir frohem Mute das nächste.

« Einer hat Unrecht », habe ich, glaub' ich, auch immer groß geschrieben, nicht aber « es ist unrecht ». Jetzt scheinen aber alle solche Formen als Komposita behandelt zu werden, wie standhalten usw. Es geht indessen in den alten Tagen mit der neuen Schmierage leichter als ich geglaubt habe. Ich lasse die Th's in Briefen oft schon absichtlich noch stehen, zu meinem Privatvergnügen. Ich erinnere mich genau, wie man uns in der Kinderschule eines Tages eröffnete, daß das Ypsilon in frei, sei, bei usw. nun abgeschafft sei, und wie ich fast von Stund' an keine Rückfälle that oder tat.

Ihr Graf von Wallis ist ja ein schönes Exemplar. Auch Heyse beklagt sich über die wachsende Belästigung, und was mich an meinem geringen Orte betrifft, so erdulde ich das Schändlichste in letzter Zeit. Immer sind zwei bis drei alte Kerle und noch etwa ein Halbalter vorhanden, die nach erfüllten Berufs- und Lebenspflichten vom Teufel geplagt werden, mich zur Geltendmachung ihrer poetischen Velleitäten zu benutzen, sich nicht abmahnen oder beruhigen lassen, sondern mich zu mündlichen und schriftlichen Disputationen zwingen wollen, um meine Meinung, daß es nicht opportun sei, zu beweisen, zu beweisen und abermals zu beweisen, und schließlich in allerlei Anzüglichkeiten verfallen, nachdem sie mich erst gelobt haben. In München bin ich allerdings nicht gewesen, werde aber dafür im Frühsommer hingehen, wo dann große Gemäldeausstellung ist und die Tage länger sind. Paul Heyse schrieb mir übrigens dieser Tage plötzlich wieder von Schmerzen, die er erleide. Nichtsdestoweniger ist er immer tätig und hat wohl auch recht (sehen Sie, das kleine « recht » kam mir nun doch unbewußt, also gewohnheitsmäßig). Er könnte noch lang herumliegen und am Ende vergeht das Übel von selbst.

Mit dem Liederbuch von C. F. Meyer haben Sie wohl recht, nur habe ich den Ausdruck jedenfalls aus Versehen, d. h. nicht im ausdrücklichen Sinne gebraucht. Der « Jenatsch » wird Ihnen gewiß gefallen. Dem famosen Stoff ist alle Ehre angetan, bis auf den dämonischen Ritt der rächenden Mörder an dem Fastnachtstage durch das ganze Land, welcher nicht zur Anschauung kommt, und bis auf den unweiblichen Beilhieb des Frauenzimmers am Schlusse. Die Überlieferung sagt zwar neben dem historischen Teil von etwas dergleichen; allein dort ist nicht die Rede von einer Geliebten, die zugleich ein zartes Fräulein ist, sondern bloß von einer derben Bluträcherin aus dem Gebirge, die den Mann kaum gekannt hat.

Von Heyses neuen Novellen waren mir die zwei ersten, die « Unvergeßbaren Worte » und « Die Eselin » noch unbe-

kannt. Beide haben mir sehr gut gefallen. Die « Worte » sind eine fein gedachte und gegebene Geschichte, die an die reinen Proportionen jener Villa Rotonda bei Vicenza erinnert, von welcher sie ausgeht. Ich habe das Gebäude in einem Bilderwerk aufgesucht. Heyse hat auf seiner letzten Reise mit seiner Frau für den Palladio geschwärmt und also die Novelle sozusagen auf der Durchreise abgepflückt, trotz der ungeheilten Schmerzen. Die « Eselin » ist mir lieb, weil sie zu den wenigen guten Produktionen gehört, welche von dem leidenden Tiere handeln. In einer neugegründeten « Österreichischen Rundschau » hat er schon wieder den Anfang einer neuen Novelle von origineller Erfindung, so viel ich beurteilen kann. Es scheint mir überhaupt, daß er mit Plan darauf ausgeht, in dieser Form ein umfassendes reiches Weltbild zu liefern, was ihm gewiß gelingen wird, wenn er es auch nicht auf die Hundert bringt.

Jetzt muß ich aber noch an unsern Regieriger von Schleswig schreiben. Er hat mir seine Weihnachtstage und namentlich auch die Ausrüstung seines Christbaums ausführlich dargestellt, so daß ich den fernen nordischen Julschein zu sehen glaubte; dies alles in einem großen Brief auf einem alten Kanzleifoliobogen, den er mir unverschlossen übersandte, wahrscheinlich aus einem uralten nordischen Aberglauben.

Dagegen hat Ihr « Heinz Kirch »-Paketchen einen andern Zauber entwickelt. Weil es versiegelt war, so kostete es das Porto von zwanzig Briefen. Sie hätten den Brief extra adressieren und das Paketlein bloß mit einem Zwirn oder Kreuzband umwickeln sollen. Das lassen Sie sich aber nicht den Kaffee verderben. Ich sage es nur, weil ich hoffe, noch manche Edition von Ihnen zu bekommen, und damit alsdann Ihre dienstbaren Elfen, die dergleichen wahrscheinlich besorgen, eine kleine Erfahrung gewonnen haben. Oder sind Sie selbst der jugendliche Heißsporn und Ignorant unserer heilsamen Postanstalten? Doch nicht! Denn bisher haben Sie alle Bücher vortrefflich kreuz-

bandmäßig und wohlbehalten überliefert. Aber genug des Gebelfers!
Freuen Sie sich Ihrer Tage und genießen Sie die Familien- und Freundesgastereien recht ausgiebig, in denen Sie jetzt vermutlich begriffen sind. Aber jedes Jahr etwas vorsichtiger! Ich weiß nicht, wie Sie's halten; ich weiß nur, daß sich die guten Leute beim Entrainieren und Aufnötigen den Teufel um unsere alten Häute kümmern. Und nun leben Sie wohl bis zum nächsten Mal und seien Sie gegrüßt von

Ihrem Gottfr. Keller.

Lieber Freund! Zürich, 19. Mai 1883.
Ihr Zwangsmittel mit der Antwortkarte hat, wie Sie gesehen, nichts geholfen. Da die Schreibeseite der Karte von Poststempeln und den ungewaschenen Händen der überliefernden Kräfte beschädigt war, konnte ich sie nicht benutzen und kam daher von der Idee der umgehenden oder postwendenden Antwort ab.
Die Geschichte wegen des Portounfalles hätte ich Ihnen gar nicht schreiben sollen; es geschah auch nur, weil ich um die gleiche Zeit ein Büchlein ganz auf gleiche Weise aus Berlin zugeschickt erhielt, das ich für das erlaufene Porto gerade dreimal zum Ladenpreise hätte kaufen können. Das hatte aber ein junger Buchhändler und Geschäftsmann getan, woraus Sie zu Ihrem Troste ersehen, daß nicht Altersschwäche der Grund des Unglückes ist, sondern jugendlich rosige Unaufmerksamkeit gegenüber den heilsamen Institutionen der Weltpoststaaten, die hoffentlich das Vorspiel der einstigen Weltrepublik sind.
Altersspuren kann ich auch in Ihrer neuen Novelle nicht entdecken, die ich nun mit großem Behagen gelesen habe. Es ist ja alles mit sicherer Hand und Lebendigkeit gezeichnet. Vom ärztlichen Standpunkt aus könnte man vielleicht sagen, der Held sei ja in der Tat nicht geheilt, solang er zum Selbstmord greife; allein durch das Dunkel, in welchem Sie

den früheren kranken Zustand lassen, ist für die nötigen Voraussetzungen freier Raum gewonnen. Sie haben ganz recht, nicht eine psychiatrische Studie zu liefern, sondern sich an die allgemein poetische Darstellung eines seelischen Vorganges zu halten, die nicht für eine medizinische Zeitschrift bestimmt ist.

Von Paul Heyse werden Sie das « Buch der Freundschaft » auch erhalten haben. Es sind wieder drei trefflich symmetrisch gebaute Geschichten. Nur hätte ich in der ersten die gänzliche Erniedrigung der Karyatide durch den schlechten Kerl lieber vermieden gesehen. Aber so sind wir: gewisse Geschäftsverletzungen tadeln wir immer an andern und begehen sie selbst.

Zu dem Maximiliansorden wünsche ich Ihnen schönstens Glück, da die Art, wie man ihn erhält, eine wirklich artige ist, nämlich rein durch freundschaftliche oder genossenschaftliche Neigung. Ich selber habe ein paar Unannehmlichkeiten dabei gehabt, indem sozialdemokratische Schimpfblätter mich, als ich mich in irgendeiner Sache mußte vernehmen lassen, sofort einen Ordensjäger und Fürstendiener nannten, obgleich ich auf eine erste Anfrage Heyses, als ich noch im Amte war, die Sache umgehend abgelehnt hatte, ohne ein Wort darüber verlauten zu lassen.

Ich habe immer noch mit dem Druck der Gedichte zu tun, deren letzte von den zirka dreißig Bogen noch im Satze sind, und kann daher erst in ein paar Wochen mit ungeteilter Kraft an den Roman gehen, der jetzt wieder obenauf ist. Ich muß vorderhand abbrechen, werde mich aber bald wieder einstellen. Die unfreiwillige Korrespondenz mit den Faiseurs und Querulanten allerart verbittert einem das Leben. Freund Petersen, den ich dies Frühjahr erwartet, habe ich auch noch nicht zu sehen bekommen. Leben Sie fröhlich mit den Ihrigen in Ihrem Besitztum. Die Schilderung der Aussicht Ihres Fensters macht mir immer den Mund wässerig. Vielste Grüße von Ihrem

G. Keller.

Zürich, 21. September 1883.

Es ist schön von Ihnen, liebster Freund und alter Lebensmeister, daß Sie meinen versprochenen Supplementbrief, der nicht zur Erscheinung kam, nicht abgewartet haben, ohne zu schreiben, und stolz bin ich darauf, daß Sie es am Vorabend des Geburtsfestes taten. Wär' es nicht zu spät gewesen und hätt' ich gewußt, ob man Ihnen telegraphieren kann, ohne die Absendung eines Expressen (von Hanerau?) zu verursachen, so hätt' ich's getan, um mich auch in die Gesellschaft einzuführen. Nun, meine guten Wünsche waren doch dort! Der Waldstrauß des Dodofräuleins, die Hochzeit mit den zehn Ehrenjungfrauen und dem Pegasusorden usw. sind ja alles herrliche Dinge; nur der Sonnenschatten, d. h. das betreffende Fenster, will mir nicht recht gefallen im Resedazimmer. Wenn ich die Wahl hätte, so würde ich nur Nordlicht in einem Arbeitszimmer haben, wie die Maler, so daß aller Glanz, Licht und Wechsel der Naturstimmung draußen liegt zur gefälligen Einsicht vom ruhigen Schattensitze aus. Doch soll dies kein Gemäkel an Ihrem Vergnügen sein!

Den Namen des « schwarzen Peter » habe ich noch nicht gekannt; er ist gut, wie alle solche Schnaken, die keinen Sinn haben und nur des Mutwillens wegen da sind.

Nun haben wir uns also auf das « Grieshaus » zu freuen, über welchem Sie hoffentlich Ihre Skrupel wegen des « Schweigens » begraben werden. Sie werden sich so recht behaglich auf den Spazierwegen Ihrer alten Herrendomäne ergehen und dabei immer neu sein.

Im neusten Rundschauheft hat Heyse eine schöne, neue Freundschaftsnovelle von eigentümlichem Reiz, der auf die übrigen Stücke begierig macht. Sie wissen wohl auch, daß er einen zweiten Band Freundschaftsgeschichten ausgeheckt hat? Bedenklich ist mir bei obiger Novelle, daß er eine extra Reise zur Besichtigung der Stadt Limburg unternommen hat, obgleich die Lokalfarbe sehr gut wirkt. Aber wohin soll eine solche Praxis führen? Wenn sie auch zeitweise verjüngt,

so fürchte ich, daß es sich schließlich damit verhalten könnte, wie mit allen andern Verjüngungsmitteln. Das ist freilich eine allgemeine Bemerkung, die ich um keinen Preis Freund Paul persönlich sagen möchte; denn er versteht im Punkte seines Fleißes keinen Spaß.

Seine neuen Dramen habe ich zum ersten gelesen und werde nächstens die zweite Lesung vornehmen. Bis jetzt ist mir das « Recht des Stärkeren » ein klein bißchen zu Gutzkowsch, was ich jetzt nicht definieren kann. Der « Don Juan » wird mit seinem Schlusse schon wirksam sein; wenn er szenisch gut arrangiert wird, so ist dieser Schluß glücklich und großartig gedacht, wie die ganze Idee. Der Umstand, daß ich kein Bedürfnis nach einem andern « Don Juan » empfand als dem Mozartschen, wird freilich für mich durch die beste Tragödie nicht gehoben, was gewiß barbarisch ist. Allein ich kann mir nicht helfen: wenn die Librettisten hinter den Dichtern herlaufen, so seh' ich nicht ein, warum diese es jenen gegenüber ebenso machen sollen. Übrigens muß ich, wie gesagt, den neuen « Don Giovanni » Szene um Szene erst noch bedächtlich und mit Pietät mir aneignen.

Zu Ihrem dänischen Übersetzungsvergnügen gratuliere ich bestens; ich bin auf einer ähnlichen Station angelangt, da der Däne Holger Drachmann den « Grünen Heinrich » übersetzt hat, dessen Ausgabe im Oktober beginnen soll. Ich bekomme aber nichts dafür, wogegen ich auch keine Arbeit zu leisten habe, was schon wegen Unkenntnis der Sprache nicht möglich wäre. Man sollte aber nachgerade dieselbe noch lernen, obgleich mir die neusten Genies trotz allen Talentes nicht sympathisch sind. Es fehlt mir die Charis, die Sonnenwärme.

Die Gedichte sind nun glaub' ich auf dem Wege der Versendung, wenigstens ist das Zirkular des Verlegers versandt. Ihr Exemplar wird Hertz Ihnen wohl demnächst schicken; es sind zweiunddreißig kompresse Bogen geworden, die keineswegs ein Kompendium der Logik enthalten, was ich absichtlich so gelassen habe, da das Leben mir so gewesen ist.

Dafür sind's Verse! Aber was für welche, das ist die Frage; ich mache mir keine Illusionen über die nächste Aufnahme.
Der Roman ist ernsthaft in der Mache; die Wendung zum Schlusse schwebt aber mit ihrer Gestaltung noch immer in den Nebeln des Werdens, trotzdem die Lokalitäten und begleitenden Phänomene sichtbar sind. So kann ich die Vollendung bei ein paar Monaten auf oder ab nicht zeitlich bestimmen.
Soeben (25. September) hat mir Rodenberg vom Genfersee aus auf morgen seine Durchreise in Zürich angemeldet; er wird auch nach dem Buche sehen wollen.
Diesen Sommer war der neue Stern Ernst v. Wildenbruch bei mir und hat mir seither fünf Stück Dramen geschickt, die allen Respekt einflößen. Sie machen den Eindruck, als ob sein seliger Mitbürger Heinrich von Kleist auferstanden wäre und mit gesundem Herzen fortdichtete.
Meine Schwester dankt sehr für die Nachfrage; sie ist leider öfter leidend und wird jedesmal etwas schwächer, als sie vorher gewesen ist. Doch kann es, wie ich hoffe, immerhin wieder besser werden, wenn sie sich dauernd schont.
Sollten Sie den Regieriger von Schleswig baldigst sehen oder brieflich berühren, so bitte ich, ihn zu grüßen; nachher werde ich ihm selber schreiben!
Bitte auch angelegentlichst, mich im Damenzimmer resp. dem Frauenzimmer schönstens zu empfehlen als den

allen ergebensten

Gottfried Keller.

Zürich, 23. November 1883.

Lieber Freund und Meister!

Ich habe gestern endlich die Gedichte an Sie abgesandt, nachdem ich wegen des Modus in einige Konfusion geraten war, im Glauben, der Verleger würde es tun. Leider konnte ich Ihnen kein gebundenes Exemplar schicken, trotz des schönen Bandes, den Sie mir unlängst geschenkt und für welchen ich herzlichst danke.

Paul Heyse scheint auf seiner Theaterreise begriffen zu sein; sollte er bei Ihnen vorsprechen, so grüße ich einmal beide Herren zusammen aus der Ferne.

Die Widmung Ihrer « Zwei Novellen » an Do ist ganz allerliebst, wozu auch das Geheimnisvolle mitwirkt. Das Töchterchen muß ja unter dem Kränzlein ordentlich wachsen, und die ganze Herrschaft lacht gewiß vor Vergnügen, wenn sie sich die Neugierde der Welt, was die Silbe Do bedeute, vorstellt.

Doch will ich Sie jetzt Ihren Weihnachts- und Julfestprojekten überlassen, mit denen Sie ohne Zweifel schon eifrig beschäftigt sind, und wünsche tausend neue Ideen und gesunde heitere Tage dazu als

Ihr altes Inventarstück

Gottfr. Keller.

Zürich, 26. März 1884.

Verehrter Freund, ich habe seit Weihnachten schon im Briefschreiben für das reine Vergnügen gestreikt und bin erst jetzt daran, das entstandene Gebirglein von Versäumnis und Undank völlig abzutragen. Jüngst war Petersen ein paar Tage hier; ich muß doch machen, daß mein Brief noch vor seinen mündlichen Grüßen bei Ihnen eintrifft.

Vor allem danke ich für das Bild Ihrer Behausung, das mir eine willkommene Vorstellung von Bewegung und Ruhe gibt, deren Sie sich erfreuen; ich sehe Sie ebenso deutlich um die Ecken des Hauses und aus den Gebüschen hervorkommen als hinter den Fenstern gemütlich sitzen oder stehen, im Winter sich des Schutzes des warm und fest gebauten Hauses versichern. Die Vegetation wird dies Jahr schon wieder einen artigen Schritt weiter gehen und Sie werden noch vor dem siebziger Geburtstag auch einen schönen Schatten an warmen Sommertagen genießen.

Eine gute Ergänzung des Bildes war mir die Schilderung seines Besuches bei Ihnen, die mir Erich Schmidt aus Wien sandte, und ich habe den Aufsatz zweimal gelesen, da er eine

so belebte Beschreibung Ihres Lebens während den « Jultagen » enthält und sogar den goldenen Märchenzweig erglänzen läßt.

Von Paul Heyse's Theaterfahrten werden Sie wohl das Weitere vernommen haben. Sofern ihn glückliche Erfolge offenbar beleben und gesund machen, wäre die Sache gut und schön; da das Ding aber launenhaft wechselt und eine jedesmalige Reaktion auch nicht fehlen wird, so wünschte ich ihm etwas mehr Gleichmut, d. h. ich wundere mich ein wenig, daß er nicht genug Philosophie zu besitzen scheint, um die Dramen rüstig fort schreiben und sie dann ruhig laufen lassen zu können, wohin sie wollen. Freilich spreche ich, wie ein Blinder von der Farbe, da ich in diesen Apfel nie gebissen habe und nicht weiß, falls ich es noch tun sollte, ob das Sprichwort: « Alter schützt vor Torheit nicht », mich nicht auch noch träfe. Übrigens ist und bleibt Paulus auch auf den Brettern immer der Dichter par excellence.

Was meine eigene gereimte oder geverste Dichterei betrifft, so hat dieselbe unerwarteterweise ein ziemliches Geräusch gemacht und in der Beurteilung fast noch mehr Widersprüche erfahren, als sie selbst enthält, so daß das böse Gewissen, das mich plagte, gerade hiedurch einigermaßen beruhigt wurde. Das Richtigste, ohne es zu wollen, sagte einer am Schlusse seiner Kritik in der « Konservativen Monatsschrift »: Die Meinung, das Buch sei zu dick, d. h. ohne Auswahl zusammengestellt, sei nicht haltbar; denn es sei alles so gleichmäßig schlecht, daß entweder alles oder nichts habe gedruckt werden müssen.

Hingegen sagt neulichst ein Berliner Gymnasiarch, ich hätte zu vieles beseitigt, was hoffentlich sowieso wieder aufgebracht werden würde. Letzteres Diktum hat mich mehr geärgert als das erstere.

Meine Arbeiten haben sich bisher ziemlich auf dem Fleck herumgedreht, indem ich bald dies bald jenes vornahm und wieder liegen ließ. Der Grund ist, daß der Roman oder die größere Novelle, wie man es nennen kann, noch nicht klar

und reif genug war und ich doch darauf sehen muß, nicht schon zu sehr abzufallen durch unbedachtes Abschließen. Jetzt wird letzteres aber doch in den kommenden paar Monaten stattfinden.

Leben Sie nun frisch und gesund in den anbrechenden Frühling hinein und gedenken Sie auch wieder des faulen Korrespondenten,

Ihres getreulichen

G. Keller.

Zürich, 9. Juni 1884.

Verehrter Freund und Stern im Norden!

Da ich an den Ratsherrn in Schleswig einen Brief zu senden habe, so will ich im gleichen Zug noch einen Gruß an Sie mitgehen lassen, hauptsächlich, um Ihnen nachträglich meine Teilnahme an dem Berliner Huldigungsfeste zu bezeugen, das Ihnen so reichverdientermaßen dargebracht worden ist. Obgleich ich Sie noch nie von Angesicht gesehen, so war ich doch hellsehend genug, Sie neben der preiswürdigsten Frau Do inmitten der feierlichen und geistreichen Versammlung zu schauen.

Jetzt denke ich mir Sie bei der gelinden und ruhigen Behandlung einer guten Frühsommerarbeit, wenn die Gartenpflege nicht zu starke Konkurrenz macht. Ich bin immer noch an meinem Roman, wie ich eine dicke Novelle, die einen Band füllt, nenne, und bin noch nicht ganz sicher, ob ich ihn nicht nochmals weglege, um dafür die alten Novellen zu machen.

Paul Heyse will also definitiv zum Drama übergehen und der Novelle Valet sagen. Wenn er nur noch zehn Jahre schaffenskräftig ist, so kann er noch zwanzig Stücke machen bei seinem Eifer und mit größerer Gesundheit, insbesondere, wenn es auf den Bühnen recht widerhallt. Aber ich hoffe sub rosa so recht persönlich, daß er auch stofflich und formell tüchtig ins Zeug geht und uns auch mit ein paar breiter angelegten Gebilden bereichert. Ich sehe nicht ein, warum

sich nicht einer wieder einmal an eine Trilogie größeren Stils usw. machen soll! Kurz, er kann noch alles mögliche leisten, wie er es ja schon getan hat.
Nun ist der edle Geibel auch dahin, soweit er hin sein kann, und mit ihm eine letzte Gestalt einer Zeitepoche oder Kategorie verschwunden, die nicht ohne heiligen Ernst, aber auch nicht ohne ein wenig überschüssiges Pathos gelebt hat.
Unser Ferdinand Meyer schreibt gegenwärtig eine Novelle aus Karls des Großen Zeit. Daß Ihnen sein « Jenatsch » Eindruck gemacht, ist sehr in der Ordnung, es ist aber auch ein außerordentlich famoses Sujet. Der Beilschlag der Dame am Schlusse ist mir auch widerwärtig; er beruht auch nur auf einer unwahren Volkstradition, die zudem kein Wort von einer Liebesgeschichte sagt und außerdem ein halb rohes, naturwüchsiges Gebirgsweib voraussetzt, wie die Sage sie auch im Kriege sich mit raufen läßt. Allein Meyer hat eine Schwäche für solche einzelne Brutalitäten und Totschläge. Wenn er so was hört oder liest, so sagt er: vortrefflich! So hat jeder seinen Zopf!
Nun wünsch' ich Ihnen wohl zu sein und gut zu leben nach eigenen und jeglichen vernünftigen Begriffen und empfehle mich bestens Ihrem Hause der Damen! Meine Schwester ist immer schwächlich und empfiehlt sich Ihnen ebenfalls.

Ihr G. Keller.

Lieber Freund! Zürich, [19. November 1884].
Ihr letzter Brief vom 8. Juni lag eben vor mir, um mir die Gedanken etwas aufkratzen zu helfen, als Ihr neuer Brief eintraf und einige Stunden später auch das « Grieshuus » mit dem neuesten Insassen, dem Herrn Amtsgerichtsrat Theodor Storm, anlangte. Für alles nehmen Sie meinen besten Dank! Das Bild hat mich etwas überrascht, weil ich durch das kleine Profilbild im ersten Bande Ihrer Werke auf eine etwas andre Vollansicht in meiner Vorstellung vorbe-

reitet war. Es mögen freilich dreizehn bis vierzehn Jahre zwischen beiden liegen.

Das « Grieshuus » hatte ich auf unserm Museum wohl gesehen, aber nicht gelesen, weil man in einem solchen Institute nicht dazu kommt, Romane zu lesen und Novellen zu genießen. Jetzt habe ich aber das Büchlein gleich hintereinander weg gelesen, und zwar nicht aus kritischer Neugierde, sondern zu meiner wirklichen Erbauung, und ich danke Ihnen nochmals für diesen schlanken Hirsch, den Sie mit ungeschwächter Kraft auf Ihren alten Heidegründen gejagt haben.

In der Spemann'schen Zeitschrift sodann habe ich auch die neuste Geschichte « Marx » entdeckt und einen sehr guten Anfang von vier bis fünf Seiten gelesen, und will nun doch sehen, mir auf dem Lokale auch das Ende anzueignen.

Der verminderte Absatz von Einzelausgaben, von dem Sie mir schrieben, resp. dessen Begründung durch die Verleger scheint mir etwas kurios. Warum behalten die Herren einen neuen Gebrauch bei, der ihnen mit dem Autor nachteilig ist? Vielleicht entsteht durch das Nebeneinander von Gesamtausgaben und Separatbändchen, die in nicht langer Zeit auch in jene übergehen, eine Art Zwickmühle, in welcher allein der Autor auf unbekannte Art gezwickt wird. Es ist auch denkbar, daß gerade die treusten « Verehrer », nachdem sie eine Novelle in der Zeitschrift gelesen haben, die Separatausgabe nicht mehr kaufen, weil sie ja des nächsten Sammelbandes sicher sind usw.

Paul Heyse's Gedichtsamm lunghabe ich jetzt erhalten und misse bis jetzt, außer den Sprüchen, die er wohl später wo unterbringen wird, nichts. Ihre Theorie vom Lyrischen teile ich allerdings nur sehr bedingt. Heyse hat so manches wirklich schöne, rein lyrische Lied, daß man ihm die Eigenschaft nicht absprechen kann. Ich erinnere nur an das « Lied » S. 146. Wer das machen kann, hat auch mehres gemacht. Hätte er in seiner Jugend mit dem üblichen Band Gedichte begonnen, statt mit Novellen und Dramen, so würde die

herrschende Klassifikation mit bezug auf seine Person schwerlich entstanden sein.

Hinwiederum rechne ich Ihr Gedicht « Geschwisterliebe » nicht zu der epischen Poesie, sondern zu der lyrischen im höchsten Sinne; die zwei Schlußzeilen sind alles, und dies Alles ist die ergreifendste Lyrik, die es geben kann; es stimmt jedes Herz, das nichts von Incest ahnt, weich und traurig und tröstet es zugleich.

Daß Paulus mit dem Erzählen in Prosa wirklich abgeschlossen zu haben glaubt, ist mir begreiflich, da er sich in dieser Produktion etwas überarbeitet hat. Man kann wohl hundert Novellen machen vom Umfang derjenigen der alten Italiener, aber nicht hundert kleine Romane mit ausgeführter Ausmalung.

Seine Einakter kenne ich noch nicht, ebenso nicht den « Simson », welches Sujet mich überrascht. Gestern las ich schon wieder von einem vieraktigen Lustspiel, das versandt sei, von dessen Titel er nie etwas erwähnte. Es wäre in der Tat hübsch, wenn er noch eine recht ausgiebige Bühnenzeit erleben würde. Persönlich würde ich dabei auf ein paar oder mehr schwere reiche Dramen alten Stils hoffen, wo auch was drin steht; denn die jetzt beliebte Traktätchendramaturgie fängt mich an zu ennuyieren.

Wildenbruch, den Sie in Berlin kennen lernten, sah ich auch im vorletzten Sommer hier in Zürich, wo er mich besuchte. Es ist ein sehr liebenswürdiger und enthusiasmierter Mensch, dessen Dramen sich wohl noch mehr entwickeln werden. Nur hat er wunderliche Kunstprinzipien, so, wenn er vorgibt, er wolle mit dem Publikum gemeinsam arbeiten, sich nach seinem Geschmacke richten usw. Das heißt freilich, man wolle die Wirkung studieren, was an sich recht ist; aber wer sind die, an denen man sie studiert? Würde man auch sonst tun, was denen gefällt?

Ich bin dies Jahr nun nicht weggekommen, erst wegen der Choleragefahr, da ich sie weder auf der Reise anzutreffen liebte, noch für den Fall meine Schwester allein im Hause

lassen konnte, wo ich riskierte, sie bei der Rückkehr unversehens verschwunden zu finden. Nachher war ich zeitweise sonst indisponiert.

Meine Photographie werde ich Ihnen gern schicken, wenn ich erst einmal wieder eine habe, mag auch nur noch eine machen lassen, wenn ich einen Kerl finde, der mir nicht den Kopf ins Genick zurück dreht.

Nun gehaben Sie sich mit den Ihrigen ferner aufs beste! Meine Schwester dankt für Ihre freundlichen Grüße und erwidert dieselben herzlichst.

Ihr ergebener

Gottfr. Keller.

Zürich, 29. Dezember 1886.

Verehrter Freund und Meister!

Hoffentlich nahmen Sie mein langes Schweigen für das, was es ist oder war: ein allgemeines Einfrieren der Korrespondenzlust, ein krankhafter Hang zum täglichen Aufschieben, bis die Erledigung sich so häufte, daß sie zu einer wirklichen Mühe und natürlich als Kollektivum erst recht verschoben wurde. Nach Neujahr will ich nun aber con amore an die Sache gehen und die erzürnten Freunde und Freundinnen wieder anzufädeln suchen. Ihnen aber sende ich noch im Altjahr eine kleine Abschlagszahlung, da ich jedenfalls nicht länger warten darf mit Zustellung des mitfolgenden Bandes. Über denselben brauchen Sie mir nicht zu schreiben, ich weiß wohl, was ihm fehlt, und ich werde wohl einen An- und Ausbau errichten müssen, um ihm zu dem Licht zu verhelfen, dessen er durch Ungunst des Schicksals entbehrt.

Ihren seitherigen Fleiß habe ich fast auf allen Seiten der Windrose wohl bemerkt, aber nur lückenhaft mitgenossen, wie es mir zeitweise auch mit Paul Heyse geht. Um so behaglicher werde ich seinerzeit die betreffenden Bände lesen.

Mit Schrecken vernahm ich vor einiger Zeit, daß Sie gefährlich erkrankt seien, hörte indessen später von glücklicher

Genesung. Möge sich diese recht befestigt haben, wozu ich Ihnen einen doppelt frischen und gesunden Jahresantritt und neuen Jahreslauf wünsche. Fällt doch Ihr Siebziger-Ehrentag in denselben! Daß Sie den Christbaum mit dem Märchenzweig bereits recht lustig haben strahlen lassen inmitten der lieben Ihrigen, darauf rechne ich, und hoffe, daß Sie auch die beliebten zwölf Nächte in gewohnter Fröhlichkeit bestehen werden. Freund Petersen, den Sie dabei wohl sehen werden, bitte ich schönstens zu grüßen, werde ihm aber bald auch schreiben.

In das Buch « Salander » habe ich meine Photographie gelegt, die Sie einmal verlangten. Dieselbe ist leider, wie meistens alle diese Fabrikate, durch den Retoucheur verdorben, was freilich nicht viel schade ist.

Ihre letzten Briefe und Postkarten habe ich noch alle in einem Büschel vor der Nase, kann sie aber erst nochmals durchgehen, wenn ich mehr schreiben kann. Für jetzt muß ich abbrechen und bitte nur noch, mich den Damen Ihres Hauses angelegentlich zu empfehlen.

Meine kränkliche Schwester würde es auch tun, wenn sie nicht schon, da es ½10 Uhr abends ist, seit zwei Stunden im Bett wäre, da sie ermüdet war, als sie den Tee besorgt hatte.

Mit allen Grüßen

Ihr G. Keller.

CONRAD FERDINAND MEYER

An Conrad Ferdinand Meyer

Zürich-Enge, 3. Oktober 76.

Verehrter Herr und Freund!

Mit dankbarer Freude verkündige ich Ihnen die schon am Sonntag beendigte Lektüre Ihres vortrefflichen « Jenatsch », dessen Komposition und Ausführung unserer engeren und weiteren Republik zur großen Ehre gereicht. Es ist echte Tragik, in welcher alle handeln, wie sie handeln müssen.

Über den Beilschlag am Schlusse muß ich mir freilich das Protokoll noch offen behalten. Doch will ich Sie jetzt durchaus nicht mit Besprechlichkeiten langweilen, sondern nur meinen herzlichsten und verbindlichsten Dank für Ihre Freundlichkeit abstatten. Ihr mit Hochachtung ergebener

G. Keller.

Zürich-Enge, 13. Februar 1877.

Ich will mich wohl hüten, hochgeehrter Herr, Ihre freundlichen Zeilen über die letzte Rundschaunovelle abzulehnen, da ich gerade wegen dieser resp. ihrer Magerkeit und Stofflosigkeit in Sorgen stehe, namentlich bei ihrer Isoliertheit in dem dicken Revuehefte. Nun bin ich durch Ihre Äußerung wenigstens des gröbsten Kummers, daß die kleine Arabeske geradezu als trivial und leer erscheinen könnte, in etwas enthoben, und ich danke Ihnen herzlichst für Ihren Zuspruch.

Das tertium comparationis in dem Heyse'schen Sonett mit dem bewußten Briten, so relativ es auch nur gemeint sein kann, müssen Sie nicht mir aufs Kerbholz schneiden, sonst würde ich den Schaden doppelt empfinden, den einem solch unbedachte Guttaten zufügen können. Jedenfalls ist es kaum

gefährlicher gemeint, als seinerzeit die Benennung Gotthelf's als « Shakespeare des Dorfes » durch Vilmar, welche Charge die Bäume des tapfern Berners auch nicht in den Himmel wachsen ließ.
Dr. Wille sagte mir, daß Sie einen Wohnsitz auf der Höhe von Kilchberg erworben hätten, wozu ich schönstens Glück wünsche. In Küsnacht haben Sie zwar die hübsche Abendseite mit dem verkürzten Uto gehabt. Künftig haben Sie aber das ganze rechte Ufer als ausgedehnten Lichtfang.

Ihr ergebener

G. Keller.

Verehrter Herr und Freund! Enge, 15. Januar 79.
Paul Heyse schreibt mir von sich aus, daß er wegen Heinrich Leuthold nun beruhigt sei, « daß hinter der ganzen Sache nur eine Wichtigmacherei des Herrn Merhoff stecke » usw. Wer und wo dieser ist, weiß ich nicht; dagegen scheinen diesseitige Nachfragen nun unnötig zu sein.
Ich soll Ihnen für Ihren letzten Brief an Heyse Dank sagen.
Indessen ist in der Beilage der « Allgemeinen Augsburger Zeitung » von Mähly ein Aufsatz über den armen Leuthold erschienen, der ein so blödes und auf total unrichtigen Voraussetzungen beruhendes Geschwätz enthält, daß damit noch mehr Schaden gestiftet wird, als durch jenen schillerstifterischen Importunitätenkrämer.
Wir haben es herrlich weit gebracht, sogar unser bißchen Poesie und Literatur muß zum öffentlichen Verdächtigen und Herabreißen herhalten.
Beste Grüße. Ihr ergebener

G. Keller.

An Paul Heyse

25. Januar 1879

Wie es mit Ferdinand Meyer's Roman [Der Heilige] steht, kann ich nicht sagen; denn ich frage ihn nie, weil der wun-

derliche Kauz mir nie eine klare und runde Antwort gibt. Er ist immer etwas mißtrauisch, weil er weiß, daß ich seine Mitarbeiterschaft an der Deutschen Dichterhalle nicht billige. Und nun denke Dir meine Verblüffung, als ich neulich denselbigen Meyer, wohl bedeckt von einem gewissen Paul Heyse, Wilbrandt, Geibel, Schack, Lingg, einer ganzen salva guardia alter Hähne, aufmarschieren sah. Wie der Priester Eli wäre ich fast vor Schreck über die bösen Buben rückwärts vom Bänklein gestürzt, wenn es nicht eine Lehne hätte!

An Julius Rodenberg

31. Juli 1879

... eine andere Verhexung bezüglich der « Rundschau » ist mir mit Ferdinand Meyer passiert, den ich nie sehe, als wenn er eine Quengelei vorhat. Vor einem Vierteljahre schon erschien er plötzlich bei mir und kündigte eine wichtige Unterredung an. Er habe seine Novelle Thomas Becket Ihnen zugesagt für die « Rundschau »; nun da sie fertig sei, könne er sich nicht entschließen, sie in einer Zeitschrift erscheinen zu lassen. Er müsse sein Versprechen zurückziehen und verlangte von mir, daß er sich auf meine Zustimmung bei Ihnen berufen dürfe. Dieses ganze kuriose Begehren, das ich jetzt noch nicht recht verstehe, schlug ich ab, und redete ihm zu, das Manuskript abzusenden. Er brachte so viel Ausreden vor, daß ich zuletzt sagte, mir schiene, daß er überhaupt nicht wolle und nie gewollt habe. « Wenn Sie aber durchaus nicht wollen, so lassen Sie's eben bleiben! »

« So ist's in Gottes Namen! » antwortete er, « darf ich mich also auf Sie berufen? » – « In diesem Sinne, ja, wenn es Ihnen Spaß macht, aber in keinem andern », sagte ich.

Es tat mir um der guten novellistischen Gesellschaft willen leid, trotzdem ich ihn ein wenig im Verdacht habe, er wolle mich mit dem ganzen Handel fühlen lassen, daß er als reicher Mann nicht nötig habe, seine Sachen auf jene Weise zu ver-

wenden. Denn er ist persönlich ein gewaltiger Philister vor dem Herren. Wenn er Ihnen nun nicht genau im obigen Sinne von mir geschrieben hat, so hat er geflunkert. Er ließ auch nichts mehr von sich hören.

An Conrad Ferdinand Meyer

Enge, 18. Februar 1880.

Verehrter Herr Doktor (um Ihnen gleich eingänglich zu gratulieren)! Es ist mir sehr leid, daß ich gestern Ihren freundlichen Besuch verfehlt habe, und noch leider, daß Sie noch immer wegen der Hellerschen Sache beunruhigt sind. Ich hatte seinerzeit versäumt, Ihre Zeilen aus Pontresina zu beantworten, weil ich das betreffende Zirkular nicht gesehen und also nicht wußte, was darin steht. Indessen war ja Ihre Hinweisung auf jene schon gedruckten Gedichte in keinem Fall etwas zum Übelnehmen, was mir auch nicht einfiel.

Auch die notorischen Lügen und die beleidigende Aufdringlichkeit des jungen Menschen, die der letzten Phase voraufgegangen, sind ohne mein Wissen und Zutun publik geworden. Was die Sache an sich betrifft, so lasse ich mich einmal nicht von jedem unerzogenen und rohen Gesellen, der noch nichts geleistet, ins literarische Schlepptau nehmen, und wenn Faiseur- und Intrigenwesen, die sonst mit Jugend und Poesie nicht verbunden zu sein pflegen, sich dafür ausgeben, so werden sie mir doppelt zuwider. Man hat sonst genug Störung durch alle die Velleitäten und Lumpeninteressen der alten Intriganten, die einem das bißchen Leben verderben.

Doch genug des Gepolters! Lassen Sie sich, lieber Herr, also ja nicht mehr durch die Idee beunruhigen, daß ich wegen der Hellerschen Geschichte Ihnen etwas zugerechnet hätte, was an sich übrigens ja höchst harmloser Natur wäre und wenig zu sagen hätte! Eigentlich aber wollen wir jetzt lieber dem Frühling aufpassen, der endlich über den Glärnisch

herabzusteigen scheint. Hiezu wünsch' ich Ihnen die beste Disposition.

Ihr ergebener

G. Keller.

Enge, 13. April 1880.

Meinen herzlichen Dank, verehrter Herr und Freund, für den « Heiligen », der mit seiner Glorie bei mir eingezogen ist, um seine Rätselhaftigkeit noch weiter zu tragieren.

Ihre Unzufriedenheit mit dem Erreichten kann ich mir nicht zurechtlegen, es müßte denn die Unmöglichkeit betreffen, einen nach bisheriger Ansicht großen historischen Romanstoff (oder auch Dramenstoff) in einer Novelle auszubreiten. Allein die Zeit der dicken Bücher geht vorüber auch auf diesem Gebiet, sobald die Leute erst einmal merken, daß jeder, der eine Mehrzahl beleibter Romane in die Welt stellt, an seinem Selbstmorde arbeitet, und wenn jene noch so gut geschrieben sind.

In der Form der einbändigen historisch-poetischen Erzählung oder Novelle haben Sie nun ein treffliches Mittel gefunden, wieder ein eigentliches Kunstwerk herzustellen und einen Stil zu ermöglichen, nachdem der Ballast der bloßen Spannung, Beschreibung und Dialogisierung, der die Dreibänder zu füllen pflegt, über Bord geworfen ist.

Die Krankheit des Adolf Frey scheint sich doch länger hinzuziehen, als nach den Berichten anzunehmen war. Möge ihm das Berliner Sommersemester doch noch gerettet bleiben.

Ihr Gottfried Keller.

Enge, 1. Mai 1881.

Verehrter Herr!

Es ist sehr freundlich von Ihnen, mir mit einem aufmunternden Handwink beizuspringen in meiner Not, da ich mit dem Orgelkasten und dem Affen auf dem Markte stehe. Möge Ihnen gleiches Labsal werden, wenn Sie demnächst, wie zu

hoffen, mit einem Löwen oder Adler im Käficht aufziehen werden.
Der Schluß des Rahmens, welchen Sie im Maiheft finden, ist zwar lückenhaft; eine Episode, welche das Wesen der Lucia erklärt, hat nicht mehr Raum gefunden und kommt erst in der Buchausgabe.
Nach bekannter Unart muß ich noch die Wahrscheinlichkeit des Teufelsanrufes der sogenannten Hildeburg in Schutz nehmen resp. gegen die Kritik bellen. Das betreffende Mädchen soll ja eine Art Original sein, welches sich erlaubt, was andere nicht. Der nächtliche Gespensterbesuch in den Schlafzimmern junger Herren ist viel unwahrscheinlicher und doch der Rückgrat der Geschichte. Übrigens gab es bei uns Damen aus vornehmen Häusern, die, noch vor 1798 erzogen, solche Originale vorstellten und unter anderm fluchen und pfeifen konnten wie die Fuhrleute.
In größter Hochachtung ergeben

Ihr G. Keller.

Zürich, 30. Oktober 1881.

Verehrter Herr!

Seit dem Empfang Ihrer freundlichen Sendung habe ich von Tag zu Tag die Ankunft von Exemplaren meines neuen Novellenbüchleins erwartet, um Ihnen mit meinem schuldigen Dank gleichzeitig eine Gegengabe überreichen zu können. Wie es scheint, verübt der Verleger mit der Verzögerung der ganzen Versendungsangelegenheit besondere Geschäftskünste; ich aber darf jetzt doch nicht länger warten, Ihnen meinen herzlichsten Dank endlich abzustatten. Das Buch soll dann nachfolgen.
Ich habe mit großem Interesse den neuen « Hutten » gelesen und Nummer für Nummer mit dem alten verglichen. Statt des alten, genügend konstatierten Lobes will ich Ihnen diesmal einige kritische Bedenken zum besten geben. Schon längst bedaure ich, daß Sie statt des jambischen Zweizeilers nicht den Vierzeiler gewählt haben (A. Grüns « Schutt »

oder Freiligraths « Ausgewanderter Dichter » usw.), der sich ebenso leicht schreibt und nicht so trocken klappernd abschnappt. Ein ganzes Buch in dieser Form sieht fast aus wie eine Sprichwörtersammlung. Doch das ist nun abgetan und soll uns nicht weiter grämen.

Dann finde ich nach meinem Gusto, daß Sie im « Schlag auf die Schulter » das welke Blatt nicht hätten beseitigen sollen. Ich fühle wohl, was Sie damit beabsichtigten, allein der große Reiz des vermißten Zuges wird mir durch die größere Knappheit oder Konzentrierung nicht ersetzt.

Sodann, und nehmen Sie mir das auch nicht übel (wie Sie selbst zu sagen pflegen), finde ich, daß Sie die glücklichen neuen Einlagen vom « Ritter, Tod und Teufel » und vom « Göttermord » etwas zu mager behandelt haben, d. h. daß Sie nicht vertiefend genug damit ins Zeug gegangen sind und die beiden Überschriften zu viel versprechen lassen.

Das ist aber nun alles und im übrigen wünsche ich Ihnen dankbar Glück zu dem alten neuen Rittersmann.

Die neue Novelle werde ich dieser Tage, wo die « Rundschau » anlangt, begierig kennen lernen. Ich bekomme die Hefte ziemlich pünktlich auf den ersten jeden Monats.

Jetzt seh' ich nichts mehr, da es dunkelt, und muß daher schließen, um diesen und andere Briefe mit in die Stadt zu nehmen als Ihr dankbar ergebener

G. Keller.

An Julius Rodenberg

7. Dezember 1882

Daß Ihnen die Gedichte Ferdinand Meyers gefallen, glaub' ich wohl. Wenigstens der rein lyrische Teil hat trotz des uralten Stoffes jene eigentümlich edle Klangfarbe, welche so selten ist und macht, daß ein solcher Band Gedichte, der vielleicht dreißig Jahre lang entstanden ist, doch wie erst gestern und heute geschaffen scheint. Ein bißchen Maniertheit, die in Meyers Prosa bedenklich um sich zu greifen beginnt, macht sich freilich auch hier geltend.

An Paul Heyse

25. Dezember 1882

Deine Bemerkungen über C. F. Meyer's Gedichte sind mir wohl begreiflich; ich glaube aber, daß in seiner knapp zugeschliffenen Weise eben seine Schranke liegt, und daß er nicht mehr zu sagen hat, als er tut, so geistvoll und poetisch er ist. Auch in seiner Prosa beginnt sich, wie ich fürchte, das geltend zu machen, und daher mag in beiden Richtungen der um sich greifende Manierismus seinen Grund haben. Charakteristisch ist das manierierte erste Gedichtchen in der Sammlung, wo der alternde Herr gewissermaßen mit unendlicher Fülle bramarbasiert, während das mäßige Büchlein die sorgsam zusammengefeilte Frucht eines ganzen Lebens ist. Um das Härteste zu sagen, so kommt mir sogar manches wie herrlich gemachte künstliche Blumen vor; aber eben, es ist halt doch gemacht und zustande gebracht und darum wirkt es auf mich in dieser Zeit, die Du ja wohl kennst!

An Conrad Ferdinand Meyer

Zürich, 27. Februar 83.

Verehrtester Herr!

Mit verbindlichem Danke folgt hier das Opus Brahmii zurück, das ich seither auch von dem Verleger erhalten habe, und zwar geistreicherweise in verschlossenem Briefkuvert, so daß ich eine erhöhte Briefgewichtstaxe von 5 Frs. 50 Cent. bezahlen mußte und das Werklein damit fast dreimal im Laden hätte kaufen können. Dergleichen Strafporti werden mir aus Norddeutschland häufig verursacht, aber doch noch keines so teuer. Heute ist nun im Tagblatt die hungerschluckerische Lokalinseratenhudelei der Sortimentsherren, die unsereinem, wie Sie auch erfahren, jedesmal die Milch im Topfe gerinnen macht, wenn etwas erscheint.

Mit allen Grüßen

Ihr ergebener

G. Keller.

Zürich, 22. November 1883.

Verehrtester Herr!

Hoffentlich ist Ihr Unwohlsein jetzt gänzlich gehoben! Auch ich war seither verschiedentlichen Indispositionen unterworfen, so daß ich erst jetzo dazu komme, Ihnen das freundliche Doppelgeschenk vom 12. dies, die so sehr wohlwollende Entgegennahme des Versekastens und die Novelle zu « verdanken », wie der Zürcher sagt. Diese Geschichte ist wieder ein recht schlankes und feingegliedertes Reh aus Ihren alten Jagdgründen und ich wünsche neuerdings Glück zu der Sprache, mit der sie gesprochen ist. Ein vortrefflicher Kontrast sind die beiden Knaben: Julian, der stirbt, wenn er von schlechter Hand geschlagen wird, und der junge Argenson, der « sehr gut » sagt, wenn er von guter Hand eine Ohrfeige erhält! Und beide sind gleich brav!

Was meinen Gedichten mangelt, weiß ich wohl; es ließ sich eben nicht mehr besser machen, da die Sache seit vierzig Jahren angefangen war, und ignorieren konnte ich sie auch nicht, wegen der Nachlaßmarder, denen ich sie soweit möglich aus den Händen nehmen mußte. So ist das Buch gewissermaßen von selbst am Wege gewachsen, wie eine ungefüge dicke Distel. Aber sie ist am Ende wenigstens geworden.

Ich wünsche Ihnen und Ihrem Hause einen recht gesund heitern Winter mit ergiebigen Tagen und frohen Stunden.

Ihr dankbar ergebener

G. Keller.

An Julius Rodenberg

9. Januar 1884

Ihr Dezemberheft war für uns Zürcher sehr rühmlich durch die beiden Meyer, wenn auch der Chemikus Berlin angehört. Sein Artikel ist ein wahres, für den Laien sogar luzides Musterstück, soviel ich urteilen kann. Meister Ferdinands « Hochzeit des Mönchs » ist wieder ein Treffschuß bis auf

die Ausführung der Töterei am Schluß, die nicht befriedigt; es ist zu hastig und ungeschickt und wirkt darum nicht tragisch genug. Diese vertrackten Mordfinales, die seine Passion sind, versteht er doch nicht immer durchzudenken. Dann gibt er sich zu sehr einem leisen Hang zur Manieriertheit, wo nicht Affektation des Stiles hin, was ich ihm einmal getreulich sagen werde.

An Conrad Ferdinand Meyer

Zürich, den 17. Juni 1884.

Verehrter Herr!

Mit bestem Danke stelle ich Ihnen anmit den Brouillon Ihrer Antwort zurück. Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf, so betrifft es einzig die Wendung, es gebe noch keinen Schriftstellerstand in der Schweiz. Dies ist, glaub' ich, schon nicht mehr richtig, wo über schweizerische Nationalliteratur gelesen und geschrieben wird, Preß- und Journalistenvereine sich auftun, Feuilletonisten und -istinnen scharenweise hausieren usw. Auch die neuerliche Klage des schweizerischen Buchhändlervereins oder einzelner Mitglieder desselben, daß vaterländische Schriftsteller ihre Verleger im Auslande suchen, gehört wohl hieher. Die kleine Differenz besteht also nur darin, daß der fruchtbare Boden für eine Zunftbettelei, zu welcher die deutsche Schillerstiftung auszuarten droht, auch bei uns bereits vorhanden wäre, trotz Republik. Vor zwei Jahren schon wurde ich von einem thurgauischen Literaten um « Anleitung » angegangen, wie er es anzufangen habe, um vom König von Bayern eine Antwort zu bekommen, welchem er ein Manuskript mit einem Unterstützungsgesuch übersandt habe. Als ob die verlangte Kenntnis bei mir selbstverständlich vorauszusetzen sei. Das sind so Auffassungen schweizerischer junger Literaten. Ihr hochachtungsvoll ergebener Verehrer

G. Keller.

Hottingen, 5. November 1884.

Hochverehrter Herr!

Durch wiederholtes, wenn auch nicht schweres Unwohlsein bin ich abgehalten worden, Ihnen in höflicher Frist für « Die Hochzeit des Mönchs » zu danken, tue es aber nun doch noch um so herzlicher. Gelesen habe ich indessen das Werk auf der Stelle wieder und mich aufs neue der erreichten Stilhöhe gefreut, sowie des Inhalts, ohne daß ich Sie weiter mit mehr als einem aufrichtigen Glückwunsch behelligen will.

Ihren Zeilen wegen des Bildhauers war ich keinerlei Folge zu geben in der Lage, da der Mann sich nicht mehr hat sehen lassen. Inzwischen bin ich wieder einem anderen dieser Pygmalionen zum Opfer gefallen, wobei natürlich unser Herr von Rothenbach sofort die Nase dazwischen hatte.

Mit ergebensten Grüßen Ihr

G. Keller.

An Paul Heyse

12. Dezember 1884

Der Rahmen zu F. Meyer's « Hochzeit des Mönchs » ist allerdings ein seltsames Ding, da eine einzelne Novelle ja gar keinen Rahmen braucht und der Autor sich ohne allen Grund des Selbsterzählens, d. h. des freien Stils begibt. M. hat meines Bedünkens sich von der Höhe der reinen Form zum Berge der Manieriertheit hinübergeschwungen, was in einem Gran närrischen Wesens seinen Grund haben mag, das ihm angeboren scheint und in einer gewissen Neigung besteht, sich etwas aufzublasen, in naiver Weise. Denn er substituiert sich keinen Geringern, als Dante, um die Komposition der vorzutragenden Geschichte Stück für Stück selbst bewundern zu können. Ich habe ihm darum auch kein Wort hierüber gesagt, weil ihn diese Andeutung beleidigt hätte. Dennoch sind auch in diesem Rahmen sehr schöne Züge.

Einsamkeit ist jetzt gerade nicht sein Übel; denn er beklagt

sich, daß er überlaufen werde, und liest trotzdem gerne jedem etwas vor. Aber früher lebte er bis in seine Vierziger hinein einsam unter ein paar Frauen, von denen eine Schwester, die jetzt in eine Betanstalt gezogen ist, die sie dotiert hat resp. erweitern half, nachdem sie die Heirat des Bruders mit einem reichen ältlichen Fräulein zuwege gebracht. Diese Schwester hat ihm jahrelang seine Sachen niedergeschrieben, während er diktierte.

An Conrad Ferdinand Meyer

Zürich, 6. Januar 85.

Indem ich Ihnen, verehrter Herr, die freundlichen Neujahrswünsche dankbar erwidere, statte ich zugleich meine Gegenkondolenz ab zu dem betrübsamen Abenteuer in der sog. « Deutschen Illustrierten Zeitung ». Zu weinen ist dabei freilich nicht viel; solange es Zwischenträger und Stiefelputzer gibt, werden auch im literarischen Dunstkreise die Entstellungen und Unwahrheiten nicht aufhören. In vorliegendem Unfall kennzeichnet sich die ganze Machenschaft schon dadurch, daß die beiden Bilder als Originalzeichnungen ausgegeben werden, während es in Wirklichkeit alte Photographien sind, die schon lange als Holzschnitte herumfahren, und die Urbilder von einem Zeichner vermutlich so wenig gesehen wurden, als vom Artikelschreiber.

Mit besten Grüßen Ihr

G. Keller.

HEINRICH LEUTHOLD

An Heinrich Leuthold

Geehrtester Herr und Freund!

Es freute mich wieder einmal unmittelbar von Ihnen etwas zu vernehmen, obgleich ich öfter von Ihnen gehört und vernommen habe, daß es Ihnen in München, was man so nennt, wohl ergeht, und daß Sie unter guten Auspizien Ihr literarisches Hervortreten begonnen haben. Einiges habe ich bereits von Ihnen gelesen und bin auch auf das größere Werk begierig, das uns, wie ich höre, in Aussicht steht. Ich bin Ihnen dankbar für die gefällige Vermittlung, welche Sie für die « Süddeutsche Zeitung » haben eintreten lassen. Wenn ich mit etwas Zweckmäßigem in der Folge werde versehen sein, so werde ich gewiß mit Vergnügen das gemachte Anerbieten benutzen. Nur gleich für den Anfang des nächsten Jahres könnte ich nichts beitragen, indem der zur Stunde angesammelte Vorrat baldigst im Buchhandel zu erscheinen hat und überdies, als Zusammengehöriges, bereits organisch verbunden und redigiert ist. Andere dringende Arbeiten nehmen dann noch die nächsten Monate weg.

Nicht diesen Winter werde ich nach München kommen, wohl aber hoffentlich das nächste Jahr für ein paar Wochen, da ich einmal wieder Bilder sehen möchte, und um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, denke ich etwa den Monat Mai dazu zu verwenden.

Grüßen Sie mir Hegi und Heyse, dem ich freundschaftlich für das neue Drama danke. Sie werden sich auch über das Burckhardtsche Buch freuen; ich habe es noch nicht vorge-

nommen, aber von Durchlesung des Inhaltsregisters bereits großes Gaudium gehabt.

Mit besten Grüßen

Ihr ergebenster Gottfr. Keller.

Zürich, den 22. Nov. 1860.

An Jakob Baechtold

3. November 1876

Aus München bin ich seit acht Tagen zurück und sah dort Heyse. Von Leuthold sah und hörte ich nichts. Indessen hat jetzt der literarische Fähnrich Pistol, vulgo Honegger, eine unwahre und marktschreierische Schilderung von ihm im « Schweizerhaus » abgeschossen, die offenbar, wenigstens zum Teil, von ihm selbst eingegeben ist. Dergleichen wird dem unbehaglichen Manne auch nicht auf die Strümpfe helfen, solange er nicht ein Stück Arbeit vorweist. Er ist übrigens in dieser Beziehung ein echt lyrisches Genie: Viel leben und nichts tun und darüber die Schwindsucht bekommen und dann das Vaterland, den kleinen Käs, anklagen! Mir kommt zuweilen vor, daß wir der Reihe nach alle Nüancen des literarischen Hurübels durchmachen werden; Sie sehen an diesem Ausdruck meine Belesenheit in germanistischen Zeitschriften!

Ihr alter G. Keller.

28. Januar 1877

Für das Heft mit den Leuthold'schen Gedichten danke ich bestens; ich werde es mit dem « Bildungsfreunde » zusammen schicken. Die Leuthold'schen Gedichte sind sehr schön, sehr talentvoll, aber sie erinnern mich doch an die Schönheit und Glätte der Porzellanmalerei. Stil ist das nicht.

23. Juni 1877

Letzten Mittwoch habe ich ein Billett an Sie geschrieben, welches sich zu meinem Ärger heute im Hause noch vorge-

funden hat, da ein Beauftragter es in einem Winkel liegen ließ.

Kaum war es endlich fort, so stellte sich eine traurige Nachricht aus München ein. Leuthold liegt dort in jedem Betracht hilflos danieder; zum Lungenleiden sei die Rückenmarksdarre getreten; er kann sich nicht rühren und leidet auch schon geistig. Ein Landsmann, Dr. Freivogel, hat um Hilfe hergeschrieben; es soll entweder um ordentliche Unterkunft in einem dortigen Krankenhause oder um Heimschaffung gesorgt werden. An einer relativen Heilung scheint der Berichterstatter, den man hier nicht kennt, nicht zu verzweifeln; dagegen ist die Sache jedenfalls langwierig. Man ist nun auf den Gedanken eines öffentlichen Aufrufes verfallen, wogegen ich mich aber ausgesprochen habe, weil mir ahnt, daß Leuthold, wenn er sich erholen sollte, für ein solches Vorgehen wenig Dank wissen dürfte. Ich halte vielmehr dafür, daß eine Privatsammlung (unter der Hand), kombiniert mit einer etwelchen Staatsunterstützung, eher ratsam wäre.

17. Juli 1877

Den armen Leuthold betreffend habe ich vergebens auf weitere Mitteilungen von Regierungsrat Sieber gewartet, bis ich heute in der Zeitung die Nachricht von der Verbringung Leutholds in das Irrenhaus las. Da ging ich sofort zu Sieber, der einen Aufruf hatte drucken lassen, ohne mir ihn mitzuteilen. Ich lege hier einige Abdrücke bei und werde, falls Sie deren für Ihr löbliches Tun noch mehrere bedürfen, solche reklamieren.

Von Leuthold erfuhr ich von Sieber folgendes: Es wurden ihm vorderhand hundert Mark eingehändigt und zugleich die Logismiete bereinigt. Dann persuadierte man ihn, zunächst ins Münchner Krankenhaus mit eigenem Zimmer zu gehen. (Andere Versorgung ist schon deshalb nicht tunlich, weil er infolge der Krankheit unter sich gehen läßt resp. unreinlich ist.) Man mußte aber mehreremal mit der Droschke vergeblich bei ihm vorfahren und warten; er ließ sich nicht

bewegen, mitzukommen. Endlich tat er's. Als aber, da von bisherigen Ärzten keinerlei Zeugnis oder Krankenbericht vorlag, der fungierende Anstaltsarzt eine Untersuchung vornehmen wollte, gab er keine Antwort, so daß jener abziehen mußte. Hierauf unruhige Nacht, zuletzt Randalieren, Zerschlagen der Möbeln, Unterbringung in ein vergittertes Zimmer, Erklärung der Ärzte, daß er ins Irrenhaus gehöre, Weigerung der Direktion des letzteren, ihn aufzunehmen: Man solle ihn nach Zürich bringen, wo man eine eigene Irrenanstalt habe usw. Endlich sei er, nach dem letzten Berichte, wieder in die allgemeine Krankenanstalt verbracht worden, bis konstatiert sei, daß er wirklich an Wahnsinn leide oder nur infolge paralytischer Zustände gestört sei. Dies scheint der gegenwärtige Sachverhalt zu sein. Die Dinge gestalten sich zunächst nun so, daß die beidseitigen Behörden zu handeln haben. Entweder wird er in München weiter verpflegt oder nach Zürich gebracht. Zur Erzielung einer sorgfältigeren Begleitung, wozu sich der erwähnte Dr. Freivogel erboten, werden allerdings schon jetzt einige Privatmittel erwünscht sein. Dann aber kann die Sammlung nach meiner Meinung nur den Sinn haben, für Leuthold auf den Fall der Besserung resp. teilweisen Genesung hin, genügende Subsistenzmittel aufzubringen.

Sieber und Vögelin haben bis jetzt in Winterthur und hier etwa 400 Franken aufgebracht. Es muß freilich anders kommen, wenn man nur für ein volles Jahr sorgen will. Ich fürchte freilich, daß die dem Aufruf in etwas willkürlicher Weise beigesetzte Gesellschaft, meine Herrlichkeit mit eingeschlossen, nicht geeignet ist, die üblichen reichen Geber stark anzuziehen. Das beste wäre, alles würde überflüssig; denn nach allem, was ich seither durch mündliche Nachricht vernommen, ist dem Ärmsten wohl nicht mehr zu helfen. Dennoch muß man vorgehen.

An Ferdinand Weibert

28. Oktober 1878

Diesmal sehe ich mich veranlaßt, Sie mit den Angelegenheiten eines andern zu unterhalten. Der zürcherische Literator und Dichter Heinrich Leuthold, der lange Jahre in München gelebt und dort mit Geibel zusammen das bekannte Buch « Fünf Bücher französischer Lyrik » herausgegeben hat, mußte vor einem Jahre ungefähr in die Heimat gebracht werden, wegen gänzlich gesunkener Gesundheit. Nicht gerade wahnsinnig, aber mit zerstörtem Nervenleben wird er in der hiesigen Irrenanstalt verpflegt und dieselbe wohl nicht wieder verlassen.

Unter diesen Umständen haben einige Freunde und Bekannte seine Sachen an die Hand genommen, um zu retten, was der Fortexistenz würdig scheint. Leuthold hat schon in den sechziger Jahren im « Münchner Dichterbuch » einige eigene Poesien veröffentlicht. Nun hat sich eine ziemliche Menge lyrischer Gedichte sowie Episches vorgefunden, und es handelt sich darum, daraus einen Band zu gestalten, welcher dem unglücklichen Poeten zu gutem Andenken gereichen und in sein letztes trübes Dasein noch einen freundlichen Lichtstrahl werfen würde. Professor Jakob Baechtold in Zürich, mit demselben sowie mit Hermann Lingg (welcher Leuthold ebenfalls nahe stand) befreundet, hat die Sichtung des Vorhandenen unternommen und mit strenger Auswahl ein Manuskript hergestellt, welches ein Bändchen von siebzehn bis achtzehn Druckbogen ergeben würde.

Hiefür ist nun ein Herr Verleger zu suchen. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß auf den Wunsch des Kranken zuerst Cotta, welcher denselben ja schon kennt, angefragt wurde und mit eifrigem Entgegenkommen sich hierauf das Manuskript schicken ließ, daß er aber die Übernahme dann wegen « mangelnder Originalität » der Gedichte ablehnte, obgleich dieselben weitaus besser und bedeutender sind, als manches, was Cotta schon verlegt hat. Die Signatur fraglicher Gedichte sind ein leidenschaftlich bewegtes subjektives Leben

und eine ungewöhnliche Formschönheit in Platen'schem Sinne.

Ein Dichter von durchaus neuem, ursprünglichem Gepräge wird allerdings nicht herausspringen, dagegen ein Büchlein von durchgehend reinem Wohllaut und gleichmäßigem Wert des Inhaltes entstehen und hiedurch doch etwas Neues sein, d. h. vorteilhaft abstechen gegen das meiste dieser Art, was der Tag bringt. Ich bin gebeten worden, Sie, hochgeehrter Herr, von der Sache in Kenntnis zu setzen und Sie anzufragen, ob Ihnen das Verlagsanerbieten nicht unwillkommen wäre und Sie das Manuskript einsehen wollten? Bejahendenfalls würde Herr Professor Baechtold sich direkt mit Ihnen in Verbindung setzen.

*

Heinrich Leutholds Gedichte

Beitrag in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 12. Dezember 1878.

Dieses Büchlein ist das Reisepack, welches unser kranker Landsmann mitführte, als er vor Jahr und Tag nach langer Abwesenheit das Asyl einer Heimat aufsuchen mußte, die ihn kaum kannte. Es ist mithin nicht die verfrühte Ausgabe eines durch törichte Gönner verleiteten Lehrlings, sondern das Ergebnis eines stürmischen und schweren Lebensganges, was wir vor uns haben. Und auch dieses wenige mußte durch Freundeshand (Herr Dr. Jakob Bächtold hat sich mit Pietät und Eifer der Aufgabe unterzogen) geordnet und besorgt werden, nachdem der Dichter seit Jahren versäumt oder verschmäht hat, es selbst zu tun.

Wie vom Lebensglück sind die vorliegenden Lieder auch vom Stofflichen nicht beschwert; es ist ein echter und wirklicher Lyriker, welcher nach uralter Weise singt, fast nur von seinem Lieben und Zürnen, Irren und Träumen, Leiden und Genießen, und auch die ruhige Betrachtung, wo sie in Oden oder Sonetten zum Worte kommt, zeigt sich nur durch das Medium der echt lyrischen Persönlichkeit.

So wenig als schwer an Stoff, sind die Gedichte das, was man neu nennt. Bald in der Formenlust der alten Schlegel'schen, bald in derjenigen der Platen'schen Schule glauben wir bekannte Töne und Weisen zu vernehmen, bis wir merken, daß wir immerhin einen selbständigen Meister hören, der seinen Ton nach freier Wahl angeschlagen hat und auch einen andern hätte wählen können. Gegenüber dem Suchen unserer Zeit nach Stoff und mannigfachem Effekt hat die Sammlung demnach einen etwas akademischen Charakter.

Und dennoch hat sie für uns etwas Nagelneues: das ist die durchgehende Schönheit und Vollendung der Gedichte, der seltene Mangel an Schwächen und blöden Stellen, die höchstens etwa in den Epigrammen da oder dort zum Vorschein kommen wollen. Wenn diese Konzentration auch zunächst das Verdienst des sichtenden Redaktors ist, wie das Buch vor uns liegt, so bürgt uns doch die Formenstrenge und der Wohllaut des Vorhandenen dafür, daß der Dichter selbst nicht minder kritisch verfahren wäre, wenn er sein Buch zusammengestellt hätte.

Das Neue, der Wert des Geschenkes, das uns Heinrich Leuthold aus der Einsamkeit seiner Krankenzelle macht, besteht also für uns Schweizer darin, daß wir eine lyrische Sammlung haben, wie wir in solcher Schönheit und Harmonie von Inhalt und Form bis jetzt noch keine besessen und welche zu den guten Büchern der deutschen Literatur wohl dauernd zählen wird. Und es ist, wie gesagt, ein Buch, welches gelebt und geworden und nicht gemacht ist, so viel Kunst und reinen Stil es auch aufweist...

Möge dem kranken Sänger, wenn ihm seine leichte und doch so schwere poetische Habe, die er achtlos hat liegen lassen, nun in die Hand gegeben wird, ein Lichtblick froher Genugtuung den kommenden Jahreswechsel erhellen! Den Liebhabern sogenannter « guter Sachen » können wir unsers geringen Orts die Versicherung geben, daß hier ernstlich etwas derartiges vorhanden ist. Sie finden verschiedene Anklänge

und Gegensätze in dem Buche, aber auch von jedem den Ausgleich: dem Ausbruche glühender Lebenslust und Leidenschaft folgen Klage und Reue auf dem Fuße; Unmut und Spott lösen sich in Tönen weicher Wehmut, deren Wohllaut schon an sich eine Versöhnung ist. Kurz, das Buch hat nicht nur ein Schicksal, sondern es stellt ein Schicksal dar.

★

An Paul Heyse

13. Dezember 1878

An Leutholds Gedichten habe ich weiter nichts gemacht, als einen Teil durchgesehen. Er muß seine Unarten jetzt schwer büßen und ist in einem Zustande des halben Bewußtseins wie ein Schatten der Unterwelt. Er hebt Zigarrenstummel auf, die man wegwirft, wenn man mit ihm im Parke der Irrenanstalt geht, und steckt sie sogleich in den Mund, obgleich man ihm zukommen läßt, so viel er rauchen darf. Schickt man ihm einige Flaschen Wein, so sauft er sie schnell und behauptet nachher, die Ärzte hätten sie ihm gestohlen! Mich wünschte er immer zu sehen; sobald ich aber das erstemal kam, fing er trotz aller Gedächtnisschwäche und Verwirrung sofort von dem « Orden » (!) an, wie es sich damit verhalte usf. Er meinte Deinen Maximiliansorden und hatte natürlich eine maliziöse Meinung. Ich halte aber dafür, daß das Elend mehr vom Mangel einer grundlegenden Erziehung herrührt, und wäre es nur diejenige eines stillen armen Bürgerhauses gewesen. Daß Du keine Lenau'schen oder Hölderlin'schen Spuren gefunden, ist wohl begreiflich; denn sein Zustand ist lediglich die Folge physischer Aufzehrung, seine psychischen oder geistigen Bedürfnisse waren, wie die Gedichte zeigen, sehr einfacher und mäßiger Natur. Für die schweizerischen Verhältnisse aber hat seine Gedichtsammlung einen formalen Wert, da wir diesfalls an Roheit und Kritiklosigkeit leiden, und ich helfe absichtlich diesen Wert hervorheben.

25. Januar 1879

Leutholden werde ich bald einmal besuchen und ihm von Dir sagen; der arme Kerl träumt jetzt, er könne nicht mehr ausgehen, weil die allgemeine Verehrung, die ihm auf allen Straßen mit Kniefällen und Hauptentblößungen entgegenkäme, beschwerlich würde.

9. November 1879

Leuthold war am 1. Juli 1879 im «Burghölzli» gestorben.

Leuthold sah in seinem Sarge ruhig und kolossal aus wie ein gefallener Häuptling; ein paar Tage vorher hatte mich Baechtold noch mit Wein hingeschleppt; da war er ganz elend und sprach nicht mehr, hielt aber das Glas fortwährend mit beiden Händen und ließ nicht nach, bis er es geleert, obschon man es ihm wegziehen wollte. Es war freilich nichts mehr zu verderben. Eine Zigarre steckte er noch in Brand, legte sie aber kopfschüttelnd weg, nicht ohne Bedauern. Seinen Ruhm, soweit er von Unberufenen ausging, hätte er in gesunden Tagen nicht verdaut und wahrscheinlich auch in Jahresfrist überlebt; denn er hatte doch zu wenig Eigenes in sich. Der arme Kerl hat übrigens in der letzten Zeit etwa Laute von sich gegeben, woran zu erkennen war, daß er innerlich brütete und an Gefühlen eines Büßenden litt. Das hatte zum Elend noch gefehlt, daß ein erziehungs- und ratloses Kind noch die paar Bockssprünge bereuen soll, die es gemacht hat, nachdem es ausgesetzt worden ist.

CARL SPITTELER

An Josef Viktor Widmann

Zürich, 27. Januar 1881.

Mein verehrter Freund!

Ihr freundlicher Brief nötigt mich, endlich die « vorhabende» Meinungsäußerung über « Prometheus und Epimetheus » zu beschleunigen. Vor allem danke ich Ihnen für den Genuß, den Sie mir verschafft, um den ich sonst wahrscheinlich gekommen wäre.

Das Buch ist von vorne bis hinten voll der auserlesensten Schönheiten. Schon der wahrhaft epische und ehrwürdige Strom der Sprache in diesen jambischen, jedesmal mit einem Trochäus abschließenden Absätzen umhüllt uns gleich mit eigentümlicher Stimmung, ehe man das Geheimnis der Form noch wahrgenommen hat. Selbst mit den Wunderlichkeiten des ewigen « Und über dem » und des « plötzlichen Geschehens » usw. versöhnt man sich zuletzt.

Was der Dichter eigentlich will, weiß ich nach zweimaliger Lektüre noch nicht. Ich sehe ungefähr wohl, worum es sich handelt in der Allegorie, aber ich weiß nicht, ist es ein allgemeines, oder kommt es am Ende wie bei Gustav Freytag's « Ahnen » darauf hinaus, daß er sich selbst und sein eigenes Leben meint. Trotz aller Dunkelheit und Unsicherheit aber fühle ich alles mit und empfinde die tiefe Poesie darin. Ich weiß den Teufel, was das Hündlein und der Löwe und der Mord ihrer Kinder und diese selbst bedeuten sollen. Aber ich bin gerührt und erstaunt von der selbständigen Kraft und Schönheit der Darstellung der dunklen Gebilde.

Trotz der kosmischen, mythologischen und menschheitlich zuständlichen Zerflossenheit und Unmöglichkeit ist doch alles so glänzend anschaulich, daß man im Augenblick immer

voll aufgeht. (Wie grandios stilvoll ist der Engel, der extramundan doch auf der breiten Marmorbank sitzt, mit dem Rücken gegen den Tisch gelehnt!)
Ob die Belebtheit der ganzen Natur, wo die Pflanzen und Steine, Bach und Weg reden, nur für Prometheus existieren soll, oder für alle andern auch, weiß ich ebenfalls nicht, aber ich empfinde die Schönheit der Ausführung usw.
Nun aber kommt ein schwierigerer Punkt. Bekanntlich gibt es im Nervenleben Momente, wo man einen Augenblick lang eine schwankende Empfindung hat, als ob man dieselbe Situation und Umgebung, in der man sich befindet, in unbekannter Vergangenheit schon einmal erlebt habe. Es sind dies wahrscheinlich kleine Unregelmäßigkeiten in den Funktionen der doppelorganischen Gehirneinrichtungen oder so was. Nun habe ich bei der Lektüre unserer Dichtung ein Gefühl, wie wenn ich dieselbe schon aus der altindischen oder chinesischen Literatur einmal gekannt und wieder vergessen hätte, wie wenn ich mich des Hündleins und des Löwen, des träumenden Bächleins und des schlafenden Baumes, der etwas hören will, und noch vieler Sachen aus dem Rückort meiner Jugendzeit dunkel erinnerte! Ich weiß, es ist nicht der Fall, und dennoch habe ich das Gefühl. (Ein Zeugnis dieses schon Dagewesenseins ist z. B. Epimetheus, der auf der Leiter steht und tut, als ob er Trauben schneide, während er auf die herannahenden Boten lauert, die ihm die Herrschaft antragen. Er erinnert an Richard III. auf dem Balkon zwischen den zwei Bischöfen. Dennoch möchte ich diese köstliche Leiter nicht entbehren!) Die Sache kommt mir beinahe vor, wie wenn ein urweltlicher Poet aus der Zeit, wo die Religionen und Göttersagen wuchsen und doch schon vieles erlebt war, heute unvermittelt ans Licht träte und seinen mysteriösen und großartig naiven Gesang anstimmte.
Ist es aber noch eine Zeit für solche sibyllinischen Bücher? Ist es nicht schade um ein Ingenium dieser Art, wenn es nicht das wirkliche, nicht verallegorisierte Leben zu seinem

Gegenstande macht? Oder ist die Art seines Talentes so beschaffen, daß es nur in jenen verjährten geheimnis- und salbungsvollen Weisen sich kann vernehmen lassen und man also froh sein muß, wann es dies tut? Werden, wie Sie richtig bemerken, die Leute sich dazu hergeben, Nüsse zu knacken und die Hälfte des zergrübelten Kernes zu verlieren? Alles das vermag ich mir jetzt nicht zu beantworten oder mag es vielmehr nicht versuchen, um dem Verfasser gegenüber auch meinen Eigensinn zu haben. Nur so viel weiß ich, daß ich das Buch (das zudem nicht fertig ist, wenn die Bezeichnung « erster Teil » nicht auch eine Art Mysterium sein soll) aufbewahren und noch manchmal lesen werde.

Sich selbst betreffend, bester Herr und Freund, so scheinen Sie wieder einmal in der Bescheidenheitslaune zu sein, aber diesmal in einer liebenswürdigen, da sie nicht zu untröstlich ist. Am Ende ist es uns aber wohler, wenn wir nicht zu viel von der Welt wollen und das, was sie uns freiwillig gibt, als gelegentlichen Fund betrachten. Ich bin mit den Novellen, deren Sie Erwähnung tun, auch in einer Schwulität. Ich muß den größten Teil noch schreiben, während sie gedruckt werden, obschon sie seit 25 Jahren projektiert sind. Nun weiß ich in der Bedrängnis erst nicht, was daraus wird und ob ich mich nicht damit blamiere. Mein Freund Theodor Storm nennt so schon meine übrigen Erfindungen dieses Genres Lalenburger Geschichten. Damit meint er nämlich ziemlich triviale Späße usw.

Seien Sie treulich gegrüßt von

Ihrem ergebenen

G. Keller.

4. August 1881

Ich bin sehr begierig auf den Schluß des « Prometheus » und hoffe, es werde dort nicht eine ähnliche Unglückswendung Platz greifen. Das merkwürdige Gedicht kann nicht recht gefaßt und gewürdigt werden, bis man sieht, wo es hinaus will. Auch hat das verschiedenartige Versteckensspielen, die

unpraktische Form und Überschreibung der äußern Einteilung den Interessen des Buches geschadet. Das wird sich nach Vollendung des Ganzen wohl ausgleichen.

An Carl Spitteler

Zürich, 8. Oktober 1881.

Beim Empfang von « Prometheus und Epimetheus ».

Hochgeehrter Herr!

Nur mit ein paar Worten sage ich Ihnen vorläufig meinen angelegentlichen Dank für die gütige Übersendung Ihres vollendeten Werkes, dessen Erscheinen ich mir nicht so nahe dachte. Es gilt nun, vorerst das Ganze des unvergleichlichen oder wenigstens schwer zu vergleichenden Gedichts sich zur logischen Übersicht einzuprägen, um nachher die Heerscharen von Schönheiten der Ausführung in geordnetem Zuge auf sich einwirken zu lassen. Auf einer Anzahl Seiten, die ich rasch gelesen, rauscht und wimmelt es davon wieder ordentlich und in so geheimnisvoller Weise, daß das Aussprechen jedes, wenn auch noch so unmaßgeblichen Endurteils vorderhand Leichtsinn wäre.

Also für diesmal lediglich meinen herzlichen Dank, begleitet von den Wünschen besten Glückes und schönster Sterne, die dem schwerbefrachteten Fahrzeuge leuchten mögen.

Ihr dankbarst ergebener

G. Keller.

An Josef Viktor Widmann

20. Dezember 1881

Mit der Erfassung des Epi-Prometheischen Dichtwesens schreite ich, bei verschiedentlich abhaltender Beschäftigung, allmählich vorwärts. Es ist ein Merkmal der starken Bedeutung der Dichtung, daß sie so zum Nachdenken anregt. Die Hauptsache scheint mir doch das Verhältnis zwischen der äußeren sinnlich-plastischen Gestaltung und dem innern ethischen Lebenskerne zu sein. Bei dem apokalypitschen und

etwas sophistischen Charakter des Werkes oder seiner Tendenz, wo jede Interpretation durch eine andere verjagt oder paralysiert wird, ist es schwierig, den rechten Übergang zu finden. Nur so viel steht fest, daß das Werk mit gutem Willen und redlicher Anerkennungsfähigkeit angefaßt werden muß.
Ich bitte Sie aber, von alledem Herrn Spitteler inzwischen nichts mitzuteilen, da er keine glückliche resp. leichtblütige Natur zur Aufnahme unmaßgeblicher Gedanken hat.

An Julius Rodenberg

22. Juli 1882

Dr. Adolf Frey habe ich zwei- bis dreimal gesehen, seit er in Aarau ist. Er wird die « Rundschau » mit einem Pendant zu Brahms' Artikel über Ferdinand Meyer beschenken und hat, wie er mir sagt, Ihnen auch bereits einen Artikel über das merkwürdige Buch « Pro- und Epimetheus » zugestellt, womit er mir selbst vorderhand eine Arbeit abgenommen, mit der ich Sie zu behelligen im Sinne hatte; denn es sollte allerdings auf irgend eine Weise auf dies wahrhaft tragelaphische Gebilde, wie Goethe sagen würde, hingewiesen werden. Streng objektiv und mit kritischem Sinne behandelt, mit richtiger Auswahl von Zitaten und in gehöriger Ausführlichkeit, würde schon die Besprechung des Opus eine ungewöhnliche Lektüre darbieten und Aufsehen machen. Ich bin daher gespannt darauf, ob Sie Frey's Arbeit verwenden können und mögen. Ich selber kann mich leider in jetziger Zeit, wo es gilt, das eigene Werg zu verspinnen, nicht damit befassen.

7. Dezember 1882

Mit dem sog. Felix Tandem geht es mir keineswegs erwünscht, vielmehr bin ich lange an keiner Lektüre so verstimmt und verdrießlich geworden wie von den « Extramundana ». Man steht hier offenbar einer sehr pathologi-

schen Affäre gegenüber, und was mir das Unangenehmste ist, der Schwindel eines neuen Kunstprinzips, der sich als der sophistische Kunstbegriff eines mit Größen- ja zum Teil Verfolgungswahn behafteten kranken Talents erweist, wirkt mir nachteilig auch auf jenes prometheische Buch zurück und läßt mich eine Portion der Freude einbüßen, die ich an demselben gehabt habe. Besagter Kunstgriff ist nämlich nichts anderes, als daß der Mann seine ganz nichtigen kosmischen Idealphantome und mythologischen Erfindungen lediglich zum Vehikel seiner großen Begabung der Kleinbeschreibung macht, um dieser den Zügel schießen zu lassen. Darum kleidet er z. B. so viele abstrakten Begriffe in allegorische Tiergestalten und beschreibt dann einfach das Behagen und die Bewegungen der betreffenden Tierarten! Würde der Arme sein Talent und seine starke Phantasie zur Gestaltung des wirklich dichterischen Menschlichen verwenden, so könnte er das Beste leisten. Es ist aber nicht daran zu denken. Ich fürchte, daß ihm kein Glück blühen wird, und das ist mir leid; denn er fühlt sich, als Lehrer in einer Schule angeschmiedet, wirklich unglücklich und frißt sich, als sein eigener Geier, die Prometheusleber ab.

An Carl Spitteler

Entwurf zu einem Brief.

Zürich, 7. Januar 1883.

Wenn Ihre freundliche Gabe mit meinem Danke zu erwidern ich so lange gezögert habe, so ist daran die neue Lage schuld, in welche ich durch die « Extramundana » Ihrem Genius gegenüber geraten bin. Durch die Zahl der Beispiele klarer geworden über Natur und Prinzip Ihres Schaffens habe ich in gleichem Verhältnisse einen Teil meiner unbefangenen Freude daran verloren, und der Gegenstand ist mir zugleich doch viel zu wichtig, als daß ich mit den üblichen Redensarten, ohne Aufrichtigkeit, mich benehmen könnte.

Ich fürchte, geehrter Herr, vorläufig und an meinem geringen Orte, sehr, Sie seien mit Ihren kosmisch-mythologischen Gestaltungen und dem, was ihnen zugrunde liegt, auf einem verhängnisvollen Irrweg begriffen, und die Kluft, welche Sie damit überbrücken wollen, werde nur um so breiter und tiefer, trotz allen den naiven Sophismen, mit denen Sie die Position verteidigen und die supponierten oder existierenden Gegner angreifen.

Zu diesen möchte ich um keinen Preis gehören. Vielmehr möchte ich Ihren Werken zunächst einen erklecklichen Erfolg, ein gehöriges Auf- und Ansehen in weiteren Kreisen wünschen, weil ich glaube, daß das wahrhaft unsterbliche Teil Ihres Talentes sich im Sonnenschein oder was Sie dafür nehmen wollen, rascher und schöner entfalten werde, als in dem Schatten der Verkennung und des Mißbehagens.

Ich selbst aber kann mich bei aller Teilnahme nicht anders als passiv dazu verhalten. Das reiche Gewand lebendiger Bewegung an aller Kreatur, dessen Schilderung Ihnen in so hohem Maße zu Gebote steht, zerfällt mir wie morscher Zunder in den Händen, sobald ich die mechanischen Puppen Ihrer mythologischen Willkür damit bekleide, dieselben zwischen dem Inhalt der Nürnberger Spielzeugschachtel, die Sie Kosmos nennen, herumwanken sehe. Ich darf Ihnen wohl gestehen, da ich einmal so weit bin, daß einem bei der Lektüre nicht selten das Blut siedet vor Ärger über die sündliche oder kindliche Vergeudung von Kraft an eine Marotte. Von dem tieferen Übelstande, daß die Negierung des Lebens die Poesie aufhebt und ein Fakirtum ist, wie jedes andere, will ich schweigen.

Unter diesen Umständen aber halte ich es für meine Pflicht, überhaupt zu schweigen. Eine wunderliche Auskunft freilich, wenn man dennoch so reichlich genossen hat.

Ich muß es Ihnen nun überlassen, mir diesen Ausbruch meiner Mißstimmung zu verübeln oder einfach darüber hinwegzugehen, während ich im stillen der Hoffnung lebe, Sie in guter Stunde mit wenig Meisterzügen die Verwirklichung

Ihrer Poesie vornehmen zu sehen. Nur um anzudeuten, wie ich es meine, erlaube ich mir noch die Bemerkung, daß ich die Personifikation der wirklichen Dinge, wie z. B. der drei Gebete und des Schicksals im « Verlorenen Sohn », nicht zu der Mythologie zähle, die ich nicht anerkennen kann, sondern nach wie vor zu den Schönheiten, über die zurzeit nur Sie verfügen.
Ihr mit ausgezeichnet usw.

An Paul Heyse

8. Januar 1883

Mit dem « tragelaphischen » Neu-Mythologen hast Du einen meiner aktuellen, seit einem Jahre und länger brennenden Schmerzen berührt. O Königin, Du weckst der alten Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl. C. Felix Tandem heißt eigentlich Carl Spitteler, früher Theologe, dann langjähriger Erzieher in Rußland, jetzt Lehrer in einem Berner Progymnasium, in Neuenstadt am Bieler See. Dieser Beruf scheint sein Leiden zu sein. Vor etwas länger als einem Jahre gab er in Aarau ein episches Gedicht « Prometheus und Epimetheus » in zwei Teilen heraus, von welchem gar nicht gesprochen wurde, außer von seinem nahen Verwandten Widmann, der aber sowohl diese Verwandtschaft als den Namen verschwieg, selbst den Freunden, die er für die Propaganda warb. Ich ward von einer wahren Flut seltsamer und wie aus der Urpoesie fließender Schönheiten und Einfälle überrascht, obschon mir der brütende Geist des der Kanzel Entlaufenen nicht verborgen blieb. Denn sie sind sich ja alle gleich. Wenn auch viel Geschmackloses unterlief, so war doch eine solche Fülle der Anschauung in all den personifizierten Eigenschaften und Gebahrungen der Kreatur (ich meine hier nicht die eigentlich mythologischen Erfindungen), daß mir nichts Ähnliches bekannt schien. Wenn Dir dieser « Prometheus » noch nicht bekannt ist, so solltest Du Dich doch zwingen und Dich durchschlagen; Du würdest finden, daß man an

dem Buche eine Art Sammlung merkwürdiger Dinge besitzt. Diesen Eindruck bezeugte ich in einem kurzen Briefe an Widmann, der mir das Buch geschickt hatte. Der Brief wurde sofort verwertet und überdies sandte mir Spitteler jetzt direkt in einer Reihe abgebrochener Hefte, mit Bleistift geschrieben, eine kommentierende Instruktion in dem sophistischen und vexanten Stile der Erläuterungen, die er den « Extramundana » beigegeben hat. Ich sah, daß es sich um eine leider krankhafte Erscheinung, wenigstens um eine Art literarischen Größenwahns handelt, und legte das Ganze einstweilen ad acta.

Unlängst sandte er mir nun die « Extramundana », worin allerdings der Spaß aufhört. Bis vorgestern habe ich mit der Antwort gezögert, weil ich dem Manne nicht wehtun mag oder kann. Dennoch habe ich zur Erklärung, daß ich mich passiv verhalten müsse, ihm meine Meinung über seine kosmischen und mythologischen Herrlichkeiten und Missionen offen heraus gesagt und muß nun jede unglückliche Wirkung gewärtigen. Indessen möchte ich unter der Hand jeden auffordern, sich in die Sachen ein wenig hineinzulesen, damit wenigstens etwas Geräusch entsteht. Denn der Weltfresser kann ohne diese schlechte Welt gar nicht leben. Es ist auch nicht unmöglich, daß er unter unsern Pessimisten, wenn sie erst einmal die Witterung haben, Furore macht, und dann gibt es eine große Lustbarkeit.

Bis jetzt rührt aller Lärm einzig von Widmann her, der erstens ein leidenschaftlicher Anpreiser überhaupt ist, wo er sich erwärmt hat, und zweitens als ein zärtlicher Familienmensch kein Opfer scheut.

An Josef Viktor Widmann

Mit Poststempel vom 13. Januar 1883

Über Spitteler's «Extramundana» haben wir glaub' ich neulich mündlich gesprochen. Als ich das Buch neulich gründlich durchlas, wurde ich bald betrübt, bald zornig über so

vieles, was ich einmal nicht billigen kann, und ich habe ihm in dieser Stimmung ohne Rückhalt geschrieben. Ich glaube aber nicht, daß er sich irgend daran kehrt, und verlange es auch nicht, denn er ist viel zu fertig und zu reif geworden in seiner Art. Es ist nur zu wünschen, daß nicht einmal ein malitiös objektiver Beschreiber dahinter kommt und das Kind mit dem Bade ausschüttet. Das weitere könnte ich Ihnen nur mündlich sagen; denn zu schreiben gäbe es mir zu viel.

21. Februar 1883

Herrn Spitteler angehend, so suche ich Aus- und Inwärtige wenigstens dahin zu bringen, daß sie seine Werke einmal aufmerksam durchlesen, damit sie sehen, was darin steckt. Es ist merkwürdig, wie wenig auch nur kritisches Interesse heutzutage vorhanden ist, um Sachliches zu studieren und Dinge zu betrachten, die man nicht selbst gemacht hat, sobald sie nicht in die Schablone passen.

Freilich, um auf mich zu kommen, muß ich auch immer fragen, was Spitteler eigentlich unter seinem Idealismus verstehe? Soviel ich sehen kann, bekleidet er alle seine kosmisch-mythologischen Erfindungen und Begriffe bei ihrem Auftauchen stracks in gut irdische Menschen- und Tiergestalten, die er mit allen Naturalien genau so realistisch beschreibt, wie die von ihm verlachten Beschreiber. Seine Schnurre von dem Konkursausschreiben des Planes für die beste Welt ist vortrefflich und mit echtem Humor durchgeführt bis zu dem Punkt, wo er nun das Projekt seiner Idealwelt zum besten gibt, mit welchem bekränzten Bottich oder Omnibus à dreizehn bis vierzehn Personen, mit der bemalten Stange, an welcher ein Frauenzimmer in die Höhe klettert, der Spaß aufhört. Da kann nichts dahinter stecken, als ein trostloser Pedantismus der Selbstzufriedenheit.

Jedoch genug davon, und die Hoffnung darauf gesetzt, daß dieser Geist, sich selbst überlassen, schließlich doch sein heimatliches Ithaka finde!

22. März 1885

Verehrter Herr und lieber Freund!

Ich komme endlich, Ihnen sehr zu danken für die Blätter mit Spitteler's «Eugenia», die ich durch Ihre Güte nun zweimal mit allem Behagen durchlesen konnte.

Und ich habe es mit wachsendem Interesse getan, bis die großen Vorzüge des Gedichtes über die kritische Laune, welche der Dichter so energisch herausfordert, Meister wurden.

Ob Idioten, wie Spitteler sie schildert, in der Schulwelt so landläufig sind, ist nicht meine Sache zu beurteilen; die Erfindung und Komik, namentlich die Reisefahrt der beiden Schafsköpfe finde ich vortrefflich. Und diesen gegenüber schimmert die überaus anmutvolle kluge Eugenia in ihrer herrlichen Landschaft wie ein Stern so hell und eigenartig mit allem, was sie umgibt; sie ruft den Wunsch hervor, daß das Werk ja nicht unvollendet bleiben möge.

Aber nun kommt für mich die große Verwerfungsspalte, die Stilfrage. Mit allen Schätzen der Begabung erwecken diese Werke nicht das Gefühl eines aufgehenden Lichtes, sondern sie erinnern an die Perioden des Verfalls, die in den Künsten jeweilig erscheinen, wenn die erreichte reine Meisterschaft in Manierismus und Pedantismus ausartet. Kaum sind achtzig Jahre vorbei, seit wir in « Hermann und Dorothea » eine kristallklare und kristallfertige epische Sprache erhalten haben, die sich auf unbestreitbarer Höhe bewegt, so treibt der Teufel wieder Leute, sich in das barockste willkürlichste Wortgemenge zurückzustürzen, wo die verzopften Genitivformen dem gebildeten Geschmacke von allen Seiten Ohrfeigen geben und ebenso unorganische als unnötige Wortbildungen sich vordrängen. Neue Worte müssen den Dichtern wie von selbst, fast unbemerkt wie Früchte vom Baume fallen und nicht in einem Kesseltreiben zusammengejagt werden. Das tun sonst nur die Manieristen und Pedanten. Der gleichen psychischen Quelle entspringt auch meines Erachtens die Entdeckung des neuen Kunstprinzipes, welche

Spitteler gemacht zu haben meint und nun für seine ganze Produktion verwendet, indem er es Mythologie nennt. Die Kunst des Anthropo- und Theomorphosierens ist so alt wie die Welt; aber wahrhaft neu für uns ist Spitteler's Genie nicht nur des Verwandelns, sondern des Teilens resp. Zerteilens der Gegenstände in mehrere Personen, z. B. das Verpersönlichen der Seelenkräfte, der physikalischen Erscheinungen usf., wodurch er die größte Wirkung hervorbringt. Indem er nun aber diese Art systematisch und durchgängig übt, wird sie eben zur Manier. Wenn er z. B. seine Sonne mit ihrem Zirkusaufputz und Kutscherwesen samt Stallbedienten immer wieder vorführt, wird das Bild zum Zopf, trotz der Realität der Beschreibung, während der alte Helios in ewig neuer Schönheit strahlt.

23. März 1885

Ich möchte meine unmaßgeblichen Bemerkungen zur « Eugenia » nicht gerne veröffentlicht sehen, zumal das Gedicht noch nicht vollendet ist und der kritische Teil jedenfalls wegbleiben müßte. Mit letzterem möchte ich Herrn Spitteler selbst auch nicht verletzen, und wenn Sie ihm dennoch Mitteilung machen wollten, so müßten Sie ihn bitten, alles cum grano salis aufzunehmen.

Noch habe ich übersehen, Ihrem Beifall betreffend den Schluß des dritten Gesanges höchlich zuzustimmen. Hier ist alles von erstem Range und feinem Geiste. Man glaubt eine schöne Fernsicht in das dramatische gelobte Land vorüberschweben zu sehen.

EIN BESCHEIDENES KUNSTREISCHEN

« Neue Zürcher Zeitung » vom 22. und 23. März 1882.

Zu Anfang verwichenen Oktobers hieß es, daß Meister Stückelberg seine Werkstatt am Vierwaldstättersee nochmals für einen Winter schließen werde, um das letzte der vier großen Bilder in dem neuen Tellenkirchlein dem künftigen Sommer vorzubehalten. Da keiner weiß, ob er eine solche Jahreszeit wieder erlebt, und außerdem der See gerade im Oktober in seinem größten Reize zu schwimmen pflegt, so machten wir uns auf den Weg und mischten uns unter die Besucher, die bis zum Torschluß den fleißigen Künstler störten, wenn auch nur mit Klopfen an den Brettern des Verschlages.

Der andere Malermeister, auf den wir gerechnet hatten, die liebe Sonne, befand sich freilich nicht zu Hause, und die Landschaft des Urnersees war in dem tief niederhängenden Nebel und mit ihrem gespensterhaften Gestein so acherontisch düster, grau und kühl, daß wir uns selber fast wie Schatten erschienen und froh waren, statt des Blutes eines odysseeischen Schafbocks in der Wirtlichkeit zur « Tellsplatte » ein Glas guten roten Neuenburger Weines zu uns zu nehmen. Vorsichtig gossen wir den Trank in das Glas, warteten ein wenig, und als der Stern sich gebildet hatte, schluckten wir denselben und stiegen getrost den bröckelnden Steinpfad an das Ufer hinab, wo die Kapelle steht. Ein Trupp grauer Gestalten, gleich stygischen Luftgebilden, drängte sich und kratzte an der Türe. Wir hielten sie für in Plaids gehüllte touristische Nachzügler; als man sie aber um Stand und Namen befragte, fuhren sie seufzend um die Ecke herum und verschwanden im Gebüsch; denn es war schon eine Schar jener unseligen Dämonen, welche dazu ver-

dammt sind, niemals mit Zungen genannt zu werden, weil sie keine menschliche Seele haben, und die daher unablässig die Welt durchwandern, um ihren Namen an alle Denkmäler zu schreiben, damit sie wenigstens gesehen werden. Es geht die Sage, sobald ein solcher Name von einer unschuldigen Jungfrau dreimal laut gelesen werde, so erhalte der betreffende Kieselak nachträglich eine Seele und sei erlöst. Wenn man die Photographien, die von den früheren Gemälden der Tellskapelle genommen worden sind, betrachtet und die Unmenge von Namen sieht, die bis in die Gesichter der Figuren hineingekratzt und -geschmiert wurden, so bangt man im voraus um das Schicksal des neuen Werkes.

Vorläufig aber erweckte die frische Farbenwelt des Innern, als wir eintraten, und die rüstige Gestalt eines werkfrohen Meisters unsere Munterkeit wieder. Die drei fertigen Bilder (bekanntlich der Rütlischwur, die Szene nach dem Apfelschuß und der Sprung aus dem Schiffe) überraschen in der Tat trotz aller guten Erwartung mit dem Eindruck eines entschiedenen Gelingens. Dies will viel sagen, wenn man den bei uns herrschenden Mangel an Übung und Gelegenheit zur Freskotechnik, das ewige Hic Rhodus, hic salta derselben in Betracht zieht, wo die Arbeit jedes Tages am Abend definitiv fertig sein muß und bei aller Vorsicht und Überlegung dieselbe Mischung nach Verschiedenheit der Temperatur rascher oder langsamer trocknet und damit aus dem Tone fällt. Die Bilder zeigen weder ein rotes Ziegelkolorit, so oft die Frucht der Verlegenheit, noch jene in manierierten bunten Abschattungen schillernde Malerei, welche überhaupt jede Schwierigkeit umgeht; sondern wir erblicken eine mit redlicher Bemühung Natur und Geschmack zu Rate ziehende, kräftige und sympathische Farbengebung.

Diese erreicht den Gipfelpunkt ihres Gelingens in der Pfeilszene zu Altorf. Das figurenreiche Bild ist in allen Teilen samt der malerischen Architektur und dem landschaftlichen Hintergrund von gleichmäßig anziehendem, durch-

sichtigem und kraftvoll wirkendem Kolorit; keine tote Stelle, wo die Lokalfarbe entweder fehlt oder in kunstwidriger Weise bloßgelegt ist, stört die Harmonie. (Die zum Betrachten nötige Distanz ist, beiläufig gesagt, noch nicht vorhanden, da man sich einstweilen noch auf dem ziemlich hohen Gerüstboden befindet.) Das Sympathische dieses Eindrucks erleidet auf den beiden andern Darstellungen insofern einigen Abbruch, als sowohl das Grau von Gewitterluft und See im Tellensprung, als dasjenige des Nachthimmels und des Hintergrundes im Rütlischwur etwas zu kalt, zu sehr nur schwarzgrau ist. So totgrau die verdüsterte Natur zuweilen erscheint, so darf im Bilde die leise Milderung durch das blaue und das gelbe Element nicht fehlen, das auch dort nie fehlt. Wir begreifen den Umstand übrigens sehr wohl und schreiben ihn gerade der redlichen Absicht zu, bei der Stange zu bleiben und nicht bunt zu färben. Die alten Freskomaler hätten sich einfach dadurch geholfen, daß sie mit dunkelblauen und braunen Tinten dreinfuhren.

Indessen, da die betreffenden Stellen nicht unbedeutende Flächen bekleiden, wird man bei Dekorierung der Plafondgewölbe und übrigen Nebenräume doppelt darauf denken müssen, den Bildern Rechnung zu tragen durch die Wahl des vorherrschenden Tones. Alles dies unmaßgeblich gesagt, da wir die Vorstellung von der Gesamtwirkung, die der Meister gefaßt hat, nicht besitzen.

Die Komposition betreffend, so gründet sich die Szene zu Altorf in der Anordnung der Hauptgruppen auf das allbekannte Bild des Ludwig Vogel, wie uns scheint mit Recht. Wenn ein so eminent patriotischer Gegenstand in der Arbeit des Altmeisters so glücklich behandelt und so populär geworden ist, ohne daß er sich jemals der monumentalen, gewissermaßen offiziellen Ausführung erfreute, so darf der glücklichere Nachfolger, dem diese Aufgabe zufiel, dem Alten billig die Ehre erweisen, an sein Werk in ein paar großen Zügen zu erinnern, es pietätvoll hervorleuchten zu lassen und zu sagen: ich weiß das nicht besser zu machen!

Hat er doch des Eigenen, Selbständigen dabei die Fülle hinzuzubringen, so daß wir immerhin eine neues schönes Werk besitzen. So unterscheidet sich die Hauptfigur bei aller Ähnlichkeit der Situation wesentlich von dem Tell Ludwig Vogel's. Dieser ist in seiner heroisch-pathetischen Haltung dem Vogt und der ganzen Gesellschaft überlegen; er sieht fast aus, als habe er seine eigene Geschichte und den Schiller gelesen; er ist idealisiert. Stückelberg's Tell dagegen ist ganz in der Leidenschaft befangen; er weiß nichts, als daß er in der Not ist und sich wehren muß. Auf dem Plattenbilde schwebt er nicht etwa als eleganter Turner mit triumphierender Gebärde in der Luft, sondern er liegt, von der Gewalt des Sprunges und der Wellen hingeworfen, auf dem Strande, und der Gesichtsausdruck zeigt nur die unmittelbare Aufregung des Augenblickes, freilich als Vorbote zugleich des nächsten Entschlusses.

Die Komposition des Rütlischwures dürfte, so weit uns das Vorhandene bekannt ist, an der Spitze aller den Gegenstand umfassenden Bildwerke stehen. Die etwelche rituelle Langweile, die sonst über den drei Männern zu schweben pflegt, wird durch die Gruppierung der hinzutretenden Volksgenossen der drei Länder aufgelöst, ohne daß man ein Theaterpersonal nach aufgezogenem Vorhang zu sehen glaubt. Die allgemeine Bewegung ist vortrefflich individualisiert und das hohe Pathos der Handlung von den wirklichen und natürlichen Regungen des Kummers, der Sorge, des Mutes und der Entschlossenheit erfüllt oder getragen. Hiebei ist die Kunst höchlich zu loben, mit welcher der Maler die bekannten schönen Porträtstudien verwendet, die er unter den Nachkommen der ersten Eidgenossen gesammelt hat. Da ist keine Rede von einer Anzahl mehr oder weniger unbelebter Modellköpfe; alles geht vollständig in der Aktion auf und verleiht doch derselben einen typischen Charakter. Rühmlich ist die naturwahre und wohlverstandene Behandlung des landschaftlichen Beiwerkes im Vordergrunde, der Steine, des Terrains und des Gesträuches usw., im Gegen-

satze zu dem konventionellen Schlendrian, mit dem sonst in historischen Fresken dergleichen bedacht wird. Sogar das mit dem Morgengrauen erlöschende Feuer am Boden ist gründlich studiert und leistet dadurch seinen Beitrag zur Wirkung des Ganzen.

Obgleich die Nebeldecke über dem See hängen blieb, verweilten wir doch zwei Tage auf oder vielmehr in der « Tellsplatte », in welcher der Namenspatron derselben ohne Zweifel rasch einen Augenblick eingekehrt wäre, wenn sie zur Zeit seines glorreichen Sprunges schon existiert hätte.

Als wir nach Luzern zurückgekehrt waren, führte uns ein freundlicher Stern in die permanente Kunstausstellung dieser Stadt, welche sich an zugänglichem Orte in dem alten Rathause befindet und immer etwas Neues aufzuweisen scheint. Unverhofft standen wir wenigstens vor einem neuen Bilde Arnold Böcklin's des Basler Mitbürgers Ernst Stückelberg's, von dem wir eben kamen. Kein merkwürdigerer Gegensatz hätte unser warten können. Dort ein Kreis historischer Kompositionen, das Ergebnis ganzer Entwicklungsreihen und kombinierter Arbeit; hier eine schimmernde Seifenblase der Phantasie, die vor unsern Augen in das Element zu zerfließen droht, aus welchem sie sich gebildet hat. Es ist wieder eine von Böcklin's Tritonenfamilien, die wir in ihrem Stilleben überraschen, ohne daß sie sich stören lassen. Aus den hochgehenden Meereswellen, unter den jagenden Sturmwolken hebt eine Klippe ihren Rücken gerade so viel hervor, daß die Leutchen darauf Platz finden. Der Triton sitzt aufrecht, dunkel und schattig, und läßt auf dem in die Luft gestreckten Bein das Junge reiten, das aus vollem Leibe lacht. Neben ihm liegt die Frau in völligem Müßigsein auf dem Rücken. Mit menschlichen Beinen begabt statt den Fischschwänzen, in modische Kleider gesteckt und nach Paris versetzt, würde die bildschöne Person bald im eigenen Wagen fahren; hier aber hat sie nichts zu tun, als eines der reizenden und geheimnisvollen Farbenepigramme Böcklin's darzustellen. Denn wo der « schlohweiße » Menschenkörper

in den Fisch übergeht, trifft ein durchbrechender Sonnenstrahl die Fischhaut, daß diese im schönsten Schmelze beglänzter Perlmutterfarben irisiert. Sowie dieser Sonnenblick hinter die Wolken tritt, wird das Märchen wieder im Wellenschaum vergehen, aus dem es gestiegen.

Es heißt, daß Böcklin nur einmal in seiner Jugend zahlreiche und sorgfältige Studien nach der Natur gemalt habe und seither sich mit Spazierengehen und Anschauen begnüge. In diesem Falle ist die Kraft, die man Phantasie nennt, zugleich die Schatzmeisterin, Ergänzerin und Neuhervorbringerin, und mit dem Gedicht des Gegenstandes ist auch schon das Licht- und Farbenproblem und die Logik der Ausführung gegeben. Auch von dem berühmten Düsseldorfer Andreas Achenbach sagte man Ähnliches. So soll er schon als junger Mensch in einer Winterlandschaft die durchsichtig übereinander liegenden Eisschichten eines wiederholt überfrorenen Flusses aus dem Gedächtnisse und alla prima so gemalt haben, wie andere es nur nach der Natur und mit gehörigen Untermalungen hätten hervorbringen können.

Das unverhoffte Anschauen von Gegensätzen war indessen mit dem Böcklin'schen Bilde noch nicht zu Ende. Das Glück führte uns in das stille Landhaus des Herrn Robert Zünd, des Landschafters, der durch die ernste und selbständige Richtung seines Genius, sowie durch die voll erworbene Fähigkeit, ihr auch zu folgen, sich längst auszeichnet. In frühern Jahren malte Zünd vorzugsweise stilisierte Landschaften, meist mit biblischer Staffage. Diese Bilder bewegten sich keineswegs in bekannten Schablonen, sondern waren immer schön und eigentümlich gedacht, sowie breit, fest und wirkungsreich behandelt. Unversehens, für den ferner Stehenden wenigstens, geschah eine Art Umwandlung. Die Formate der Bilder wurden kleiner, die heroischen Gegenstände verwandelten sich in friedlich intime Dorfgelände aus der Umgebung von Luzern, so anspruchslos und bescheiden in der Komposition als möglich, allein mit so zarter Sicherheit und harmonischer Reinheit des Pinsels be-

handelt, daß sie fast nur an die feinsten und kostbarsten Niederländer erinnern konnten. Das Wort Komposition ist oben insofern noch an seinem Platz, als der bei aller Bescheidenheit wohlbedachten Wahl des Gegenstandes eine sorgfältige Anordnung der einzelnen Teile und der Beleuchtung zur Seite stand und somit das Werk als selbständiges Bild, als ein Neues begründete.

Weder von der frühern, noch von dieser letzteren Stilform fanden wir eine Probe in der Werkstatt des Herrn Zünd. Auf der Staffelei stand der Vollendung nahe das Innere eines prächtigen Hochwaldes von Laubhölzern, ein vollkommen geschlossenes Bild von vollster Wirkung und merkwürdiger Ausführung. Es war aber nichts anderes, als die etwas vergrößerte Kopie einer bis zum letzten Strich nach der Natur gemalten Studie. Einige Änderungen, Weglassungen oder Zutaten, die der Künstler des lieben Herkommens wegen versucht, hatte er wieder beseitigt, um das gelungene Werk der Mama Natur nicht zu verderben. Es ist ja hin und wieder vorgekommen und kommt noch vor, daß ein Maler ein solches Kunststück mit ausdauerndem Fleiße unter freiem Himmel ausführt, wenn man auch nicht untersuchen darf, was er hinterdrein oder zwischendurch in der Stube verschönert oder verschlimmbessert. Wir wollten also schon den Zufall preisen, der hier wieder einmal durch das Medium eines preiswürdigen Meisters einen solchen Geniestreich gemacht und ein fertiges Bild geliefert habe; wie wunderten wir uns aber, als der Künstler nun eine ganze Schicht solcher Studienbilder, eines nach dem andern, hervorholte und aufstellte! Die verschiedenartigsten Motive entrollten sich, aber jedes war ein wirkliches, klares und rundes Motiv, einem feinen Gedankenbilde, einem Gedichte gleichend und doch draußen aus dem Boden gewachsen bis zum letzten Halm. Und kein einziges Touristenstück, keine Vedute oder Knalleffekt aus dem nahen Hochgebirge darunter, sondern lauter Gegenstände, welche das ungeübte Auge, der ungebildete Geschmack draußen im Freien weder sieht noch ahnt, die

aber doch dort und nicht erfunden sind, Dinge, welche in allen Meistersammlungen für schöne und gute Dinge gelten. Wo ist nun hier die schaffende Kraft? Die Phantasie oder Vorstellungskraft des Künstlers hat hier nichts zu erfinden; aber ohne sie würden diese Perlen, die kein anderer gesehen hätte, nicht gefunden, freilich aber auch ohne das virtuose technische Geschick des Künstlers nicht festgehalten und zu Gesichte gebracht werden, und eben dieses technische Geschick gehört wiederum mit zum Geheimnisse jener doppelsinnigen Phantasie und ist mit ihr aufs innigste verwachsen. Wahrscheinlich ist die edle Übung dieser fein gewählten und vollendeten Naturstudien, die man am liebsten gleich mit einem Rahmen versähe, auch wieder eine Phase des Künstlers, und wir dürfen vielleicht nach derselben einer neuen, aus den bisherigen Phasen sich entwickelnden Richtung entgegensehen; vielleicht entsteht so die wahre ideale Reallandschaft oder die reale Ideallandschaft wieder einmal für eine kurze Zeit.

Von unserem verwegenen Ausfluge heimgekehrt, saßen wir ein Weilchen auf dem Trockenen punkto Malerfreuden, bis wir auf den billigen Einfall gerieten, dahin zu gehen, wo wir hätten anfangen sollen; und so suchten wir Rudolf Koller's sonnigen Wohnsitz auf, den die Wellen des Sees in ewig wechselnder Gestalt bespülen. Die Bedeutenden unter unsern Schweizerkünstlern leben meistens in einer Art freiwilliger Verbannung; entweder entsagen sie der Heimat und verbringen das Leben dort, wo Sitten und Reichtümer der Gesellschaft, sowie Einrichtungen und Bedürfnisse des Staates die Träger der Kunst zu Brot und Ehren gelangen lassen, oder sie entsagen, gewöhnlich in zuversichtlichen Jugendjahren, diesen Vorteilen und bleiben in der Heimat, wo ein warmes Vaterhaus, ein ererbter oder erworbener Sitz in schöner Lage, Freunde, Mitbürger und Lebensgewohnheiten sie festhalten. Gelingt es auch dem einen und andern, seine Werke und seinen Namen in weiteren Kreisen zur Geltung zu bringen und sich zu entwickeln, vermißt er auch

weniger den großen Markt und die materielle Förderung, so ist es doch bei den besten dieser Heimsitzer nicht leicht auszurechnen, wie viel sie durch die künstlerische Einsamkeit, den Mangel einer zahlreichen ebenbürtigen Kunstgenossenschaft entbehren. Alle Liebhaber, Dilettanten, Schreibekritiker regen weder an, noch ist etwas von ihnen zu lernen; man kennt uns ja insgesamt daran, daß wir vor allem neu Entstehenden uns entweder mit alten Gemeinplätzen behelfen oder uns erst besinnen und suchen müssen, was wir etwa sagen können oder wollen, um nur etwas zu sagen. Der wirkliche Kunstgenosse dagegen weiß auf den ersten Blick, was er sieht, und beim Austausche der Urteile und Erfahrungen verständigt man sich mit wenigen Worten. Und nicht nur das tägliche Schauen alter und neuer Meisterwerke und der Wetteifer mit vielen tüchtigen Genossen erhalten die Kraft: auch der Ärger über widerstrebende Richtungen, der kritische Zorn über die hohlen Gebilde aufgeblasener Nichtkönner ist gesund und bewahrt die Künstlerseele vor dem Einschlafen, und auch diese Nutzbarkeit ist nur auf den Plätzen des großen Verkehres zu haben.

Was nun unsern Rudolf Koller betrifft, so gehört er zu der Partei derjenigen, die daheim bleiben und vereinzelt im Vaterlande leben, und es ist zu vermuten, daß nicht zum mindesten die bequeme und liebliche Behausung am See den Maler festgehalten habe. Wie dem auch sei, so hat dieser die Einsamkeit siegreich überwunden und bis auf diesen Augenblick so rastlos und mutvoll gearbeitet, wie wenn er mitten im auf- und anregenden Treiben eines Zentrums lebte. Auch jetzt fanden wir das Atelier wieder nach Verhältnissen eines Meisters ausgestattet, der sich durch keine Schwierigkeiten von seinen Zielen abziehen, sondern Konzeptionen und Ausführungen in unverminderter Kraft und Kühnheit sich folgen läßt. Eine Sendung für die gegenwärtige Wiener Ausstellung stand eben bereit: neben der durch Gewittersturm überraschten Heuernte, die von der letztjährigen Schweizer Ausstellung her bekannt ist, in gleich großem Maßstabe ein

seither entstandener Aufzug auf die Alp, ein Bild, das mit seiner prächtigen Naturfrische und Lichtfülle auf's neue das große Talent beurkundet, welches ein im konventionellen Schlendrian versunken gewesenes Genre original in die Höhe gebracht hat und aufrecht hält.

Es ist nicht die programmgemäße Erzählung eines vollständigen Aufzuges von Tieren und Leuten, der sich in einer formenüberfüllten Gebirgslandschaft hinanschlängelt; vielmehr sehen wir in echt malerischer Beschränkung eine einzelne Gruppe vor uns, die uns mitten in die Fahrt versetzt. Der Zug hat schon die höhere Bergregion erreicht und sich in der Freiheit der « reinen Lüfte » gelockert. So treffen wir eben auf eine lustig vordringende Gruppe von ein paar Rindern und einem Rudel Schafe, worunter ein angehendes Stierli, das offenbar zum ersten Mal auf die Alpe kommt. Ein junger Senn, an eine schöne falbe Kuh gelehnt, schaut sich um und lenkt so den Blick auf einige Hirten und Tiere, die in der Entfernung durch den silbernen Morgenduft heraufkommen. Trotz dieser mäßigen Zahl von Figuren fühlen und wissen wir, worum es sich handelt; wir befinden uns so zu sagen selber mitten in dem Stück schöner Natur und wohliger Bewegung. Wir wissen, daß ein Teil des Zuges schon voraus ist, ein anderer noch kommen wird. Koller hat lange, bevor die jetzige Sensationsmalerei existierte, seine Vordergründe, wo die Größenverhältnisse der Bilder es bedingten, mit ungebrochen blühenden Farben auszustatten geliebt; er steht nun um so gerechtfertigter da, als er dabei niemals seine männliche Art und Besonnenheit und die Gesetze ehrlichen Fleißes überschritten hat. Auch auf gegenwärtigem Bilde stehen wir im frischesten Grün, das von der bunt aufgeblühten Alpenflora durchwirkt ist. Von diesem Boden heben sich die Figuren um so kräftiger ab, als das Firngebirge des Hintergrundes, mit der wallenden Wolke des Morgennebels verschmolzen, mehr geahnt, als gesehen wird, und kaum hie und da schimmernd durchblickt. Dies gibt, verbunden mit dem kraftvollen Vorgrunde, der ganzen

Darstellung ihre Weite, Leichtigkeit und Lichtfülle, sowie auch die heitere Ruhe in aller Bewegung. Das Bild ist übrigens nicht nach Wien abgegangen, da es noch im Atelier verkauft wurde.

Einen eigentümlichen Reiz gewährte das zweite Zimmer der Werkstatt durch seine dermalige Ausschmückung. Die eigentliche Landspitze des Zürichhorns, angrenzend an Herrn Koller's Besitzung, ist ein Überrest des ursprünglichen Ufergeländes im idyllischen Zustande vor der Zeit der Landanlagen und Quaibauten, als Schilf und Weidicht mit den über das Wasser hängenden Fruchtbäumen abwechselten. Man hat jetzt keinen Begriff mehr von dem malerischen Anblick der Seeufer bis nahe an die Stadtmauern, und Goethe müßte weit hinauffahren, bis er singen könnte:

Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht.
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Bis jetzt Staatseigentum, blieb das fragliche Landstück auf Zusehen hin im alten Zustande, zumal es Ausmündungsstelle eines Wildbaches ist, der erst in letzter Zeit eingebaut wurde. Diesem Umstande ist es zu danken, daß ein kleiner Wald von Weiden sich vollständig auswachsen konnte und einen Park von stattlichen Bäumen mit vollen, runden Formen bildet, wie sie ein Poussin sich nicht besser wünschen könnte, mit Durchblicken in den westlichen Abendhimmel, auf den See und auf die im Morgenlichte schwimmenden Gebirgslinien. Niemand, der nicht näher hinzutrat und namentlich das Innere des aus der Entfernung so schlicht anzusehenden kleinen Gehölzes nicht kennt, vermutete einen so köstlichen Schatz darin zu finden. Aber erst durch eine Reihe rein landschaftlicher Bilder, die Rudolf Koller daraus geschöpft hat, ist der Wert recht zu Tage getreten, und zwar wörtlich in allen Tageszeitungen; denn vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung hat er die schönen

Bäume mit der atmosphärischen Erscheinung verbunden wiedergegeben, in durchgeführten Bildern dieselbe Einsamkeit, dasselbe geheimnisvolle Naturwalten in manigfachem Wechsel dargestellt und so seine alte Vielseitigkeit neuerdings bewährt. Wir könnten uns nichts Sinnigeres denken, als ein Zimmer oder einen Saal, der ausschließlich mit diesen anmutigen Baumbildern dekoriert wäre, wozu freilich ein etwas geschulter Geschmack und eine unverkümmerte Liebe zur alten grünen Waldeinsamkeit gehörte.

Das Wäldchen ist übrigens aus Anlaß der letzten Bachkorrektion schon bedeutend geschädigt worden und wird wohl bald ganz vom Erdboden verschwinden. Daher ist das Denkmal, das der Künstler dem vergänglichen Gewächse gestiftet hat, ebenso verdienstlich als rührend. Bäume wachsen immer wieder, aber immer weniger in den Himmel; denn wenn es im « Faust » heißt: « Aber die Sonne duldet kein Weißes », so kann man jetzt sagen: « Aber der Bauherr duldet kein Grünes ». Die gleiche Generation, die jetzt Bäume pflanzt, pflegt sie auch wieder umzuschlagen, auszureißen und sorgfältig klein zu machen, ehe sie abzieht, gleich wie die Mietsleute Stuben und Küche ausfegen, wenn sie eine Wohnung verlassen. Kein Mensch wird einst glauben, daß die Koller'schen Weidenbilder hier gewachsen und gemalt worden seien.

NAMENVERZEICHNIS

Die schrägen Seitenzahlen bezeichnen die Empfänger der Briefe

Arnim, Bettine von, 1785–1859, Berlin, die Schwester Clemens Brentanos und Gattin Achim von Arnims. 325

Arnim, Gisela von, 1827–1889, Berlin, Tochter Bettinens, Gattin Hermann Grimms, versuchte sich als dramatische Schriftstellerin. 315f

Assing, Ludmilla, 1827–1880, Berlin, die Nichte Varnhagen von Enses. *299–301*, *309–310*, *313–318*, *324–328*, *330–332*, *340–342*, *423–425*, *429*, 440, 513f, 517

Auerbach, Berthold, 1812–1882, jüdischer Herkunft, im Schwarzwald beheimatet, später in Dresden und Berlin, Verfasser der «Schwarzwälder Dorfgeschichten», gab 1858–1869 den «Volkskalender» heraus, für den Keller «Das Fähnlein der sieben Aufrechten», «Verschiedene Freiheitskämpfer» und «Der Wahltag» zur Verfügung stellte. 292, *302–303*, 312, *334–340*, 437, 535, 545

Augustinus, Der heilige, 218

Avenarius, Ferdinand, 1856–1923, Berlin, gab seit 1887 den «Kunstwart» heraus. 597f

Bachmayr, Johann Nepomuk, 1819–1864, aus Niederösterreich, in Berlin und Wien, erfolgloser Dramatiker. 184, 192–194

Baechtold, Jakob, 1848–1897, Solothurn, Zürich, Literarhistoriker, erster Herausgeber von Gottfried Kellers Briefen, Tagebüchern und Nachgelassenen Schriften. *489–490*, *491–492*, *514–515*, *647–649*

Baumgartner, Wilhelm, 1820–1867, Zürich, Chordirigent und Komponist, vertonte u. a. «O mein Heimatland». 119, 120, 121, *146–150*, *152–154*, *188–189*, *194–196*, *198–200*, 200

Biedermann, E. A., 1819–1885, Zürich, seit 1850 Professor der Theologie. 450

Bismarck, Fürst Otto von, deutscher Reichskanzler. 595

Bluntschli, Johann Caspar, 1808–1881, als Rechtslehrer und Politiker in Zürich und in Deutschland tätig, bis 1848 Professor in Zürich, dann in München und ab 1861 in Heidelberg. 150

Böcklin, Arnold, 1827–1901, der große Maler. Aus Basel, wohnte 1885–1892 in Zürich. 550, 556, 570, 671–673

Börne, Ludwig, 1786–1837, der politische Publizist. 87, 88, 89, 342

Brahm, Otto, hieß ursprünglich Abrahamsohn, 1856–1912, Theaterleiter, Kritiker und Literarhistoriker in Berlin. «Dieser Otto Brahm ist übrigens ein feines und gescheites Jüdchen.» 538f, 599, 641

Brahms, Johannes, 1833–1897, der große Komponist. *441–442*, 532, 562

Büchner, Georg, 1813–1837, der deutsche Dichter, zuletzt Privatdozent in Zürich, wohin er 1836 als politischer Flüchtling kam. 514

Bülow, Hans von, 1830–1894, der große Dirigent, erster Gatte von Liszt's Tochter Cosima, 1837–1930, die später Richard Wagner heiratete. 313f

Burckhardt, Jacob, 1818–1897, der große Basler Kulturhistoriker, war 1856–1859 Professor am Polytechnikum in Zürich. 313, 330, 511f

Corneille, 1606–1684, der große französische Dramatiker. 174f

Cornelius, Peter von, 1783–1867, der bedeutende Historienmaler, war 1825–1841 Direktor der Münchener Akademie. 59

Corrodi, August, 1826–1885, Maler und Dialektdichter in Zürich. 447

Cotta, Johann Georg von, 1796–1863, Leiter der Cottaschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart, Besitzer des «Morgenblattes». *342–344*, *420*, 650

Daudet, Alphonse, 1840–1897, der französische Romancier, Schöpfer des «Tartarin». 550

Dickens, Charles, 1812–1870, der englische Romanschriftsteller. 284, 561

Dilthey, Karl, 1839–1907, von Biebrich am Rhein, war 1870–1877 Professor für Archäologie an der Universität Zürich. 434f, 440

Dößekel, Eduard, 1810–1890, Seon und Aarau, Oberrichter und Schriftsteller. *106–108, 143–146, 151–152*

Dubs, Jakob, 1822–1879, bedeutender zürcherischer Politiker, 1854–1861 zürcherischer Regierungsrat, 1861–1872 Bundesrat und dreimal Bundespräsident, 1875 Bundesrichter. *214–217*, 366

Duncker, Franz, 1822–1888, Berlin, Sohn des Verlagsbuchhändlers Karl Duncker, Politiker, Verleger und Herausgeber der demokratischen Berliner «Volkszeitung ». 227

Duncker, Lina, geborene Tendering, Gattin des vorigen, 1825–1885. *229–231, 292–294, 295–298, 303–306, 311–312, 318*, 556

Ebers, Georg, 1837–1898, Ägyptologe, Verfasser historischer Novellen. 604

Eckardt, Ludwig, 1827–1871, kam als politischer Flüchtling in die Schweiz, war zehn Jahre als Dozent in Bern, dann in Luzern, kehrte später nach Wien zurück. *319–323*, 334

Escher, Alfred, 1819–1882, Zürich, Führer der Zürcher Liberalen, 1847 Präsident des Großen Rates, 1848–1855 als letzter Bürgermeister, dann Regierungspräsident, Haupt der Kantonsregierung, Mitglied und mehrfach Präsident des Nationalrats, Gründer der Schweizerischen Kreditanstalt und Hauptförderer der Gotthardbahn, wohnte auf dem Belvoir-Gut in der Enge. 126, *159*, 366, 369–371, 372, 518, 567f

Escher, Lydia, 1858–1891, die einzige Tochter des vorigen, seit 1883 mit Emil Welti verheiratet, vermachte ihr Vermögen als « Gottfried Keller-Stiftung » der Eidgenossenschaft zur Anschaffung von Werken der bildenden Kunst. *516, 518–519, 531–532*

Escher, Nanny von, 1855–1932, Dichterin aus dem Geschlecht bedeutender Staatsmänner des alten Zürich, lebte auf dem Albis. *555*

Exner, Adolf, 1841–1894, aus Prag, 1868–1872 Professor für römisches Recht an der Universität Zürich, nachher in Wien. *437*, 441, *451–452, 532*

Exner, Marie, siehe Marie von Frisch.

Farner, U., *552–553*

Feuerbach, Ludwig, 1804–1872, Philosoph, hielt 1848 in Heidelberg Vorträge vor den Studenten über seine Religionsphilosophie. 28, 144f, 146f, 148f, 164, 165, 188f

Feuerbach, Anselm, 1829–1880, Neffe des vorigen, Maler. 540

Fischer, Hermann, 1851–1920, Sohn des Lyrikers J. G. Fischer, Literarhistoriker in Stuttgart und Tübingen. *522–523*

Follen, August Ad. Ludwig, 1794–1855, aus Gießen, Burschenschafter, kam 1821 in die Schweiz, wurde Schweizerbürger, führte in den dreißiger Jahren in Zürich ein gastliches Haus. 26, 27

Freiligrath, Ferdinand, 1810–1876, der deutsche politische Dichter, kam 1845 nach Zürich, ging 1851 als Kaufmann nach London und kehrte 1871 nach Deutschland zurück. *98–99*, 152, *165*, *166*, *177–181*, *312–313*, *332–334*, 347, 455, 490f

Freiligrath, Ida, Gattin des vorigen. *494–495*, *516–517*, *544*, *561*

Frese, Julius, Berliner Publizist. 230

Frey, Adolf, 1855–1920, aargauischer Dichter, Professor für deutsche Literatur an der Universität Zürich, schrieb « Erinnerungen an Gottfried Keller ». *512–513*, 517f, *527–529*, 659

Freytag, Gustav, 1816–1895, der deutsche Schriftsteller. 443, 604, 655

Friedrichs, Hermann, 1854–1911, deutscher Novellist und Lyriker, lebte 1879–1882 in Zürich. *532–533*

Fries, Bernhard, 1820–1879, deutscher Landschaftsmaler. 142

Frisch, Marie von, geborne Exner, 1844–1925, hielt sich mit ihrem Bruder Adolf Exner 1872 in Zürich auf, heiratete 1874 in Wien den späteren Professor Anton von Frisch. *434–435*, *439–441*, *450*, *516*, *540–541*, *564–565*

Fröbel, Julius, 1805–1893, Neffe des berühmten deutschen Pädagogen, kam 1832 als liberaler Journalist nach Zürich, erwarb 1838 das schweizer Bürgerrecht, auf das er wieder verzichtete, nachdem er 1846 nach Leipzig übergesiedelt war, verbrachte seinen Lebensabend in Zürich. *91–92*

Fröhlich, Abraham Emanuel, 1796–1865, Pfarrer, Schriftsteller, seit 1827 Kantonsschulprofessor in Aarau. 265, 267

Furrer, Jonas, 1805–1861, Jurist und liberaler Politiker in Zürich, wurde 1848 nach Annahme der neuen Bundesverfassung der erste Bundespräsident. 125f

Geibel, Emanuel, 1815–1884, das Haupt der Münchener Dichterschule. 600, 629, 636

Geiger, Ludwig, 1848–1919, Berlin, gab 1880–1913 das Goethe-Jahrbuch heraus. *547–548*

Goethe, 1749–1832. 70, 78, 88, 141, 173 f, 174, 185, 211, 220, 226, 258, 284, 352–357, 443, 446, 526 f, 539, 547, 594

Goltz, Bogumil, 1801–1870, Schriftsteller in Berlin. 223

Gotthelf, Jeremias, Pseudonym für Pfarrer Albert Bitzius in Lützelflüh, Kanton Bern, 1797–1854. 208, 232–291, 437, 445

Grillparzer, Franz, 1791–1872, der Wiener Dichter. 431–434

Grimm, Hermann, 1828–1901, Sohn des Germanisten Wilhelm Grimm, Professor für Kunstgeschichte und Schriftsteller in Berlin. 309

Grün, Anastasius, Deckname für Anton Alexander Graf von Auersperg, 1806–1876, österreichischer liberaler Politiker und Dichter. 81 f

Gusserow, Adolf, 1836–1906, aus Berlin, 1867–1872 Professor für Gynäkologie in Zürich. 429

Gutzkow, Karl, 1811–1878, vielseitiger Dichter und Publizist, Repräsentant des Jungen Deutschland. 221, 261, 292, 313, 326, 424, 453 f

Hart, Heinrich (1855–1906) und Julius (1859–1930) gaben neben vielerlei kritischen und anderen Publikationen 1879–1882 den «Allgemeinen deutschen Literaturkalender» heraus. 602

Hebbel, Friedrich, 1813–1863, der deutsche Dramatiker. 170, 191, 208, 220, 446, 493

Hebel, Johann Peter, 1760–1826, der große Dichter der alemannischen Mundart. 448, 580

Hegar, Friedrich, 1841–1927, Chorkomponist und langjähriger Dirigent des Tonhalle-Orchesters in Zürich. 543

Hegi, Johann Salomon, 1814–1896, Maler aus Zürich. *55–66*, *90–91*, *95–98*, *141–143*

Heim, Emilie, Gattin des Chordirigenten Ignaz Heim in Zürich. 439, 440, 449

Heine, Heinrich, 1797–1856. 203, 220, 333

Heinzen, Karl, 1809–1880, radikaler deutscher Publizist, der sich in den vierziger Jahren in der Schweiz aufhielt. 98

Henle, Jakob, 1809–1885, aus Fürth in Bayern, bedeutender Medi-

ziner, war 1840–1843 Professor in Zürich, 1844–1852 Professor in Heidelberg. 28, 139, 144, 148

Herwegh, Georg Friedrich, 1817–1875, der deutsche politische Dichter, hielt sich wiederholt in der Schweiz auf. 86, 311, 330

Hertz, Wilhelm, Inhaber der Besserschen Buchhandlung in Berlin, verlegte als erster «Das Sinngedicht», die «gesammelten Gedichte», «Martin Salander» und die «gesammelten Werke» Kellers. 615, 639

Hettner, Hermann, 1821–1882, war 1847 Privatdozent für Ästhetik, Literatur und Kunst in Jena, wurde 1851 Professor in Jena, 1855 in Dresden. 28, 144, 162, *169–177*, *181–188*, *190–192*, *201–205*, *207–209*, *211–214*, 215 f, *218–222*, *223*, *224–226*, *294–295*, *298*, *306–308*, *313*

Heyse, Paul, 1830–1914, der fruchtbare Lyriker, Novellist und Dramatiker, seit 1854 in München, lernte Keller 1857 auf einer Reise in die Schweiz kennen. 220, *328–330*, *428*, *454–455*, *489*, *498*, *506–507*, *511*, *514*, *520–522*, *524–526*, *530–531*, *533–537*, *541–542*, *546–547*, *549–550*, *556*, *563–564*, 577, 580 f, 584 f, 591 f, 596, 600 f, 608, 609, 611, 615, 619 f, 622, 623 f, 626, 627, 628, 630, 631, 632, *635–636*, *641*, *644–645*, 647, *653–654*, *662–663*

Hirzel, Konrad Melchior, 1793–1843, 1832–1839 Bürgermeister von Zürich; die von ihm vertretene Berufung des Theologieprofessors D. F. Strauß gab Veranlassung zum Zürich-Putsch und zum Sturz der Regierung. 81

Hitzig, Ferdinand, 1807–1875, stammte aus dem Badischen, seit 1833 Theologieprofessor in Zürich, wo er die Berufung von D. F. Strauß veranlaßte, seit 1861 in Heidelberg. 313

Hitzig, Julius Eduard, 1838–1907, aus Berlin, seit 1875 Professor für Psychiatrie und Direktor der Irrenanstalt Burghölzli in Zürich, trat 1878 unter dem Eindruck des Streites mit dem Anstaltsverwalter Schnurrenberger, der ins Politische gezogen wurde, zurück. *498–500*

Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus, 1776–1822, der aus Königsberg stammende Berliner Kammergerichtsrat, Musiker und Dichter. 78

Humboldt, Alexander von, 1769–1859, Berlin, der große Naturforscher. 331 f, 334, 391

Jean Paul, eigentlich Jean Paul Friedrich Richter, 1763–1825. 84, 208, 257, 263

Jordan, Wilhelm, 1819–1904, Verfasser des Stabreimepos «Die Nibelungen», das er auf Gastreisen vortrug. 584

Kapp, Johanna, 1824–1883, Tochter des Philosophen und Politikers Christian Kapp (1840–1844 Professor in Heidelberg), starb 1882 in München in geistiger Umnachtung. 158, *159–164*, 311

Kaulbach, Wilhelm von, 1805–1874, der bedeutendste Schüler von Cornelius als Historienmaler, seit 1825 in München, wo er 1847 Direktor der Kunstakademie wurde. 59

Keller, Elisabeth, geborene Scheuchzer, Gottfried Kellers Mutter, 1787–1864. *40–55*, 95, 121, *138–140*, *150–151*, *157–158*, *198*, *200–201*, *217–218*, *227–229*, 292, 509, 589

Keller, Ferdinand, 1800–1881, Zürich, Archäologe, Entdecker von Pfahlbauten. 497

Keller, Friedrich Ludwig, 1799–1860, aus Zürich, bedeutender Jurist, bis 1839 als Politiker und Professor in Zürich, seit 1848 Professor in Berlin, wo er konservatives Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, später des Herrenhauses wurde. 150

Keller, Gottfried, 1819–1890. Über seine Werke:

Gedichte 10, 20, 22, 27, 92, 178, 194, 196f, 507, 534, 535f, 544, 577, 578f, 581, 590f, 613, 615, 622, 624f, 627

Der Apotheker von Chamounix 203, 333

Der grüne Heinrich 23f, 149f, 166–169, 173, 178, 186–188, 189–190, 194, 206–207, 210, 211–212, 217f, 218, 222, 224–226, 301f, 358–360

Neubearbeitung des Grünen Heinrich 428f, 450f, 494, 511, 516, 520, 522f, 528, 568, 576, 578, 585, 588, 592, 593f, 594, 599

Die Leute von Seldwyla 29, 192, 203, 208f, 299, 302f, 303, 437, 448–450, 546

Sieben Legenden 29, 448

Züricher Novellen 537, 571, 572, 575, 609

Das Fähnlein der sieben Aufrechten 29, 334–340, 575

Das Sinngedicht (Galatea-Novellen) 29, 227, 318, 333, 524–526, 528, 593, 599, 605f, 615

Martin Salander 30, 534, 551–552, 556, 557, 560–562, 612, 625, 627f

Dramatische Pläne und Fragmente 172, 198, 203, 208

Für die kleineren Arbeiten siehe das Inhaltsverzeichnis dieses Bandes.

Keller, Regula, 1822–1888, die Schwester Gottfrieds. 47f, 53f, 121, 217, 292, 310, *437–438*, 509f, 541, 564, 565, 586, 592, 613, 616, 625

Kinkel, Gottfried, 1815–1882, aus Oberkassel bei Bonn, am 48er Aufstand beteiligt, floh 1850 nach London, wurde 1866 Professor für Archäologie und Kunstgeschichte am Polytechnikum in Zürich, seit 1875 Bürger Zürichs. 430, 537

Köchly, Hermann, 1815–1876, aus Dresden, klassischer Philologe, 1851 Professor in Zürich, später in Heidelberg. 308, 310

Koller, Rudolf, 1828–1905, Tier- und Landschaftsmaler in Zürich. 675–678

Köster, Christian, 1783–1851, Landschaftsmaler, Restaurator und Chordirigent in Heidelberg. 142

Kroeker, Käthe, Tochter von Ferdinand Freiligrath, lebte in London, übersetzte den «Grünen Heinrich» und Teile der «Leute von Seldwyla» ins Englische. *560–561*

Kugler, Franz, 1808–1858, Berliner Kunsthistoriker. 498

Kuh, Emil, 1828–1876, österreichischer Literarhistoriker jüdischer Abstammung, Mitarbeiter der Neuen Freien Presse in Wien. *428–429*, *431–434*, *438*, *443–448*, *453–454*, *456–457*, 493

Lang, Heinrich, 1826–1876, in Tübingen ausgebildeter Theologe, seit 1870 Pfarrer an St. Peter in Zürich, Vertreter der «Reformtheologie», die Keller im «Verlorenen Lachen» aufs Korn nahm. 450

Lassalle, Ferdinand, 1825–1864, sozialistischer Führer und Schriftsteller jüdischer Abstammung. 325f, 423

Leemann, Rudolf, 1812–1865, aus Rued im Aargau, Zeichner und Maler, 1835–1849 in München, seit 1853 wieder in Zürich. 62, *92–94*

Lenau, Nikolaus, 1802–1850. 177f

Lessing, Gotthold Ephraim, 1729–1781, der deutsche Dichter. 174f, 204, 544f

Leuthold, Heinrich, 1827–1879, geboren in Wetzikon, lebte in München, kam verwahrlost in die Heimat zurück, seit 1877 in der Irrenheilanstalt Burghölzli in Zürich. 635, *646–647*, 647–654

Lewald, Fanny, 1811–1889, Schriftstellerin, unterhielt in Berlin einen modernistischen literarischen Salon, lebte mit Adolf Stahr zusammen, seit 1854 in legitimer Ehe. 169, 171 f, 196, 204, 226, 295, 306, 307

Lindau, Paul, 1839–1919, Journalist und Dramatiker in Berlin, gab 1872–1881 die Wochenschrift «Die Gegenwart» und 1878–1904 die Monatsschrift «Nord und Süd» heraus, für die Keller Beiträge lieferte. 12, 587

Liszt, Franz, 1811–1886, der große Pianist und Komponist, lebte und reiste mit der Fürstin Karoline Sayn-Wittgenstein zusammen. 195, 308, 310, 311, 312

Ludwig, Otto, 1813–1865, der deutsche Dichter. 434, 494

Mazzini, Giuseppe, 1805–1872, republikanischer Vorkämpfer der Einigung Italiens. 425

Melos, Marie, 1820–1888, wohnte mit ihrer Schwester und ihrem Schwager Freiligrath zusammen, 1845/46 in Zürich, seit 1877 durch Briefwechsel anläßlich ihres gemeinsamen Geburtstags am 19. Juli wieder mit Keller in Verbindung. *490–491*, *513–514*, *539–540*

Meyer, Conrad Ferdinand, 1825–1898, der Zürcher Dichter, wohnte seit 1877 in Kilchberg bei Zürich. 513, 537, 610, 612, 617, 619, 629, *634–645*

Meyer von Knonau, Gerold, 1804–1858, Staatsarchivar in Zürich. *7–8*

Mind, Gottfried, 1768–1814, Tiermaler in Bern. 521

Moleschott, Jakob, 1822–1893, als Physiologe 1847 in Heidelberg habilitiert, später einige Jahre in Zürich. 162, 307, 310, 311, 312

Mörike, Eduard, 1804–1875, der schwäbische Dichter. 447, 448, 489, 523, 608

Mosenthal, Salomon, 1821–1877, Beamter und Bühnenschriftsteller in Wien, 1871 geadelt. 221, 290

Müller Johann, 1819–1888, aus Frauenfeld, ging 1839 als Maler nach München, kehrte dann ins väterliche Geschäft zurück und wanderte später nach Amerika aus. *32–40*

Münch, Eduard, Jugendfreund Kellers, wanderte 1854 nach Amerika aus, besuchte Keller während einer Europareise. *508–511*

Napoleon III., Kaiser der Franzosen. 332, 346, 371, 372

Nerrlich, Paul, 1844–1904, Gymnasialprofessor in Berlin, schrieb 1881 «Im neuen Reich» über den Grünen Heinrich. *520*

Nietzsche, Friedrich, 1844–1900, der deutsche Philosoph, war 1869–1879 Professor in Basel, besuchte Keller in Zürich und übersandte ihm mit Worten der Verehrung seinen «Zarathustra». Ein weiterer Brief Kellers an Nietzsche, auf den dieser im Juni 1883 Bezug nimmt, scheint nicht erhalten zu sein. 438, *550–551*

Orelli-Breitinger, Barbara von, 1792–1875, die Gattin des Gymnasialprofessors Konrad Orelli in Zürich. *101–106*

Palleske, Emil, 1823–1880, Schriftsteller und Vortragskünstler in Berlin, wo Keller mit ihm bekannt wurde. Anläßlich einer Vortragsreise nach Zürich 1875 widmete ihm Keller einen Aufsatz. *209–211*

Paul: siehe Jean Paul.

Pestalozzi, Johann Heinrich, 1746–1827. 232, 370, 436f

Petersen, Wilhelm, 1835–1900, Regierungsrat in Schleswig. Seine Freundschaft mit Keller entspann sich aus dem Briefwechsel; er vermittelte die Beziehung zu Storm und kam mehrfach nach Zürich. *490, 493–494, 507, 511–512, 523, 530, 541, 542–543*, 571f, 579f, 580, *585*, 590, 603, 622, 626

Planta, Andreas von, 1819–1889, vielseitig tätiger Graubündner Nationalrat, beteiligte sich 1853 auf Veranlassung von Christian Heußer und Dubs an der «Aktiengesellschaft» zugunsten des in Berlin von seinen Schulden bedrängten Keller. 566f

Planta, Jacques von, 1855–1917, Sohn des vorigen. *566–567*

Racine, 1639–1699, der große französische Dramatiker. 174f

Rachel, Elisa, 1820–1858, französische Schauspielerin, gastierte 1850 in Berlin in klassischen Rollen. 174

Reuter, Fritz, 1810–1874, der plattdeutsche Schriftsteller. 447, 580

Rieter, Luise, 1828–1879, aus Winterthur. *99–101*, 101–106, 121, 123

Ring, Max, 1817–1901, Romanschriftsteller und Dramatiker in Berlin. 204, 208, 210, 222

Rodenberg, Julius, 1831–1914, eigentlich Levy, seit 1863 in Berlin, gab 1874–1914 die «Deutsche Rundschau» heraus, an der auch Keller, Meyer und Heyse mitarbeiteten. *517–518, 538–539, 551 bis 552,* 585, 610, 625, *636–637, 640, 642–643, 659–660*

Roth, Abraham, 1823–1880, thurgauischer Abstammung, Mitbegründer des Berner «Bund», Herausgeber der «Sonntagspost» in Bern 1865–1870, an der Keller mitarbeitete. *385–387*

Rückert, Friedrich, 1788–1866, der deutsche Dichter. 484

Ruge, Arnold, 1802–1880, deutscher radikal-liberaler Philosoph und Publizist. 146, 196

Scherenberg, Christian Friedrich, 1798–1881, Mitglied der Berliner Dichtergesellschaft «Der Tunnel», bekannt durch seine lyrischen Schlachtgemälde. 191, 209 f

Scheuchzer, Johann Heinrich, 1786–1857, Arzt in Glattfelden, der Onkel und Vormund Kellers. *31,* 45, 311, 510

Schiller, Friedrich, 1759–1805. 70, 175, 185, 329, 330, 388–419, 425 f, 594

Schmidt, Erich, 1853–1913, Literarhistoriker in Wien, Weimar und Berlin. *544–546,* 609, 615

Schneider, Albert, 1836–1904, Zürich, seit 1878 Professor für römisches Recht an der Universität. 570

Schnyder von Wartensee, Xaver, 1786–1868, aus Luzern, Komponist, lange in Frankfurt a. M. tätig. 483–488

Schott, Sigmund. «Ein Herr Sigmund Schott in Frankfurt a. M., Bankbeamter und Literaturfreund, Lessingkenner und gelegentlich selbst schreibend, der mit mir befreundet ist.» *561–562, 568*

Schulz, Wilhelm, 1797–1860, deutscher liberaler Politiker und Schriftsteller, lebte seit 1836 in der Emigration in Zürich. 124, 312

Schweizer, Alexander, 1808–1888, Pfarrer am Großmünster und Theologieprofessor in Zürich. 450, 548

Schweizer-Labhart, J., 1833–1902, Beamter der Nordostbahn in Zürich; sein Sohn Richard (1868–1906), von dem sein Brief handelt, wurde später Musiker. *553–555*

Seidel, Heinrich, 1842–1906, Erzähler, Schöpfer der Figur Leberecht Hühnchen. 615

Semper, Gottfried, 1803–1879, der große deutsche Architekt, war

1855–1871 Professor am Polytechnikum in Zürich, dessen Neubau er schuf. 293, 295, 308, 313, 435

Sennhauser, R., *427–428*

Shakespeare, 170, 174, 181–182, 211, 303, 311, 347–352, 457, 563

Sieber, Johann Kaspar, 1821–1878, fortschrittlicher Zürcher Politiker, übernahm 1869 als Regierungsrat die Erziehungsdirektion des Kantons Zürich. *420–421*, 648, 649

Simon, Heinrich, 294, 295

Spielhagen, Friedrich, 1829–1911, aus Magdeburg, Romanschriftsteller, befaßte sich auch mit Theorie und Technik des Romans. 535

Spitteler, Carl, 1845–1924, der Schweizer Dichter. 655–666, *658*, *660–662*

Stahr, Adolf, 1805–1876, Berliner Schriftsteller, mit seiner Freundin und späteren Gattin Fanny Lewald oft auf Reisen. 204, 226, 294, 295, 306, 307, 318

Stifter, Adalbert, 1805–1868, der österreichische Dichter. 208, 287

Storm, Theodor, 1817–1888, der niederdeutsche Dichter, 1864–1880 Amtsrichter in seiner Geburtsstadt Husum, dann in Hademarschen. Keller hat ihn nie gesehen. 530, 536, 563, *571–633*

Strauß, David Friedrich, 1808–1874, Theologe, Verfasser des «Leben Jesu» (1835). Seine Berufung nach Zürich 1839 war Anlaß zum «Zürich-Putsch», worauf er sofort pensioniert wurde. 81, 438

Stückelberg, Ernst, 1831–1903, Maler aus Basel, gewann 1876 den Wettbewerb zur Ausmalung der Tellskapelle, die er 1880–1882 ausführte. 667–671

Sulzer, Eduard, 1789–1857, Lehrer für deutsche Sprache am Fellenbergschen Institut in Hofwil, 1831–1849 Zürcher Regierungsrat, verhalf Keller mit zu seinem Reisestipendium nach Deutschland. 107 f

Sulzer, Johann Jakob, 1821–1897, aus Winterthur, 1852–1857 Regierungsrat und Finanzdirektor in Zürich, später Stadtpräsident von Winterthur, Nationalrat, Ständerat, demokratischer Parteiführer. «Einer der geistvollsten und zugleich verbohrtesten Schweizer.» 293

Tendering, Betty, die 1831 geborene Schwester von Frau Lina Duncker. 296 f

Tieck, Ludwig, 1773–1853, Dichter der Romantik. 211, 218, 352

Varnhagen von Ense, Karl August, 1785–1858, in jüngern Jahren Diplomat, unterhielt einen berühmten Berliner «Salon». *196–198*, 324f, 331f, 334, 391, 446

Vehse, Eduard, 1802–1870, Berlin, der Verfasser der etwas anrüchigen « Geschichte der deutschen Höfe ». 294

Vieweg, Eduard, 1797–1867, Inhaber des Verlagshauses Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig. Bei ihm erschienen die Erstausgaben des Grünen Heinrich, des ersten Bandes der Leute von Seldwyla und der Gedichtband von 1851. 139, *166–169*, 178, *189–190*, 203, *205–207*, 209, 210, *222*, 223, *224*, 227, *229*, *301–302*, 303, 451

Vischer, Friedrich Theodor, 1807–1887, aus Ludwigsburg, war 1855–1866 Professor für Ästhetik am Polytechnikum und an der Universität in Zürich, dann in Stuttgart, 1879 erschien sein Roman « Auch Einer ». 293, 308, 310, 311, 312, 313, 328, 330, 342, 345–357, *448–450*, *493*, *496–497*, 525, *526–527*, 557–560

Vogel, Ludwig, 1788–1879, schweizer Historienmaler in Zürich. Von München aus hatte Keller seine Mutter an Vogel zur Beurteilung seines Malertalentes verwiesen. 507–508, 669

Wagner, Richard, 1813–1883, der große Komponist, wohnte 1850–1858 als politischer Flüchtling in Zürich, wirkte hier als Theater- und Konzertdirigent, schuf den Text zum Ring und die Musik zu Rheingold, Wallküre, den ersten beiden Akten von Siegfried und zum ersten Akt des Tristan. 195, 293, 295, 298, 300, 308, 310, 312, 313, 317, 415, 438

Weber, Hans, 1839–1918, aus Zofingen, 1875–1908 Bundesrichter, mit Keller in dessen letzten Lebensjahren befreundet. *548–549*

Weibert, Ferdinand, geb. 1841, Inhaber der Göschenschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart, verlegte die Sieben Lebenden, die Gesamtausgabe der Leute von Seldwyla, die Züricher Novellen und die zweite Fassung des Grünen Heinrich. *450–451*, *455*, *546*, 586, *650–651*

Welti-Escher, siehe Lydia Escher.

Wesendonck, Mathilde, geb. Luckemeyer, 1828–1902, die Freundin Richard Wagners, war mit ihrem Gatten, einem reichen Kauf-

mann, 1851 nach Zürich übergesiedelt, wo sie ein gastfreies Haus hielten. 293, 317, *425–427*, 429

Widmann, Adolf, 1818–1878, Schriftsteller, dem Keller in Berlin begegnete. 303

Widmann, Joseph Viktor, 1842–1911, aus Österreich stammend, in Liestal aufgewachsen, vielseitiger Schriftsteller, seit 1880 Feuilleton-Redaktor des «Bund» in Bern. *442–443*, *452–453*, *529–530*, 533 f, *557*, *562–563*, *655–658*, *658–659*, 663, *663–666*

Wieland, Christoph Martin, 1733–1813, der deutsche Dichter. 185, 326, 327

Wildenbruch, Ernst von, 1845–1909, der Dramatiker der wilhelminischen Epoche. *543–544*, 625, 631

Wilhelm II., deutscher Kaiser. 562

Winter, Anton, Verlagsbuchhändler in Weimar, bei dem durch Vermittlung Follens 1846 Kellers erster Gedichtband erschien. 139

Zehnder-Stadlin, Josephine, 1806–1875, Lehrerin und Schriftstellerin in Zürich, Verfasserin eines Werkes über Pestalozzi, das Keller als kulturhistorische Quelle für den «Landvogt von Greifensee» benutzte. *436–437*

Zola, Emile, 1840–1902, der französische Romanschriftsteller. 550

Zünd, Robert, 1827– 1909, Landschaftsmaler in Luzern. 673–674

INHALT

Vorwort des Herausgebers 5

Autobiographisches 7–30
Autobiographische Skizze von 1847 7
Autobiographisches (1876) 12
Biographische Notiz von 1884 (Faksimile) 25
Selbstbiographie (1889) 26

Der Jüngling 31–40
In ein Stammbuch 32

Briefe aus München (1840–1842) 41–67
Fabel 66
München (Eintragung ins Schreibbuch) 67

Vermischte Gedanken über die Schweiz (1841) 68–73

Tagebuch (Zürich 1843) 74–89

Briefe aus Zürich 1843–1848 90–109
Zeitgemäße Betrachtungen (1845) 94
Glocken-Inschriften 109

Traumbuch (Tagebuch Zürich 1846–1848) . . . 110–137

Als Stipendiat in Heidelberg (1848–1850) . . . 138–165
Die Romantik und die Gegenwart. Eine Grille (1849) 154

Briefe aus Berlin (1850–1855) 166–231
Constitutionelle Zeitung, Berlin (1851) 192

Jeremias Gotthelf 232–291
I. Besprechung von « Uli der Knecht » und « Uli der Pächter » 232

II. Besprechung von « Käserei in der Vehfreude » und « Erzählungen und Bilder » 255
III. Besprechung von « Zeitgeist und Berner Geist » . 265
IV. Besprechung von « Erlebnisse eines Schuldenbauers » 279

Zurück in Zürich (1856–1861). 292–344

Die neuen kritischen Gänge von F. Th. Vischer (1861) 345–357

Als Politiker 358–387
Aus den Materialien zum « Grünen Heinrich » (um 1849) 358
An die hohe Bundesversammlung (1856) 361
Aufruf zu einer Volksversammlung in Uster (1860) . 362
Zürcher Korrespondenzen (1860) 364
Nachträgliches (1861) 369
Randglossen (1861). 371
Pfingsten (1861) 377
Unser Große Rat (1861) 379
Eine Steuerverweigerung (1861) 380
Kantonalberichte (1864/65) 383
Vom Schweizerischen Wehrwesen (1866) 385

Das Schillerfest am Mythenstein 388–419
Das Schillerfest auf dem Mythenstein (1860) 388
Am Mythenstein (1861). 390

Als Staatsschreiber des Kantons Zürich 420–458
Über Grillparzer 431
Vorwort zu einem Lesebuch 457

Amtliche Bekanntmachungen und Bettagsmandate 459–482
Aufruf zu den Maiwahlen 1862 459
Kundmachung. 1863 462
Entwurf zum Bettagsmandat von 1862 465
Bettagsmandat 1863 470
Bettagsmandat 1867 473
Bettagsmandat 1871 477
Bettagsmandat 1872 480

Erinnerungen an Xaver Schnyder von Wartensee 483–488

Das Alter 1876–1890 489–570
Adresse an den aus Zürich scheidenden Irrenhausdirektor Professor Dr. E. Hitzig. 1878 498
Die Weihnachtsfeier im Irrenhaus. 1878 501
Ludwig Vogel. 1879 507
Parabel. 1881 519
Trinkspruch auf Professor Alexander Schweizer. 1884 548
Spruch. 1885 551
Zu Friedrich Theodor Vischers achtzigstem Geburtstage. 1887 557
Zu Alfred Eschers Denkmalweihe. 1889 567
Öffentliches Testament. 1890 569

Die Briefe an Theodor Storm 570–633

Conrad Ferdinand Meyer 634–645

Heinrich Leuthold 646–654
Heinrich Leutholds Gedichte. 1878 651

Carl Spitteler 655–666

Ein bescheidenes Kunstreischen (1881/82) . . . 667–678

Namenverzeichnis 679

GOTTFRIED KELLERS WERKE

INHALTSVERZEICHNIS DER SIEBEN BÄNDE

Erster Band

Gedichte

Mit einer Einleitung «Gottfried Keller» von Robert Faesi

Zweiter Band

Der grüne Heinrich

Band I, II und III

Dritter Band

Der grüne Heinrich

Band IV

Fragmente aus der ersten Fassung

Dramatische Fragmente

Vierter Band

Die Leute von Seldwyla

Fünfter Band

Züricher Novellen

Sieben Legenden

Kleinere Erzählungen

Sechster Band

Das Sinngedicht

Martin Salander

Siebenter Band

Briefe, Tagebücher und Aufsätze